AUTHOR:

BIEDER, THEOBALD

TITLE:

GESCHICHTE DER GERMANEN ...

PLACE:

HILDBURGHAUSEN

DATE:

1913-25

Master Negative #

93-81621-4

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Bieder, Theobald, 1876-
Geschichte der Germanenforschung, von Th. Bieder ... Hildburghausen, Thüringische verlags-anstalt, 1913-25.
3 v. in 1. 25½ cm.

t. 1 is Beiträge zur rassenkunde, hft. 11.
t. 2-3 have imprint: Leipzig, Weicher.
Contents.--1. t. Einleitung. Die Germanenforschung in Frankreich und Italien.--2. t. 1806-1870.
--3. t. (Von 1870 bis zur gegenwart) Heimat der Germanen und Indogermanen Germania des Tacitus.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 7-30-93 INITIALS GS
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

PART 1

BIBLIOGRAPHIC IRREGULARITIES

MAIN ENTRY: Beider, Theobald
Part 1

Bibliographic Irregularities in the Original Document
List volumes and pages affected; include name of institution if filming borrowed text.

______ **Page(s) missing/not available:** ______

______ **Volumes(s) missing/not available:** ______

√ **Illegible and/or damaged page(s):** 5-6

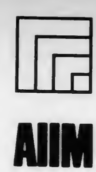
______ **Page(s) or volumes(s) misnumbered:** ______

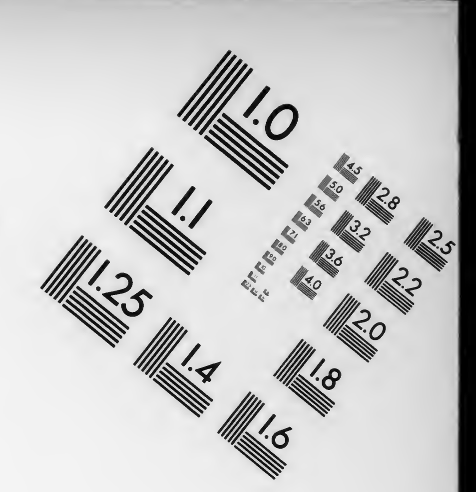
______ **Bound out of sequence:** ______

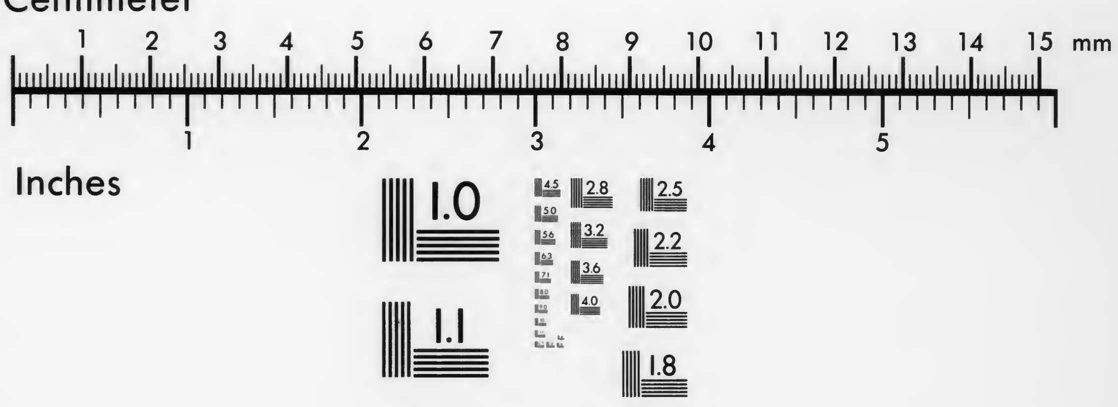
______ **Page(s) or illustration(s) filmed from copy borrowed from:** Best Copy Available.

______ **Other:** ______

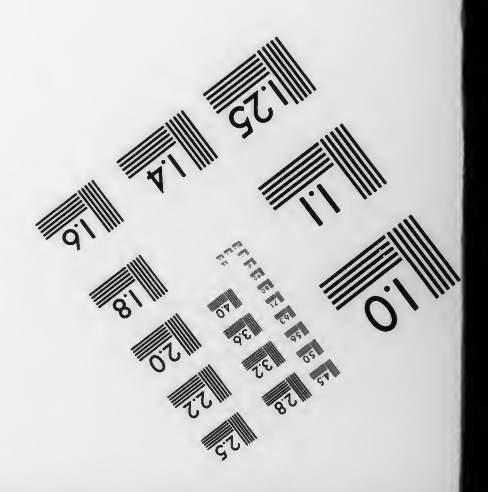
BEST COPY
AVAILABLE

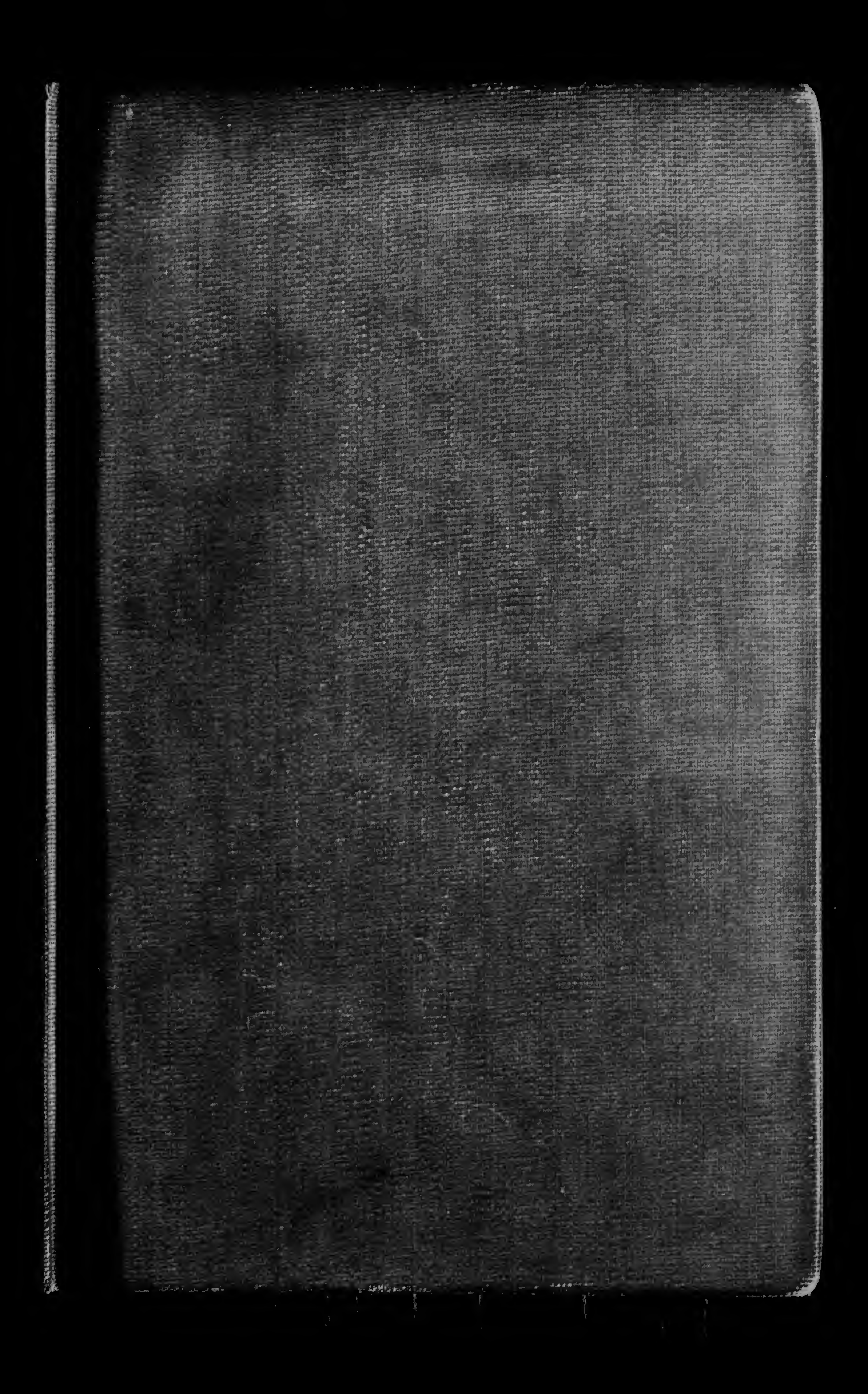






Centimeter
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm
1 2 3 4 5
Inches





Geschichte der Germanenforschung

Von

Th. Bieder.

Erster Teil: **Einleitung. Die Germanenforschung in Frankreich und Italien.**



Thüringische Verlags-Anstalt Hildburghausen.
1913.

Vorwort.

Nur langsam schreitet eine Arbeit voran, zu deren Aufgaben es gehört, auch manche verborgene Quelle wieder aufzudecken. Um die Leser meiner „Beiträge zur Geschichte der Rassenforschung und der Theorie der Germanenheimat" (1909) nicht länger warten zu lassen, gebe ich hier als erste Folge der genannten Schrift das von mir bis Anfang 1911 für die Germanenforschung in Frankreich und Italien gesammelte Material und muß die sich als notwendig erweisenden Nachträge dem dritten und letzten Hefte der Sammlung, das hoffentlich noch in diesem Jahre erscheinen kann, als Anhang beifügen.

Hamburg, Ostern 1913.

Theobald Bieder.

I. Einleitendes.

Der Titel „Germanen-Forschung" bedarf einer Rechtfertigung, weil es sich hier um einen Ausdruck handelt, der in der Wissenschaft noch kein Bürgerrecht erworben hat, und weil ein Autor, der das Germanentum in den Mittelpunkt seines Gesichts- und Weltanschauungskreises rückt, sich leicht dem Verdachte aussetzt, der Rasseneitelkeit oder dem Nationaldünkel Vorschub zu leisten. Ein wissenschaftlicher Ausdruck wäre „Germanistik" gewesen. Doch sind hier die Grenzen zu eng gezogen. Zwar hat schon Jakob Grimm in der ersten Germanisten-Versammlung (1846) außer der Beschäftigung mit den germanischen Sprachen auch diejenige mit germanischer Geschichte und germanischem Recht für die „Germanistik" in Anspruch genommen. Damit dürfte aber auch heute die Wissenschaft offiziell abschließen, indem sie die urgermanische Kulturgeschichte der allgemeinen Menschheitsgeschichte anreiht, wofür die Zusammenstellung in den meisten Museen für Völkerkunde den besten Beweis liefert. Und die Beschäftigung mit Rassenproblemen ist nach Ansicht einflußreicher Schriftsteller Sache des vagierenden Dilettantismus. Dennoch sind gerade die beiden letztgenannten Gebiete den schon von Jakob Grimm erwähnten mindestens ebenbürtig und für die folgenden Ausführungen besonders ausschlaggebend, denn wie schon meine „Beiträge" gezeigt haben, beabsichtige ich nicht, etwa den Inhalt der Werke Rud. v. Raumers und Hermann Pauls über die Geschichte der germanischen Philologie in nuce wiederzugeben, wenngleich nicht verkannt werden darf, daß mein Thema eng damit zusammenhängt.

Aus der früheren Abhandlung ging hervor, daß die allgemein gültige Auffassung, nach welcher Gobineau der Begründer der Lehre vom Unterschied der Menschenrassen war, einer erheblichen Korrektur bedurfte. Allerdings darf man ohne weiteres zugestehen, daß erst Gobineau die weitestgehenden Anregungen gegeben und viele Kreise zur Beschäftigung mit Rassenfragen veranlaßt hat, wobei ihm der Umstand, daß er ein Ausländer war, wohl zustatten kam. Daß die Rassentheorie durch einen „Ausländer" bei uns eingeführt sein sollte, war für Dr. Albrecht Wirth ein Grund mehr, sie aus den staatlichen Belangen zu verabschieden*). Andererseits war es — nach H. S. Chamberlain — noch unter Virchow ein politisches Postulat, „die absolute intellektuelle und moralische Gleichheit der Menschen auf Erden" anzuerkennen. „So spielte die Politik — und zwar die schlechteste Bierbankpolitik — in die Wissenschaft hinein, lähmte und vergiftete sie durch und durch, und machte sie, statt zu einem zuverlässigen

*) Siehe den Bericht in der Pol.-anthr. Revue, Juli 1909, S. 219.

Leiter der bedürftigen Menschheit, zu einem verhängnisvollen Irreführer.“*) Unmittelbar darauf verfällt Chamberlain dem Irrtume, daß in früherer Zeit die Philologie mehr als die Anthropologie zur Aufhellung der Rassenfrage beigetragen habe.

Die Wurzeln der geschichtswissenschaftlichen Probleme unserer Zeit liegen indessen tiefer als man gemeinhin annimmt. Auch diejenigen der naturwissenschaftlichen Probleme, was von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Man darf wohl im geistigen Leben der Gegenwart, die sich sicherlich mit Recht eine „Uebergangszeit‘ nennt, dem naturwissenschaftlichen Monismus eine Führerrolle zusprechen. Ist es ein Zufall, daß der Ausdruck „Uebergangszeit“ sich viele Jahrzehnte zurückverfolgen läßt? Im Grunde liegt aber darin, daß so manches Zeitalter sich als „Uebergangszeit“ betrachtet, zugleich sein Segen und sein Fluch. Sein Segen, weil es über brennenden Tagesfragen nicht die höheren Interessen der Kulturmenschheit vergißt; sein Fluch, weil unter diesen Auspizien das in die Zukunft wirken sollende Verantwortlichkeitsgefühl leicht verloren geht und der einzelne Schillers Forderung, „den Augenblick, der sein ist, ganz zu erfüllen“, weniger bestrebt ist einzulösen. Auf die Wissenschaft übertragen: ihr Repräsentant soll sich den Blick für Erde und Himmel frei erhalten. „Sieh nach den Sternen und hab’ acht auf die Gasse“, lautet ein Wort Wilhelm Raabes. Wer das harmonische Ineinandergreifen der Wissenschaften wie Astronomie und Geologie, Erd- und Völkerkunde mit tieferem Interesse betrachtet, dem erschließt sich auch nach der geschichtlichen Seite hin ein Weitblick, der die Errungenschaften unserer Zeit ins richtige Verhältnis zu denen der Vergangenheit bringt und eben darum — zur Bescheidenheit führt.

Als im Februar 1909 die Jahrhundertfeier des Geburtstags Darwins begangen wurde, erinnerte man sich des gerade 1809 erschienenen Werkes „philosophie zoologique“ von Lamarck als dem „Begründer“ der Deszendenztheorie. Mit dieser Vereinigung war denn die Entdeckung der eigentlichen Grundlagen für die moderne Naturwissenschaft wiederum den „Ausländern“ vorbehalten. Das Werk eines deutschen Forschers, das ebenfalls 1809 ans Licht trat, wurde aber meines Wissens nicht genannt. Ich meine die „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ von Friedrich August Carus**). Allerdings lieg die Tendenz dieses Werkes nicht in der Richtung unseres Thema: sein Verfasser vertrat vielmehr einen kosmopolitischen Standpunkt un bekämpfte die Ansichten des in der Rassenfrage sehr scharf definieren den Meiners. „Wie kann man die Völker aus ihrem Standpunkte reißen und nach einem Maßstabe richten!“ (S. 108). Um so wichtiger ist das Werk für die Geschichte der naturwissenschaftlichen Erkenntnis; findet sich doch in ihm die Deszendenztheorie deutlich ausgesprochen: „Das Menschengeschlecht scheint allmählich aus dem höheren Tiergeschlecht entsprossen zu sein, wird ihm aber auch immer mehr entwachsen und sich immer mehr enttieren, je mehr es sich vermenschlicht und vergöttlicht. Dabei bestimmen wir jedoch nicht die

*) Siehe „Grundlagen“, 4. Aufl., Vorwort, S. XXXV.

**) F. A. Carus war Professor der Philosophie zu Leipzig, wo er 1807 im 38. Lebensjahre starb. Das hier genannte Werk wurde mit anderen nachgelassenen Schriften von Ferdinand Hand herausgegeben.

besondere Art, die niemand für eine der Natur unerreichbare Möglichkeit erklären kann. Daraus, daß wir dies nicht empirisch genau nachweisen können, folgt nichts; denn aus der empirischen Geschichte der Menschen, die so jung ist, läßt sich nicht nur nichts widerlegen, sondern es war, auch wenn sie uralt wäre, doch schlechterdings unmöglich, daß von den ersten menschlichen Tieren schon hätten sollen Beobachtungen gemacht werden können.“ Ganz im Sinne des Darwinismus wird nach Carus „der Mensch durch diese Hypothese nicht erniedrigt, vielmehr verherrlicht, denn der Mensch ist die höchste Blüte langer und mannigfaltiger Organisation“. So verlockend es ist, eine weitere Blütenlese aus diesem Buche zu geben, will ich mich doch auf die Schlußsätze beschränken: „Erreicht wird das Göttliche, als Ideal aller Lebendigen im All nie, nur von jedem geahnt; betastet, besessen, geerbt wird es von der Menschheit nicht; aber wohl werden ihre einzelnen Teile von ihm ergriffen, und jeder einzelne ringt nach ihm, auch wo er’s verkennt. In der Brust stirbt es nie aus; es ist ewig. Und jeder hegt ein Vorgefühl der Unendlichkeit, und alle werden den Himmel auf unserer Erde anerkennen, die in dem Menschen nicht die Meinung, sondern das Herz fassen.“ Kein Zweifel, daß die moderne Monistenbewegung dieses, wie es scheint wenig bekannte Werk*) als einen ihrer wertvollsten Vorläufer auf deutschem Boden einschätzen muß. Dem Kosmopolitismus Carus’ steht der Nationalismus seines Zeitgenossen Fichte gegenüber: „Der Glaube des edlen Menschen an die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auch auf dieser Erde gründet sich auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volkes, aus dem er selber sich entwickelt hat und der Eigentümlichkeit desselben, nach jenem verborgenen Gesetze ohne Einmischung und Verderbung durch irgendein Fremdes und in das Ganze dieser Gesetzgebung nicht Gehöriges. Diese Eigentümlichkeit ist das Ewige, dem er die Ewigkeit seiner selbst und seines Fortwirkens anvertraut, die ewige Ordnung der Dinge, in die er sein Ewiges legt.“

Jener kosmopolitische Zug bei Carus, der also mit der noch später (unter Virchow) gepflegten Anschauung wunderbar übereinstimmt, wird um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer fast alltäglichen Erscheinung. Wie kaum ein vorhergehendes Zeitalter steht die Zeit um 1850, in der der Einfluß Darwins zu wirken beginnt, im Zeichen naturwissenschaftlicher Aufklärung. Der Mensch wird seiner „Göttlichkeit“, seiner höheren Bestimmung, völlig entkleidet und sieht sich dem allgemeinen animalischen Leben auf der Erde gleichgestellt. Schärfer ist wohl niemals in der einschlägigen Literatur die „irdische Gebundenheit“ des Menschengeschlechts zum Ausdruck gebracht worden als in den fünfziger bis achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Eine Folgeerscheinung war, daß die Rassen nur in rein zivilisatorischer Beziehung eingeschätzt wurden. Ein schlagendes Beispiel dafür liefert Carl Vogt in der 1851 erschienenen „Natürlichen Geschichte der Schöpfung“, S. 257: „Es ist heute nachgewiesen, daß das Gehirn, nachdem es die Reihe der animalischen Umwandlungen durchgemacht hat,

*) Auch in Dr. Rudolf Eislers „Geschichte des Monismus“ (Leipzig 1910) findet es sich nicht erwähnt.

zuletzt durch die Charaktere hindurchgeht, in welchem es bei dem Neger, Malaien, Amerikaner und Mongolen erscheint und zuletzt auch ein caucasisches wird. Das Gesicht nimmt teil an diesen Wandlungen.... Die leitenden Charaktere der verschiedenen Racen des Menschengeschlechts sind, kurz gesagt, einfach Darstellungen der verschiedenen Stadien der Entwicklung des höchsten oder caucasischen Typus." Damit ist der Gedanke an die gleiche Entwicklungsfähigkeit aller Rassen ausgesprochen, und es charakterisiert sich in diesen Worten die Grundstimmung jener Zeit. Wenn Heinrich Driesmans in seinem Artikel „Haeckels Mission"*) den Haeckelianern vorwirft, sie legten durch die Denkfreiheit ohne Zukunftsperspektive einen Schlußstein auf die ganze Entwicklungsreihe, statt daß sie eine neue Keimzelle ansetzten mit dem Ausblick in die Unendlichkeit, so kommt dieser Vorwurf eigentlich ein halbes Jahrhundert zu spät. Für welche Zeit wäre er wohl zutreffender gewesen, als für die, in welcher „Kraft und Stoff" als einmal gegebene Faktoren die Grenzen der Weltanschauung bestimmten? Kein Wunder, daß jene Zeit der Germanen-Forschung in unserem Sinne wenig günstig war**). Zu dieser intimeren Forschung möchte ich auch nicht zählen, was Prof. Hermann Burmeister, an sich ja sehr germanenfreundlich, in seiner „Geschichte der Schöpfung"***) geschrieben hat: „Nie hat sich die höhere geistige Entwicklung in anderen als indogermanischen Stämmen auf der östlichen Erdhälfte dauernd bewegen können, und wie diese Nationen hier seit den ältesten Zeiten die Träger der Kultur geworden sind, so scheinen sie es auch ferner bleiben zu sollen, seit sie das einzige höher entwickelte Lebenselement der semitischen Völker, die tiefere Religiosität, in sich aufgenommen haben. An dem Mangel dieser Seite ging Griechenland, ging Rom zugrunde, und Germaniens Söhne waren auserkoren, den seltenen Verein von griechischer Genialität mit jüdischer Religiosität als den Kern der neueren Zeit und deren Samen zu allen nachfolgenden lebendigen Völkern über den Erdball zu verbreiten." In diesem ganzen Zusammenhange erscheint die „tiefere semitische Religiosität" in ihrer platten Materialität doch als ein recht fragwürdiges Attribut. An solchen Proben gemessen zeigt sich Gobineaus große Ueberlegenheit, der der Religion an sich keinen Einfluß auf Wachsen und Vergehen der Völker zuschrieb.

Von weit höherer Bedeutung ist die 1850 in Adolph Kolatscheks Deutscher Monatsschrift in drei Teilen veröffentlichte Arbeit Karl Hagens „Zur vergleichenden Staatskunde". Der dritte als der für unser Thema besonders in Betracht kommende Teil beginnt mit den Worten: „So bedeutend auch der unmittelbare Einfluß der Natur auf Volk und Staat sein mag, so dürfen wir doch auch nicht die ursprüng-

*) Deutsche Kultur, Mai 1905. Driesmans' Theorien werden später ausführlicher behandelt werden.

**) Dennoch darf man nicht sagen, daß etwa der Zeit um 1850 jede Empfänglichkeit für Auseinandersetzungen über Rassetheorien gefehlt habe. Sehr wohltuend wirkt z. B. die geradezu glänzende Aufnahme, die die Schrift des Arztes Karl Gustav Carus „Ueber die ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwicklung" bei einem führenden Organ, den „Blättern für literarische Unterhaltung" gefunden hat. Das betr. Referat ist in den Nrn. 282/283 (Ende November 1850) abgedruckt.

***) Mir liegt die 4. Auflage aus dem Jahre 1851 vor.

liche Eigentümlichkeit der Völker vergessen, welche eine so gewaltige Lebenskraft innen hat, daß sie niemals ganz verschwindet, selbst wenn die Völker in ganz neue Umgebungen und in völlig veränderte Beziehungen zu der Natur geraten". Auf Klemm fußend teilt Hagen das Menschengeschlecht in aktive und passive Stämme ein. Europa wird fast ausschließlich von Völkern aktiver Rasse bewohnt, unter denen die Germanen, als in der Mitte zwischen Kelten und Slawen stehend, „geographisch wie geistig das vermittelnde und vermischende Element sind, und zwar nach allen Richtungen hin". Man legt diesen Worten wohl keinen falschen Sinn bei, wenn sie so aufgefaßt werden, daß in den Germanen eine besonders nachhaltig wirkende, Kultur fördernde Kraft lebendig ist. Irgendwelchen Zweifel zerstreut aber Hagen, wenn er sagt: „Schöpferische, geistige Kraft ist am meisten bei den Germanen anzutreffen, sowohl an Tiefe als an Umfang: sie haben auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit sich versucht und hier das Größte geleistet*)." Auch hinsichtlich des Sprachtalents „stehen die Germanen in der Mitte. Auf der einen Seite haben sie wohl eine entschiedene Nationalität, aber sie tritt nicht gerade schroff hervor, weil sie das Talent besitzen, die Eigentümlichkeit anderer Stämme zu verstehen und zu begreifen, sie in ihrem eigentlichen Wesen aufzufassen, mit einem Worte, sie objektiv zu betrachten. Durch dieses Talent sind sie vorzugsweise der universelle Stamm, derjenige, der dazu berufen ist, auf der Warte der Weltgeschichte zu stehen". Diese deutsche Objektivität hat namentlich seit den Tagen des „Rembrandt als Erzieher" viel von ihrem guten Klange verloren; sie ist die Schwelle zu dem uns so oft verhängnisvoll gewordenen Kosmopolitismus. Das Gegengewicht zu jener Objektivität finde ich am klarsten ausgedrückt bei Fritz Bley**): „Den letzten Aufgaben der Menschheit dienen wir am sichersten, indem wir die eigene Volkspersönlichkeit in kristallener Leuchtkraft herausarbeiten."

Die Frage nach der Heimat der Germanen kommt in Karl Hagens Arbeit nicht klar zum Ausdruck, wohl aber, daß Asien den Ausgangspunkt europäischer Kultur darstelle. So wird denn der in diesem Punkte versagende, sonst aber höchst wertvolle Artikel würdig ergänzt durch eine gleichzeitig — im 3. Hefte 1850 der Cottaschen Deutschen Vierteljahrsschrift — erschienene anonyme Arbeit: „Nord- und Süddeutschland", deren besondere Aufgabe es ist, den Antagonismus zwischen dem Norden und dem Süden zu beschreiben und zu erklären. Der Verfasser erkennt, daß dieser Gegensatz zu gutem Teile rassenhaft

*) Aehnlich spricht sich M. A. von Bethmann-Hollweg am Anfang seiner Schrift „Ueber die Germanen vor der Völkerwanderung", Bonn 1850, aus: „Wer es unternimmt, die Geschichte des christlichen Europas, dieser Bildungsstätte der Welt, auch seiner Kultur- und Rechtsgeschichte, aus ihren ersten Anfängen zu erforschen, wird immer wieder zurückgehen müssen auf die große Einwanderung germanischer Völker in das weströmische Reich, deren Anfang man in das 5. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung zu setzen pflegt. Denn die Kelten und die Slawen haben sich bei diesem Bildungsprozeß stets nur empfangend verhalten und es nie zur Selbständigkeit gebracht. Die germanischen Stämme waren es, die der abgestorbenen römischen Welt neue schöpferische Lebenskraft zuführten und von ihr dafür die bildenden Formen des antiken Geistes wie das Licht ewiger Wahrheit eintauschten."

**) „Weltstellung des Deutschtums", 1897, S. 23.

bedingt ist: „Norddeutschland hatte und hat viel weniger fremdartige Berührungen als Süddeutschland, namentlich stößt es nirgends mit den Romanen zusammen, mit denen dieses auf einer Strecke von 150 Meilen grenzt. Im Ganzen hat sich daher gewiß die norddeutsche Race viel reiner deutsch erhalten, so wie sie von Anfang herein die eigentliche deutsche Urheimat bewohnte.“ Das ist der Ton, den wir bei Karl Hagen vermissen. Auf den folgenden Seiten wird er noch einmal, völlig im modernen Sinne, angeschlagen: „Die Römer haben diese Gegenden (die deutsche Nordseeküste) nur einigemal umschifft, sind hier selten gelandet und haben hier fast nie einen Strich bleibend besessen. Die Hauptexpeditionen und einigermaßen einflußreichen Einwanderungen geschahen hier im Norden von den skandinavischen Ländern her. Die Normannen, die Dänen, die Schweden haben hier zu verschiedenen Zeiten der Geschichte einige deutsche Landstriche inne gehabt und beherrscht. Schon vor den historischen Zeiten mag Völkeraustausch zwischen Skandinavien und Deutschland stattgefunden haben. Die Gothen, welche die Alten an der unteren Weichsel nennen, mögen schon von einem vorlutherischen und vorchristlichen Gustav Adolph hierher herübergeführt sein. Man glaubt, daß die jütische Halbinsel in frühester Zeit ganz von Deutschen (Angeln und Friesen) bevölkert war, und daß die Dänen erst aus dem südlichen Schweden (Schonen soll ihre Urheimat sein) über die dänischen Inseln nach Jütland eindrangen und das deutsche Element bis in die Eidergegenden zurückdrängten.“ Der „Zug vom Norden“ war also nach dem Verfasser Ursache der größeren Rassereinheit der Norddeutschen, während die weiter nach Süden vorrückenden Stämme Mischungen, vornehmlich mit Kelten und Romanen, zu erleiden hatten.

Wer für die Autorschaft dieser Arbeit in Frage kommt, weiß ich nicht; vielleicht K. J. Clement, der auch sonst — allerdings mit voller Namenszeichnung — an der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ mitgearbeitet hat.

Neben diesen beiden Arbeiten nenne ich eine ebenfalls 1850 erschienene Broschüre „Ueber den Germanismus“ von Ernst Wilhelm Heine, die eigentlich die Synthese zwischen den beiden vorgenannten herstellt, obgleich sie mit ihnen scheinbar nicht in Verbindung steht. In ihr gelangt zum Ausdruck, was sowohl Hagen als auch der anonyme Verfasser unausgesprochen ließen: daß sich nämlich die germanistische Wissenschaft zu einer germanischen Lebensanschauung erweitern, daß sie nicht Peripherie bleiben, sondern Zentrum werden muß. Die Grundlage seiner Darstellung bildet die Untersuchung des „numen alcis“ (Tacitus, Germania, c. 43), dessen Verehrung nach dem bei Fürstenau, nördlich von Osnabrück, gelegenen, mit mehreren hundert Granitblöcken besetzten Giersfelde verlegt wird. Aus der Zeichnung, die sich auf S. 23 des kleinen Werkes befindet, kann man sich allerdings kein Urteil über die Stichhaltigkeit der Ansicht Heines bilden, daß zweimal acht der größten Steine das Sternbild der Zwillinge (Castor und Pollux) darstellen; doch möchte ich sie nicht unbedingt von der Hand weisen, halte sogar eine Nachprüfung des Resultats für sehr wertvoll. Jedenfalls bewegt sich E. W. Heine in durchaus modernen Bahnen, wenn er (S. 80/81) sagt: „Daß die Zahl der Kreise

auf dem Giersfelde, ihre Deck- und Kreissteine, eine tiefere astronomische Bedeutung habe, als vielleicht die Zahl der Tage und Jahre usw. anzudeuten, läßt sich wohl mit Sicherheit voraussetzen. Bei den Kreissteinen scheint die Zahl 7, bei den Decksteinen nur allgemein eine ungleiche Zahl vorzuherrschen. ... Die Kreise sind complicirte Chiffern und Formeln zur Berechnung der wichtigsten Ereignisse am gestirnten Himmel, und zur unvertilgbaren Erhaltung der erkannten astrologischen Wahrheiten in colossaler Fraktur geschrieben*).“ Aus dieser intimeren Naturbeobachtung, die schon Jordanes an den Goten lobt, zieht Heine die durchaus berechtigte Schlußfolgerung, daß das Germanentum sich ein gut Stück Kultur erobert hatte, ehe es mit dem Romanentum, das dem germanischen Heidentum doch nicht gerecht zu werden verstand, zusammentraf. Mit Recht durfte er unter solcher Voraussetzung den Germanismus als Ausdruck einer gehaltvollen Weltanschauung dem Romanismus gegenüberstellen. Man ermißt die Bedeutung einer solchen äußerlich unscheinbaren Schrift, wenn man berücksichtigt, wie nachdrücklich wohl jederzeit das Romanentum als Erzieher des Germanentums ausgegeben wurde. Ein Gipfel mochte in dieser Beziehung vier Jahre vor E. W. Heine in den Tübinger Jahrbüchern der Gegenwart erreicht sein**). Während nun E. W. Heine in seiner Gegenüberstellung von Germanismus und Romanismus sich der Anschauung K. J. Clements nähert, ist E. von Wietersheim in seiner kleinen, sehr gehaltvollen Schrift „Zur Vorgeschichte deutscher Nation“ (Leipzig 1852) der Ansicht, daß germanisches Blut den aktiven Grundstoff für die romanischen Völker gebildet habe. Er geht, wie er selbst zugesteht, in dieser Beziehung über Klemm hinaus: „Von besonderm Interesse für gegenwärtige Schrift ist die eigentümliche auf- und absteigende, fortschreitende und beharrende Verschiedenheit in den Völkern aktiver Rasse, welche Dr. Klemm, ohnstreitig nur weil seinem Zwecke ferner liegend, ganz unberührt gelassen. Müssen wir auch bei allen eine gewisse Gleichheit der Anlage voraussetzen, so hat doch die Verschiedenartigkeit ihres geschichtlichen Erziehungs- und Entwicklungsweges die ungeheuerste Ungleichartigkeit unter solchen herbeigeführt. Die großen, zu unverwelklicher Blüte schnell aufgesproßten Kulturvölker der alten Welt gingen unter, nachdem sie durch Befruchtung der neuen Welt ihre Aufgabe erfüllt. In der Mischung dieser Elemente ging auch die keltische Nationalität auf. Nur die gerade am langsamsten reifende Germanische — ich wiederhole, daß nicht nur die skandinavischen, sondern auch die romanischen Völker, deren aktiver Grundstoff das germanische Blut ist, hierunter begriffen sind — erhielt sich, durchdrang und überwand alles und erreichte so den Höhepunkt der Menschheit aktiver Rasse.“ (S. 33). Zwei

---

*) Vergl. damit A. Devoir, „Urzeitliche Astronomie in Westeuropa“ (Mannus I, 1909): „In der Heide tauchte eine vielleicht weniger gelehrte, aber nicht weniger alte Astronomie als die der Chaldäer auf, und wir ahnen, welches der geistige und wirtschaftliche Zustand unserer fernen Vorfahren sein konnte.“

**) „Die Deutschen waren das ganze Mittelalter hindurch beschäftigt, die vorhandenen Bildungselemente sich anzueignen. Sie waren die Lehrlinge der romanischen Völker, von denen aller geistige Gehalt auf religiösem und politischem Gebiete ausging.“ Usw. Dr. Rümelin, Fragmente über das deutsche Volk und seine Geschichte.

Seiten vorher hatte v. Wietersheim erklärt, daß er den „germanischen Stamm sowohl durch Uranlage als durch geschichtliche Erziehung für Europa überhaupt, und zum Träger europäischer Weltherrschaft insbesondere für prädestiniert darstellen“ werde.

In dem Bestreben, den Germanen das zukommen zu lassen, was ihnen gebührt, greift E. v. Wietersheim in einem Anhange R. G. Latham an, der in seiner 1851 erschienenen „Germania of Tacitus with ethnological dissertations and notes“ die Kimbern zu Kelten macht. Diese Ansicht würde nun zwar in das später noch zu behandelnde Kapitel „Keltenfrage“ gehören, ich erwähne sie hier nur, weil es auffallen muß, daß v. Wietersheim nicht gleichzeitig eine zweite Eigentümlichkeit Lathams nennt. In der der „Germania“ beigegebenen Karte werden nämlich alle Stämme rechts der Saale und der Elbe als „uncertain population“ bezeichnet, und aus den „notes“ geht hervor, daß Latham diese Stämme den Slawen näher als den Germanen stehen läßt. Nach dem Zeugnisse Felix Dahns*) hat Latham auch später („On the authority of the Germania of Tacitus for the ethnology of Germany“ im Journal of classical and sacred philology, 1860) die von Tacitus auf dem rechten Elbufer genannten Völker für Slawen erklärt. Zwei Jahre später (1862) entschied sich Latham in den „Elements of comparative philology“ für die europäische Herkunft der Indogermanen. Die Fachliteratur rechnete ihm dies hoch an und ließ ihn als ersten gelten, „der mit wirklichen Gründen für Europa eingetreten sei“. Wir wissen, daß diese Ehrung nicht voll verdient ist. Hielt auch die Majorität der Forscher an der Lehre von der asiatischen Herkunft der Indogermanen fest, so haben sich doch immer wieder Stimmen erhoben, die sich dagegen verwahrten. Auch das Jahr 1853 hat in der kleinen Schrift Joh. Nep. Obermayrs „Teuton, oder die gemeinsame Abstammung der germanischen, gallischen und gotischen Völker von dem Urstamme Skandinaviens“ einen Beitrag dazu geliefert.

Man sollte nun annehmen, daß die Vereinigung so vorzüglicher Kräfte, die hier aneinandergereiht sind, auch eine nachhaltige Wirkung in die Zukunft hätte ausüben können. Aber an ihnen vorbei rauschte der Strom der Entwicklung. Sollten sie etwa doch keine widerstandsfähigen Pfeiler abgegeben haben? Da soll denn zugegeben werden, daß aus allen Arbeiten sich ein prachtvolles Gesamtbild ergibt, der einzelne Autor in der Regel aber nur eine Seite der Germanenforschung behandelte, obgleich die Arbeitsteilung auf einem so umfangreichen Gebiete schließlich ein natürliches Erfordernis war; ist doch auch Gobineau, dessen Rassenwerk gleichzeitig zu erscheinen begann und an Fülle der Anregungen alle anderen genannten Autoren in den Schatten stellte, von gefährlichen Einseitigkeiten nicht freizusprechen.

So behielt denn die andere Richtung, die die indogermanischen Völker von den Hochgebirgen Asiens nach Europa ziehen ließ, die Oberhand. „Je westlicher eine Sprache (oder Volk)“, schrieb August Schleicher 1853 in der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur**), „ihren Sitz hat, desto früher riß sie sich von der Ursprache (dem Urvolke) los; zuerst die Kelten, dann die Slawo-Germanen,

*) Geschichte der deutschen Urzeit, Gotha 1883, S. 77.

**) „Die ersten Spaltungen des indogermanischen Urvolkes.“

dann die Pelasger. Die Arier sind der zurückgebliebene Rest des Urvolkes.“ Aehnlich hatte sich fünf Jahre vorher Jacob Grimm in der Geschichte der deutschen Sprache ausgedrückt: „Je weiter hier, bei Beginn der Geschichte, die Völker gegen Abend saßen, desto früher ihr Auslauf, desto tiefer die auf dem Wege dahin zurückgebliebene Spur.“

Wir wollen es indessen nicht beklagen, daß die Entwicklung gerade diesen Verlauf genommen hat. Nur so konnten alle Adern unserer frühesten Geschichte bloßgelegt werden. Wo die frühere Forschung in ihren Resultaten mit der modernen übereinstimmte, erschien sie nicht selten nur als ein Empfinden für das Richtige, dem aber noch die völlige wissenschaftliche Begründung fehlte. Wie auf dem Gebiete der Astronomie J. J. von Littrow in der Einleitung zu seinen „Wundern des Himmels“ zugab, „daß die schönsten und wichtigsten Entdeckungen, deren wir uns rühmen, nur durch Zufall und auf Abwegen gemacht wurden, auf welchen man, ganz andere Schätze suchend und nicht findend, jahrhundertelang ohne Rat und Steuer herumgeirrt ist“, so bedurfte auch die Entwicklung der Germanen-Forschung der Umwege, der immer wieder erneuten Zweifel, um das umfassende und doch einheitliche Bild moderner Forschung herauszuarbeiten.

II. Kelten und Germanen.

Frankreich und die Germanenforschung.

Nach Tomascheks Zeugnis sprechen französische Gelehrte noch jetzt von einer indokeltischen Frage, wo wir den Ausdruck „indogermanisch“ gebrauchen. Bei der Zentralstellung, die das Germanentum seit jeher in Europa eingenommen hat, halten wir letztere Bezeichnung für die richtigere, würden sogar bei dem immer mehr anerkannten Zuge der zusammengehörenden Völker und Sprachen vom Norden Europas her die Benennung „germano-indisch“, wie sich Willy Pastor einmal ausgedrückt hat, als berechtigt anerkennen müssen.

Heute darf man schon von einer „Zentralstellung des Germanentums in Europa“ sprechen, ohne befürchten zu müssen, auf allzu großen Widerspruch seitens zeitgenössischer Forscher zu stoßen. Vor zwei Menschenaltern lagen die Verhältnisse anders. Vom Westen aus wurde germanischer Grund und Boden, wurden germanische Altertümer für die Kelten, vom Osten aus für die Slawen in Anspruch genommen, so daß, wie Adolf Holtzmann in seiner historischen Untersuchung „Kelten und Germanen“ (Stuttgart 1855) ausführte, für die Germanen selbst kein Platz mehr in Europa blieb. Daß die Germanen von Skandinavien her nach Deutschland gezogen seien, glaubte Holtzmann mit der Begründung ablehnen zu müssen, daß der Norden niemals eine solche Volksmenge hätte hervorbringen können, um selbst im Laufe von Jahrhunderten eine planmäßige Besiedelung Deutschlands zu gestatten. Der nächst gangbare Weg schien Holtzmann — und nicht nur ihm allein — die Germanen den Kelten zuzurechnen. „Wir werden alle uns gefallen lassen müssen, Kelten zu sein, und um ein Jahrtausend ruhmvoller Vergangenheit reicher zu werden.“ Zweifellos bedeutete die zu jener Zeit herrschende, von französischer Seite auch aus politischen Gründen genährte Keltomanie

eine Verrückung des Schwerpunkts geschichtlich wirksamen Lebens, die mit dem Bestreben moderner Forscher, die germanische Kulturgrundlage Frankreichs festzustellen, kaum vereinbar ist. Trotz dieses Gegensatzes können jedoch beide Richtungen in einem Kapitel behandelt werden, wie sie ja auch in der literarischen Entwicklung ineinander greifen. Ebenso ist der zeitliche Unterschied zwischen der Begründung der Keltenherrschaft in Frankreich und der fränkischen Eroberung von geringem Belange für das Thema. Die Kelten waren zwar romanisiert, aber keineswegs ausgestorben, als die germanischen Eroberer auf gallischem Boden ihre Reiche gründeten, die schon unter den ersten Merowingern zu einem Reiche, dem fränkischen, verschmolzen wurden. „Im Volkstum wurde der Sieger zum Besiegten, der Herr zum Knecht. Mit unserem deutschen Blute haben wir die verkommenen und absterbenden Gallier aufgefrischt und uns damit für alle Ewigkeit die Franzosen vor die Haustür gesetzt.“ (Fr. von Löwenthal im Kynast, November 1898.)

So spricht sich denn auch schon in der Bezeichnung „indokeltisch“ eine jener geschichtlichen und politischen Tendenzen aus, gegen die Prof. Dr. Ludwig Gumplowicz in seiner Arbeit „Zur Psychologie der Geschichtsschreibung“ (Jahrg. 2 der Polit.-anthrop. Revue) mit besonderer Animosität aufgetreten ist. Ob nun allerdings gerade ihm die Einrenkung der Tatsachen in die richtige Norm gelungen ist, mag dahingestellt bleiben. Wohl nicht ohne persönlichen Grund stellt Prof. Gumplowicz die Soziologie als besonderes Fach außerhalb der Geschichtsschreibung und höher als diese, während richtige Geschichtsforschung auch der Soziologie Nutzen gewähren würde. Man geht wohl nicht fehl, wenn man in der „minderwertigen“ Geschichtsschreibung die rassenpsychologische erblickt, weil sie in ihren Resultaten, wenn anders sie überhaupt einen Wert haben soll, doch auch einmal ins Gebiet der Politik münden muß. Es kann schließlich nicht ausbleiben, daß die Rassenforscher den Soziologen — die Sozial-Anthropologen selbstverständlich ausgenommen — mit demselben Mißtrauen gegenübertreten wie diese jenen. In beiden Richtungen manifestieren sich Weltanschauungen, von denen doch wohl diejenige siegen dürfte, die am festesten in der Natur verankert ist. Wenn die Natur redet, schweigt der Lärm der Parteien. Zwar soll der Soziologie die natürliche Grundlage an sich nicht abgesprochen werden, doch wird man auch nicht übersehen dürfen, daß ihre hauptsächlichen Repräsentanten, z. B. Spencer, „Tendenzen“ huldigen, die der Auffassung einer natürlichen, rassenhaft bedingten Entwicklung zuwiderlaufen.

Bei der, wie der auch für unser Thema in Betracht kommende Artikel von Prof. Gumplowicz zeigt, noch nicht völlig geklärten Lage dürfte eine Uebersicht über die Literatur, die sich mit der Frage nach der Kulturgrundlage Frankreichs befaßt, von Interesse sein. Dabei sollen in erster Linie Franzosen selbst zu Wort kommen, und unter ihnen vorzugsweise diejenigen, deren Arbeiten in der Richtung der Forschungen Dr. Woltmanns liegen. Damit, daß Dr. Woltmann festgestellt hat*), daß er in Frankreich immer noch Verständnis für seine

*) „Anhänger und Gegner der Rassetheorie“, Polit.-anthrop. Revue, 5. Jahrg., 1906, Nr. 5.

Rassentheorie gefunden habe, weil dort die Erinnerung an die germanische Einwanderung noch nicht erloschen sei, ist doch nicht gesagt, daß dieser Standpunkt auch sonst in der maßgebenden Literatur zum Ausdruck gelangte, und leider ist Dr. Woltmann in seinem Werke „Die Germanen in Frankreich“ nicht auf die frühere Literatur eingegangen. Das hier nur mehr „summarisch“ behandelte Gebiet hoffe ich später ausführlicher darstellen zu können.

Die origo Francorum fabulosa kommt hier nicht in Betracht. Sie interessiert höchstens insoweit, als der mit der Troja-Sage der Franken eng verbundene Pharamund bis ins 18. Jahrhundert hinein in französischen Geschichtswerken als erster König von Frankreich genannt wird. Die reiche Literatur, die sich an die fränkische Troja-Sage knüpft, kann, so interessant und romantisch sie auch sein mag, von der ernsten Forschung verlassen werden, sobald Joh. Wilh. Loebells Worte (Gregor von Tours und seine Zeit, 1839, S. 491) Gemeingut geworden sind: „Es ist der Mühe nicht unwert, sich gründlich davon zu überzeugen, daß alle historischen Spuren, nach welchen die Franken, sei es aus anderen Ländern oder aus dem Innern von Deutschland erst an den Rhein gezogen sein sollen, mit falschem Scheine täuschen. Um so entschiedener bestärkt man sich dann in der Ueberzeugung, welche die gegenwärtig von der Mehrzahl der Forscher angenommene ist, daß an diesen Franken, wie sie im dritten Jahrhundert erscheinen, nichts neu ist als der Name, der Sache nach aber nur Völker auftreten, welche den Römern zu den Zeiten des Augustus schon sehr wohl bekannt waren.“

Man hat oft gesagt, daß es für die Franken einen besonderen Reiz hatte, durch Aufnahme des Glaubens an eine trojanische Herkunft*) als Parallelvolk der ruhmreichen Römer zu erscheinen. Vielleicht ist diese Annahme nicht unbegründet. Nicht nur Karl der Große hat das römische Imperium im fränkischen Reiche neu erstehen lassen, sondern auch ein Jahrtausend später hat Napoleon I. auf römische Formen und Nomenklaturen zurückgegriffen. Bei solcher Auffassung kann es nicht wunder nehmen, daß im Zeitalter der Renaissance, als auch die

*) Mit dieser Frage beschäftigen sich namentlich:

1. Karl Türk, Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte, Heft 3: Kritische Geschichte der Franken bis zu Clodwigs Tode. Rostock und Schwerin 1830.
2. Prof. Dr. Braun, die Trojaner am Rhein; Fest-Programm zu Winckelmanns Geburtstage. Bonn 1850.
3. K. L. Roth, die Trojasage der Franken. Germania, herausgegeben von Franz Pfeiffer, 1. Jahrg., Stuttgart 1856, S. 34 ff.
4. Fr. Zarncke, über die Trojanersage der Franken (Berichte der kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, 1866).
5. Dr. Joseph Wormstall, die Herkunft der Franken von Troja. Zur Lösung eines ethnographischen Problems. Münster 1869.
6. Prof. A. Dederich, der Frankenbund. Dessen Ursprung und Entwicklung. Hannover 1873. Hier das Kapitel: Sagen über die Herkunft der Franken usw., S. 49 ff.

In einigen fränkischen Chroniken hat sich die Erinnerung an die nordische Herkunft des Volkes erhalten. In Dr. Wilsers Germanenbuche, S. 200 ff., finden sich einige Beispiele, darunter aus Frekulfs Weltchronik: „Alii vero affirmant, eos (scil. Francos) de Scanza insula, quae vagina gentium est, exordium habuisse, de qua Gothi et caeterae nationes Theotiscae exierunt.“

historischen Studien erwachten und sich mehr und mehr einbürgerten, die Franzosen sich als ein Kernvolk betrachteten, von dem aus Deutschland erst kolonisiert wurde. Zwar schreibt Dr. Gustav Bornhak in seiner „Geschichte der Franken unter den Merowingern“ (Greifswald 1863) — auf deren literaturgeschichtliche, besonders auch über den literarischen Kampf zwischen der Adelspartei (Boulainvilliers) und der Volkspartei (Dubos) orientierende Einleitung zur Ergänzung dieser Ausführungen verwiesen sei —: „Die germanische Abkunft der Franzosen zuerst nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst Bodins in seiner Schrift: Methodus ad facilem historiarum cognitionem, die er 1566 herausgab. Ihm folgte drei Jahre später die Abhandlung Forcadel's de Gallorum imperio et philosophia, der dieselbe Behauptung gegen den nationalen Glauben verteidigt, der sich nichtsdestoweniger bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts erhielt.“ Leider hat mir bisher keines der beiden Werke vorgelegen, doch glaube ich, daß Prof. Gumplowicz recht hat, wenn er in dem oben erwähnten Aufsatze sagt: „Französische Historiker des 16. Jahrhunderts (Bodin, Forcadel u. a.) nahmen keinen Anstand, den Beweis zu führen, daß Franken, die den französischen Staat gründeten, — aus Frankreich stammten. Eine Notiz Julius Cäsars, wonach einmal ein Haufe Gallier Gallien verließ, mußte herhalten, um die Franken als die Nachkommen jener gallischen Auswanderer erscheinen zu lassen.“ Diese Sätze bestätigt Nicolaus Fréret (1714), der die beiden Werke sicher gekannt hat: „Je n'examinerai pas même si ces Francs, établis dans la Germanie, étaient descendus des Gaulois qui y avaient passé dès les premiers temps, sous la conduite de Sigovèse. Cette opinion, avançée d'abord par Bodin, qui en est, je crois, le premier auteur, est du nombre de celles qui, n'étant appuyées sur aucune preuve positive, ne peuvent être attaquées en forme.“

Nicolaus Fréret, ein französischer Jurist, ward 1714 in die Académie des inscriptions et belles-lettres aufgenommen. Er las als Antrittsrede ein Mémoire „de l'origine des Français“*), in dem er alle Hypothesen über den fabelhaften Ursprung der Franzosen unbarmherzig bei Seite schob und den Beginn der französischen Geschichte in aller Reinheit herausstellte. Gleichzeitig nahm Leibniz die Forschungen „de origine Francorum“**) auf, in denen er zu gleichen Resultaten wie Fréret kam, wie sich überhaupt beide Forscher in manchen Punkten berührten (vergl. z. B. die Etymologie des Wortes Hermunduren). Fréret hatte aus seinen geschichtlichen Untersuchungen die vernunftmäßigen politischen Schlußfolgerungen gezogen, den Absolutismus des französischen Königtums angegriffen, und die den französischen Politikern so willkommene Theorie, daß Deutschland gewissermaßen als Kolonie Frankreichs anzusehen sei, zu Fall gebracht. Die Kühnheit seiner Ausführungen brachte ihm als Lohn eine sechsmonatige Gefangenschaft in der Bastille ein. Er gab dann die Untersuchungen über den Ursprung der fränkischen Geschichte auf und wandte sich dem

*) Der vollständige Titel lautet: De l'origine des Français et de leur établissement dans la Gaule. Die Schrift scheint 1796 zum ersten Male gedruckt zu sein (zu der in 20 Bänden erschienenen Gesamtausgabe von Frérets Werken gehörig). 1858 veranstaltete die Akademie einen neuen Abdruck (Bd. XXIII), in welchem jene Ausgabe von 1796 „si défectueuse“ genannt wurde.

**) „De origine Francorum disquisitio“, Ausg. von Dutens, Bd. IV.

klassischen Altertum zu. Auch diese seine spätere Tätigkeit hebt nach dem Berichte Dr. Ludwig Wachlers (Geschichte der historischen Wissenschaften, 1820) Fréret weit über den Rahmen seiner Zeit hinaus*).

Fréret ist jedoch nicht der erste gewesen, der die Gründung Frankreichs von Germanien aus nachgewiesen hat. Deutlich genug hat dies schon Jan de Serre im „Inventaire générale de l'histoire de France“ ausgesprochen**): „Certes nous ne pouvons seurement trouver l'origine de nos Français qu'en Allemagne. De cela appert-il évidemment. La Franconie y porte encore le nom de ses anciens habitans, et les marques de leur ancienne possession. Les villes de l'une et de l'autre rive du Rhin sont toutes pleines de leur mémoire. On ne peut douter par ces enseignes qu'ils n'ayent habité ces lieux-là: et est vray-semblable, qu'ils estoient estendus entre les rivières du Rhin et du Danube, jusqu' à la mer Oceane.“ Daß de Serre — ebenso wie der folgende Autor — seine Darstellung mit dem unvermeidlichen Pharamund beginnt, sei nur nebenbei bemerkt. Die Erklärung der deutschen Herkunft der Franken aus dem Namen Franconien wirkt wie ein Anachronismus, weil „Franconia“ erst später (nach Unterwerfung der Alamannen im Jahre 496) dem Frankenreiche angegliedert wurde.

Besonderes literarisches Verdienst scheint sich der, wie mancher noch zu besprechende Historiker von Bornhak nicht genannte Gillaume Marcel durch seine 1686 zu Paris herausgegebene „Histoire de l'origine et des progrès de la monarchie françoise“ erworben zu haben. Auch dieses Werk hat mir nicht vorgelegen, wohl aber ein Referat über dasselbe in den „acta eruditorum“ vom Jahre 1688, aus dem hier eine bezeichnende, leider in eine sehr gequälte Sprache eingekleidete Stelle mitgeteilt sei: „Tomo II praemittitur dissertatio de origine Francorum, quae cum diversimode tradi soleat, nec certissime ob defectum veterum librorum demonstrari possit, illi tamen sententiae, post multas quas refert, ut probabiliori, et rejectis fabulis Trojanis, Autor accedit, quae Francos a Germanis, et quidem a Sicambris deduci: neque enim poenitendum esse notat hunc ortum ex gente, cujus virtutem et ingenium antiquissimi scriptores landaverint.“ Nach Dr. Ludwig Wachler „hat der einsichtsvolle Verfasser für die alte Geographie Galliens viel geleistet, und das von ihm zur Erklärung unverständlicher Ausdrücke zusammengetragene keltische Wörterbuch hatte für jenes Zeitalter große Brauchbarkeit; sowie überhaupt das ganze Werk geeignet war, ein gründliches Studium der Nationalgeschichte anzuregen; es ist früher, als es verdiente, vergessen worden und dürfte vielleicht manchem an innerem Werte dem ihm nachgebildeten späteren, durch Sprache und Anekdotenreichtum glänzenderen Buche wirklich noch überlegen scheinen“. Die gleiche germanenfreundliche Stimmung, wie

*) „Ebensoviel Sachkenntnis und Angemessenheit der Untersuchungsmethode liegt in Frérets Ansichten vom Ursprunge und von der Mischung alter Nationen, worüber eine Menge undankbarer und fruchtloser Untersuchungen angestellt worden waren. . . . Sind auch diese und andere Bemerkungen z. B. über Kolonien, Namen der Völker, Länder und Gauen jetzt nicht neu, so hat doch Fréret das Verdienst, sie lichtvoll aufgefaßt und mit Erfolg in Anwendung gebracht zu haben.“

**) Zitat nach der Pariser Ausgabe von 1619. Die erste Ausgabe datiert vom Jahre 1597.

sie Marcel bekundet, kommt in Joseph Barres 1748 erschienener „histoire générale d'Allemagne" zum Ausdruck. Der Verfasser sagt in seiner Vorrede (nach der 1749—1750 in 8 Bänden erschienenen deutschen Uebersetzung): „Indem ich mich auf eine so weitläufige Laufbahn, als die Geschichte ist, begab: so hatte ich meine ersten Absichten auf Deutschland gerichtet. Dies geschah nicht ohne Ursache. Ich konnte dieses Land gewissermaßen als mein Vaterland ansehen, weil meine Vorfahren daraus herstammen." Unter den deutschen Geschichtsschreibern jener Zeit ragt Heinrich Graf von Bünau hervor, dessen vierbändige, bis zum Jahre 918 reichende „Teutsche Kayser- und Reichs-Historie" (1728—43 erschienen) geradezu als Quellenwerk bezeichnet werden darf. Ihm, sowie Struve und Mascov verdankt J. Barre manchen Fingerzeig. Daß Bünau bei seiner peinlich genauen Untersuchungsmethode mit Fréret und Leibniz übereinstimmt, bedarf kaum der Erwähnung.

Für die Darstellung der Urgeschichte Frankreichs kommen nach Marcel besonders P. J. Pezron (Antiquités de la nation et de langue des Celtes, 1703) und Simon Pelloutier (Histoire des Celtes et particulièrement des Gaulois, 1740—1750) in Betracht. In beiden Werken herrscht eine stark pro-keltische Stimmung vor: der Stammbaum der Kelten wird bis auf Noah zurückgeführt, die Kelten waren in der Urzeit das herrschende Volk in Asien und Europa. Wir dürfen mit beiden Autoren dieses Standpunktes wegen nicht rechten, denn bereits 1616 hatte ein Deutscher, der berühmte Philipp Clüver in seiner „Germania antiqua" ganz ähnliche Gedanken ausgesprochen. Das Clüversche Werk bedeutet trotz aller leuchtenden Vorzüge — L. Lindenschmit war der Ansicht, daß seinerzeit keine andere Nation ein der Germania antiqua gleichwertiges Werk aufweisen könne — in einem Sinne doch einen Rückschritt gegen frühere Forschungen. Clüver hat wohl den falschen Berosus und des Trithemius Fabeln richtig erkannt, aber er konstruiert eine neue Verbindung mit der Bibel und trägt geradezu ein konfessionelles Moment in seine Darstellung hinein, indem er fast denselben Satz prägt wie 200 Jahre später Aug. B. Wilhelm in seinem „Germanien und seine Bewohner" (1823): „Uns, die wir die heiligen Urkunden der Israeliten, welche auch unsere Religion geheiligt hat, gläubig verehren, bleibt keine Wahl: mit der Annahme der Entstehung des Menschengeschlechts aus einem Paare haben wir uns auch schon für die Einwanderung unserer Stammväter entschieden." Nachdem Clüver Noahs Nachkommen an die verschiedenen Völker verteilt hat (Magog bringt er mit den Massageten, Madai mit den Medern, Thubal mit den Tauriern, Thiras mit den Thrakern, Thogarma mit den Türken zusammen), kommt er zu dem Schlusse, daß „Aschenazes", Noahs Urenkel, der Stammvater aller „Kelten" sei. „Kelten" ist nach ihm der Kollektivname für Illyrier, Germanen, Gallier, Spanier und Britannier. In der Folge werden Etymologisierungsversuche unternommen, die den inneren Zusammenhang dieser Völker nachweisen sollen und zuweilen modern anmuten. Gänzlich von unserem modernen Empfinden weicht aber der alttestamentarische Ursprung der Kelten/Germanen ab, für den Clüver „gravissima testimonia" — schwerwiegende Beweisgründe — ins Feld führt. Folgenden Satz hat er sicherlich mit innerer Befriedigung

hingeschrieben: „Atque hac demum ratione prima gentis nostrae Germanicae origo ex idoneis jam, satisque certis monumentis ad primum usque mortalium Adamum retro referri poterit."

In jüngster Vergangenheit ist die Vermutung ausgesprochen worden, daß nicht der Sprachwissenschaft, sondern der biblischen Ueberlieferung die Schuld an der so hartnäckig verteidigten Hypothese von der asiatischen Herkunft der Indogermanen beizumessen sei. Die hier mitgeteilten Bemerkungen Clüvers können diese Vermutung bis zur Ueberzeugung steigern. Daß „die Teutschen von Aschkenatz, dem Sohne Gomers, Japhets Enkel, Noaeh Urenkel entsprungen", ist noch anderthalb Jahrhunderte nach Clüver in deutschen Geschichtswerken anzutreffen, und die gleiche Anschauung hat sich wie eine ewige Krankheit in der völlig unzulässigen Bezeichnung „Japhetiten", womit hauptsächlich die Indogermanen gemeint sind, bis auf unsere Zeit fortgeerbt.

Vielleicht darf man in Clüvers Werk auch den ersten Keim aufkommender Keltenherrschaft in der Altertumskunde erblicken. Leibniz hat die Kelten-Theorie Clüvers in ähnlicher Form: „Pene omnem Europam multo ante bellum Trojanum haud dubie implebat gens, quae postea Graecis sub Celtarum nomine innotuit, et in Germanos Gallosque divisa fuit ... Caeterum antiquissimos Gallos a Germanis ex veterum locis distinguere, difficile est." (Collect. etymol. S. 152—153.) Und ferner: „Indessen kommen alle Sprachen aus ein und derselben Quelle, und können für Veränderungen einer Sprache, welche man die keltische nennen könnte, gehalten werden; auch die Alten nannten die Deutschen sowohl als auch die Gallier Kelten*)." Auch die Keltomanie des 19. Jahrhunderts entwickelte sich aus der Sprachwissenschaft; erst von hier aus begann eine planmäßige Eroberung germanischer Altertumskunde für die Kelten.

Durch Leibnizens und Pezrons Veröffentlichungen gingen dann die Forschungen in Deutschland und Frankreich, soweit sie Europas Urgeschichte betrafen, miteinander parallel. Was hinter der sicher beglaubigten Geschichte in Europa lag, wurde ohne Bedenken den Kelten zugeteilt. Daß aber Leibniz für die geschichtliche Zeit einen unbedingt germanozentrischen Standpunkt eingenommen hat, wurde im ersten Abschnitte der „Beiträge" nachgewiesen.

Die eigentliche Vorgeschichte, die sich durch das Studium der Gräberfunde usw. konstruieren läßt, konnte sich nur unter großen Schwierigkeiten entwickeln. Sie war schon durch allgemein herrschende Anschauungen eingeengt:

1. Die Untersuchung alter Gräber auf ihre Beigaben hin wurde nicht selten als Leichenschändung aufgefaßt. (Siehe die Vorrede zu Chr. D. Rhodes „Cimbrisch-Hollsteinischen Antiquitäten-Remarques", Hamburg, 1720.)
2. Was gefunden wurde, wagte man aus Rücksicht auf die biblische Ueberlieferung nicht weit zurückzudatieren.
3. Die überwiegende geozentrische Anschauung rückte den „Himmel" näher an die Erde heran und mag so die Auffassung

*) Siehe die Sammlung „Geist des Herrn von Leibniz" III, 1776, S. 197. Unter den antiken Schriftstellern hat wohl Dio Cassius das beste Beispiel für die Verbindung von Kelten und Germanen geliefert: „Κελτῶν τινες, οὓς δὴ Γερμανούς καλοῦμεν."

daß gewisse steinerne Artefakte nicht die ältesten Zeugen menschlicher Kunst, sondern „Donnerkeile“ waren, mitbeeinflußt haben*). Man darf das astronomische System Tychos de Brahe nicht, wie oft in Darstellungen der Geschichte der Astronomie zu lesen ist, für ein „totgeborenes“ halten; es hat eine weit größere Verbreitung zu verzeichnen als man gemeinhin annimmt, und war bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein ein scharfer Konkurrent des Kopernikanischen.

Diese Umstände führten dazu, daß man die Altertümer mehr als Kuriositäten denn als wissenschaftlich wertvolle Objekte einschätzte. Die Wissenschaft vom Menschen beschränkte sich der Hauptsache nach auf die einzelne Erscheinung, unter Außerachtlassung der Artunterschiede, wenngleich Voltaire nicht der erste war, der den Unterschied der Menschenrassen erkannt hat**). Die Sprachvergleichung entbehrte noch der genetischen Methode, die die natürliche Entwicklung und Ausbildung der zusammengehörenden Sprachen hätte deutlich erkennen lassen können. So blieben als einziges Mittel für die Ergründung der Vorzeit die erhaltenen, oft widerspruchsvollen Berichte der Griechen und Römer übrig. Je verworrener jedoch die Nachrichten aus frühester Zeit lauteten, desto lieber gab man sich entlegenen Problem-Stellungen und Konjekturen hin. Daß die Griechen doch nur „Fabeln“ über den Norden hätten berichten können, ist ein Gedanke, den ich erst in der Literatur des 19. Jahrhunderts angetroffen habe. In „aller Formen schwindelndem Gewühl“ bei der Keltenfrage einigermaßen sichere Pfade gefunden zu haben, ist das Verdienst Martin Bouquets und Joh. Dan. Schöpflins. Ersterer legte seine Ansichten in der Sammlung „Rerum Gallicarum et Francicarum scriptores“ (1738), letzterer in den „Vindiciae celticae“ (1754) nieder. Beide kommen aus begreiflichen Gründen bei Holtzmann nicht sonderlich gut weg.

In Frankreich erklärte sich sodann noch Joseph Balthazard Gibert gegen Pezron und Pelloutier, indem er, wie Wachler S. 110 schreibt, „die der Mehrheit nach germanische Bevölkerung Galliens nachzuweisen suchte“ (Mémoires pour servir à l'histoire des Gaules et de la France, Paris 1744). Während noch 1768 J. B. d'Anville im Handbuche der alten Erdbeschreibung (Uebersetzung von A. L. H. Heeren 1800 herausgegeben) die Ueberzeugung aussprach, daß sich „die Kelten oder Gallier von den Germanen durch ihre Gestalt, ihre Lebensart, ihre Sprache und ihre Religion unterschieden“, und daß man auf ungewisse Etymologieen nicht viel geben dürfe, dachte man bald nach jener Zeit in Deutschland weit kelten-freundlicher. K. D. Hüllmanns historisch-etymologischer Versuch über den kelt-

*) Der obenerwähnte Chr. D. Rhode bekämpft zwar diese Anschauung, doch meint auch er: „Zwar daß etwas Stein-ähnliches in der Luft könne generiret, und nebst anderen vaporibus auch ein spiritus lapidescens (oder wie er sonst heißen mag) mit hinaufgezogen, hernach alda coaguliret, und wieder heruntergeworfen werden, wil eben nicht leugnen.“ An Meteorsteine — einem solchen gilt wohl die darauffolgende Beschreibung — glaubt er jedoch nicht. (S. 311 der Antiquitäten-Remarques.) Eine weitere gegen die „Donnerkeile“ gerichtete Stimme aus dem Jahre 1714 erwähnt L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde, Einleitung.

**) Siehe Dr. Woltmann, Vorläufer Gobineaus. Jahrg. 1904 d. Pol.-anthr. Revue.

germanischen Volksstamm, Berlin 1798, kennzeichnet schon durch den Titel die in ihm herrschende Tendenz.

Wesentlich politische Gründe sollen es nach Wolfgang Menzel (Unsere Grenzen, S. 214) gewesen sein, die Vincenz von Pallhausen bestimmt haben, in seinen verschiedenen Schriften (Urgeschichte der Baiern, 1811, Nachtrag dazu, 1815, Bojoariae topographia Romanoceltica, 1816) die Bayern als vermeintliche Nachkommen der Bojer den Kelten auszuliefern, denn so hatten sie „ganz recht, mit den Franzosen im Bunde gegen die Deutschen zu fechten“. Leider hat sich Professor Dr. Andreas Buchner gemüßigt gesehen, Pallhausens Ungereimtheiten in seine groß angelegte (zehnbändige) Geschichte von Bayern aufzunehmen, und er bringt in den zur bayerischen Geschichte gehörenden „Dokumenten“ sogar eine Probe für sein höchst mangelhaft entwickeltes Vermögen, einzelne Sprachen voneinander zu unterscheiden. In der bekannten altdeutschen Abschwörungsformel sollen z. B. „vvercum, vvordum, unholdum“ deutsche Wörter mit keltischen Endungen sein, „genotas“ mit dem lateinischen „notus“ zusammenhängen, usw. Gegen beide Autoren hat sich Dr. Kaspar Zeuß in seiner kleinen Schrift „die Herkunft der Baiern von den Markomannen gegen die bisherigen Muthmaßungen bewiesen“ (München 1839) mit gebührender Schärfe gewandt. Später hat die sog. bojische Herkunft der Bayern auch das Feld der schönen Literatur erobert (Tassilo als Herzog der Bojer), und sie taucht auch gelegentlich in wissenschaftlich sein sollenden Werken auf.

Alle diese Schriften aber, die sich mehr oder weniger in Hypothesen über das graue Altertum bewegten, gingen abseits vom großen Strome der natürlichen Entwicklung. Man kann nicht umhin, ihnen höchstens ein antiquarisches, rein literarhistorisches Interesse zuzugestehen.

Als Quelle einer solchen natürlichen Entwicklung in literarischer Beziehung darf Montesquieus 1748 in erster Auflage zu Genf erschienener „Esprit des lois“ angesehen werden, ein Werk, das sofort — und mit Recht — das größte Aufsehen erregte. Seinem tiefgehenden Einflusse ist es nach Eduard Arnd*) zu verdanken, daß Leopold von Toscana in seinen Staaten die Todesstrafe abschaffte und fast in ganz Europa die Kriminaljustiz verbessert und dadurch der Zustand der niederen Klassen gehoben wurde. Die freudige Aufnahme des Werkes wird auch dadurch bewiesen, daß in 7 Monaten 12 Auflagen, in 2 Jahren 22 Auflagen davon erschienen. Im Gegensatze zur bisherigen Geschichtsschreibung, die ihr Kultur-Ideal im alten römischen Reiche erblickte und danach alle sonstigen Kulturerscheinungen abschätzte, betrachtete „Montesquieu in dem Esprit des lois Verfassungen und Gesetze wie natürliche Produkte, aus dem Boden der einzelnen Epochen und Nationalitäten, aus einer inneren Notwendigkeit, emporgewachsen, und die deshalb im ganzen keine anderen sein konnten, als sie eben waren“ (Arnd). In dem Bestreben, die Verschiedenartigkeit der Völker und ihre Gesetzgebungen auf die Einwirkung der Bodenbeschaffenheit und des Klimas zurückzuführen, ist

*) Geschichte der französischen Nationalliteratur von der Renaissance bis zur Revolution, 2 Bände, Berlin 1856.

Montesquieu allerdings einer gewissen Einseitigkeit nicht entgangen, indem er, wie Arnd richtig bemerkt, nicht bedacht hat, daß oft derselbe Boden verschiedene Rassen getragen hat*). Nicht anders ist es ja schließlich in Frankreich selbst gewesen, dessen durch Franken, Westgoten und Burgunden geschaffene germanische Kulturgrundlage Montesquieu freudig anerkannt hat. Sich selbst hat Montesquieu nach einer Mitteilung Eduard Engels im Türmer, 1905, die auch von der Polit.-anthrop. Revue aufgenommen worden ist, nie für einen Gallier, sondern für einen Abkömmling der Franken gehalten.

Die tiefgehenden Wirkungen, die Montesquieu durch den „Esprit des lois" auf seine Landsleute ausübte, verlaufen noch vor dem Ausbruche der Revolution. Wenn Napoleon I. von der Revolution gesagt hat, sie habe den Rest germanischen Blutes durch das gallische beseitigt —, wodurch Frankreich im gewissen Sinne nach Auffassung einiger Historiker „Revanche für die germanische Invasion" genommen hat — so bietet die Entwicklung der historischen Literatur in Frankreich eine Parallele dazu dar. Auch hier wurde das germanische Element zunächst völlig ausgeschaltet, die galloromanische Kultur aber als die eigentliche, durch die Germanen allerdings zeitweise unterbrochene Grundlage Frankreichs ausgesprochen. Doch es bedurfte nicht erst des von Prof. Gumplowicz vindizierten Stimmungswechsels durch die Revolution, um diese neue Epoche der Literatur einzuleiten. Den Uebergang von Montesquieu zu ihr bildet der Abbé de Mably, dessen „observations sur l'histoire de France" 1765 in erster, 1788 in zweiter Auflage erschienen, und dann noch einmal, mit einem Nachtrage versehen, 1823—24 von Guizot herausgegeben wurden. Schon dieser Umstand läßt auf eine Aehnlichkeit in den Anschauungen beider Autoren schließen. Diesseits und jenseits der Revolutionszeit überwog die romanistische Stimmung bei weitem die germanistische. Nach Mably zeichneten sich die Franken nur durch besonderes Glück aus. Die übrigen Germanenstämme gingen auf romanischem Boden unter, weil sie auf gegensätzlich geartete Völker stießen, sich mit ihnen nicht zu verschmelzen vermochten und sie gewissermaßen gegen sich mobil machten. Die Franken trafen aber hier auf eine ihnen besser angepaßte staatliche Organisation, die galloromanische, die es ihnen ermöglichte, ihre Besitzungen jenseits des Rheins zu schützen und weitere Germanenstürme vom Reiche fernzuhalten. Ein weiteres Verdienst als „Glück" wird den Franken nicht zugesprochen.

In durchaus romanistischem Sinne sind denn auch die Arbeiten der bedeutendsten französischen Geschichtsschreiber in den ersten vier Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, A. Thierry, Guizot**) und M. Fauriel, ausgefallen, obgleich namentlich der letztgenannte (in seinem vierbändigen Werke „histoire de la Gaule méridionale sous

*) Wie kontrastiert diese Bemerkung mit dem bekannten, von den Gegnern der Rassenforschung so gern ins Feld geführten Satze Rud. von Iherings: „Die Völker in ihrer Wiege vertauscht, und aus den Semiten wären die Arier, und aus den Ariern die Semiten geworden."!!

**) „Mäßiger als die Genannten (Thierry usw.) urteilt Guizot, wenn er sagt: den Geist des geselligen Lebens und der geselligen Bildung verdankte Frankreich der römischen Welt, den Geist der Moralität dem Christentum, aber den Geist der Freiheit den Germanen." (Franz Linnig, Germanismus und Romanismus.)

la domination des conquérants Germains", 1836) tief in der frühgermanischen Geschichte gegraben hat. Auch nach ihm hat die galloromanische Zivilisation durch die Germanen eine gewaltsame Unterbrechung erfahren, und erst nach Schwinden des germanischen Einflusses konnte sie sich auf heimischer Grundlage weiter entwickeln. Nach Linnig gehört M. F. de Pétignys Werk „études sur l'histoire et les institutions de l'Epoque Mérowingienne", 1843—44, ebenfalls zu den romanistisch gehaltenen Arbeiten. Nach einer Besprechung in der Neuen Jenaischen Allgem. Lit.-Zeitung, 1845, Nr. 287/8, scheint mir das Werk, das mir noch nicht vorgelegen hat, doch sehr bemerkenswert zu sein. „Zwei Haupttatsachen", heißt es in derselben, „gehen nach Pétigny durch alle frühere Geschichte, die Dauer der Racen und ihrer gesellschaftlichen Verfassungen. Daher weist er mit Recht darauf hin, daß auch die gallische Bevölkerung unter der römischen Herrschaft nicht verschwunden sei, obgleich diese mehr auf sie gewirkt habe als die fränkische, wegen der höheren Bildung der Römer und der geringeren der Franken, weshalb das gallische Element bei dem Studium der Geschichte Frankreichs eine große Stelle einnehmen müsse. . . . So wahr ist es, fährt er fort, daß es in den Jahrbüchern des menschlichen Geschlechts kein völlig abgeräumtes Feld gibt, daß in der Geschichte, wie in der Natur, sich nichts zerstört, nichts verschwindet, sondern alles sich nur modifiziert und langsam, fast unmerklich umbildet. Ich setze hinzu, wenn diese große Wahrheit erst mehr begriffen sein wird, dann wird man sich hüten, die für eine Uebersicht freilich nicht wohl zu entbehrenden großen Geschichtsabschnitte als so durchgreifend von den zunächst vorangegangenen und folgenden darzustellen, wie das gewöhnlich geschieht."

Von den deutschen Geschichtsschreibern der Napoleonischen Periode kann man leider nicht durchweg sagen, daß sie ihren nationalen Standpunkt auch immer gewahrt hätten*); man muß ihnen aber als mildernden Umstand zubilligen, daß das alte Reich selbst seine Glieder verlassen hat. Unter so schwierigen Zeitverhältnissen den ein- und angeborenen nationalen Standpunkt zu verteidigen, war nur starken Charakteren wie Arndt, Fichte, Jahn und von Stein gegeben, die sich allerdings nicht mit den Details historischer Forschung beschäftigen konnten, so viele Anregungen auch von ihnen ausgegangen sind. Diese Details folgten zumeist erst in der wieder ruhig gewordenen Zeit. Zu nennen sind vor allen die auch für die fränkische Geschichte wichtigen: Eichhorn, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, 1808—18, von Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, 1815 bis 1831, Löbell, Gregor von Tours und seine Zeit, 1839, die sich in ihren mehr germanistisch ausfallenden Resultaten wesentlich von den zeitgenössischen französischen Werken unterscheiden.

Derart eingehende Untersuchungen aber, wie sie gerade Fauriel bot, weckten allmählich doch auch das germanische Gewissen in

*) „Johannes Müller beglückwünschte in seiner Eröffnungsrede der komödienhaften, von Jerome improvisierten westphälischen Kammer die deutschen Barbaren, endlich durch Napoleon zu erhalten, was ihnen in ihrer dumpfen Beschränktheit bisher gefehlt habe usw." (Wolfg. Menzel). Nikolaus Vogt (die deutsche Nation und ihre Schicksale, 1810) sah in der Verbindung Napoleons mit Maria Louise eine neue Sonne über Deutschland aufgehen.

Frankreich. Allerdings kamen noch andere Umstände hinzu. Angeregt durch die umfassenden Studien der Brüder Grimm und anderer Germanisten in Deutschland, dann aber auch aufgestachelt durch die weitgehenden Schlüsse, die die deutsche Wissenschaft zuweilen aus ihren Forschungen zog, begann man auch in Frankreich den germanischen Studien nachzugehen. Im Septemberheft 1908 der Polit.-anthrop. Revue zeigte ich, wie Ernst Moritz Arndts 1843 erschienener „Versuch in vergleichender Völkergeschichte" von einem anonym schreibenden, mit der deutschen Literatur sehr vertrauten Franzosen beantwortet wurde. Gleichzeitig mit dieser französischen Publikation war Eduard Arnds „Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung des französischen Volkes" vollständig erschienen. Letztgenanntem Verfasser erschien Deutschland als „das Herz Europas, dessen Blut einst alle übrigen Glieder des europäischen Körpers belebt hat und in dessen lebenswarmer Tiefe es noch heute am reinsten strömt". Schon lange vorher, im Jahre 1824, hatte Leopold von Ranke in der Einleitung zu den „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494—1535" demselben Gedanken Ausdruck gegeben*). Das Interesse, das man in Deutschland auch der Geschichte des westlichen Nachbarlandes widmete, durfte mit Recht auf einen Widerhall von französischer Seite aus rechnen. „Auch die romanischen Völker", schrieb E. Th. Gaupp in der Vorrede zu den „Germanischen Ansiedelungen und Landteilungen in den Provinzen des Römischen Westreiches", 1844, werden sich ihrer Germanischen Elemente immer deutlicher bewußt, ihre ganze moderne Literatur ist von einem Hauche dieses Ursprungs durchweht, und die Richtung ihrer geschichtlichen Studien steht damit im innigsten Zusammenhang. Namentlich ist in Frankreich eine Menge der trefflichsten Geister mit der wissenschaftlichen Eroberung des Mittelalters beschäftigt, und aus tieferer Einsicht in die Grundlage des eigenen Volks- und Staatstums erwächst als schöne Frucht immer liebevollere Anerkennung der sittlichen Kräftigung, welche von den Germanischen Völkern ausging, der Empfänglichkeit für alles Große und Schöne, von welcher dieselben beseelt wurden, der jugendlich frischen Lebenskeime, welche sie in die siech gewordene Römische Welt einpflanzten." Niemand unter den Franzosen hat hier wohl präziser und zugleich umfassender die Resonanz wiedergegeben, die die deutschen Germanisten in Frankreich fanden, als A. F. Ozanam im Vorwort zum ersten Teile seiner Etudes germaniques „Les Germains avant le christianisme"**): „Les découvertes historiques de l'Allemagne pouvaient donc se trouver compromises, aux yeux de l'étranger, par l'usage qu'on en faisait. D'ailleurs, les ouvrages de M. Grimm, excepté la Grammaire, où il y a beaucoup d'art et de génie, étaient surtout des collections de documents bien choisis, qui attendaient leur emploi. Les Allemands nous laissent volontiers ce travail de rédaction, trop frivole pour eux. En 1831, M. Fauriel inaugurait la chaire de littérature étrangère par ces belles leçons, où il éclarait d'un jour si nouveau les commencements de la littérature provençale. C'est là qu'il rencontrait le poëme barbare de Walther d'Aquitaine, et l'étude de cet épisode étrange le conduisait

*) Vergl. Prof. L. Schemann, „Gobineaus Rassenwerk". 1910, S. 509—511.
**) Mir liegt die 2. Auflage von 1855 vor.

à exposer toute la suite de l'épopée germanique. En 1832, M. Ampère ouvrit la brillante carrière de son enseignement, en menant ses auditeurs aux sources encore peu connues de la poésie scandinave. On se rappelle avec quel applaudissement il introduisit le premier, dans la chaire classique, les chants de l'Edda, les récits des Sagas, et tant de textes curieux dont la barbarie éloquente étonnait nos oreilles. D'un autre côté, M. Saint-Marc Girardin, après avoir analysé les institutions de l'ancienne Allemagne, la montrait pour ainsi dire toute vivante dans la fable héroique des Nibelungen. En 1844, M. Lenormant consacra vingt leçons d'un cours aussi attachant que profond à éclaircir, par le témoignage de toute l'antiquité, l'origine des peuples qui envahirent l'empire romain. Il ne faut pas oublier non plus que les travaux de MM. Marmier, Bergmann, Eichhoff, Edelestand du Méril, ont achevé de naturaliser parmi nous les vieilles langues et les vieilles littératures du Nord." Ganz im Sinne moderner Forschung fährt dann Ozanam fort: „L'Allemagne ne peut plus nous accuser d'être restés indifférents à la découverte de tant de trésors littéraires, qui sont aussi notre patrimoine. Car, après tout, les recherches dont il s'agit intéressent toute l'histoire de France; et rien n'importe plus que de savoir enfin ce qu'étaient, avant leur conversion, ces Francs, ces Bourguignons, ces Visigoths, ces Normands que nous appelons nos pères, qui mirent leur épée au service de notre foi, leur liberté dans nos institutions, et leur génie dans nos arts."

Während man so in Frankreich bemüht war, wieder den richtigen Standpunkt in der Geschichtsbetrachtung zu gewinnen, wogte in Deutschland die Hochflut der Keltomanie, die allerdings nicht von ungefähr hereingebrochen war, sondern während eines halben Jahrhunderts aus kleinen Anfängen emporwuchs. Sie beginnt vielleicht, wenn wir von den Nachwirkungen der Clüverschen Hypothese absehen, mit Meiners (1793), der von den Völkern der schönen, weißen Rasse nur Kelten, Sarmaten und morgenländische Völker besonders namhaft macht; Lafontaine (1795) läßt in seinem Roman „Leben und Taten des Freiherrn Quinctius Heymeran von Flamming" einen Professor der Theologie das Menschengeschlecht in vier Rassen einteilen: die mongolische, die slawische, die morgenländische und die keltische Rasse*). Hüllmanns Versuch über den keltgermanischen Volksstamm (1798) wurde bereits erwähnt. Prof. Leupoldt (1834) spricht von einem kelto-germanischen Zweige der okzidentalischen Rasse als dem höchstentwickelten derselben, obgleich er doch auch Unterschiede zwischen Kelten und Germanen zugeben muß. Was die Keltomanie schließlich besiegelte, war der grobe Unfug, der mit der Anwendung der altbritischen Sprachen getrieben wurde. Nach der Lehre von der asiatischen Herkunft der europäischen Völker und Sprachen wäre es ja nur logisch gewesen, den keltischen Sprachen das höchste Altertum zuzusprechen. Es kam aber doch ein Umstand denen zustatten, die den keltischen Sprachen einen Vorrang vor den anderen einräumen wollten. Bei der Bestimmung der Verwandtschaft zweier Sprachen

*) Siehe Ulrich Berner, Rassentheorien vor 120 Jahren. März-Heft 1909 der Polit.-anthrop. Revue.

kommt es weniger auf die äußere Aehnlichkeit einer Anzahl von Wörtern an als auf die Uebereinstimmung des inneren Baues, der Architektur der Sprachen. Dem deutschen Meister der Sprachvergleichung, Franz Bopp, schienen die keltischen Sprachen zunächst so viele Abweichungen in ihrem Baue von den — sagen wir: rein indogermanischen Sprachen aufzuweisen, daß er sie als Sondergruppe unter den europäischen Sprachen betrachtete. So war denn das Bestreben, dem Keltischen ein höheres Alter und eine größere Ausstrahlungskraft zuzuschreiben als dem benachbarten Germanischen, in gewissem Grade entschuldigt. Als erster nach Bopp hat wohl J. C. Prichard in seinem 1831 erschienenen Werke „the eastern origin of the Celtic nations proved by a comparison of their dialects with the Sanskrit, Greek, Latin and Teutonic languages" versucht, das Keltische den indogermanischen Sprachen einzureihen. „The eastern origin" hätte unter anderen Verhältnissen nicht des besonderen Hervorhebens bedurft — die Auffassung von der asiatischen Herkunft der Indogermanen war ja allgemein — und richtete sich nur gegen die vermeintliche Sonderstellung des Keltischen in West-Europa. Der Gedanke an eine solche hatte nun aber einmal trotz aller Widerlegungen (Prichard ist nicht der einzige geblieben, der dagegen Einspruch erhoben hat) festen Fuß gefaßt und zeitigte mehrere Jahrzehnte hindurch die sonderbarsten Blüten. Zu den extrem-keltomanischen Werken gehören F. J. Mones „Keltische Forschungen zur Geschichte Mitteleuropas" (Freiburg, 1857). Den Hauptbestandteil des Buches bilden Verzeichnisse germanisierter, romanisierter und slawisierter Namen (zumeist der Geographie angehörig) aus den keltischen Sprachen. Um die Art zu zeigen, wie Mone nach etymologischen Verbindungen sucht, führe ich nur zwei Beispiele an:

„grund, grunnen, grün, kleiner Bach; germanisiert vom wälschen gyrynt. Grounbach, Grünbach in Bayern usw. quig, Bach; wälsch gwy, Quickborn."

Wer die „Keltischen Forschungen" liest, wird erstaunt sein, so viele Beziehungen deutscher Orts-, Fluß- und Bergnamen mit dem Kymrischen und Gälischen zu finden. Nach Mones Thesen müßten Kymren und Gälen für die Bedeutungen „Bach, Fluß, Hügel, Berg, Fels" usw. je mehrere hundert eigene Wörter gehabt haben, was schon ein Grund ist, seiner Theorie zu mißtrauen. Ein weiteres Bedenken ist, daß die Deutschen ihre geographischen Namen in der Regel durch zwei Wörter, ein keltisches und ein deutsches, ausgedrückt haben sollen. „Grünbach" würde z. B. nach obiger Etymologie „Bach-Bach" heißen müssen. „Eine Sprache", schreibt Ludwig Lindenschmit mit treffender Ironie, „scheinen die Germanen kaum gehabt zu haben, denn im ganzen Lande findet sich kaum ein Berg oder Hügel, Fluß oder Bach, Fels oder Tal, dem sie einen Namen zu geben imstande waren, so daß ihnen die Kelten erst durch Mitteilung der nötigen copia verborum sozusagen die Zunge lösen mußten." Mit Recht hat Holtzmann aufs schärfste gegen die Ueberwucherung deutscher Lande mit altbritischen Sprachen Front gemacht, allerdings um seinerseits wieder, wie am Beginne dieses Abschnittes berichtet, die Germanen zu Kelten zu stempeln. Selbstverständlich ist auch Holtzmanns Theorie nicht unangefochten geblieben; als erster zur Rettung germanischen

Erbes erschien H. B. Chr. Brandes mit seiner Schrift „Das ethnographische Verhältnis der Kelten und Germanen" 1857 auf dem Plane. Nach ihm hat Dr. Riecke in verschiedenen Schriften (die letzte mir bekannte „Die Schichtung der Völker und Sprachen in Deutschland" ist 1872 erschienen) dafür gesorgt, daß die keltomanische Richtung in Deutschland einstweilen nicht ausstarb.

Auch in Frankreich mögen die ungewohnten Töne, die Ozanam angeschlagen hatte, bald verklungen sein. Wolfgang Menzel schreibt in seinem Buche „Unsere Grenzen" (1868): „Als diese jämmerliche Zeit (des Rheinbundes) mit ihren Lügen vorüber war, hielten nur noch die Franzosen die eitle Illusion (der civilisation celtique et romaine gegen die barbarie franque) fest. So viel mir bekannt, ist in französischer Sprache in neuerer Zeit nur ein Buch geschrieben worden, welches diese Illusion zu stören gewagt hat, das Buch von Gérard in Brüssel 1845*). Dieser Gelehrte erinnert die Franzosen an das, was ihnen schon ihr alter Montesquieu in seinem Esprit des lois gesagt hat, daß nämlich alles, was Frankreich an Ehre, Recht und Freiheit besitze, von den Franken und aus den deutschen Wäldern herstamme, weil vorher das gallische Volk unter der Tyrannei der römischen Kaiser nur in tiefste Sklaverei und Korruption versunken gewesen sei."

Menzels Worte werden von Prof. Dr. Th. Süpfle**) bestätigt: „Bleibend und die ganze Zukunft des Landes vorbereitend waren die vielen wohltätigen Einwirkungen der Franken. Dies haben früher auch französische Forscher zugegeben, indem sie den Germanen den ungeschmälerten Ruhm zugestanden, die Gründer der neueren Staaten zu sein. Nach und nach aber hat sich das Urteil der Denker und Gelehrten im westlichen Nachbarlande meist nach der verkleinernden oder tadelnden Seite in dieser Hinsicht zugewandt. Neuerdings wurde in einem sonst verdienstvollen französischen Werke (Fustel de Coulanges, Histoire des institutions politiques de l'ancienne France, 1875) der germanischen Eroberung sogar jedwede praktische Bedeutung für Gallien abgesprochen." Als Gegensatz zu dieser Auffassung verweist Süpfle auf J. J. Ampères histoire littéraire, 3. éd., 1870, wo T. II, S. 101—114 der Einfluß der germanischen Völker hinsichtlich der Anschauungen, Gefühle und gesellschaftlichen Gewohnheiten auf die französische Kultur des Mittelalters geschildert wird. Victor Duruy steht in seiner Histoire de France (neue Ausg., 2 Bde., 1866) auf einem solch abgeschlossenen französischen Standpunkte. „La France", schreibt er u. a., „n'avait pas eu Luther et sa réforme réligieuse qui l'eussent rejetée en arrière, mais elle avait eu Descartes et sa réforme philosophique qui l'avait poussée en avant. Elle était restée catholique, sans l'inquisition, et elle avait eu une renaissance presqu' aussi brillante que celle de l'Italie et plus durable. Toutes ces grandes choses avaient produit un ébranlement dann les esprits qui, avec le concours heureux de génies supérieurs, nous valut le plus grand âge de notre littérature et pour la seconde fois la domination intellec-

*) Gemeint ist wohl die „histoire des races humaines d'Europe depuis leur formation jusqu' à leur rencontre dans la Gaule", Brüssel 1849. Das Buch habe ich noch immer nicht ausfindig machen können.

**) „Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich mit besonderer Berücksichtigung der literarischen Einwirkung". 2 Bde., Gotha, 1886—1890.

tuelle de l'Europe. . . . Je ne dirai pas que la France mène le monde; mais parce qu'elle résume en lui même le plus fidèlement la vie générale, elle est à l'avant-garde et tient le drapeau sur lequel les autres se guident."

Diese stolzen Träume mögen teilweise ein jähes Ende durch den deutsch-französischen Krieg gefunden haben, der auf deutscher Seite eine hierher gehörende literarische Frucht in Fanz Linnigs Programmschrift „Germanismus und Romanismus oder der Einfluß des germanischen Elements auf die romanischen Völker am Beginn des Mittelalters" (Paderborn, 1871) zur Reife brachte.

Von besonderer Bedeutung ist Albert Jahns 1874 in zwei Bänden erschienene „Geschichte der Burgundionen und Burgundiens bis zum Ende der ersten Dynastie", die, wie das folgende, S. 60 des ersten Bandes entnommene Zitat beweist, unmittelbar zur Germanenforschung unserer Zeit überleitet:

„Waren die Germanen den Römern an Körpergröße überlegen, so zeichneten sich besonders die Burgundionen durch hohen Wuchs aus: nach der Schilderung bei Sidonius maßen sie sieben Fuß; er nennt sie daher scherzhaft Giganten. Wirklich haben die burgundionischen Wehrgehäng-Schnallen oft solche Dimensionen, daß die Träger der zugehörigen Wehrgehänge von sehr großer Statur müssen gewesen sein. Aus der eingangs widerlegten Sage von der römischen Abstammung der Burgundionen wollte man schließen, dieselben seien nicht blond gewesen. Dies ist so wenig richtig, daß vielmehr überall in den Ländern des ehemaligen Burgundiens, wo uns hohe, blonde und blauäugige Gestalten entgegentreten, auf burgundionisch-germanisches Geschlecht zu schließen ist. Die Körpergröße speziell betreffend, erkennt man z. B. Abkömmlinge der alten Burgundionen in den hochgewachsenen Leuten der niederen und höheren Stände des Waadt-Landes (die starke Schädelbildung des waadtländischen Patriziats stimmt auffallend mit derjenigen überein, welche an Schädeln notorisch burgundionischer Gräber beobachtet wird), sodann in den Montagnards der französischen Départements des Doubs und des Jura, welche zu den Franzosen größter Statur zählen, während diejenigen des Départements der Hautes- und Basses-Alpes, unvermischte Gallo-Römer, wie sie auch in den vorgenannten Gegenden neben der burgundionischen Bevölkerung vorkommen, zu der kleinsten Mannschaft gehören. Dadurch widerlegt sich die verkehrte Behauptung Littrés (études sur les barbares et le moyen-âge, 2. Aufl., 1869, S. 206 f.), die gallo-römische Rasse habe die germanische verbessert: es fand gerade das Gegenteil hiervon statt."

* * *

Ein besonderes Gebiet, dem auch Dr. Woltmann in seinem Werke „Die Germanen in Frankreich" ein Kapitel gewidmet hat, ist der Anteil der germanischen Sprachen an der französischen, der noch heute nicht unerheblich ist, wenngleich das ältere Französisch natürlich weit mehr germanische Elemente aufzuweisen hat als das moderne. Schon die Lektüre französischer Werke des 16. und 17. Jahrhunderts vermittelt eine genauere Kenntnis der germanischen Bestandteile. Das älteste

mir bis jetzt bekannt gewordene Werk, das den Zusammenhang des Französischen mit dem Deutschen untersucht, ist 1821 von L. Weinhart herausgegeben unter dem Titel „Die Verwandtschaft der Sprachen, insbesondere der französischen und deutschen, dargestellt in einer Abhandlung über den Bau der französischen Sprache und in einem etymologischen französisch-deutschen Wörterbuche". Einige kleinere Arbeiten übergehend, erwähne ich nur noch den wertvollen „Versuch" Felix Atzlers: „Die germanischen Elemente in der französischen Sprache", 1867.

* * *

Das Werk Albert Jahns führt, wie erwähnt, unmittelbar zur modernen Forschung und zunächst wohl zu Dr. Ludwig Wilser, dessen schriftstellerische, ausschließlich dem Dienste der Germanenforschung gewidmete Tätigkeit 1885 mit der kleinen Schrift „Die Herkunft der Deutschen. Neue Forschungen über Urgeschichte, Abstammung und Verwandtschaftsverhältnisse unseres Volkes" beginnt. Auf französischem Boden dürfte George Vacher de Lapouge als Bahnbrecher und unmittelbarer Vorläufer Dr. Woltmanns anzusprechen sein. Auf S. 87 seines Werkes „Die Germanen in Frankreich" schreibt Dr. Woltmann: „Die einzige sichere Methode, über die Rassenabstammung der Genies Klarheit zu schaffen, ist die anthropologische Genealogie*), d. h. die Feststellung ihres physischen Typus und die Zuteilung zu einer der Rassen, die auf Grund der anthropologischen Geschichte Frankreichs in Betracht kommen. In dieser Hinsicht ist die kleine Arbeit bemerkenswert, die Lapouge im Jahre 1887 in der »Revue d'Anthropologie« über die Entvölkerung Frankreichs veröffentlicht hat. Er weist auf Grund von Porträtstudien darauf hin, daß die meisten berühmten Franzosen den dolichocephalen, in der Mehrzahl zugleich blonden Typus zeigen, während nur wenige den mehr oder minder reinen brachycephalen Typus haben." Derselbe Forscher (Lapouge) hat in seiner Arbeit „Die Rassengeschichte der französischen Nation"**) das für dieses Gebiet bis jetzt vielleicht abschließende Wort gesprochen. Dieser Aufsatz zeigt deutlich, in wie großem Maßstabe sich das geschichtliche Bild seit Pezron, Pelloutier und ihren Nachfolgern erweitert hat, die für Frankreich die Kelten an die äußerste Grenze geschichtlichen Erkennens projizierten!

Darüber allerdings kann kein Zweifel bestehen, daß von der älteren vorgermanischen Bevölkerung Frankreichs die Kelten die bedeutendsten kulturellen Wirkungen ausgeübt haben, und deshalb wird und darf, solange nicht alle Rätsel gelöst sind, die Keltenfrage aus der Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen nicht verschwinden. Für Deutschland hat zwar die Keltenfrage erheblich von der Bedeutung eingebüßt, die sie vor einem halben Jahrhundert einnahm, doch erscheint sie noch jetzt — auch hier — in einem vielgestaltigen, beweglichen Bilde.

---

*) Ein Gebiet, dessen Pflege Dr. Woltmann bekanntlich besonders am Herzen lag.

**) Polit.-anthrop. Revue, 4. Jahrg., 1905, S. 16 ff.

Die eigentliche Hochflut der Keltomanie hat nicht lange gewährt, sie begann bald wieder zurückzufließen, indem ein Gebiet nach dem anderen — zunächst in ethnologischer Beziehung — dem Germanentum zurückerobert wurde.

Das Verwandtschaftsverhältnis der Bayern wurde bereits oben berührt*). 1870 versuchte Prof. Watterich in seiner Schrift „Der deutsche Name Germanen und die ethnographische Frage vom linken Rheinufer" den germanischen Kern der belgischen Stämme nachzuweisen. Das Thema wurde oft in politisch bedeutsamen Tagen erörtert, so zur Zeit des deutschen Humanismus von Konrad Peutinger (Sermones convivales, 1506), so zur Zeit der Befreiungskriege von Ernst Moritz Arndt (der Rhein, Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Gränze, 1813). Die Frage ist im übrigen hart umstritten. Otto Bremer (Ethnographie der germanischen Stämme, 1904) schreibt: „Man hat früher angenommen, daß die Belgier zum Teil germanischer Herkunft seien, so daß wir es nur mit einem Volksnamen zu tun hätten. Diese Ansicht ist, obwohl sie neuerdings von Much und Kossinna und besonders von Zippel abermals vertreten wird, meines Erachtens durch Zeuß', Contzens und Müllenhoffs Darlegungen endgültig abgetan."

Die gleiche Unsicherheit herrscht in bezug auf die Klassifizierung der Kimbern, Teutonen und Ambronen. Bei Latham und Gobineau sind die Kimbern Kelten. Rud. Much rechnet die Teutonen in der 1. Aufl. seiner Deutschen Stammeskunde (1900) zu den Kelten, in der 2. Aufl. (1905) zu den Germanen. Nach Dr. Wilser ist es gleichgültig, wem diese Völker zugeteilt werden, weil die nordischen Kelten und Germanen fast gar keine körperlichen Unterschiede aufzuweisen hätten. Auch nach Friedrich Nietzsche (Genealogie der Moral**) waren die Kelten „durchaus eine blonde Rasse; man tut ihnen unrecht, wenn man jenen Streifen einer wesentlich dunkelhaarigen Bevölkerung ... mit irgendwelcher keltischen Herkunft und Blutmischung in Zusammenhang bringt; vielmehr schlägt an diesen Stellen die vorarische Bevölkerung Deutschlands vor".

Nach Prof. M. Hoernes***) ist die Keltenfrage der Gegenwart so differenziert, daß der Einklang in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist. „Es gibt Kelten der alten Historiker, solche der physischen Anthropologie†), der prähistorischen Archäologie und der Sprachforschung." Die betreffende Arbeit gipfelt in dem Schlusse: „Dem keltischen Temperament verdankt der europäische Norden die stilistische Ausprägung der ihm eigentümlichen Geistesart, und wie beim einzelnen Individuum Anlage und Schicksal zusammenwirken müssen, um ihm eine führende Stellung unter anderen Individuen zu geben, so ist auch die Kulturrolle der Kelten durch ein Ineinandergreifen von Talent und äußeren Umständen bestimmt worden." Aehnlich schreibt Dr. Eugen Mogk in der Programmarbeit „Kelten und Nordgermanen im 9. und 10. Jahrhunderte" (1896): „Die nordische Literatur hat im Mittelalter nur auf Island eine besonders hohe Blüte erreicht, und diese Blüte ist gezeitigt durch den engen Verkehr mit den Kelten, die die Phantasie der Nordgermanen befruchtet haben." Zu berücksichtigen ist dabei, daß beide Forscher von Kulturperioden sprechen, die etwa anderthalb bis zwei Jahrtausende auseinanderliegen.

*) Später hat August Prinzinger das Germanentum in Bayern und Oesterreicher in verschiedenen Schriften dargestellt. Siehe Dr. Alexander Peez, Beil. zur Allg. Zeitung, 1899, Nr. 264.

**) Siehe auch Dr. Ammon, Gesellschaftsordnung, 1895, S. 174.

***) „Das keltische Temperament", Polit.-anthrop. Revue, April 1908.

†) Nach der sie „ein Glied der alpinen Rasse sind, welches einst Mittelfrankreich einnahm und jetzt noch, besonders in der Auvergne usw., verbreitet ist."

Zu erwähnen wäre hier noch Heinrich Driesmans' Buch „Das Keltentum in der europäischen Blutmischung" (1900), das von den Wirkungen der Kelten in kultureller und gesellschaftlicher Beziehung ein so bewegliches Bild, und in so beweglichem, prickelndem Stile liefert, daß man fast in dem Verfasser selbst — weil Stil immer Lebensform ist — die Wirkungen keltischen Blutes konstatieren möchte. Jedenfalls gibt Driesmans in seinem Buche keine positiven Aufklärungen über die Keltenfrage, wie denn überhaupt seine Tätigkeit weniger in der Vergangenheit wurzeln als in die Zukunft weisen soll, und man würde über Driesmans zu falschen Schlüssen gelangen, wenn man ihn lediglich nach seinen „archäologischen" Schriften beurteilen wollte.

Angesichts der allgemeinen Unsicherheit in den bisherigen Ergebnissen der Keltenfrage darf man es Karl Faulmann nicht übel nehmen, wenn er in der „Illustrierten Kulturgeschichte" (1881) vom Namen Kelten als von einem „vagen Begriffe" spricht.

Nur hinsichtlich der ethnologischen Abgrenzung der Germanen nach Süden und Westen hin scheint man zu bestimmteren Resultaten gekommen zu sein, was durch die im großen ganzen übereinstimmenden Karten zu Müllenhoff II, Much, Deutsche Stammsitze, und in dem Werke von Roderich von Erckert bewiesen wird. Prof. Kossinnas genaue Datierung des Vordringens der Germanen wird in der Schrift „Die Herkunft der Germanen" (1911) dargelegt. Ergänzend tritt hinzu die dem Hefte 4/5 1912 der „Deutschen Erde" beigefügte Karte.

Untersuchungen, wie sie Dr. E. Mogk und Prof. M. Hoernes angestellt haben, gewinnen aber erst dann eine reale Bedeutung, wenn die Stellung der Kelten im europäischen Kulturleben, besonders in anthropologischer Beziehung, einwandsfrei begründet sein wird. Gegenüber der anthropologischen Methode erscheinen die scharfsinnigsten philologischen Untersuchungen, unbeschadet ihres Wertes an sich, erst als „zweiter Ordnung". Auch Dr. Woltmanns Theorie muß von den noch an ihr haftenden philologischen Mängeln, die sich die Gegner der Rassetheorie eifrigst zunutze machen, gereinigt werden. In dem Aufsatze „Die alldeutsche Frage im Altertum"*) sprach ich die Hoffnung aus, daß die künftige Geschichtsforschung nur nach Rassen und deren geistigen Ausprägungen unterscheiden werde. Ich knüpfe daran die weitere, daß die einzelnen einander noch widerstrebenden Wissenschaftsgebiete ihren gemeinsamen Mittelpunkt finden mögen, und so dereinst aus der Vielheit die Einheit im höheren Sinne erwächst. Diesen Mittelpunkt, nach dem die einzelnen Zweige streben, streben müssen, erkenne ich in der anthropologischen und Rassen-

*) Polit.-anthrop. Revue, Juli 1908.

forschung, die von einer Anzahl bedeutender Männer schon vor Gobineau entwickelt, durch Gobineau befestigt wurde, und in Dr. Woltmann ihre umfassendste Ausprägung erhalten hat.

III. Italien und die Germanenforschung.

In dem vorigen Teile meiner Arbeit habe ich darzustellen versucht, wie weit sich die germanistische Idee in Frankreich verfolgen läßt. Dabei mußte festgestellt werden, daß die germanistisch klingenden Stimmen in Frankreich sich bei weitem nicht in der Ueberzahl befinden. Dasselbe kann — und zwar in noch verschärfter Form — von Italien gelten, doch erscheint hier die Frage nach der Kulturgrundlage mehr aus der politischen Sphäre, wie es für Frankreich zutrifft, in die reineren Regionen der Kunst erhoben. Ja, das künstlerische Empfinden in Deutschland ist so eng mit Italien verbunden, daß hier fast aus zwei Kräften eine Einheit wird. Treffend schreibt Robert Kohlrausch*): „Die uralte, jahrhundertelange Zusammengehörigkeit von Deutschland und Italien wurde mir dort (in Verona) aus Begriff und Erinnerung zum unmittelbaren Empfinden." Vielleicht ist es dieselbe romantische Idee, die, wie sie einst die sächsischen und staufischen Kaiser über die Alpen ziehen ließ, noch jetzt seit Winckelmann und Goethe unsere Künstler veranlaßt, auf italischem Boden die ausgeglichenen Formen der Antike zu studieren. Und ganz zweifellos war es die Idee des im Süden geborenen Humanismus, mit Hülfe der hier noch vorhandenen Bildungselemente einer untergegangenen Welt die empfängliche Menschheit zu einer neuen, großen Kultureinheit zu verbinden.

Aber die Dissonanz fehlt auch hier nicht. Sie ist in erster Linie gegeben in dem Abhängigkeitsverhältnis in geistiger Beziehung, in das der nordische Germane von dem Italiener des Südens geriet. In Italien weiß man aus diesem unsererseits selbstgeschaffenen Abhängigkeitsverhältnis sehr wohl Kapital für die eigene Kulturbedeutung zu schlagen. Deutlich geht dies aus dem Schlusse eines für Italiener geschriebenen Werkchens von Prof. Adriano Belli**) hervor: „Was den Charakter anbelangt, so lehrt die Geschichte, daß der Deutsche nicht selbst schöpferisch ist, die einmal aufgenommenen Keime aber eifrigst und sorgfältigst zur Reife bringt. Die Schaffenskraft hat mehr bei dem Italiener ihren Boden. Auf jedem Gebiet war dieser bahnbrechend: in der Musik und in der Technik, in der Politik und in der Philosophie; er hat die angefangene Arbeit aber jedesmal unterbrochen und deren Vollendung anderen Völkern, besonders den Deutschen, überlassen. Der Italiener tritt mehr als Naturmensch, der Deutsche mehr als Kulturmensch auf. Die Natur hat dem Italiener mehr Empfänglichkeits-, dem Deutschen mehr Eindringungsvermögen verliehen; die Freigebigkeit einerseits, die Kargheit andererseits, mit der sie beide Völker beschenkt hat, scheint dort Erschlaffung, hier Willen hervorzubringen. Die Deutschen, die sich ihrer Mängel bewußt sind, nützen, was ihnen die Natur auch immer bietet, dankend nach Kräften

*) „Deutsche Denkstätten in Italien", Vorrede.
**) „Wechselseitige Einwirkungen der italienischen und deutschen Kultur — noterelle tedesche per gl'Italiani studiosi di questa lingua", Venedig 1905.

aus; was ihnen dieselbe daheim versagt, suchen sie in der weiten Welt, alles sich zu eigen machend. Noch immer kommen sie nach Italien, um in der paradiesischen Landschaft und an der Hand der großen Meister ihren Kunstsinn zu schärfen." Usw.

Als wenn der italische Boden niemals die Herrschaft der Goten, nie das Reich der Langobarden, nie die doch auch nachhaltig wirkenden Besuche der Normannen und ihr glänzendes Reich gesehen hätte, konstruierte man aus dem antiken und dem modernen Italien ein fast in sich geschlossenes nationales Gebilde, aus dem das germanische Element so gut wie gänzlich eliminiert wurde. Nicht nur auf italienischer, sondern auch auf deutscher Seite herrscht zumeist die Ueberzeugung, daß die Römer die ersten Erzieher der Germanen und die Germanen selbst lediglich die Störenfriede des Landes waren. Das geht soweit, daß man — wie Dr. Karl Voßler*) — in der Renaissance „eine gewaltige segensreiche Reaktion italienischen Geistes und lateinischer Traditionen gegen die Infiltrierung mittelalterlich-germanischer Elemente" erblickt hat.

Gobineau selbst hat zwar diesem Gedanken nicht ferngestanden, aber bei der Schärfe des Ausdrucks glaubt man sich doch 400 Jahre zurückversetzt. In der Tat haben die bedeutendsten Repräsentanten der italienischen Renaissance nicht nur ihren germanischen Ursprung verleugnet, sondern auch die Germanen selbst als unbotmäßige Barbaren herabgesetzt. „Die Renaissance", schreibt Prof. Dr. Ed. Heyck**), „behandelte die Gotenzeit als die Willkürherrschaft eines barbarischen Volkes. Der Abscheu, womit sie ihr »gotisch« aussprach, übertrug das Wort dann auf jedes, was sie als unrömisch verachtete, z. B. auf die spitzbogige Baukunst des späteren Mittelalters, während der rundbogige Stil sich eher mit dem Altertum und der Renaissance zu vertragen und etwas Römer-Verwandtes zu sein schien." Auf dieses Mißverhältnis hat schon vor 70 Jahren Pierre Victor (coup d'œil sur les antiquités scandinaves) hingewiesen. Wenn Trissino, der nach Dr. Woltmanns Darstellung unbedingt für das Germanentum in Anspruch zu nehmen ist, als Stoff für sein nationales Epos „das von den Goten befreite Italien" wählte, so liegt der Grund dafür wohl tiefer, als die oft gehörte Ansicht, „er habe nach einem dramatischen Stoffe gehascht", es zugeben will. Diese Vermutung ist um so mehr begründet, als Trissino einen wichtigen Vorgänger in dem florentinischen Staatsmann Lionardi Bruno, genannt Aretino, hatte, Verfasser der zuerst 1470 erschienenen, dann des öfteren — u. a. 1507 von Jean Petit in Paris — nachgedruckten „de bello Gotthorum, seu de bello Italico adversus Gotthos libri IV". Der Standpunkt des — nicht mit dem schlüpfrigen Pietro Aretino zu verwechselnden! — Verfassers ist durchaus italienisch-national und antigermanisch. In der wilden Brandung, dem „Wüten gegen sich selbst", scheint die „Deutsche Nation" an der Universität Bologna durch treues Festhalten an der nationalen Ueberlieferung einen der wenigen ragenden Pfeiler abgegeben zu haben.

*) Italienische Literaturgeschichte, Sammlung Göschen Nr. 125.
**) „Die Kulturlosigkeit der Germanen", Zeitfragen vom 24. 6. 1910.

Eine dem Germanentum nicht immer günstige Stimmung spricht aus der Zusammenstellung einiger Stammbäume italienischer Familien, die die germanischen Namen der frühesten Glieder zwar nicht verschweigt, aber doch nur selten an den germanischen Ursprung derselben erinnert. Lediglich zur Ergänzung des betr. Kapitels in Dr. Woltmanns Werke nehme ich die folgenden interessanten Angaben in meine Darstellung auf. Die eine Sammlung führt den Titel „Arbori delle famiglie lequali hanno signoreggiato con diversi titoli in Mantoua . . . e principalmente della Gonzaga... Con gli Arbori delle tre famiglie Aledrama, Paleologa e Gonzaga, lequali fin' hora han ritenuta la Signoria nel Monferrato" und erschien 1590 zu Mantua. Das zweite Werk heißt: „Elogi historici di alcuni personnaggi della famiglia Castigliona" und erschien im Jahre 1606 ebenfalls zu Mantua. Die Familie Gonzaga (Mantua-Zweig) geht danach zurück auf einen Guido. An unbezweifelt germanischen Namen finden sich in dem Stammbaume: in der zweiten Generation Gualtieri, in der dritten Corrado, Azo, Alberto, Federico, in der vierten Odoardo usw. Dennoch werden in die germanische Herkunft dieser Familie Zweifel gesetzt: „. . . così altri afferma, ch'ella venisse di Germania in Italia al tempo di Carlo Magno . . . Ma per che tutte queste opinioni sono fondate sopra deboli auttoritá & accomodate à tesser più tosto poesie . . . usw." Von größtem Interesse ist dagegen das, was über den Ursprung der Familie Aledrama, gesagt wird: „Valberto (Duca d'Egern e di Ringelburgo in Sassonia), posto da noi nel principio dell' arbore, per dimostrar l'origine del Marchese Aledramo, fu figliuolo di Vigberto, e nepote di quel Vitichindo, Sassone, che fu battezzato da Carlo Magno." Die Richtigkeit dieser Angabe konnte ich nicht nachprüfen. E. Freiherr von Uslar-Gleichen erwähnt in seinem „Geschlecht Wittekinds den Großen" (1902) zwar auch die ersten von dem italienischen Verfasser genannten Glieder, führt aber den Stammbaum nicht bis zur italienischen Familie fort. Die „Marchesi di Mantoua della Famiglia Estense, ò com' altri dice Malaspina" gehen zurück auf einen 945 gestorbenen Sigifrido. Der Stammbaum weist folgende germanische Namen auf: in der ersten Generation Azzo, Sigifrido, Gherardo, in der zweiten Thedaldo, Sigiberto, Gottifredi, Rodolfo usw. Eine große Auswahl germanischer Namen findet sich endlich im Stammbaum der Familie Castiglione, so Tachipaldo (erwähnt aus dem Jahre 811), Arnolfo (996), Landolfo (1014) usw. Die meisten Träger germanischer Namen in dieser Familie waren angesehene Kirchenfürsten.

Schlimmer als die literarische Ausmerzung des Germanentums war das Wüten der Klerisei gegen die freien Denker Italiens, das sich ebenfalls als ein Kampf des Römertums gegen „germanische Infiltration" herausstellt. „Wer auch nur einiges über die Tätigkeit der Jesuiten in Italien, gleich vom 16. Jahrhundert ab, erfährt", schreibt H. St. Chamberlain, „etwas aus der Geschichte ihres Ordens von ihrem Bewunderer Buß, wird sich nicht mehr über das plötzliche Verschwinden aller Genies wundern, d. h. alles Germanischen." Das betreffende Kapitel der „Grundlagen", dem dieser Satz entnommen ist, gehört zu den packendsten des ganzen Werkes und wird, weil es völlig mit den Forschungen Dr. Woltmanns zusammenklingt, weiter unten noch ausführlicher besprochen werden. Hier dürfte wohl zunächst am Platze

sein, des reformatorischen Wirkens Giordano Brunos zu gedenken. Nach den tiefgründigen Untersuchungen Dr. Hermann Brunnhofers*) und des Professors Dr. Ludwig Kuhlenbeck kann es heute als unumstößliche Gewißheit gelten, daß Giordano Bruno unsere moderne Philosophie auf das tiefste beeinflußt hat. Der Weg führt von Bruno aus — um nur die bedeutendsten zu nennen — zu Spinoza, Leibniz und Goethe. Die Impulsivität des Nolaners wirkt ungeschwächt bis in die neueste Zeit fort und öffnet uns noch heute die Tore der Unendlichkeit. In der Tat: der oben erwähnte Adriano Belli würde wenigstens in bezug auf die Philosophie Italien mit Recht für bahnbrechend halten dürfen, — wenn wir Bruno seiner Abstammung nach dem Romanentum überlassen müßten. Während noch Heinrich von Stein in seiner Habilitationsschrift (1881) Bruno als einen Mann darstellte, „der so gänzlich Italiener war", machte schon ein Jahr später Brunnhofer auf die germanisch klingenden Namen Brunos und seiner Mutter (Fraulissa Savolina) aufmerksam, ohne ihn doch als Italiener aufzugeben. Dr. Woltmann hält die germanische Abstammung Brunos für wahrscheinlich, Chamberlain aber und Otto Hauser (Weltgeschichte der Literatur, 1910) nehmen ihn unbedingt für das Germanentum in Anspruch und dürften damit recht behalten. Bei der, wie Brunnhofer schreibt, „Zentralstellung", die Bruno innerhalb der Geschichte der Philosophie einnimmt, wäre eine endgültige Lösung der Frage — die bei anderen „italienischen" Größen wie Dante längst im germanischen Sinne entschieden ist — im höchsten Grade wünschenswert. Vielleicht hat Bruno selbst vorübergehend seine innere Uebereinstimmung mit der germanischen Natur empfunden, als er die bekannten schönen Worte niederschrieb: „Ich bin kein lügenhafter Schmeichler, wenn ich den volleren Reichtum des deutschen Geistes und seine helleren Augen preise. Seit das Reich zu den Deutschen gekommen ist, findet man hier mehr Genie und Kunst als bei anderen Völkern."

Aber selbst wenn man noch in Brunos Abstammung von germanischen Eltern Zweifel setzen sollte, so liefert doch sein grausamer Tod eines der bekanntesten Beispiele für die namentlich von der Klerisei ausgehenden Kämpfe gegen alle freieren Regungen, die zum größten Teile dem Germanentume zuzuschreiben waren. Die Resultate dieses Kampfes bestanden in einer allgemeinen Erschöpfung, die schon bald nach der Blütezeit der Renaissance eintrat. In Italien selbst ist die letzte Ursache dafür nicht verborgen geblieben. Dr. Eduard Reich zitiert in seinen „Studien über die Volksseele" aus Mazzinis „l'Italie dans ses rapports avec la liberté et la civilisation moderne" (1847): „Italien spielt tatsächlich seit etwa drei Jahrhunderten eine so armselige, passive Rolle; . . . die hauptsächliche Veranlassung der Unglücksfälle Italiens möge man in dem Walten jener zugleich geistlichen und zeitlichen Macht suchen, welche . . . seit Jahrhunderten auf den Gedanken Italiens, auf den Willen des Volkes einen verhängnisvollen Einfluß ausübt, eine zurücktreibende Kraft." Leider

*) „Giordano Brunos Lehre vom Kleinsten als die Quelle der prästabilierten Harmonie des Leibnitz", 2. Aufl., 1899. Schon vorher hatte Eugen Dühring in der „Kritischen Geschichte der Philosophie" auf die Abhängigkeit Leibnizens von Bruno hingewiesen.

wissen wir nur zu gut, und der Stammbaum der Familie Castiglione beweist es aufs neue, wie sehr das Germanentum selbst von dieser „zurücktreibenden Kraft“ eingespannt wurde. Es gibt von Theoderich dem Großen kleine Silbermünzen*), die auf der Vorderseite das Brustbild des byzantinischen Kaisers Anastasius und auf der Rückseite den zu einem Monogramm zusammengestellten Namen Theoderichs mit der Umschrift „invicta Roma“ tragen. Der germanische Herrscher kleidet seinen Namen in ein fast mystisch anmutendes Gewand, und dieses ist umgeben von den deutlichen Charakteren des trotz Goten- und Vandalen-Sturmes noch immer unbesiegten Roms. Die ganze Tragik der germanischen Geschichte im frühen Mittelalter ist in diesem Symbol enthalten, und ich wage kaum noch zu fragen, ob das Symbol nicht bis in die allerjüngste Zeit Geltung behalten hat.

Der allgemeine Niedergang nach der italienischen Renaissance zeigte sich jedoch nicht nur in der inneren und äußeren Politik, auch die Geschichtsschreibung bestätigt ihn, die, des schöpferischen Geistes bar, sich in der Folgezeit der Hauptsache nach auf Chronik-Sammlungen beschränkte und von germanischer Individualität meilenweit entfernt war.

Allerdings war auch für Deutschland die glänzende Zeit des Humanismus dahin, die für das Germanentum einen ähnlich umfassenden Kulturkreis zeichnete wie die Gegenwart. Diese holt in mühsamer Arbeit nach, was die besten Köpfe längst vergangener Zeiten in scharfer Intuition erkannt hatten. „Nichts Großes in der Welt ist ohne die Germanen geschehen“, ließ Heinrich Bebel sich am Beginne des 16. Jahrhunderts vernehmen. Und Sebastian Frank von Wörd, dessen mehrfach wiederholtes Urteil lautet, „daß ein landt 3 heller nit besser ist als das ander, also ein volck vor Gott“, schreibt dennoch von den Deutschen**): „Die Teutschen liessenn auch vor Christi gepurt niemandt frembds gern under jn wonen / damit das land mit frembden Sitten nit verunreyniget würde / so begert man auch nit fast zu dem wilden volck in die rauhen kalten art zu ziehen. Das hat die Teutschen hinhinder geworffen / biß jn Gott auß dem staub für vil völcker herfür hat geholffen / also das es jhn yetz an leutseligkeyt / wolerbawen stetten / anschlegen / künsten / redlichen thatten / weisen reden / gewerben niemant vorthut / und die letzten die ersten worden.“ In derselben Teutschen Chronika bringt Frank von Wörd einige Notizen aus der Geschichte der römischen Republik und darauf kurze Lebensbeschreibungen aller römischen Kaiser von Julius Caesar an, ein meines Wissens in einer deutschen Chronik einzig dastehendes Beispiel, das ich mir nur so erklären kann, daß der Verfasser in Deutschland und Italien zwei organisch miteinander verbundene Staaten erblickte.

Nach Rud. von Raumers Mitteilungen in der „Geschichte der germanischen Philologie“ gehört noch ein Werk des 16. Jahrhunderts hierher, das mir bis jetzt noch nicht vorgelegen hat, nämlich des Wolfgang Lazius 1557 erschienene „De gentium aliquot migrationibus, sedibus fixis, reliquiis linguarumque initiis et immutationibus ac dialectis libri XII“. v. Raumer schreibt darüber: „Aus den Wanderungen und Mischungen der Völker sollen wir erkennen, woher so viele und so mannigfaltige Dialekte der deutschen Sprache entstanden sind, und wie es andererseits zugegangen ist, daß so manche Völker, die jetzt keine deutsche Sprache sprechen, z. B. die Spanier, die Franzosen, die Itaiener, dennoch deutschen Ursprungs sind.“ Eine solche Untersuchung würde mit § 42 der „Unvorgreiflichen Gedanken“ von Leibniz zusammentreffen, nach welchem „es außer Zweifel ist, daß die französische, italienische und spanische Sprache (ohne von der englischen zu reden) bei jedem Vorfall, bei der Untersuchung, die sie über den Ursprung der Mundart anstellen wollten, ihre Zuflucht zu unserer Sprache nehmen müßten; und folglich würde die Untersuchung der deutschen Sprache nicht nur ganz Deutschland, sondern auch zugleich ganz Europa aufklären.“ Noch 100 Jahre nach Leibnizens Tode ist dieser Standpunkt von dem Verfasser einer kleinen Bibliographie vertreten worden.*)

*) Vergl. Julius Friedländer, die Münzen der Ostgothen, 1844, Taf. I. Auch in Prof. Heycks Deutscher Geschichte findet sich auf S. 89 des ersten Bandes ein Exemplar abgebildet.

**) „Chronica des gantzen Teutschen lands usw.“, Bern 1539.

Mit diesen Feststellungen wird allerdings die nationale oder rassenhaft bedingte Aktivität in bezug auf alle Kulturgestaltung usw. weniger berührt. Dr. Woltmann führt auf S. 4 seines Werkes einen höchst wichtigen Literaturnachweis aus dem Jahre 1774 an: „Die Gestalt der Menschen wurde immer kleiner, und die römische Welt war in der Tat mit einem Geschlecht von Zwergen bevölkert, als die wilden Riesen aus Norden einbrachen und die kleine Brut verbesserten. Diese stellten den männlichen Geist der Freiheit wieder her und nach dem Umlauf von zehn Jahrhunderten wurde die Freiheit die glückliche Mutter des Geschmacks und der Wissenschaften.“ (Gibbon, die Geschichte des Untergangs des römischen Reiches).

Bei meinen eigenen literaturgeschichtlichen Studien konnte ich die Vorgängerschaft Dr. Woltmanns für das Thema „der germanische Einfluß in Italien“ nicht über das 19. Jahrhundert hinaus zurückverfolgen. Von Simonde Sismondis bändereichem Werke „Histoire des républiques Italiennes du moyen âge“, Zürich 1807 u. f., schreibt Dr. Ludwig Wachler (Geschichte der historischen Wissenschaften, 1820): „Mit so vieler Liebe bei Schilderung der Verfassung, der Sitten und der Eigentümlichkeiten des Lebens verweilt wird, so entsteht doch kein reines, treues, lebendiges Bild vom Mittelalter; es ist zu wenig Germanisches, zu viel Französisches in dem Verfasser, um ein solches vollenden zu können.“ Vielleicht ist dieses Urteil ein wenig zu hart. Schon in dem Vorworte weist Sismondi auf die große Anzahl freier Städte in Nord-Italien und Toskana hin, von denen eine jede ihre besondere Geschichte verdiene. „De plus grands caractères se sont développés dans ces petits Etats; on y a vu se déployer des passions plus vives, des talens plus vastes, plus de vertus, de courage et de vraie grandeur, que dans bien de Monarchies condamnées pour jamais à l'indolence et à l'oubli.“ Alles dies, nachdem der Ver-

*) Dr. N. H. Julius, Bibliotheca Germano-Glottica oder Versuch einer Literatur der Altertümer, der Sprachen und Völkerschaften der Reiche germanischen Ursprungs und germanischer Beymischung, Hamburg 1817. Es haben in diesem Buche auch zahlreiche französische, spanische und italienische Werke Aufnahme gefunden.

fasser Italien „rajeunie par le mélange de son Peuple avec les nations du Nord“ genannt hat.

Heinrich Leos Italien betreffende geschichtliche Darstellungen sind schon von Dr. Woltmann vorteilhaft zitiert worden und können hier wohl übergangen werden. Auch auf die in den ersten beiden Teilen dieser Arbeit genannten Autoren, welche sich mit dem germanischen Einflusse auf die romanischen Länder im allgemeinen beschäftigt haben (L. von Ranke, E. M. Arndt, Gaupp, E. von Wietersheim) brauche ich wohl nicht in längeren Ausführungen zurückzukommen. G. B. Mendelssohns „Germanisches Europa“ (Berlin 1836) wird leider seinem vielversprechenden Titel nicht völlig gerecht. Italien wird darin als „von germanischer Einwirkung nur flüchtig berührt“ geschildert. Richtig und zugleich poetisch spricht sich aber der Verfasser über die Herkunft der Germanen aus: „Die germanische Welt senkt ihre Wurzeln in die verschlossene Region des ewigen Polar-Eises, während ihre Zweige sich gegen den lebensreichen Mittag hin entfalten und manches fremde Reis aufnehmen.“

Sehr interessant und nicht unwichtig ist ein Urteil Wolfgang Menzels, der in der italienischen Renaissance bekanntlich einen höchst verdammenswerten Rückfall in das Heidentum erblickt hat. In einer Renzension des Buches „L'Italie et l'Europe“ von J. C. Beltrami, Paris 1834, schreibt Menzel (Literaturblatt vom 28. Dez. 1835): „Dem Verfasser zufolge haben die nordischen Barbaren allen Geist, alle edle Gesittung, alles was sie Gutes haben, lediglich von Italien empfangen, und das ist nicht wahr; sie haben im Gegenteil erst die von Grund aus verdorbenen Italiener wieder veredelt. Ihm zufolge haben die Italiener zuerst das Joch des Aberglaubens und des Despotismus gebrochen; aber das ist nicht wahr, im Gegenteil ist alle religiöse Freiheit von Deutschland, alle politische von Frankreich und England ausgegangen.“

Zu dem gleichen Resultate gelangt der berühmte Philologe Rudolf von Raumer in seinem Werke „Vom deutschen Geiste. Drei Bücher geschichtlicher Ergebnisse“, Erlangen 1848. „Italien“, schreibt der Verfasser, „sollte eins der wesentlichsten und herrlichsten Glieder in der neu entstehenden Europäischen Völkerfamilie werden. Daß dies geschah, war das Werk der Langobarden. . . . Wenige Jahrhunderte nach ihrer Einwanderung hatten die Langobarden ihre Sprache mit der vorgefundenen lateinischen vertauscht, jedoch nicht ohne auch dieser, namentlich im Wortschatz, sehr deutliche Spuren ihrer alten Stammsprache einzudrücken. Daß die Langobarden bei aller sonstigen Sprödigkeit in so wesentlichen Dingen sich nachgiebig zeigten, war ihrer weltgeschichtlichen Aufgabe sehr förderlich. Denn nur so konnte die Verschmelzung zustande kommen, aus der das reichbegabte Italienische Volk hervorgegangen ist. Statt die Langobarden ihrer Umbildungsfähigkeit wegen zu tadeln, muß man sie vielmehr bewundern, daß sie trotz aller Umwandlungen ihre alte Kraft behauptet und so der Bevölkerung Italiens neues Leben eingeflößt haben.“

Dieses Buch gehört jedenfalls zu den schon in meinen „Beiträgen“, 1909, erwähnten literarischen Erscheinungen, die der freiheitlichen Bewegung von 1848 ihre Existenz verdanken.

Dann folgt eine lange nur durch Wietersheim, 1852, unterbrochene Pause in dem mir zur Verfügung stehenden Material, wie denn überhaupt für dieses Thema die Quellen nicht so reichlich fließen wie etwa für Frankreich. Immerhin ist es möglich, daß einige Kunstgeschichten mir nicht bekannt geworden sind, die wie die von Dr. Woltmann erwähnte „Geschichte der bildenden Künste“ von Schnaase (1865—1879) auf den Zusatz germanischen Blutes im lombardischen Italien hinweisen.

Von großer Bedeutung ist der 1886 zu Celle gedruckt erschienene Vortrag A. Westrums die „Longobarden und ihre Herzöge“, der hier trotz seiner Erwähnung in den „Beiträgen“ nicht umgangen werden kann. Auf S. 48/49 lesen wir: „Daß diese hohe Kulturstufe (der Lombardei) nicht etwa wesentlich dem romanischen Teil der Bevölkerung Oberitaliens zu danken war, geht daraus hervor, daß sie in den rein romanischen Teilen nicht erreicht wurde. Wenn man z. B. mit Recht die übertroffene Malkunst der Italiener rühmt, so möge man bedenken, daß von den fünf Malschulen Italiens . . . vier der Lombardei bezw. solchen Gebieten angehören, welche wie Venedig, Florenz und Bologna unmittelbar an die Lombardei angrenzten, ja zeitweilig Teile derselben bildeten. Und wenn der unbefangene Besucher der Museen, der nicht gerade als Kunstkenner die Werke altdeutscher Meister verehrt, sich von den eckigen, harten Frauengestalten deutscher Maler zu denen der Italiener wendet, so möge er nicht glauben, daß es nur Romaninnen sind, welche er von diesen abgebildet sieht. Wie erst kürzlich von kunstverständiger Seite hervorgehoben wurde, kann man bei vielen gerade der liebreizendsten Frauengestalten deutlich erkennen, daß in ihnen der blühende Leib von rosigen Frauen germanischen Blutes verherrlicht wurde, nicht aber von der morbidezza angekränkelte Venetianerinnen oder brünette Romaninnen zu ihnen Modell gestanden haben.“ Ferner S. 50: „Wenn, wie Bluntschli in seinen Memoiren erzählt, Fürst Bismarck einmal behauptet hat, daß die tüchtigsten fremden Nationen Europas ihre Tüchtigkeit einer Beimischung deutschen Blutes verdanken, so hätte er neben den von Bluntschli angeführten Beispielen auch die Italiener erwähnen können. Auch die Italiener haben . . . ihre heutige Stellung unter den Großmächten dem Zusatze germanischen Blutes zu danken.“

Seit etwa einem Jahrzehnt hat das Thema fruchtbareren Boden gefunden, wenigstens soweit Werke in Frage kommen, deren Verfasser das innere Wesen einer Kultur klar zu erkennen vermochten. Zu ihnen gehören Dr, Ludwig Wilser*), Dr. Albrecht Wirth (Volkstum und Weltmacht in der Geschichte)**), Heinrich Driesmans, der Rassen-Dualist (die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung***) und Professor Albrecht Haupt (die älteste Kunst,

*) „Durch die Einwanderung der germanischen Völker wurde in Italien außer dem nordischen Stil auch deren Schönheitsideal heimisch; es ist der Adel langobardischer Erscheinung, den wir in den Meisterwerken Tizians, Lionardos, Paolos bewundern.“

**) „Noch in der Renaissanse offenbaren Florentiner und Veroneser Künstler und Denker germanischen Geist.“

***) „Die Kultur der Renaissance trägt durchaus germanische Geisteszüge, aber sie ermangelt der germanischen Seele.“

insbesondere die Baukunst der Germanen)*). Vor allem aber ist hier H. St. Chamberlain zu nennen, der durch das Kapitel „Die Germanen als Schöpfer einer neuen Kultur“ seiner „Grundlagen“ einen gewaltigen Vorstoß gewagt und auch wohl Dr. Woltmann zu eigenen Untersuchungen angeregt haben mag. Chamberlain stimmt dem Sinne nach völlig mit Dr. Woltmann überein, wenn er schreibt: „Nicht ein rinascimento war das, was die dilettierenden Belletristen in übertriebener Bewunderung ihres eigenen literarischen Zeitvertreibes vermeinten, sondern ein nascimento, die Geburt eines noch nie Dagewesenen, welches — wie es in der Kunst sofort seine eigenen Wege, nicht die Wege der Ueberlieferung einschlug — zugleich die Segel aufspannte, um die Ozeane zu durchforschen, vor denen der griechische wie der römische „Held“ sich gefürchtet hatte, und das Auge bewaffnete, um das bisher undurchdringliche Geheimnis der Himmelskörper dem menschlichen Erkennen zu erschließen. Sollen wir hier durchaus eine Renaissance erblicken, so ist es nicht die Wiedergeburt des Altertums, am allerwenigsten des kunstlosen, philosophiebaren, unwissenschaftlichen Rom, sondern einfach die Wiedergeburt des freien Menschen aus dem alles nivellierenden Imperium heraus.“

Goldene Worte, die gewissermaßen die Quintessenz des ganzen hier behandelten Themas abgeben!

Werke jedoch, die auf ihre „exakte Wissenschaftlichkeit“ pochen und sich ängstlich von allen das Durchschnittsmaß übersteigenden Schlüssen fernhalten, bewegen sich durchaus nur auf der Peripherie der Gedankenkreise Chamberlains und Woltmanns. So geht es z. B. Prof. Dr. Julius Jung, der in „Helmolts Weltgeschichte“, Bd. 4, von der Nachwirkung der Langobarden-Herrschaft nichts weiter zu berichten weiß, als daß „die Neugestaltung, der Italien und der europäische Westen überhaupt entgegengingen, wesentlich auf den germanischen Volksrechten beruhte“ und dann, wie zum Trost für die humanistisch-klassische Anschauungsweise schreibt: „War auch der Fluß einer ruhigen Entwicklung unterbrochen, so blieben doch überall Anknüpfungspunkte erhalten, woran sich in den späteren Zeitaltern die Geschichte Italiens weiter gesponnen hat.“ Ebenso steht das bekannte Buch Victor Hehns über Italien den Woltmannschen Ansichten völlig entgegen. Dieser bewußt antigermanischen Schriftstellerei erwächst allmählich eine immer schärfere Konkurrenz. Daß jetzt auch eine von Otto Hauser verfaßte und auf der modernen Rassenforschung basierende „Weltgeschichte der Literatur“ vorliegt, muß mit lebhafter Freude begrüßt werden. Als vorläufig letztes Glied dieser Kette (Chamberlain, Woltmann, Hauser) ist das vorzügliche Buch des Prof. Dr. Heinrich Wolf „Angewandte Geschichte, eine Erziehung zum politischen Denken und Wollen“, Leipzig 1910, erschienen, das die Erkenntnis verbreiten will, „daß es nichts Ungleicheres gibt als die Menschen, daß nichts mehr zu bekämpfen

*) „Das nördliche Italien hat durch die Langobarden in seiner Bevölkerung die nachhaltigste Stärkung und Auffrischung des Blutes gewonnen. Von Oberitalien und Toscana allein ging jener Strom neuen Lebens aus, der ganz Italien überflutete und aus seinem Boden für mehr als ein halbes Jahrtausend jene Wunderblume der Wiedergeburt des Geistes und aller Künste aufblühen ließ.“

ist, als die Nivellierungssucht unserer Zeit, welche alle Unterschiede zwischen den Menschen, Nationen und Rassen beseitigen möchte“. Unter ausdrücklicher Berufung auf Dr. Woltmann heißt es in dem Buche, daß besonders Italien zeigt, „wie sehr die Bedeutung der sogenannten romanischen Völker durch die Stärke der germanischen Beimischung bedingt ist“. Man wird von diesem Buche die gleiche Verbreitung erwarten dürfen, wie sie „Einharts“ vortrefflicher „Deutscher Geschichte“ zuteil geworden ist, und so wird Prof. Wolf besser mit den vielen Unklarheiten, die noch allenthalben über das Rassenproblem herrschen, aufzuräumen vermögen, als dies berufenen Anthropologen wie Dr. Wilser trotz emsigster Arbeit bisher geglückt ist.

Als das befruchtende Element der Renaissance-Zeit gelten, wie die verschiedenen Belege beweisen, die Langobarden. Vielleicht tut man den Ostgoten gegenüber ein Unrecht, wenn man sie völlig von der Beeinflussung der italienischen „Neugeburt“ ausschließt. Seit eine frühere u. a. von Nic. Petrejus*) ausgesprochene Ansicht, daß der Rest der Goten in die Heimat zurückgekehrt sei, für immer aufgegeben ist, hat man in der Regel die Geschichte des ostgotischen Reiches mit dem völligen Untergang desselben enden lassen. Die Richtigkeit dieser Ansicht ist neuerdings, soviel mir bekannt, von drei Seiten angefochten worden, nämlich von Prof. Dr. J. Sepp in der kleinen Schrift „Deutschland einst und jetzt“, 1896**), von Dr. Woltmann „Sind die Goten in Italien untergegangen?“ (Pol.-anthrop. Revue, IV, Nr. 3, 1905)***) und von Major O. v. Pillement „Ostgoten“, 1906. Von den drei genannten Autoren zieht Dr. Woltmann die weitestgehenden Schlüsse, die es immerhin gerechtfertigt erscheinen lassen, auch die Goten bei der Frage nach dem Ursprunge der Renaissance zu berücksichtigen. Sepp und v. Pillement beschränken die „Reste der Goten“ nur auf die südlichen Abhänge der Alpen und Alpentäler.

Es mag hier angebracht sein, die wenigen auch von der italienischen Statistik als Germanen aufgeführten Bewohner Norditaliens, wie z. B. der „sieben und dreizehn Gemeinden“ zu erwähnen, die in früheren Zeiten als „veronesische und vincentinische Cimbern“ bekannt waren. Man hat diese „sette e tredici communi“ nicht selten als Ueberbleibsel des gotischen Volkes bezeichnet. Ich verweise auf die teilweise Kontroversen darstellenden Artikel in der „Deutschen Erde“, Jahrg. I, S. 161/163 (von Gustav Buchholz, mit Karte), Jahrg. II, S. 157 (Referat desselben über Adolf Schibers Arbeit „das Deutschtum im Süden der

*) Die betr. Schrift erschien 1695 lateinisch, 4 Jahre später in deutscher Uebersetzung. Die Erzählung von der Heimkehr der Goten hat dem Verfasser schon von Mascov (1737) eine scharfe Rüge eingebracht. Im übrigen drückt sich Mascov sehr vorsichtig aus: es sei von den Ostgoten in Italien nichts übrig geblieben, das eine Nation vorstellen konnte.

**) „Die Reste der Goten zogen sich in die Alpen zurück: am Brenner, um Seben, Meran und im Passeiertale sitzen sie noch. Ausdrücklich erklärt der Emeramer Codex fol. 52 Gothi Meranari. Gotische Nachkömmlinge sind die prächtigen Menschen im Burggrafenamt, ein Volksschlag, schön wie die Landschaft, die hochstämmigen, würdevoll einherschreitenden Männer von Algund und Mais, die herrlichen Jünglingsgestalten und ernsten Mädchen von stattlichem Wuchs und mit Flachshaaren im Sarner-, Ultener- und Schnalsertal. Goten heißen die Bewohner von Worms (Bormio) am Wormserjoch. Usw.“

***) Auch im Renaissance-Werke heißt es (S. 22): „Als Rasse sind die Goten zum größeren Teile in Italien erhalten geblieben.“

Alpen"), Jahrg. III, S. 95/96 („die Herkunft der Deutschen am Südabhang der Alpen, Rede und Gegenrede von Schiber und Buchholz), Jahrg. IV, S. 51/53 („Ursprung der deutschen Sprachreste in den Alpen" von Aloys Schulte), Jahrg. VII, S. 33 (Bericht W. Rohmeders über Baragiolas „Miscellanea Cimbra. Folklore inedito di alcune colonie tedesche nella regione italica"). Diese geschichtlich berühmten Sprachinseln weisen leider einen starken Rückgang der deutschen Bevölkerung auf. Während Richard Böckh („der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten", 1869) die Anzahl der Deutschredenden auf 12600 schätzt, schreibt Buchholz (1902), daß von den sieben Gemeinden nur noch zwei mit im ganzen etwa 3000 deutschredenden Bewohnern bestehen und von den 13 Gemeinden nur noch eine einen verschwindenden deutschen Bruchteil besitzt.

* * *

Auf italienischer Seite scheint man zumeist die Ansichten unserer oben als „exakt wissenschaftlich" bezeichneten Werke zu teilen, indem hier fast allgemein dem Einflusse des mittelalterlich-germanischen Elements wenig Beachtung geschenkt wird. Wenn es in dem Münzwerke Gaetanos „le monete delle zecche di Salerno" (1891/1893) heißt: „E certo gratissimo sarà non pure all' Italia, ma all' Europa ed all' Umanità, avere un ricordo degli Eroi di Normandia, cui nessuno uguale in valore, fermezza di propositi, nobiltà di animo ed elevato ingegno ci ricordano le istorie", so sind das zwar Worte von ähnlicher Prägnanz, wie sie Herder in seinem Idunaaufsatz (Schillers Horen, 1796) ausgesprochen hat, aber sie bilden doch nur eine Ausnahme. Interessant ist in dieser Hinsicht eine größere Arbeit von F. Mazzanti im 2. Jahrg. des Archivio storico dell arte, „La scultura ornamentale romana nei bassi tempi". Unter den vielen Abbildungen finden sich etliche mit ausgesprochen germanisch-normännischen Motiven, doch findet sich im Texte keine Bemerkung über germanischen Einfluß. Giuseppe Marina*) spricht von dem unwesentlichen Einflusse, den die Germanen auf die romanische Literatur ausgeübt haben: „Poca e leggerissima fu l'influenza esercitata dai Germani sulle letterature romane." Völlig unzulänglich sind in demselben Werke die Bemerkungen über den Einfluß der Germanen auf die romanischen Sprachen. Nach Diez, der mit seiner „Grammatik der romanischen Sprachen" genannt wird, gehen 150 italienische Wörter auf germanischen Einfluß zurück. Weit wichtiger ist Giuseppe Berghoffers Programmarbeit „Gli elementi germanici della lingua italiana" (Progr. des Königl. Ungar. Gymnasiums zu Fiume, 1886). Berghoffer führt 376 italienische Wörter auf, die dem germanischen Sprachschatze entstammen, eine Liste, die zweifellos noch ergänzt werden kann. Interessant ist die Erklärung des Wortes „razza": dall' antico-tedesco-alto „reiza" che equivaleva a linea e significava poscia „lingua sanguinis". Rasse ein ursprünglich germanisches Wort.

*) „Romania e Germania ovvero il mondo Germanico," Triest 1892. Deutsche Uebersetzung von Emma Müller-Röder bei Costenoble, Jena 1900, erschienen. Die Uebersetzerin ist dieselbe, die Finots unglückliches Buch über das Rassenvorurteil uns Deutschen vermittelt hat. Marina auf das Niveau Finots herabzudrücken, wäre ungerecht, aber weite Ausblicke eröffnet sein Werk nicht.

Berghoffer stimmt darin mit Felix Atzler überein und weicht weit ab von gewissen Erklärungen — auch deutscher Gelehrter — die das Wort mit „ratio" oder dem arabischen „ras" (Haupt, Quelle) zusammenbringen.*)

Allerdings weiß auch die historische und ethnologische Wissenschaft Italiens einen Unterschied zwischen der Kultur des italienischen Nordens und der des Südens zu machen, doch wird dieser Unterschied mit Hülfe der bereits im Altertum hier herrschenden Rassen erklärt. Damit gelangen wir zur Frage nach den Grundlagen, auf denen sich die noch historisch nachweisbaren italienischen Kulturen aufgebaut haben. Chaotisch sieht hier die einschlägige Literatur aus. Genau wie bei der Urgeschichte Frankreichs hat man sich auch hier in den vielseitigsten Hypothesen gefallen, die sich besonders an die Wanderungen der Völker vom Osten her knüpfen. Da sich diese graphisch sehr schwer darstellen lassen, ist hier der Phantasie weitester Spielraum gelassen. Viel Schaden dürften namentlich die sog. Pelasger angerichtet haben, unter denen man sich — wie unter den „Urkelten" oder „Protokelten" — alles mögliche vorstellen kann. Eine kritische Sichtung hat schon der scharfsinnige Nicolaus Fréret vorgenommen**), ohne jedoch nachhaltigen Erfolg zu erzielen.

Zum Wesen einer Kultur gehört zweifellos die Bodenständigkeit. Nicht die Griechen haben erst die eigentliche Kultur nach Italien gebracht, als sie Sizilien und die Küsten der „Graecia Magna" mit ihren Kolonien umsäumten, wenn auch die Römer in allen Geisteswissenschaften die Schüler der Griechen wurden. Zur Ergründung der heimischen Kulturen dienen daher die Untersuchungen über Einwanderungen, zumal historisch nicht nachweisbarer Völker, am allerwenigsten. Erst die Annahme eines Bevölkerungs-Continuums, d. h. einer lange seßhaften Bevölkerung, bringt uns der Lösung des Problems näher. Schon Wilhelm Lindenschmits wundervolle „Rätsel der Vorwelt" (1846) würden hinreichend Gelegenheit gegeben haben, Fragen dieser Art näher zu treten. Lindenschmits Worte verhallten aber ebenso resonanzlos in Deutschland, wie ein Jahrhundert früher diejenigen Frérets in Frankreich. Erst die neuere Zeit bringt den bodenständigen Kulturen Italiens gegenüber den Einwanderungshypothesen erhöhtes Interesse entgegen. Das trifft auch für Italien selbst zu. Hier sind es besonders zwei Forscher, die das Problem der altitalienischen Kulturen erörtert haben, G. Sergi und Alfredo Niceforo.

Ersterer vertritt in seinem von Dr. A. Byhan übersetzten Buche „Ursprung und Verbreitung des mittelländischen Stammes. Mit Anhang: die Arier in Italien" (Leipzig, 1897) die Ansicht, daß die Italiker Angehörige des mittelländischen Stammes waren, dessen Ausbreitungszentrum etwa mit Abessinien zusammenfällt. „In einer vorgeschichtlichen Epoche geschah der Einfall aus Norden oder Nordosten, welcher die vom Tiber gebildete Grenze nur wenig überschritt. Dieser Einbruch

*) Für die italienische Sprachwissenschaft würde namentlich noch der in meinen „Beiträgen" erwähnte „Atlante linguistico" von B. Biondelli (1841) in Frage kommen, ein Buch, das sich noch immer — wie so manches andere — meinen Nachforschungen entzogen hat.

**) Vergl. Dr. A. Schwegler, Römische Geschichte, 2. Aufl., 1867, Bd. 1, S. 155. Auf die reichen Literaturangaben dieses Buches sei hiermit verwiesen.

ging von einem Volke aus, welches dieselben physischen Merkmale hatte, wie die Kelten, Slaven, Süddeutschen, und diese waren also von den physischen Merkmalen der Italiker verschieden. Ich zaudere nicht, diesen Stamm den arischen zu nennen, und also anzunehmen, daß die fremden Schädel in den etruskischen, felsinischen und römischen Gräbern von Ariern stammen. Die Italiker sind also, anthropologisch betrachtet, keine Arier, die Umbrer sind mit Ariern gemischte Italiker, aber in der Verhältniszahl der Bevölkerung überwiegende Italiker."

Auffallend ist die große Scheu, die der Verfasser vor den Ariern und besonders den Germanen hegt — es werden nämlich in der Regel nur Kelten und Slaven genannt — und die ihn zu manchen Widersprüchen verleitet. Man vergleiche folgende Sätze: „Die große Entwickelung der arischen Kultur, wie sie in Italien von den umbrischen und der von Este, denen von Watsch und Hallstadt bis zur Donau dargeboten wird, muß man ohne Zweifel dem Einflusse der mittelländischen zuschreiben"), S. 156). Und: „Es ist wahr, die arische Kultur hatte neben der etruskischen dazu beigetragen, die Italiker Latiums zu fördern, aber die lateinische Kultur, welche nach der Gründung Roms entstand, ist nach ihren Merkmalen eine neue. (S. 158) Zum Schlusse kündigt Sergi eine langwierige Arbeit an, um seine Hypothese mit überzeugender Klarheit darzulegen; sie soll vornehmlich dem Beweise dafür dienen, „daß der sog. Reihengräbertypus, der für den echt germanischen Typus gehalten wird, nicht arisch ist, sondern einer Urbevölkerung angehört, die vor dem Eindringen der Arier da war." Sollte er damit etwa sein großes, 1908 erschienenes Werk „Europa. L'origine dei popoli europei e la loro relazione coi popoli d'Africa, d'Asia, e d'Oceania"*) gemeint haben, so dürfte er damit bei den deutschen Prähistorikern das gleiche Kopfschütteln ernten, das er sich für sein vorhin genanntes Werk bei den deutschen Anthropologen prophezeit hat.

Hier mögen, um die Gegensätze deutlicher hervortreten zu lassen, Dr. Woltmanns Worte auf S. 13 seines Renaissance-Werkes folgen: „Zu den Italikern, die seit dem Anfang des 2. Jahrtausends v. Chr. aus der nordischen Urheimat in die apenninische Halbinsel einwanderten, gehörten die Umbrer, Sabeller, Latiner, Siculer, Etrusker, Veneter und Gallier. Sie standen teils dem keltischen, teils dem thrako-hellenischen Zweig der Arier nahe."

Den Woltmannschen Ideen nähert sich Niceforo, wenigstens insofern, als ihn hauptsächlich der Einfluß der ursprünglichen Rassengliederung auf das moderne Italien interessiert. Im Jahre 1899 erschien — angeregt durch Niceforos eben veröffentlichtes Buch „L'Italia barbara contemporanea" in der „Zukunft" ein Artikel „Italiens Not" aus der Feder Ernesto Gargliardis**), der aus den Ausführungen Niceforos die politischen Konsequenzen zieht. Niceforo hatte den kulturellen Unterschied zwischen Nord- und Süditalien be-

*) Dieses Werk war mir bis jetzt nicht zugänglich.

**) In demselben Aufsatze wird auf Macola hingewiesen, der in seinem Werke „L'Europa alla conquista dell' America Latina" die Meinung aussprach, daß der Norditaliener eher der Bruder eines Germanen als der des Süditalieners zu sein scheine.

leuchtet und für die beiden Italien zwei Regierungen gefordert, „weil der Versuch, zwei auf so verschiedenen Kulturstufen stehende Gesellschaften unter dasselbe Joch zu bringen, wie wir es durch das eiserne Zentralisationssystem, das uns würgt, getan haben, und darüber den verhüllenden Mantel eines einzigen Gesetzes, eines Willens, einer Verfassung zu breiten, scheitern mußte." Weiteres umfangreiches, dem gleichen Thema dienendes Material hat Niceforo in seinem 1901 erschienenen Werk „Italiani del Nord e Italiani del Sud" veröffentlicht.

Die Grundlage des Buches bildet die Beschreibung der beiden Italien beherrschenden Rassen. „Oggi l'Italia è pur sempre divisa, in linea generale, in quelle stesse due zone abitate dalle due razze diverse, gli ari predominanti al nord e fino alla Toscana (celti e slavi) i mediterranei al sud. E gli attuali ari dell' Italia settentrionale . . . che appartengono a quella stirpe che venne ad invadere l'Europa primitiva, sono perciò — antropologicamente — fratelli dei tedeschi, degli slavi dei francesi celti. Gli attuali mediterranei d'Italia del sud invece — che appartengono alla stirpe mediterranea venuta dall' Africa — sono, antropologicamente, fratelli degli spagnuoli, dei francesi dolicocefali del sud, dei greci e di gran parte dei russi meridionali.". (S. 22.) „Vi sono dunque, due Italie a razze diversi: una latina al sud, una germanica al nord". (S. 23.)

Niceforo stimmt in anthropologischen Definitionen der Hauptsache nach mit Sergi überein, was z. T. schon aus dem ersten Zitat hervorgeht. Das von ihm beigebrachte außerordentlich wichtige statistische Material (vergl. namentlich die Kapitel „la vita intellettuale" und „la vita morale") läßt keinen Zweifel darüber Raum, daß die nördliche germanische Rasse der südlichen mediterranen noch jetzt kulturell bei weitem überlegen ist. Es muß nochmals betont werden, daß Niceforo die „zweite germanische Invasion" ignoriert und den gegenwärtigen Rassenbestand Italiens von den ältesten Zeiten her datiert. Der Gedanke dürfte — auch trotz Ausschaltung des mittelalterlich-germanischen Elements — unsere Sympathie erwerben. Denn wenn wir des Grafen Wilczek Ansicht*), daß „in der Renaissance der langsam und aus den verschiedensten Teilen hervorgegangene, seiner selbst bewußt gewordene Geist, der die Völker des Mittelmeerbeckens beseelt, zur Einheit gelangte", mit der von Westrum u. a. ausgesprochenen, daß die Renaissance von Norditalien ausgegangen ist, in Verbindung bringen, so liegt der Schluß nicht allzufern, in der Renaissance die Frucht der Wiedervereinigung des jüngeren germanischen mit dem ältesten arischen Element zu erblicken — vorausgesetzt, daß dieser Standpunkt wissenschaftlich haltbar ist**). Ich möchte nicht gegen Wilhelm Lindenschmits goldene Worte, die sich auch auf das Verhältnis Niceforos zu unserer Germanenforschung anwenden lassen, verstoßen: „Ein System, das Hände und Füße hat, muß nicht bloß das Rätsel der Vergangenheit, sondern auch das Rätsel der Gegenwart in unserem Nationalcharakter lösen; es muß fußen auf einem zu entdeckenden Punkt, der alle, selbst die verschieden-

*) In Helmolts Weltgeschichte, IV, S. 44.

**) Ueber die Erschöpfung der arischen Rasse unter der Römerherrschaft, vergl. Dr. Woltmanns Renaissance-Werk, S. 16.

artigsten Zeugnisse der Vorwelt gleichsam wie zusammenlaufende Strebepfeiler oder Kreuzgewölbe über sich vereinigt."

Sergi hat, wie ein oben erwähntes Zitat kundgibt, die arische Kultur in Gemeinschaft mit der etruskischen genannt; sie beide sollen die Kultur Latiums gefördert haben. Nach der neuesten Germanenforschung mit Dr. Woltmann und Dr. Wilser als ihren Repräsentanten wäre die Trennung arisch und etruskisch nicht berechtigt, weil sich nach ihnen auch die Etrusker in das Rassen- und Kultur-Gebiet der Arier eingliedern. Ohne selbst in dieser heißumstrittenen Frage ein Urteil abzugeben, beschränke ich mich auf den Hinweis auf Dr. Wilsers Germanenbuch (S. 135 ff.)*) und auf die Mitteilung einiger älterer, mit seiner Auffassung übereinstimmender Urteile:

Jakob Grimm (Deutsche Mythologie, 1835, S. 17): „Es darf an die bekannte Aussage Suetons und Hesychs erinnert werden, daß den Etruskern die Götter Aesares und Aesi hießen, ohne daß damit eine eigentliche Verwandtschaft des etruskischen oder tyrrhenischen Volksstammes mit dem altdeutschen behauptet würde. Auffallend übrigens gemahnt *τυῤῥηνός*, *τυρσηνός* an das altn. thurs, ahd. durs." (Daselbst, S. 299): „Ich habe schon S. 17 auf mögliche Berührung der thaúrsôs mit den *Τυρσηνοί*, *Τυῤῥηνοί*, Tusci, Etrusci gewiesen; das Lautverschiebungsgestz trifft genau zu, und selbst alle Assimilationen, die Versetzung des R finden sich wieder."

Weniger zurückhaltend spricht sich Dr. Joseph Bender (die deutschen Ortsnamen, Siegen 1846) über den Zusammenhang der Etrusker mit dem skandinavischen Norden aus. Ich wäre fast versucht, den ganzen, zwei Seiten füllenden § 10 des Buches (der Norden und Italien) hier wiederzugeben, muß mich aber auf kleine Auszüge beschränken, die den Leser sicherlich für das Bendersche Buch interessieren werden: „Die Tusker nannten sich selbst Rasena, wovon Rhaeti nur eine Verkürzung. Râs aber ist eine altnordische Wurzel und bedeutet »der Lauf«. . . . Die Fürsten Etruriens hießen Lucumones, Lucmones, sie waren Oberpriester und Oberrichter, überhaupt Staatsoberhäupter. Bei den alten Schweden und Isländern war der Lagmann oder Lagmadr Aufseher der Gesetze (Lâg Gesetz, leges, *λόγος*) und zugleich Oberpriester. Was die geographischen Namen betrifft, so ist der Ausdruck Alba = Elbe, Albina, Albula für Flüsse in Etrurien ganz gewöhnlich. . . . Auch manche rhätische und nordische Namen kommen überein. An den Quellen des Inn und der Etsch die Venones im alten Venonesgowe (Winthgau); in Schweden Wenersee, Wenersberg" usw. Ebenso werden andere italische Volksstämme (Umbrer, Volsker, Siculer, Oenotrier) aus dem germanischen Norden hergeleitet, und auch der Hinweis auf die nordische Herkunft der Tells-Sage fehlt nicht.

Zwei Jahre nach Bender hat Jakob Grimm noch einmal in seiner „Geschichte der deutschen Sprache" sich dahin ausgesprochen, daß

---

*) Die von Dr. Wilser genannten italienischen Anthropologen, nach denen die Etrusker „Langköpfe" waren, fallen für die Entscheidung dieser Frage nicht besonders ins Gewicht. Dolichocephal war nach den Angaben der Italiener die mittelländische Rasse auch. „Der homo mediterraneus hat im wesentlichen Proportionen wie die nordische Rasse." (Dr. Woltmann.)

„einzelnes in etruskischer Sage und Sprache an Germanisches klingt". (2. Aufl. 1853, S. 115.)

Nach Dr. Wilser „hat in der Etruskerfrage die naturwissenschaftliche Rassenforschung endlich Klarheit geschaffen und auch das sprachliche Verständnis ermöglicht". Den Gegnern der Woltmann-Wilserschen Theorie kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie — wie Helmolts Weltgeschichte IV — ausgerechnet solches Bildermaterial bringen, das den Beschauer von vornherein gegen das Ariertum der Etrusker einnehmen muß. Daß auch anderes Material vorhanden ist, muß nach Dr. Woltmann und Dr. Wilser unzweifelhaft erscheinen.

Dieser Abschnitt darf nicht beendet werden, ohne daß ein vorzügliches neueres italienisches Werk erwähnt worden wäre. Ich meine: E. de Michelis, l'origine degli Indo-Europei, Turin 1903. Dr. Ludwig Wilser, dem ich die Lektüre dieses Werkes verdanke, hat sich mit ihm bereits im 3. Jahrg. der Revue, Heft 1, auseinandergesetzt. Michelis Stellung zur Urheimat geht besonders klar aus S. 481 hervor: „Chè invero, mentre noi riconosciamo fin d'ora essere sommamente probabile, che l'Urheimat debba cercarsi nell' Europa centro-orientale, — giacchè, al pari dell' Asia, vanno escluse tanto l'Europa settentrionale, come abbiamo gia veduto, quanto l'Europa atlanto-mediterranea, come vedremo meglio in seguito, — dobbiamo nel tempo stesso riconoscere, sebbene non ne possiamo dar qui la dimostrazione esplicita, che tutti i fatti positivi spiegati da Schrader e dagli altri con la loro ipotesi russa — complesso generale della coltura protoaria, espansione dei Protoari e formazione dei popoli indo-europei, relazioni ariofinniche ecc. — si possono chiarire altrettanto bene anche nell' ipotesi di una Urheimat più occidentale" und zwar in den Donau-Ländern. Diese Ansicht darf als überwunden gelten, ebenso die weitere, die Michelis mit manchem italienischen Anthropologen teilt, daß die Protoarier der Hauptsache nach Brachycephalen waren (per noi è vero soltanto che il popolo protoario conteneva in prevalenza degli elementi brachicefali, senza per ciò escludere che ne contenesse anche altri). Solche Hypothesen, denen wir nicht beipflichten können, lassen sich schließlich aus dem wissenschaftlichen Milieu erklären, aus dem der Verfasser hervorgegangen ist. Trotz allem stehe ich nicht an, dem Werke Michelis — ebenso wie es s. Z. Lorenz Diefenbach dem Atlante linguistico von Biondelli gegenüber getan hat — „einen neuen Bund des überalpischen Südens mit dem germanischen Norden" zu begrüßen. Daß Wörter wie „Urheimat", „Urtypus", „Stammbaumtheorie" und andere mehr als feststehende wissenschaftliche Begriffe in deutscher Sprache immer wiederkehren, ist nur ein äußeres, wenn auch dankbar hinzunehmendes Zeichen für die große Liebe, mit der sich der Verfasser in unsere heimische Germanenforschung vertieft und sie in seinem Werke verarbeitet hat.

Mit diesem freudigen Ausblick auf ein geistiges Bundesverhältnis zwischen Deutschland und Italien darf dieser Abschnitt geschlossen werden. Der romantische Traum einer politischen Rolle des Germanentums in Italien ist längst ausgeträumt. Der Hang nach dem Süden hat uns unverdientermaßen in ein Abhängigkeitsverhältnis gebracht, denn noch immer ist es, wie sich einst Fr. von Loewenthal ausgedrückt hat, das „offizielle", nicht das eigentlich „werktätige"

Deutschtum, das, wie im Mittelalter, so jetzt über die Alpen nach dem Süden zieht. In der befruchtenden, kulturfördernden Arbeit aber wird das Germanentum immer „Erfüllungspforten flügeloffen“ finden, und eine solche ist, wie eingehende Forschung unwiderleglich nachgewiesen hat, auch in Italien geleistet worden.

Druck von Dr. L. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

PART 2

BIBLIOGRAPHIC IRREGULARITIES

MAIN ENTRY: Beider, Theobald
Part 2

Bibliographic Irregularities in the Original Document
List volumes and pages affected; include name of institution if filming borrowed text.

_____ Page(s) missing/not available: _____

_____ Volumes(s) missing/not available: _____

__√__ Illegible and/or damaged page(s): 125 - 126

_____ Page(s) or volumes(s) misnumbered: _____

_____ Bound out of sequence: _____

_____ Page(s) or illustration(s) filmed from copy borrowed from: Best Copy Available

_____ Other: _____

BEST COPY AVAILABLE

.95

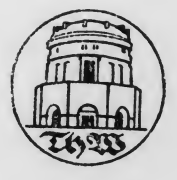
Geschichte der Germanenforschung

Von

Theobald Bieder

Zweiter Teil:
1806—1870

Mit einer Runentafel



Theodor Weicher
Leipzig 1922

Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Inhalt.

Der Schlußband wird einen Blattweiser für alle drei Teile enthalten.

„Es beschwören euch eure noch ungeborenen Nachkommen. Ihr rühmt euch eurer Vorfahren, rufen sie euch zu, und schließt mit Stolz euch an an eine edle Reihe. Sorget, daß bei euch die Kette nicht abreiße: machet, daß auch wir uns eurer rühmen können und durch euch als untadeliges Mittelglied hindurch uns anschließen an dieselbe glorreiche Reihe. Veranlasset nicht, daß wir uns der Abkunft von euch schämen müssen als einer niederen, barbarischen, sklavischen, daß wir unsere Abstammung verbergen oder einen fremden Namen und eine fremde Abkunft erlügen müssen, um nicht sogleich ohne weitere Prüfung weggeworfen und zertreten zu werden. Wie das nächste Geschlecht, das von euch ausgehen wird, sein wird, also wird euer Andenken ausfallen in der Geschichte: ehrenvoll, wenn dieses ehrenvoll für euch zeugt; sogar über die Gebühr schmählich, wenn ihr keine laute Nachkommenschaft habt, und der Sieger eure Geschichte macht."

Fichte, 1808.

1. Einleitung.

„Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor und würde Geist, wenn nicht der alte, stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände." Hölderlin (Hyperion).

Stärker sind die Gegensätze im deutschen Leben wohl niemals zum Ausdruck gekommen als am Beginn des 19. Jahrhunderts. Beethovens Aufstieg zu einer künstlerischen Höhe, wie sie von keinem seiner Nachfolger wieder erreicht wurde, und der glänzendste Abschnitt unserer Literatur knüpfen sich gleichermaßen an jene Zeit, von der Schiller sagte:

„Zerfallen sehen wir in diesen Tagen
die alte feste Form, die einst vor hundert
und fünfzig Jahren ein willkommner Friede
Europens Reichen gab, die teure Frucht
von dreißig jammervollen Kriegesjahren."

Als die alten politischen Formen zerbrachen, das Römisch-deutsche Kaisertum den letzten Atemzug tat, als die deutschen Länder einem wogenden Chaos glichen, das in der französischen Flut zu ertrinken drohte, da erstand ein überirdisches Reich in Beethovens Eroica und Goethes Faust. War es denn angesichts der zerrissenen politischen Verhältnisse so sehr verwunderlich, daß die Weimarer Dichter schon 1797 ihren Zeitgenossen zuriefen:

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens;
Bildet dafür, ihr vermögt's, freier zu Menschen euch aus"?

Besonders in den letzten Jahrzehnten ist gegen die Weimarer Dichter im Übermaße der Vorwurf des Kosmopolitismus erhoben worden. Und in der Tat: bedeutete gerade dieser Vers nicht ein Weiterspinnen des von der reinen Aufklärung aufgestellten Ideals einer allgemeinen Menschheit? Nein, ganz gewiß nicht. Eher ließe sich die Behauptung aufstellen: der Weimarer Musenhof war der starke Fels, um den die Wogen der Aufklärung vergeblich brandeten. Man sollte

sich doch immer fragen: auf welcher Warte stand denn dieser sogenannte Kosmopolitismus? Er war doch nur ein aus tiefster deutscher Seele stammendes, zur Unendlichkeit drängendes Gefühl. Ein seine Ufer überschwemmender Strom, der nur langsam in sein ruhiges Bett zurückfindet. Die Entwicklung vom nationalen Kosmopolitismus — in dieser Verbindung lag damals kein Widerspruch — zum reinen Nationalismus hat ja auch Fichte vorgelebt. „Der Patriotismus", schreibt Friedrich Meinecke (Weltbürgertum und Nationalstaat), „ist durchaus universal. Ein auf dieses Ziel gerichteter Wille muß und kann naturgemäß, so lehrt er (Fichte), unmittelbar nur auf seine unmittelbare Umgebung wirken, d. h. sein Wirkungskreis ist die Nation. Dadurch wird er Patriot, bleibt aber Kosmopolit, ‚indem der letzte Zweck aller Nationalbildung doch immer der ist, daß diese Bildung sich verbreite über das (menschliche) Geschlecht'."

Der geistige Gehalt des anbrechenden 19. Jahrhunderts wird aber, wie wir wissen, nicht ausschließlich durch den Weimarer Musenhof bestimmt. Eine andere Stimmung rang nach Anerkennung, wie sie sich z. B. in dem Worte Hölderlins aussprach: „Wir sind nichts; was wir suchen, ist Alles" (Hyperion-Fragment in Schillers Thalia, 1793). Und selbst Schiller hatte für das neue Jahrhundert das Geleitwort gegeben:

> „In des Herzens heilig stille Räume
> Mußt du fliehen aus des Lebens Drang."

Mithin ein Zug der „Weltflucht", wie er wohl zu dem Zeitalter der Romantiker paßte, dessen Vertreter bei aller Lebensfülle doch nach fernen unbekannten Horizonten strebten und sich dadurch nicht selten selber verloren (vgl. Schellings Naturphilosophie!). War die klassische Richtung als eine Überwindung der Aufklärung bezeichnet worden, so kann man die Romantik geradezu als ein Flüchten in die gegenteilige Anschauungsweise betrachten. Wohl errichtete auch sie das Ideal einer allgemeinen Menschheit, aber nicht im Sinne der naturwissenschaftlichen Aufklärung. „Die Menschheit", schreibt Novalis einmal, „ist der höhere Sinn unseres Planeten, der Stern, der dieses Glied mit der oberen Welt verknüpft, das Auge, das er gen Himmel hebt." Diese Anschauung läßt sich noch bei Hebbel nachweisen, sie klingt z. B. aus seiner Tagebuchnotiz (1843) heraus: „Alles Individuelle ist nur ein an dem Einen und Ewigen hervortretendes und von ihm unzertrennliches Farbenspiel". So steigen denn die Wurzeln der deutschen Romantik ins 18. Jahrhundert hinab, als Bodmers Veröffentlichungen den Blick auf die Mystik und den Pantheismus des deutschen Mittelalters lenkten.

Aber bei dem deutschen Mittelalter blieb die Romantik nicht stehen, ihre Wanderung „in golden-grüner Zweige Dämmerung" führte weiter — bis nach Indien, und in der indischen Philosophie glaubte Friedrich Schlegel eine innige Verwandtschaft mit der deutsch-mittelalterlichen feststellen zu können.

Da trafen von Calcutta aus auf dem Wege über England die Anregungen zum Studium indischer Sprach- und Kulturgeschichte die deutsche Welt, und einen günstigeren Boden, um eine reiche Saat aufgehen zu lassen, hätten sie nicht vorfinden können. Schon in den Jahren 1795/97 waren zu Riga William Jones „Abhandlungen über die Geschichte und Altertümer, die Künste, Wissenschaften und Literatur Asiens" in der deutschen Übersetzung von Joh. Friedr. Kleuker in vier Bänden erschienen, deren letzter eine vollständige Darstellung des Brahmanischen Religionssystems, verbunden mit einer „Sanskritanischen" Grammatik, enthielt. Die führende Schrift wurde dann Friedrich Schlegels 1808 erschienene Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier, die zur Begründung der indogermanischen Sprachwissenschaft in Deutschland führte. Die Folge war, daß man mit der Anerkennung des Sanskrit als Muttersprache des Indogermanischen einen vollgültigen Beweis für den asiatischen Ursprung der zusammengehörenden Völker in den Händen zu haben glaubte. Auch Schelling sprach sich in diesem Sinne aus: „Was ist Europa, als der für sich unfruchtbare Stamm, dem alles vom Orient her eingepfropft und erst dadurch veredelt werden mußte?" Victor Hehn hat diesen Satz seinem Werke „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergange aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa" als Geleitwort vorangestellt. Wäre die Rangordnung der Sprachen gleich erkannt worden, so würde man sich vielleicht bald für eine Völkerbewegung in entgegengesetzter Richtung entschieden haben. Schon im Jahre 1817 erschien in Joh. Georg Büschings Wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte usw. ein Aufsatz „Über den Ursprung alter Volksglauben der Deutschen", in welchem auf die innige Verwandtschaft zwischen den Mythen der Edda und der Vedas hingewiesen wurde. Wie leicht hätte schon damals eine Meinung Platz greifen können, wie sie Dr. Georg Biedenkapp in seiner 1906 erschienenen Schrift „Der Nordpol als Völkerheimat" unter Benutzung der Forschungen Tilaks vertritt, der in den Veden die Erinnerung an die einstige nordische Heimat der Inder festgestellt hat! So gewann die Anschauung von der asiatischen Herkunft der Indogermanen Raum und blieb auch maßgebend, als das Sanskrit längst als Schwestersprache des Griechischen, Lateinischen

usw. erkannt war. Bis zum Ende des Jahrhunderts blieb die Herkunft der Germanen aus Asien ein fast unbestrittenes Dogma der Sprachwissenschaft.

Zum Zeichen dessen aber, daß zu jener Zeit auch noch andere Kräfte tätig waren, sei auf ein 1809 erschienenes Werk hingewiesen, das den Gedanken der Aufklärung im Sinne einer allgemeinen Geschichte der Menschheit weiterspinnt und das ein Bahnbrecher für die Zukunft hätte werden können, wenn ihm die Zeit günstiger gewesen wäre. So ist es ohne jegliche Wirkung verhallt. Auf die Frage, wer die Deszendenz-Theorie begründet habe, wird unfehlbar geantwortet: der Franzose Pierre Lamarck, dessen berühmte „Philosophie zoologique" 1809 erschienen war. Als im Februar 1909 die Jahrhundertfeier des Geburtstages Darwins begangen wurde, erinnerte man sich auch gerade dieses Werkes Lamarcks und überließ damit eine höchst wichtige Entdeckung wiederum einem Ausländer. Das Werk eines deutschen Forschers aber, das ebenfalls 1809 ans Licht trat, wurde meines Wissens nicht genannt. Ich meine die „Ideen zur Geschichte der Menschheit" von Friedrich August Carus. Dieser war Professor der Philosophie zu Leipzig, wo er 1807 im 38. Lebensjahre starb. Das genannte Werk wurde mit anderen nachgelassenen Schriften von Ferdinand Hand herausgegeben. Man darf somit wahrscheinlich Carus die Priorität vor Lamarck zusprechen. Dem Titel des Werkes entsprechend vertrat sein Verfasser einen kosmopolitischen Standpunkt und bekämpfte die Ansichten des in der Rassenfrage schärfer unterscheidenden Meiners: „Wie kann man die Völker aus ihrem Standpunkte reißen und nach einem Maßstabe richten! . . . Wer möchte erweisen wollen, daß unsere Urrace minder häßlich als die der Neger war? Verdanken wir nicht vielleicht sogar Asiaten und Afrikanern am Ende unsere Kultur?" (S. 108/109.) Erübrigt sich für uns auch völlig die Beantwortung dieser Frage, so bleibt das Werk doch wichtig für die Geschichte der naturwissenschaftlichen Erkenntnis; findet sich doch in ihm die Deszendenztheorie deutlich ausgesprochen: „Das Menschengeschlecht scheint allmählich aus dem höheren Tiergeschlecht entsprossen zu sein, wird ihm aber auch immer mehr entwachsen und sich immer mehr enttieren, je mehr es sich vermenschlicht und vergöttlicht. Dabei bestimmen wir jedoch nicht die besondere Art, die niemand für eine der Natur unerreichbare Möglichkeit erklären kann. Daraus, daß wir dies nicht empirisch genau nachweisen können, folgt nichts; denn aus der empirischen Geschichte der Menschen, die so jung ist, läßt sich nicht nur nichts widerlegen, sondern es war, auch

wenn sie uralt wäre, doch schlechterdings unmöglich, daß von den ersten menschlichen Tieren schon hätten sollen Beobachtungen gemacht werden können." Ganz im Sinne des Darwinismus wird nach Carus „der Mensch durch diese Hypothese nicht erniedrigt, vielmehr verherrlicht, denn der Mensch ist die höchste Blüte langer und mannigfaltiger Organisation". So verlockend es ist, eine weitere Blütenlese aus diesem Buche zu geben, will ich mich doch auf die Schlußsätze beschränken: „Erreicht wird das Göttliche, als Ideal aller Lebendigen im All nie, nur von jedem geahnt; betastet, besessen, geerbt wird es von der Menschheit nicht; aber wohl werden ihre einzelnen Teile von ihm ergriffen, und jeder einzelne ringt nach ihm, auch wo er's verkennt. In der Brust stirbt es nie aus; es ist ewig. Und jeder hegt ein Vorgefühl der Unendlichkeit, und alle werden den Himmel auf unserer Erde anerkennen, die in dem Menschen nicht die Meinung, sondern das Herz fassen." Kein Zweifel, daß die moderne Monistenbewegung dieses, wie es scheint, wenig bekannte Werk[1]) als einen ihrer wertvollsten Vorläufer auf deutschem Boden einschätzen muß. Dem Kosmopolitismus Carus' steht der Nationalismus seines Zeitgenossen Fichte gegenüber: „Der Glaube des edlen Menschen an die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auch auf dieser Erde gründet sich auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volkes, aus dem er selber sich entwickelt hat, und der Eigentümlichkeit desselben, nach jenem verborgenen Gesetze ohne Einmischung und Verderbung durch irgendein Fremdes und in das Ganze dieser Gesetzgebung nicht Gehöriges. Diese Eigentümlichkeit ist das Ewige, dem er die Ewigkeit seiner selbst und seines Fortwirkens anvertraut, die ewige Ordnung der Dinge, in die er sein Ewiges legt."

Wir mögen die Zurücksetzung Carus' immerhin bedauern — daß Ausländer einheimischen Größen den Rang ablaufen, ist ja keine seltene Erscheinung bei uns —, wollen es aber dankbar begrüßen, daß jenes Zeitalter der Entfaltung völkischen Lebens günstiger war und daß die von Fichte, Jahn und Arndt geförderte Richtung an Einfluß gewinnen konnte. Das Aufblühen der Germanistik, als deren eigentliche Begründer die Brüder Grimm angesprochen werden — obgleich sie damals ja schon auf eine reiche Entwicklung zurückblicken konnte —, ist zwar einerseits auf die traurige politische Lage zurückzuführen, in der sich Preußen-Deutschland befand, andererseits aber auch von der

[1]) Auch in Dr. Rudolf Eislers „Geschichte des Monismus" (Leipzig 1910) findet es sich nicht erwähnt.

jene Zeit beherrschenden romantischen Stimmung als dem Gegenpole der „Aufklärung" nicht gut zu trennen. Wie ein Symbol wirkt es, daß Friedrich de la Motte-Fouqué, einer der bedeutendsten Romantiker, die erste dramatische Bearbeitung des Nibelungen-Stoffes (Sigurd der Schlangentöter) Fichte gewidmet hat, dessen Reden an die deutsche Nation gerade in demselben Jahre im ganzen Lande begeisterten Widerhall fanden — einen Widerhall, der fünf Jahre später zur Erhebung und den Freiheitskriegen führte. Von besonderer Bedeutung waren Fichtes Gedanken einer nationalen Erziehung, „der Erziehung zur Deutschheit", wie sie treffsicher von Reinhold Bernhard Jachmann in dem Satze zusammengefaßt sind: „Führe deinen Zögling dem Urbilde der vollkommenen Menschheit so nahe, als es die Bedingnngen seiner Natur verstatten." Dieser Satz findet sich im „Archiv deutscher Nationalbildung", 1812, dieser praktischen Ausprägung Fichtescher Gedanken, und mit ihm ist zugleich dem schrankenlosen Kosmopolitismus Carus' die nationale Grenze gezogen. Gedanken ähnlicher Art finden sich schon in Arndts „Geist der Zeit", 1806, ausgesprochen. Wenn dann Arndt weiter sagt: „Es mag gut sein, daß zwei, drei Völker sich zuweilen zu einem mischen, aber daß aus zehn und zwanzig verschiedenen Völkern endlich eine große und treffliche Nation zusammengemischt sei, kann keine Geschichte bezeugen, wohl aber weiß sie, daß edle Völker auf diesem Wege ausarteten", so leiten diese auf unsere heutige Rassen-Erkenntnis hinzielenden Worte zu einer weiteren bedeutenden Erscheinung jener Zeit über, zu Friedrich Ludwig Jahns „Deutschem Volkstum" (1810). Zwar hat sich Jahn wohl kaum wissenschaftlich mit Rassenfragen beschäftigt, aber seine im Lapidarstile verfaßten Sätze, wie „Wer die Edelvölker der Erde in eine einzige Herde zu bringen trachtet, ist in Gefahr, bald über den verächtlichsten Auskehricht des Menschengeschlechts zu herrschen" und „Je reiner ein Volk, je besser; je vermischter, je bandenmäßiger ... Der Gründungstag der Universalmonarchie ist der letzte Augenblick der Menschheit", legen für die innere Verarbeitung der damaligen Forschungen und sein gesundes Urteil das beste Zeugnis ab. Tröstend schallt, wie Adolf Bartels treffend bemerkt, folgender Satz Jahns in unsere Zeit herüber: „Ein Volk, das mit Lust und Liebe die Ewigkeit seines Volkstums auffaßt, kann zu allen Zeiten sein Wiedergeburtsfest und seinen Auferstehungstag feiern" [1]). Leider ist dieses berühmte Werk noch immer nicht in einer ansprechenden Ausstattung erschienen, ein

[1]) „Rasse und Volkstum", 2. Aufl., 1920, S. 5.

Umstand, der sicherlich an der verhältnismäßig geringen Verbreitung Jahnscher Gedanken Schuld trägt.

Vielleicht darf man es auf die fruchtbare Vereinigung so vorzüglicher Kräfte zurückführen, daß der Indien-begeisterte Friedrich Schlegel 1810/11 in seinen Vorlesungen über die neuere Geschichte schrieb: „Asien, könnte man sagen, ist das Land der Einheit, wo alles in größeren Massen und den einfachsten Verhältnissen sich entfaltet; Europa ist das Land der Freiheit, d. h. der Bildung durch den Wettstreit vereinzelter und mannigfach eigentümlicher Kräfte." An Herder erinnert dann folgender Satz: „Der Kern der (germanischen) Nation blieb unüberwunden; von hier aus sollte die Menschheit in kurzer Zeit errettet werden, denn mit schnellen Schritten eilte Rom seinem notwendigen Untergange entgegen." Beachtenswerte Gedanken sind auch in dem Kapitel über die Germanen und die Völkerwanderung enthalten. Allerdings hat Schlegel auch hier an der Annahme einer asiatischen Heimat der europäischen Völker festgehalten.

Während der Begeisterung der Befreiungskriege erschien zu der Schulfeier des Jahreswechsels auf den 3. Januar 1814 eine Programmschrift des Professors August Gotthilf Rein zu Gera: „Einige Bemerkungen über die älteste Geschichte der deutschen Nazion", die trotz ihres bescheidenen Umfangs als eine würdige Vermittlerin der damaligen geschichtlich-politischen Stimmung zu betrachten ist. Sie enthält eigentlich schon alle Keime der sich in den folgenden Jahrzehnten entfaltenden germanistischen Wissenschaft. In der Frage nach der Heimat der Germanen scheint sich Rein auf der Seite derer zu befinden, die für Europa eintreten, denn wenn auch auf die Möglichkeit einer Einwanderung aus Asien angespielt wird, so fehlt doch auch die Vermutung nicht, daß auch „europäische Völker nach Medien und Persien eingewandert sein können". Wir begegnen hier sodann dem Hinweise auf das germanische Europa des Mittelalters: „Im 5. Jahrhundert strömten sie (die Germanen) wie eine Meeresflut ... über Europas westliche und südliche Länder herein, stürzten alle damals bestehenden Verfassungen und den ganzen römischen Koloß um, zerstörten vieles Gute und Schöne, gründeten aber auch, um für manchen Verlust zu entschädigen, neue zum Teil jetzt noch bestehende Reiche, Verfassungen und Gesetze, und brachten frische Lebenskraft und Stärke in die durch Roms Despotismus und durch Wollust entnervte Menschheit." Um dieselbe Zeit (1814) erscheint zum ersten Male die Bezeichnung „germanisches Europa" im Titel einer Schrift von J. F. Reitemeier: „Das german. Europa, insbes. Deutschland vor und seit 1813."

Weitere tiefgehende Anregungen gingen von dem Turnerkreise um Jahn aus. Man kann den Turnern vor 100 Jahren die Anerkennung nicht versagen, daß sie aus den politischen und den durch das Bekanntwerden der Edda-Lieder hervorgerufenen geistigen Wandlungen die letzten Schlußfolgerungen gezogen haben, indem sie auf die Wiederherstellung der ursprünglichen deutschen Volkheit mit den angestammten Überlieferungen drangen. Noch Jahn sagte: „Nur der germanische Geist war zum Wiederauffassen des Urchristentums geschickt; kein anderes Volkstum war dazu menschheitlich genug.“ Eine Steigerung findet sich in H. E. Katterfelds kleiner Schrift über die Asalehre (1819): „Das Heidentum unserer Vorfahren ist demnach nicht als ein wüster Irrgarten, als ein trauriger Abweg des Verstandes, sondern als die Vorschule des Christentums darzustellen, die Taufe nicht als ein Bekehren . . ., sondern vielmehr als ein geistiges Mündigwerden, als die Wehrhaftmachung des Geistes. Der Grund zu dieser Ansicht liegt gleichfalls wieder in der Edda.“ Die Vollendung aber hat erst Ernst Trautvetter ausgesprochen in folgenden (in C. Ad. Menzels durchaus reaktionärer Schrift „Die Undeutschheit des neuen Deutschtums“, 1818, mitgeteilten) Sätzen: „Den großen Gedanken, der eigentlich die Seele und der Gewinn des letzten Krieges war, hat man verkannt oder verdunkeln wollen, den nämlich, daß Volksartigkeit das Weltgesetz ist in geistlichen und weltlichen Dingen . . . Von selbst hat der Deutsche den rechten Weg schon betreten, indem er zu seinem heiligen Altertum sich in Liebe hinwendet . . . Für das Heilige und alles, was seine Wurzel aus demselben hat, ist für den Deutschen zunächst weiter nichts zu tun, als auf die Edda hinzuweisen.“ Wäre diese feine, freie Bewegung, wie sie von Turner- und Studenten-Kreisen ausging, nicht von der Reaktion im Keime unterdrückt worden, so wären wir längst in unserer Gesamtheit zur natürlichen Auffassung alles Werdens und Geschehens, zur rassenmäßigen Auffassung unseres Volkstums im Jahnschen Sinne zurückgekehrt. Somit haben die genannten Kreise eine Stimmung geweckt, die für den deutschen Volksorganismus weit wohltuender war als es irgendein wissenschaftliches Werk hätte sein können, das von ihnen ausgegangen wäre. Als ein solches könnte man wohl das von Guts Muths und Jacobi gemeinschaftlich herausgegebene „Deutsches Land und deutsches Volk“ (Gotha 1820 u. f.) bezeichnen; jedoch ist der für unser Thema hauptsächlich in Betracht kommende, von Jacobi bearbeitete Teil „deutsches Volk“ in einem so schwülstigen Stile geschrieben, daß ihn heute wohl niemand mit Freude lesen wird, und somit dürfte er auch für die Wissenschaft so gut wie

nicht existieren. Man muß dies ohne Zweifel bedauern, weil das Werk über den jener Zeit eigentümlichen Weitblick verfügt, den wir noch bei anderen Gelegenheiten kennenlernen werden. Von bleibendem Werte war dagegen die bereits 1819 von dem Freiherrn von Stein geplante Ausgabe der „Monumenta Germaniae historica“. Wattenbach schreibt darüber in seinen „Geschichtsquellen“: „Der Gedanke an sich selbst, seinen eigenen Vorteil und Genuß, trat dabei bald völlig zurück; er hatte nur noch sein Volk im Auge, der Wunsch erfüllte ihn, ‚den Geschmack an deutscher Geschichte zu beleben, ihr gründliches Studium zu erleichtern und hierdurch zur Erhaltung der Liebe zum gemeinsamen Vaterland und dem Gedächtnis unserer großen Vorfahren beizutragen‘.“ Die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ wurde zu Frankfurt a. M. gegründet, 1820 erschien der erste Band ihres vorbereitenden „Archivs“, und im Jahre 1826 trat der erste Band der „Monumenta“ ans Licht.

Ohne die „Monumenta“, die die deutschen Geschichtsquellen in voller Reinheit wiederherstellten, wäre die fruchtbare Tätigkeit unserer großen Geschichtsforscher in den kommenden Jahrzehnten kaum denkbar gewesen. Und so sehen wir im Verlaufe kaum zweier Jahrzehnte eine planvolle, aufwärts strebende Entwicklung sich vollziehen: Fichte gelangt vom „nationalen Kosmopolitismus“ zur Forderung einer nationalen Erziehung, die in der Begeisterung, die sie erweckt, zu den Befreiungskriegen führt. Als nach diesen der Wunsch der politischen Einigung Deutschlands nicht in Erfüllung ging, bereitete sich die geistige Einheit vor durch Rückgewinnung der germanisch-deutschen Geschichtsquellen; die Aufhellung unserer Mythen- und Sagenwelt war berufenen Führern wie den Brüdern Grimm anvertraut, eine fast endlose Reihe tüchtiger Männer, unter ihnen glänzende Namen, fand sich zum Weiterbau am Tempel der Germanenforschung bereit, und so konnte Ernst Moritz Arndt mit Recht in seinem Bundesliede singen:

> „Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
> das Heil, das uns kein Teufel raubt
> und kein Tyrannentrug uns kürzet,
> das sei gehalten und geglaubt.“

---

2. Die Mythologie und das germanische Europa der Vorzeit.

Die europäische Heimat der Germanen.

„Gar keinen Einfluß übten auf die nordische Götterlehre Griechen und Römer aus, die vielmehr welchen vom Norden her empfingen, denn das sogenannte klassische Altertum war viel geschmeidiger, empfänglicher und passiver als der stahlfeste, durchaus männliche Norden.“
(Wolfgang Menzel, 1855.)

Ein Vergleich unserer Zeit mit der vor etwa hundert Jahren muß durchaus zuungunsten der ersteren ausfallen. Damals war die geistige Atmosphäre getränkt von den hohen Gedanken eines Kant, eines Arndt und Fichte: heute werden wir uns vergeblich nach Leitsternen ähnlicher Größe umsehen. Diesem geistigen Gehalte entsprach ein größeres Einfühlungsvermögen in alle Erscheinungen, auch die der Wissenschaft. Wenn der berühmte Romantiker Heinrich Steffens in seinem Buche „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden“ (Bd. 1, 1817) schreibt: „Zwar die Naturwissenschaft, jene große Vermittlerin des äußern und innern Lebens, war dem Mittelalter fast unbekannt, dafür herrschte ein ungeteiltes, frisches Naturgefühl, welches in allen Gedichten sich auf eine heitere Weise ausspricht, und welches durch die Masse von Kenntnissen, die wir ersetzen, kaum zu ersetzen ist“, so hat er damit auch den Grundzug unserer Zeit getroffen. An Stelle des frischen unbefangenen Anpackens frühgeschichtlicher Fragen ist bei uns jene „auflösende“ Wissenschaftlichkeit getreten, die man so schön „philologische Akribie“ nennt. Aber, das darf doch nicht übersehen werden: gerade die germanische Mythologie ist darüber völlig verarmt. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß ein so tiefdringendes Werk wie Ernst Krauses Tuisko-Land (1893) bei den berufenen Vertretern der germanistischen

Wissenschaft fast nur auf Spott und Hohn gestoßen ist?[1]) Das Vorwort des zweiten vorgeschichtlichen Werkes Krauses, die berühmten „Trojaburgen Nordeuropas“, bringt denn auch einige für die damalige Wissenschaft keineswegs schmeichelhaften Beispiele „deutschen Gelehrten-Hochmuts“.

Das nun ist das Überraschende und zugleich Anziehende, besonders an dem mythologischen Schrifttum der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, daß in ihm die Ergebnisse der Untersuchungen Ernst Krauses schon im Keime vorhanden sind. Allerdings liegt das Schrifttum durchaus nicht offen zutage; das meiste ist für die Wissenschaft verschollen und vergessen, und wo noch Namen genannt werden, sind sie — leider! — der Lächerlichkeit anheimgefallen. Dahin gehört Friedrich Heinrich von der Hagen (geb. 1780 zu Schmiedeberg/Uckermark, gest. 1856 als Universitätsprofessor zu Berlin). Ich will gern zugeben, daß er in sprachwissenschaftlicher Hinsicht wohl nicht völlig auf der Höhe seiner großen Aufgaben stand und daß er auch in seiner Fehde gegen Jakob Grimm nicht immer das Richtige getroffen hat. Aber was ihn auszeichnet, ist erstlich sein unermüdlicher Eifer für das Nibelungenlied, das ohne sein rastloses Streben heute wohl kaum so bekannt wäre, wie es ist, sodann sein Vermögen, über die Grenzen seines Faches hinauszusehen und so seinen Veröffentlichungen einen Weitblick zu geben, dem wir in jener Zeit des öfteren begegnen. Seine beiden kleineren Werke „Irmin, seine Säule, seine Straße und sein Wagen“, 1817[2]) (womit Tuisko-Land, Kap. 33 u. 35 zu vergleichen), „Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer“, 1819, sollten heute noch unsere Achtung genießen.

„Spät erklingt, was früh erklang.“ Homerische Bilder möchte man anwenden, um die wundervolle Stimmung zu zeichnen, aus der heraus die germanische Mythologie die Beziehungen zur griechischen zu gewinnen sucht. Über Länder und Zeiten hinweg vereinigen sich beide Kulturkreise, Zeugnis ablegend für den inneren Zusammenhang beider wie für ein germanisch bestimmtes Europa in unvordenklicher Zeit. Man darf wohl jene Zeit, in der des Grafen Stolberg und Vossens Homer-Übersetzungen in lebendiger Frische nachwirkten, in Parallele setzen mit den Jahren, in denen Heinrich Schliemann seine weltgeschichtlichen Grabungen auf klassischem Boden vollführte. Für die Gegenwart wird der Einklang bestätigt durch eine Äußerung Sophus

[1]) Auch heute noch läßt sich dies beobachten, obgleich man sich seiner Gedanken z. T. sehr gern bedient!

[2]) Hier hatte er allerdings einen Vorläufer in Jakob Grimms Schrift über „Irmenstraße und Irmensäule“, 1815.

Müllers, Direktors des Kopenhagener Museums, in der „Urgeschichte Europas", 1905, nach welcher sich in der Bronzezeit, namentlich des nordischen Kreises, Zustände offenbaren, wie sie in den Homerischen Gedichten geschildert sind, nur daß es sich hier um die Archäologie handelt, dort um die Mythologie oder wenigstens um die Erforschung jener Zeit, in der die Geschichte fast unmerklich ins Dämmerlicht der Sage und des Mythus übergeht.

Ein klassischer Zeuge dafür und zugleich wertvoller Vorläufer Ernst Krauses ist das Buch J. G. Radlofs „Neue Untersuchungen des Keltenthumes zur Aufhellung der Urgeschichte der Teutschen", 1822. Man darf aus dem Titel nicht etwa auf ein Erzeugnis der sog. Keltomanie schließen, in der später deutsche Forscher noch die Franzosen übertrafen. Es handelte sich für den Verfasser vielmehr darum, an Hand der Überlieferungen aus dem klassischen Altertum die Zeit zu ergründen, in der — völlig in Übereinstimmung mit der Lehre Dr. Wilsers — Kelten und Germanen eine einheitliche Rasse bildeten. Man lese nun in dem Abschnitt über die „Hyperboräer" Kapitel wie „Auswanderung hyperboräischer Oberpriester nach Delos und Delphi", „Das Orakel zu Delphi von Hyperboräern gegründet", „Hyperboräer, die ersten Unsterblichkeitslehrer der Griechen", und man wird sofort den Einklang sowohl mit dem bald zu besprechenden Hermann Müller, wie mit Ernst Krause herausfühlen. Ein weiteres Kapitel behandelt die Abkunft der Kelten von den Hyperboräern, so daß hier also die nordische Herkunft des keltisch-germanischen Stammes gesichert erscheint. Radlof zitiert aus dem alexandrinischen Dichter Kallimachus einige Verse:

> „Wann gegen das Volk der Hellenen, erhebend
> ihr barbarisches Messer der Schlacht und keltische Mordlust
> spätgeborne Titanen vom äußersten Ende des Abends
> toben wie stürmische Flocken des Schnees, und ähnlich an Unzahl
> wimmelndem Sternengewühl in der nährenden Weide des Äthers."

Hermann Müller hat diese Verse (die sich auf den Kelten-Einfall unter Brennus in Griechenland beziehen), ebenfalls aufgenommen, und er erkennt aus der dritten Reihe „des Nordens und Südens nie ersterbende Bezüge und Erinnerungen". Zum Beweise für die nordische Herkunft der griechischen Licht-Religion führt dann Radlof folgende Verse des Dichters Pherenikos an:

> „Auch um die Hyperboraier, die wohnen am äußersten Erdsaum,
> unter Apollons Haine, des Kriegs unkundige Männer.
> Diese, so rühmt der Gesang, aus dem Blut uralter Titanen
> aufgesproßt, führt über des Boreas heitere Wohnung
> hin sich anzubaun das Land, Arimaspos der König."

Man vergleiche damit Tuisko-Land, S. 175 ff., „Griechische Sagen über die Herkunft ihrer Lichtreligion", und S. 193 über Arimaspos.

Ein weiteres wertvolles Werk hat uns J. G. Radlof in seinen „Grundzügen einer Bildungsgeschichte der Germanen, nach den Urdenkmälern der Sprache und der Geschichte", 1825, geschenkt. Dieses Buch, das sich in bewußten Gegensatz zu Adelungs „giftiger Schmähschrift" und anderen ähnlicher Art stellt, entwirft ein umfassendes Bild vom Kulturzustande unserer Vorfahren; es scheint mir erst durch die Spezial-Untersuchungen der letzten Jahrzehnte überholt worden zu sein.

Radlof zur Seite möchte ich das umfassende Werk „Teutschlands Urgeschichte" von Christian Karl Barth stellen, welches in zwei Bänden 1818—1821 erschienen ist und ebenfalls unter ausgiebiger Benutzung antiker Belegstellen mit der Beschreibung der Hyperboräer beginnt. Über die Entstehung des Werkes und den Umfang seiner Darstellung äußert sich der Verfasser in einer Schluß-Bemerkung: „In den Tagen, wo teutscher Sinn, dann teutsches Reich vergangen schien, führte sinnende Wehmut an die Gräber der Urwelt, in nächtlicher Tiefe suchend, woher alles gekommen, damit wir ahnen mögen, wohin es gehe. So entstand diese Geschichte . . . Nicht ein politisch beschränktes Germanien-Teutschland ist ihr Gegenstand, wie wir es besaßen und besitzen, auch was rechts der Donau bis an die Ufer des adriatischen Meeres dreitausend Jahre vor unserer Zeit sich ereignet, und sie verweilt am sorgsamsten, wo am wenigsten vorgearbeitet worden." Also auch hier geht ein Geschichtschreiber über den engen Begriff „Germanien" hinaus und ahnt ein germanisches Europa der Vorzeit. Über die Sagen und Kenntnisse des Altertums vom europäischen Norden ist dann noch der 4. Band von Konrad Mannerts „Geographie der Griechen und Römer" (2. Aufl., 1820) heranzuziehen. (Der Norden der Erde von der Weichsel bis nach China.)

In diesen Gedankenkreis gehört, trotz des veränderten Standpunkts, schließlich noch ein frühes Werk des berühmten Geographen Karl Ritter, zwar nicht in dem Sinne, daß es die Mythen des griechischen Südens nach dem europäischen Norden verfolgte, als daß es vielmehr ihre Beziehungen mit Asien verknüpfte. Es ist „Die Vorhalle Europäischer Völkergeschichten vor Herodotus, um den Kaukasus und an den Gestaden des Pontus" (1820): Der Kaukasus ist nach Ritter der mythische und kultliche Mittelpunkt der europäischen und asiatischen Völker (natürlich insoweit sie Indogermanen sind). Kauk-Asos ist nach ihm der Asen Sitz und die Heimat Odins, des ältesten der Asen. Noch in dem 1863 nach Ritters Vorlesungen an der Berliner

Universität von H. A. Daniel herausgegebenen „Europa" kehrt die gleiche Auffassung wieder: „Die gothischen und scandinavischen Völker nannten jenen Fuß des Kaukasus in ihrer nordischen Heroenlehre das Asaland, Asahaimur. Es ist der Ursitz der Asen, ihrer Götter und Heroengeschlechter, und Odin zieht nach allen Sagen von da erst in den europäischen Norden ein. Von diesem Asengeschlechte, das sich vielfach in die älteste Geschichte der Völker des hohen Mittelasien und des alten Europa verzweigt, erhielt die alte Heimat bei allen westlichen Völkern, die von da ausziehen mußten, den Namen „Land der Asen", Asia terra, Asisches Land, Ἀσία γῆ, heiliger Boden." So kommt denn hier, wie auch in den bekannten geographischen Werken Ritters, die Anschauung vom asiatischen Ursprung der europäischen Völker zum Ausdruck. Gewiß lassen die späteren nordischen Sagen Odin vom Schwarzen Meere aus nach dem Norden ziehen, aber bereits 1797 hat K. D. Hüllmann in dem „Handbuch der Geschichte von Schweden" den nach meiner Meinung einzig richtigen Standpunkt vertreten, daß Odins Heimat Schweden war. Wir haben schon früher Hüllmann als einen Vertreter der Ansicht vom europäischen Ursprunge der Germanen kennengelernt, und diesem Standpunkte getreu schreibt er in dem genannten Werke: „Daß aber Schweden Odins Heimat gewesen sey, läßt sich aus einem Umstande in seiner Geschichte vermuthen. Andere Heerführer, die ihr Land zu verlassen genöthigt werden, irren auf Glück umher und lassen sich endlich da nieder, wo es ihnen gefällt, und wo sie keinen zu großen Widerstand finden. Odin hingegen scheint sich sogleich bei der Abreise aus den Westgegenden des Nieder-Dons Schweden zum Ziele gesetzt zu haben. Denn er nahm den geraden Weg dahin durch Rußland hinauf ... Ja, daß es sein Vaterland war, kann man aus der Vorliebe schließen, die er dadurch für Schweden zeigte, daß er es den weit angenehmeren und fruchtbareren Provinzen des nördlichen Niedersachsens vorzog." (S. 64.)

Welche überzeugende Kraft überhaupt in der Annahme einer europäischen Heimat der Germanen lag, zeigt die Entwicklung des schon genannten Konrad Mannert. Noch in der ersten Auflage seiner bereits erwähnten Geographie der Griechen und Römer, Bd. III, 1792, konnte er schreiben: „Nicht immer hat ein wanderndes Volk die Wahl, wohin es sich wenden will; durch die Übermacht eines benachbarten wird es in Gegenden gedrängt, die es nie selbst würde gewählt haben, endlich aber durch einen längeren Aufenthalt erträglich und nach Menschenaltern schön findet. Wir, die wir die Entstehung des Menschengeschlechts aus einem einzigen Paar annehmen, brauchen nicht zu wählen, das Volk (die Germanen) muß eingewandert sein." Und zwar sollte diese Einwanderung von der Nordseite des Pontus Euxinus her erfolgt sein, unter der Voraussetzung, daß die Kimmerier der östlichste Teil des deutschen Volkssystems waren. In der zweiten Auflage (1820) lautet die Stelle folgendermaßen: „Sind sie (die Germanen) Einwanderer oder Kinder ihres Landes? Das letztere sind sie, erklärte der Römer, und wir stimmen ein, wenn auch nicht durch den von Tacitus angegebenen Grund geleitet, weil kein Volk je so unbesonnen sein konnte, südliche glückliche Gegenden zu verlassen, um zu dem rauhen Norden seine Zuflucht zu nehmen. — Gar manches Volk ist durch den Drang der Umstände gezwungen worden, sich eine Heimat zu suchen, da, wo es sie aus freier Wahl nie würde gesucht haben. Aber das Ausgezeichnete ihres Körperbaus und ganzen Anblicks, ihre Sprache und der gänzliche Mangel einer Spur von der Art oder Zeit ihrer Einwanderung bekräftigt die Annahme, daß sie Söhne ihrer Erde waren." In entsprechender Weise ist denn auch das Kapitel über die Kelten im 2. Bande geändert worden. In der ersten Auflage (1789) heißt es: „Von welchem asiatischen Volk die Kelten herstammen und um welche Zeit ihre Einwanderungen geschahen, weiß ich nicht. Die Geschichte findet die Kelten von aller Zeit in den nämlichen Sitzen." Dagegen lautet der Text der 2. Auflage (schon 1804): „Die Kelten sind also wohl kein aus fernen asiatischen Gegenden eingewanderter Völkerstamm. Die Geschichte findet keinen Beleg zu einer solchen Hypothese; sie findet die Kelten von aller Zeit in den nämlichen Sitzen." Dieser Überzeugung ist Mannert bis an sein Lebensende treu geblieben. Einen schönen Beweis dafür liefert seine 1829 erschienene „Geschichte der alten Deutschen, besonders der Franken", in der es auf S. 4 heißt: „Tacitus erklärt die Germanen unbedenklich als Kinder ihrer Erde, und ich teile mit ihm die nämliche Überzeugung, weil sich kein Beispiel in der Geschichte findet, daß große Nationen aus ihren Ursitzen völlig sind verdrängt worden, obgleich der Fall bei einzelnen Zweigen sich ereignen kann." Weiterhin kritisiert Mannert die Hypothesen von der Herkunft der Germanen von Persern und Indern und schreibt in bezug auf letztgenannte: „Von der Abkunft des Volks und seiner Sprache aus dem noch ferneren Indien ziemt es dem nüchternen Geschichtsforscher für jetzt noch gänzlich zu schweigen, bis der Rausch der Begeisterung [1]) sich

[1]) Wie deutlich sich hierin der Charakter der damaligen Sprach- und Urgeschichtsforschung spiegelt!

in ruhige Besonnenheit aufgelöst hat. Erheben einst überzeugende Gründe die Vermutungen zur bleibenden Gewißheit, so fügen wir uns willig unter die Annahme fremder Abstammung; bis zu dieser vielleicht bald erscheinenden Periode aber bleibe der Grundsatz: der Höchste schuf für den Deutschen die seinen Verhältnissen passende Portion der Erde, und er entwickelte sich in derselben auf ganz eigene Weise."

Fast die gleiche Anschauung kommt in den „Abhandlungen über nordische Altertümer" von P. F. Stuhr (Berlin 1817) zum Ausdruck. Der Verfasser verbindet philosophische Tiefe mit glänzendem Stile, Eigenschaften, die seine Schrift zu einer der äußerst lesenswerten Erscheinungen auf dem Gebiete germanistischer Literatur machen. Ein treffliches Beispiel dafür bietet S. 47: „Wenn früher teils der Glaube an die Unfehlbarkeit des Wortes der Bibel, teils das Bestreben, alle Vernunftentwicklung und jedes geistige Dasein äußerlich abzuleiten von einem Bestehenden, schon Gebildeten, die Uranfänge der Geschichten aller Völker dem Orient verknüpfte, so hat auch zu unserer Zeit ein falsches Suchen nach Einheit viel Unfug in der Wissenschaft angerichtet. Wissenschaftliche Einheit jedoch ist keine äußere, sondern die der Idee selbst, die jeder Vernunft eingeboren ist, und die überall, wo sie sich findet, in ihrem Zentrum sich selbst gleich sein muß, eben vermöge der Sichselbstgleichheit des Lebens an sich. Finden wir also in den besonderen Mythen gleiche Ideen unter verschiedener Form, so berechtigt uns dies keineswegs, auf eine Urmythe zu schließen, mit der die Mythen der verschiedenen Völker in einem äußerlichen Zusammenhange ständen, sondern die Urmythe ist eben alsdann nichts anderes als die Urwahrheit des Lebens selber, die die Seele jeder Vernunft und der erste Grund des Erkennens ist. Die französische Ansicht, die namentlich Bailly durch so viele Hypothesen zu stützen sucht, von einem Normal- oder Urvolk in Asien, wovon her alles Göttliche den Menschen zugekommen wäre, ergreift das Leben offenbar äußerlich und mechanisch. Einen Urstand hat ohne Zweifel jedes Volk gehabt, und sich überall die Vernunft von innen heraus entwickelt, nicht aber von außen herein. Und darum führen auch alle Hypothesen von einem Zusammenhang der Völker mit dem ältesten Asien zu ganz und gar nichts."

Einen ähnlichen Standpunkt hat (1822 und 1823) Franz Joseph Mone vertreten in seiner „Geschichte des nordischen Heidentums", die als Fortsetzung der zweiten Auflage von Creuzers Symbolik und

Mythologie der alten Völker erschien. Hermann Paul hat in seiner Geschichte der germanischen Philologie eigentlich nur Absprechendes über Mone geäußert. Ohne dem bedeutenden Germanisten zu nahe treten zu wollen, muß ich doch bekennen, daß es sehr leicht ist, einen Menschen im allgemeinen, einen Forscher im besonderen, zu verurteilen, wenn man sich nicht die Mühe macht, den leitenden Gedanken des Werkes nachzugehen und es in seiner Gesamtheit zu erfassen. Wenn ich hier nun Mone und seiner Mythologie neue Freunde werben will, so gelingt mir das vielleicht am ehesten, wenn ich einige Punkte aus seinen Forschungsergebnissen (Band II, Seite 273 ff.) hervorhebe:

„Die alte teutsche Sprache ist in ihren Biegungen weit gebildeter als die neue, daraus folgt, daß der Gedankengang des Volkes reiner, d. h. nicht durch fremdartige Bildung getrübt war, wie jetzt. Man dachte nationaler, dem ursprünglichen Volksgeiste und seiner Bildung gemäßer. Zugleich hat die alte Sprache für geistige Begriffe eine Menge Wurzelwörter, die noch überdies vielbedeutsam sind. Wir müssen also eine eigentümliche geistige Bildung im teutschen Heidentum anerkennen ... Die Glaubenslehren über Schöpfung, Leben und Ende der Welt hatten die südlichen Teutschen in den Hauptsachen mit den Skandinaviern gemein. Sie sind vielseitig, tief und großartig ... Der Naturdienst setzt Zeit und Himmelskunde voraus, diese finden wir bei allen Teutschen, vorzüglich bei den Angelsachsen und Schwaben."

„Die Stammsagen der drei südteutschen Völkerschaften reden alle von einer Ankunft über Meer, die fränkische hat sich darin mit der keltischen vermischt. Von Süden und Westen her ist kein teutsches Volk gekommen, von Osten ist nur ein Landweg, es bleibt allein der Norden übrig. Daher kommen alle teutschen Völker, nämlich aus Skandinavien, und zwar die gothischen aus Schweden, wie ihre Stammsage richtig angibt, die fränkischen aus Dänemark, was ich aus dem eddischen und fränkischen Heldenbuch schließe, wonach für die Sachsen als ursprüngliche Heimat Norwegen bleibt. Mit dieser Annahme stimmen auch die frühesten Wohnsitze dieser Völker an der Ostsee überein."

Allerdings widerspricht Mone einmal seiner Anschauung, wenn er nämlich Asgard = Troja setzt, letzteres aber nur als „Erinnerung der deutschen Völker an ihre Verwandtschaft mit vorderasiatischem Lichtdienst und an ihre früheren Stammsitze in Asien" gelten lassen will. „So konnte freilich durch wandernde Waräger das nahe Konstantinopel selbst für das alte Asgard und das zerstörte Troja gehalten werden, wie es in der Ynglinga-Saga und im Saxo Grammaticus geschieht."

Es scheint daher, als habe Mone etwa den gleichen Standpunkt eingenommen wie nach ihm Wilhelm Wackernagel (Geschichte der deutschen Literatur, 1847) und andere, und die Germanen erst von Asien nach Skandinavien ziehen und von da aus Europa bevölkern lassen.

Im Jahre 1824 beginnen die für unser Thema sehr wichtigen urgeschichtlich-germanistischen Untersuchungen des Westfalen Dr. Heinrich Schulz, die 1826 in dem Buche „Zur Urgeschichte des deutschen Volksstammes" zusammengefaßt wurden. Dieser Forscher zeigt sich ebenfalls gut unterrichtet über den qualitativen Unterschied der Menschenrassen, so wenn er von dem mongolischen Stamme sagt, er gehöre „— was auch diejenigen sagen mögen, die der Egalität zu Lieb' und der Natur und der Geschichte zum Trotz alle Rangordnung unter den Geschlechtern der Menschen wegleugnen — den niederen und unedlen Racen an, was sowohl seine bekannte, so bestimmt ausgeprägte Gesichtsbildung, als seine ganze gleich charakteristisch-historische Erscheinung bekundet". Aus Dr. Wilsers Germanen-Buche ist bekannt, daß Schulz zu den Verfechtern der nordeuropäischen Germanenheimat gehörte. Es findet sich in dem Werke von Schulz auch ein längeres Zitat aus dem II. Bande (1. Aufl.) der römischen Geschichte von Niebuhr, in welchem der westliche Ursprung der Kelten dargelegt wird. Die asiatischen Kelten zeugten für die einzige Wanderung von Westen nach Osten; daß der Strom nicht wieder zu seiner Quelle zurückkehre, sei eine auch in der Geschichte unverletzte Regel. In der zweiten Auflage des Niebuhrschen Werkes ist das Kapitel über die Kelten völlig umgestaltet und diese wertvolle Stelle leider ausgelassen worden. Es bestätigt sich hier die alte Erfahrung, daß die ersten Niederschriften nicht selten die besten Fassungen bieten. Im übrigen war Schulz noch 1824 der Ansicht, daß die Deutschen von Südost-Europa aus ihre jetzige Heimat besiedelt haben, wie aus folgenden Worten (S. 70) hervorgeht: „Die griechische und lateinische Sprache sind uns unverwerfliche historische Zeugen, daß, wo nicht unmittelbar Deutsche, doch den Deutschen höchst nahverwandte Völker, einst Griechenland und Italien, also das ganze südöstliche Europa bewohnt haben. Dieses durch die neuern Sprachforschungen unzweifelhaft erwiesene Faktum möchte eine feste Grundlage für alle Forschungen über die Urgeschichte unseres Volksstammes bieten und uns am ersten den Weg zeigen, auf dem derselbe in sein jetziges Vaterland eingewandert ist." Diesen Worten fügte Schulz 1826 die Anmerkung hinzu: „Nach meinen später veränderten Ansichten müßte dies heißen: ‚auf dem derselbe aus seinem jetzigen und ursprünglichen Vaterlande ausgewandert ist'. Die Aufstellung einer so unnatürlichen Hypothese, welche in der Hindeutung auf eine Einwanderung des deutschen Volksstammes von Süden aus liegt, mag zum Beweise dienen, wie schwer es dem Verfasser geworden, sich von den herrschenden Vorstellungen frei zu machen. Höchst bemerkenswert ist endlich der Schluß des Werkes. Schulz bezieht hier die griechische Mythologie in die germanische Geschichte ein, und die Art, in der er dies tut, erinnert, wenn man von einigen veralteten sprachlichen Ableitungen absieht, an neueste Veröffentlichungen wie z. B. an Prof. Arldts „Germanische Völkerwellen" (1917). Auch Arldt ist der Ansicht, daß einigen griechischen Sagen geschichtliche Vorgänge zugrunde liegen. „Freilich waren die Schöpfer dieser sagenhaften Stammbäume", schreibt Arldt, „keine geschulten Ethnographen, aber dafür hatten sie vor der heutigen Forschung den Vorzug der direkten Kenntnis der symbolisch in Beziehung gebrachten Völker." So greift Schulz die griechische Titanensage heraus, um an ihr die vom Norden nach Süden erfolgte Einwanderung der Germanen zu erklären. „Auch Themis (die Zähmende) war dem Titanengeschlechte angehörig. Aus dem hohen Norden kommend, hatte sie nach uralter griechischer Sage Recht und Gesetz unter die Griechen verpflanzt, und die griechische Sprache, in ihren Namen für Recht und Gesetz deutsche Bezeichnungen wiederholend, bekundet für ewige Zeiten, was die Mythe als historische Tatsache besagt. Von selbst knüpft sich an die unmittelbar naheliegende Sage die des ganzen Titanenstammes, und sie wird der Mittelpunkt, wo die von den verschiedensten Seiten konvergierenden Radien vereinigt Licht über das Ganze verbreiten. Wie aus einem Munde in verschiedenen Sprachen redend, sehen wir alle diese Sagen es erklären, wie ein aus dem Norden eingewandertes Priester- und Heldengeschlecht in das wilde Naturleben des Südens Zucht und Ordnuug, Recht und Sitte gebracht, und in ihm die Fackel einer höheren Vernunft mit dem Lichte der Idee angezündet hat!"

Wir haben schon bei Leibniz den Hinweis auf die Titanensage gefunden, wir fanden ihn vor kurzem bei Radlof und werden ihm bei Hermann Müller und Wilhelm Lindenschmit wieder begegnen. Welch ein prachtvolles, umfassendes Bild würde sich dem Leser entrollen, wenn alle diese Kräfte, denen sich noch andere Größen beigesellen, innerlich miteinander verbunden, die ruhige Stetigkeit einer wohl gegründeten Wissenschaft bekundet hätten. Ihre „Vereinzelung" mag mit Schuld daran tragen, daß ihre Anregungen, zum großen Schaden für die folgenden Jahrzehnte, wieder verlorengingen. Ein zweites Bedenken kommt hinzu: warum sollten gerade die Germanen, und gelegentlich

wohl auch die Kelten, das Vorrecht haben, dem Norden Europas entsprossen zu sein? Die innere Verbindung zwischen dem Orient und den antiken Kulturen Südeuropas war augenscheinlich gegeben, von Süd- zu Nordeuropa mußte sie noch ergründet werden. Fehlte gerade diese, so war die Lehre von der nordischen Herkunft der Germanen doch zu wenig gestützt, aller Angaben der antiken Geschichtschreiber ungeachtet. Da war denn in der Erkenntnis, daß den griechischen Mythen Erinnerungen aus dem germanischen Norden zugrunde lagen, ein Angelpunkt gegeben, und das Germanentum stand nicht mehr isoliert da. Diese Erkenntnis, die die Lehre von der nordischen Herkunft der Germanen wenigstens teilweise festigen konnte, verleiht den germanistischen Werken jener Zeit besonderen Wert.

1827 begegnen wir einem vereinzelten Hefte, das trotz seines bescheidenen Umfanges ein wertvoller Vorläufer des Tuisko-Lands ist: „Die Sonnentempel des alten Europäischen Nordens und deren Kolonien — Eine Erforschung des mythischen Bodens der Geschichte und des Ursprunges der Völkerwanderungen“ von Friedrich von Kurowski-Eichen (erstes Heft in meinem Besitze, ob mehr erschienen, ist mir unbekannt). „Könnte in den frühen Beziehungen“, heißt es in der Einleitung, „der Keim entdeckt werden, aus welchem sich rückwirkend im Norden, endlich jene den Süden, ja, fast die gesamte Menschheit umbildende Völkerwanderung im Verborgenen entwickelte, so dürfte hieraus ein weitumfassendes Weltbild hervorgehen, welches seinem Inhalte nach einer hochbegeisternden Wirkung teilhaftig werden könnte. Die nordische Urwelt erhielte hierdurch eine Bedeutung, welche sie mit dem sagengeweihten Boden des Südens in verhängnisreiche Verwandtschaft brächte; ein anziehendes Dämmerlicht würde sich über jene Länder verbreiten, woher der veralteten Südwelt einst neue Jugendkraft zuströmte, und das mächtige Gothenvolk, der Deutschen erhabenster Urstamm zur Reife gedieh, um Welt- und Lebenverwandelnd seine Throne im stolzen Rom und in dessen entlegensten Provinzen zu errichten. Günstig für eine solche uranfängliche Beziehung des Südens auf den Norden bietet sich nun sinnvoll die Orientalische Mythe von Phaetons Fall und der Verwandlung seiner Schwestern, der Elektrum weinenden Sonnentöchter (Heliaden).“

Die Einheit des germanischen und griechischen Kulturkreises kommt kaum schöner zum Ausdruck als in dem Kultus der Erdmutter, „Nerthus“ (S. Tacitus, Germ. K. 40), Dea mater, Kybele, und unter welchen Namen sie sonst noch erscheinen mag. Diesem Kultus hat der schon genannte Chr. Karl Barth 1828 ein besonderes Buch gewidmet unter dem Titel: „Hertha und über die Religion der Weltmutter im alten Teutschland“. Wir besitzen ein neues — übrigens sehr schönes und reichhaltiges — Buch über den gleichen Stoff: „Mutter Erde“ von Albert Dieterich (1905). Aber es zeigt sich doch schon rein äußerlich ein großer Unterschied zwischen beiden: während Dieterichs Werk durchaus aus dem südlich-klassischen Kulturkreise hervorgeht, überschaut Barth die Entwicklung vom germanischen Boden aus — bis zu den fernsten Ländern, wohin „indo“-germanische Kultur gedrungen ist. Bei Barth finden sich viele treffende Beobachtungen und Bemerkungen, so die Verlegung des Nerthus-Heiligtums nach Seeland, das Zusammenfließen der „dea Hludana“ auf einem im Clevischen gefundenen römischen Steine mit der „Weltmutter“, die Germanenähnlichkeit des thrakischen Volksstammes usw. „Manche Ähnlichkeit“, schreibt Barth, „mag ihren Grund haben in den allgemeinen Regeln, nach denen der menschliche Geist sich bewegen muß, und manches mehr der Menschheits- als der teutschen Geschichte angehören; manche ist aber doch dafür zu groß, zu positiv. Der nordische Bo wird ein Sohn Brami genannt (Saxo, hist. Dan. VIII); am merkwürdigsten aber scheint mir das Vorkommen der Zahl 432 000, welche die Grundzahl der indischen Weltalter ist. Walhalla hat 540 Thore, aus jedem werden zum letzten Kampf vor dem Weltbrand 800 Einherier ziehen, 540 mal 800 = 432 000, der Zeitpunkt, wo das Weltalter erfüllt ist. Es ist unmöglich nicht zu glauben, daß die Lehrer dieser nordischen Prophezeiung die indische gekannt haben, wenn gleich die Quelle längst vergessen war, was eben für das uralterthümliche zeugt. Vielleicht, ja wahrscheinlich, war Indien die Urquelle gar nicht.“ Vgl. hierfür auch Pictet-Carus im folgenden Abschnitte.

Um noch eine Beziehung hierher zu setzen, führe ich einen Lehrsatz aus dem Zend-Avesta (dem heiligen Buche der alten Perser, vgl. J. G. Rhode, die heilige Sage des Zendvolkes, 1820) an: „Sind die zur Weltdauer bestimmten zwölftausend Jahre verflossen, so wird die Erde vernichtet werden, aber eine neue, schönere, geistigere Erde tritt an ihre Stelle.“ Welch überraschende Ähnlichkeit mit der eddischen Offenbarung der Wala! Wie ein heller Schein leuchtet es vom germanischen Norden Europas aus bis nach Vorder-Asien hinein, und eine große, germanisch bestimmte geistige Gemeinschaft, die in ihrer Tiefe bis jetzt wohl nur von wenigen geahnt wird, muß das vorgeschichtliche Europa bis nach Indien hin umfaßt haben.

Es scheint somit nur natürlich zu sein, daß sich in erster Linie die deutschen Mythologen, denen sich auf schwedischer Seite Erik

G. Geijer zugesellte, zur nordischen Herkunft der Germanen bekannt haben. Der eben genannte J. G. Rhode gehörte allerdings nicht zu diesen, er suchte den gemeinsamen Ursprung der Völker im Quellgebiet des Oxus und Jaxartes (heute Amu- und Syr-Darja [1]). Auch Jakob Grimm, dessen 1835 erschienener Deutschen Mythologie sich dem inneren Gehalt nach kein anderes Werk jener Zeit an die Seite stellen läßt, hat zeitlebens auf dem Standpunkte des asiatischen Ursprungs der Germanen verharrt.

„Skandinavien wäre also in den ältesten Wanderungssagen das Stammland so vieler Völkerschaften, insofern es der Hauptsitz einer weitverbreiteten Gottesverehrung war“, zitiert F. von Warnstedt nach E. G. Geijer, dem er sich völlig anschließt, in seiner 1835 erschienenen Ansprache „Über Altertums-Gegenstände“, die als Geburtstagsgabe für das neu gegründete Kieler Museum gedacht war. Weitere Belege aus dem Werke Geijers wird das Kapitel „Skandinavien“ bringen.

Daß diese Vorstellung von Skandinavien als Urheimat der Germanen sich Jahrhunderte hindurch wahrnehmen läßt, ist charakteristisch, ebenso daß sie, wie das Beispiel Geijer-Warnstedt zeigt, im Norden wohl nie völlig untergegangen ist. Ein weiterer schöner Beweis dafür ist der von Nicolaus Outzen, einem nordfriesischen Pastor, wohl um 1825 verfaßte „Versuch einer gründlichen und unpartheyischen Beantwortung der merkwürdigen Preisaufgabe über die dänische Sprache im Schleswigschen“, welcher folgendermaßen beginnt: „Die ältesten Sprachen in unserm Norden, Hauptzweige des großen germanischen Stammes, waren unstreitig die cimbrische, teutonische und gothische. Zu dieser letzten, die man jetzt gewöhnlich die sveogothische zu nennen pflegt, die aber füglicher in jenen Zeiten die skandinavisch-gothische heißen könnte, gehörte aber auch einst die Sprache der aus dem Norden schon in den frühesten Zeiten ausgewanderten Gothen ... Diese Sprache hat noch jetzt auch gleichsam Spuren zurückgelassen in den nordischen Sprachen, die es noch untrüglich beweisen, daß dieses Volk einst an den skandinavischen Grenzen, bei der Ostsee, in unserer Nähe, muß gewohnt haben.“ Eine echt wissenschaftliche Prägung mit weitem Horizont erhielt diese Lehre aber erst durch den Amrumer Friesen Knut Jungbohn Clement [2]), dessen Erstlingsschrift „Über den Ursprung der Theudisken“, 1836, hier völlig abgedruckt zu werden verdiente. „Daß

[1]) Vgl. zu Rhode: S. Reinach, l'origine des Aryens, 1892, S. 11/12.
[2]) S. m. Artikel über Clement in den Zeitfragen vom 1. Januar 1909.

uns die Mönche nicht mehr irre führen! Die Natur will erforscht werden und der Mensch“, schreibt er im heiligen Zorn gegen eine von einer fremdartigen Weltanschauung abhängige Geschichtschreibung. Ohne in die tiefste Urzeit hinabzusteigen, unterscheidet er in der Frühzeit menschlicher Kultur drei Hauptvölker: Inder, Hellenen und Germanen. „Jedes ist durch ihm eigentümliche Tugenden ausgezeichnet gewesen, jedes hat am Meer gewohnt, aus dem alles geboren. Von ihm stammen die wunderbaren Mythen der indischen Welt, von ihm der Germanen Kern und Kraft.“ Über die Urheimat der Germanen schreibt Clement: „Das Urland der Germanen ist ungewiß. Wer Asien annimmt, hat nichts gewonnen, weil er den Beweis nicht führen kann. Auch die Sprache beweiset für eine Abkunft aus Asien nichts, noch gefundene Ähnlichkeit mit den Persern. Denn wer will leugnen, daß auch gen Morgen Völker einst gewandert sind, wenn die Geschichte es lehrt, Livius von den Kelten, Jordan von den Gothen. Nun aber läßt sich auch die Ursache jener Ähnlichkeit in der gothischen Wanderung finden, und nichts steht dieser Meinung im Wege. ... Nirgends in Asien hat man je germanisch gesprochen. Asiens Wandervölker hätten auch Asiens Sprachen mitgebracht und Asiens Körperbildung. ... Darum möchte ich die Germanen für Urgeborene ihres Landes halten (auch Mannert ist dieser Meinung. Vgl. seine Gesch. d. alt. Deutschen, S. 4), denn sie sind ein eigentümliches, reines und unvermischtes, und nur sich selbst ähnliches Volk gewesen. Also brauchen wir sie nicht aus dem Orient zu holen. Auch die jüdischen Sagen binden den Forscher nicht.“ Das bedeutet nichts mehr und nichts weniger als eine Absage an die heilig gehaltene biblische Überlieferung. Der christlichen, namentlich katholischen Anschauung, die unsere Geschichtschreibung unheilvoll beeinflußt hat, stellt Clement seine geschichtlich begründete streng germanische gegenüber. Wohin die Römer kamen, haben sie die Völker „durchseucht“, in geistiger Beziehung, indem sie Träger der katholischen Lehre waren, „welche dem echt germanischen Geist am allerwenigsten geziemt“, aber auch in anthropologischer Beziehung: „Wer durch die Rheinlande und Baden reiset, der denke an die Zehntländer, wo einst die Römer so gewaltig hausten, und das blonde Haar färbten, und die großen Leiber verkümmerten, und die Augen schwärzten, und an die 45 römischen Burgen mitten unter Germanen.“

Auch sonst tritt die anthropologische Anschauung in völliger Reinheit ans Licht: „Es tut mir leid, daß auch Herr Lappenberg von Nationalverschiedenheit germanischer Stämme in Brittenland spricht (Geschichte Englands, Bd. I, S. 102). Dialekts- und Rechtsverschieden-

heiten beweisen nichts. Auch auf den einzelnen nordfriesischen Inseln sind Verschiedenheiten in Mundart und Gebräuchen. Wales war nicht aus der Welt gegangen nach Brittanniens Eroberung, und die Normannen waren romanisch geworden, als die Schlacht bei Hastings fiel. Daher lieber die Gegensätze in England in Körperbildung, Haar und Augenfarbe."

Diese wenigen Auszüge genügen wohl, um zu zeigen, daß Clement in dieser Schrift eine Parallelerscheinung zu mancher modernen Veröffentlichung geliefert hat, und daß es sich wohl lohnt, sie neu herauszugeben, wenn einmal ein literarisches Unternehmen eine Zusammenstellung unserer wertvollsten Germanisten und Urgeschichtsforscher planen sollte. In bedeutend erweiterter Form hat Clement seine Forschungen 1840 in der „Nordgermanischen Welt oder unsere geschichtlichen Anfänge" niedergelegt.

Das Buch, das nach des Verfassers Wunsch eine Leuchte für das germanische Europa sein sollte, dürfte heute nur den wenigsten Germanisten und Archäologen bekannt sein. Und doch harmoniert es mit der modernen Wissenschaft, wie der folgende kleine Auszug beweist:

„Kein Volk in der Weltgeschichte hat von einem so kleinen Raum so mächtig und weithin gewirkt, als das Volk der nordgermanischen Ebene, und darum ist seine Geschichte die merkwürdigste und wichtigste, die der Nachwelt überliefert ist. Der Ursprung der Nordgermanen ist unbekannt; ob sie so alt wie ihr Boden sind, läßt sich weder leugnen noch beweisen, von ihrer angeblichen Ureinwanderung in diese Ebene ist keine Spur und kein haltbares Zeugnis vorhanden. Aber es sind Zeugnisse vorhanden, daß sie nicht aus Asien gekommen sind, nämlich ihre Sprache oder ihr geistiges Gepräg, und ihre körperliche Form und Farbe . . . Die Natur ist treu und irrt sich nicht, selbst die Mißgeburt ist menschliche Schuld und Sünde. Von schwarzhaarigen Eltern werden nun und nimmer hellhaarige Kinder erzeugt, wenn nicht die Großeltern und Urgroßeltern der Kinder hellhaarig gewesen sind. Nur auf der nordgermanischen Urebene war das ganze Volk ein helles; alle anderen Völker auf dem ganzen Erdboden sind dunkel; von diesen dunkeln häßlichen Völkern allerwärts kann am allerwenigsten ein ganzes Volk von schöner Form und heller Farbe, wie das nordgermanische war, hervorgegangen sein. Man könnte sagen, ihr Boden, den sie nach der angeblichen Ureinwanderung aus Asien einnahmen, habe solchen Einfluß auf Form und Farbe gehabt. Aber so müßte ja auch derselbe Boden noch jetzt denselben Einfluß auf die Nachkommen desselben Volkes üben, in einer Zeit, wo die Vermischung

mit dunkeln Fremden schon so groß geworden ist. Dies ist zum Beweise genug, daß die Nordgermanen nicht aus Asien stammen."

Auch der sonstige Inhalt des Buches ist sehr lesenswert. Besonders wichtig ist der Hinweis darauf, daß der germanische Norden nicht nur schöne, sondern auch für das praktische Leben wohl ausgerüstete Menschen hervorgebracht hat. Die Überlegenheit der Nordvölker über die sogenannten klassischen zeige sich z. B. in der eigenartigen Konstruktion des Seeschiffs, die diejenige der phönizischen, griechischen und römischen Schiffe an Brauchbarkeit überträfe. „Wer weiß, wie uralt der Ursprung der Seefahrt unserer Völker ist!" Wer von Griechen oder Römern hätte auch gewagt, bis nach Island oder Amerika vorzudringen? Die Entdeckung Amerikas durch die Normannen mehrere Jahrhunderte vor der Fahrt des Kolumbus ist eine Tatsache, auf die bei uns leider viel zu wenig Wert gelegt wird. Wir sind zumeist gewohnt, unsere älteste Geschichte vom Standpunkte des Römers oder des Griechen zu betrachten; Clement rückt sein eigenes Volk, das Germanentum, in den Mittelpunkt und übersieht von ihm aus den Gang der Weltgeschichte. Ein durchaus moderner Zug!

Richtig und zugleich poetisch spricht sich G. B. Mendelssohn in seinem Buche „Germanisches Europa" (1836) über die Herkunft der Germanen aus: „Die germanische Welt senkt ihre Wurzeln in die verschlossene Region des ewigen Polar-Eises, während ihre Zweige sich gegen den lebensreichen Mittag hin entfalten und manches fremde Reis aufnehmen." Das Buch behandelt das germanische Europa nicht in dem Sinne unserer Darstellung, sondern nur die germanisch gebliebenen Staaten Nordeuropas.

1841 nannte Chr. Friedrich Stälin in seiner „Wirtembergischen Geschichte" den äußersten Norden „die eigentliche Heimat der Germanen". Von ihr sei die Völkerbewegung ausgegangen, deren Vorboten die Kimbern und Teutonen waren.

Was Clement für das Germanentum ablehnt, nämlich Herkunft aus Asien und innige Verwandtschaft mit Indern und Persern, findet sich durchweg vertreten bei Wolfgang Menzel, dessen Persönlichkeit uns aber in anderer Beziehung im höchsten Grade interessieren muß, hat er doch als einer der ersten, vor Klemm und Gobineau, den geistigen und kulturellen Unterschied der Menschenrassen klargelegt. Dennoch scheint Menzel auf die Lehre vom asiatischen Ursprung der Germanen kein allzu großes Gewicht gelegt zu haben, wie aus einer Besprechung von Hallings „Geschichte der Skythen" (erster Abteilung einer Geschichte der Deutschen) im Literaturblatt vom 23. September 1835 hervorgeht.

Es heißt daselbst u. a.: „Es wird schwerlich jemals möglich werden, das Eigentümliche des deutschen Geistes, wie er sich so großartig in der Geschichte Europas bewährt hat, bis in seine asiatischen Wurzeln zu verfolgen; gesetzt auch, die physische Abstammung ließe sich bis auf eine gewisse Tiefe ausmitteln." 20 Jahre später schrieb Menzel im Vorwort seines Buches über Odhin: „Gar keinen Einfluß aber übten auf die nordische Götterlehre Griechen und Römer, die vielmehr welchen vom Norden her empfingen, denn das sogenannte klassische Altertum war viel geschmeidiger, empfänglicher und passiver als der stahlfeste, durchaus männliche Norden." Menzels Bedeutung für die Rassengeschichte wird an anderer Stelle dieses Buches gewürdigt werden.

Nach Dr. Wilsers Mitteilung (Germanen I, S. 72) hat dann 1840 noch J. A. Henne in seiner Schweizerchronik auf die europäische Herkunft der Germanen hingewiesen: „Er wagte den Versuch, unser nordwestliches Vaterland als eine viel ältere Wiege der Menschheit und ihrer Kultur, als die eigentliche Heimat fast aller Gottheiten hinzustellen."

1842 beginnt die kritische und zugleich aufbauende Tätigkeit Wilhelm Lindenschmits, Bruders des bekannteren Ludwig Lindenschmit, des Leiters des 1852 gegründeteu römisch-germanischen Zentralmuseums in Mainz. Wilhelm Lindenschmit war von Beruf Maler und ist wohl durch das Studium der Gesichtszüge der Anthropologie, der Rassenkunde und der Urgeschichte zugeführt worden. Er war Ehrenmitglied des Hennebergischen altertumsforschenden Vereins und lieferte in dem 4. Hefte des von diesem Verein herausgegebenen Archivs (1842) eine ausführliche gegen Hermann Müllers „Marken des Vaterlandes" gerichtete Arbeit. Mit bitterem Hohne wendet er sich darin gegen seine in der Kelto- und Slavomanie versinkenden Zeitgenossen: „Einige haben den Süden Deutschlands für die alten Noriker in Anspruch genommen, um eine undeutsche bayrische Nationalität herauszubuchstabieren, andere legen auf die Mitte für die Slaven Beschlag; und der Norden wird uns hierauf von den Kelten geraubt. Den Germanen bleibt sonach nicht viel anderes, als mit einer gehorsamen Reverenz von der Bühne der Weltgeschichte abzutreten, und das frühere Erscheinen selbst ihres Namens als ein Mißverständnis zu entschuldigen ... Mögen die Keltomanen, bis die ächten Schüler Grimms ihre Waffen gegen sie kehren, einstweilen von einem Laien erfahren, daß es noch Leute giebt, die die Alten gelesen haben, ohne ihre fünf Sinne dabei zu verlieren." Er hat dann schon hier seiner Überzeugung, daß die Germanen unmöglich aus Asien eingewandert sein können, Ausdruck verliehen:

„Sollte es nicht denkbar sein, daß jene Eingeborenen, welche in dem Nordwesten Europa's bis in die äußersten Inseln Waffen, Steinhäuser und Altäre, so wie auch Sprachlaute als Denkmäler hinterließen, daß dieser graue urweltliche Hintergrund der germanischen Race angehörte, sich von Norden her in die südlichen Lande verbreitete und als Grundlage der ganzen europäischen Bevölkerungen diente? Wir sehen den Norden Europa's im Besitz eines gelbhaarigen Menschenschlages und nur den Osten und Süden sehen wir von dem schwarzhaarigen besetzt, wie sie auch die angränzenden Welttheile bevölkern. Was liegt Unnatürliches in der Vermutung, daß aus Afrika und Asien schwarzhaariges Volk sich auf die gegenüberliegenden Küsten ausgedehnt habe und mit seiner Körperfarbe, Sprache, Kultur, seiner Leidenschaft, Sinnlichkeit und seinem Blutdurst, jene mannigfachen Mischungen hervorbrachte, während die Gelbhaarigen, keusch- und rechtlichgesinnten, die Leidenschaftslosen nicht nur unvermischt die Farbe des Himmels in ihren Augen tragen, sondern auch auf der ganzen Erde nicht wieder angetroffen wurden?" Man sieht: Lindenschmit und Clement kämpften in der gleichen Front gegen eine widernatürliche Anschauung.

Vier Jahre später hat Wilhelm Lindenschmit doch zu gutem Teile den Einklang mit Hermann Müller gefunden. Daß dies geschehen konnte, liegt an dem merkwürdigen, inhalts- und ergebnisreichen, 1844 erschienenen Buche Hermann Müllers „Das nordische Griechentum und die urgeschichtliche Bedeutung des Nordwestlichen Europa". Das Grundthema darin ist, daß die Völkerbewegungen sich nicht von Osten nach Westen, sondern in umgekehrter Richtung vollzogen haben. Wie Rudbeck anderthalb Jahrhunderte früher das Paradies nach Schweden verlegte, so weist Müller ihm einen Platz in Britannien an. Hier sei die Heimat der Juden, Perser, Meder, Armenier, Skythen, Kimmerier (= Kimbern), Aethiopen, Aegypter, Libyer usw., Tyrrhener, Phrygier, Trojaner, Hellenen. Die Germanen sind ursprünglich Griechen am Rhein — der übrigens der das Paradies bewässernde vierfache Strom ist — mit den Deutschen gar nicht, aber mit den Trojanern urverwandt. London ist das älteste Troja, die trojische Stadt in Klein-Asien das jüngste! Die Urreligion spricht sich am reinsten im irischen Druidentume aus. Schon aus den letzten Sätzen erhellt, daß wir es hier mit einem höchst bedeutenden Vorläufer der „Trojaburgen" Ernst Krauses zu tun haben. Müller stimmt Mone wohl in der Gleichsetzung Asgard/Troja zu, verwirft aber dessen Schlußfolgerungen. Nach ihm verdichten sich vielmehr die Trojasagen im nordwestlichen Europa, von wo aus sie

sich den von dort ausziehenden Völkern, den Römern an der Spitze, dann auch den Franken usw. mitgeteilt hätten. Ein weiterer Grundgedanke des Buches ist, daß den griechischen Mythen eine genaue Kenntnis unserer Nordlande zugrunde liegt. Wenn sich Müller dabei in erster Linie auf Britannien als das Ursprungsland der Völkerbewegungen und der Wanderungen der Mythen beruft, so kam ihm gerade die genauere Kenntnis aller Berichte über die britischen Druiden zustatten. („Druide“ erklärt Müller aus griechischem δρῦς.) Selbst Lindenschmit hat diesen Beweisführungen Müllers nichts zu entgegnen, faßt sie vielmehr in den Satz zusammen: „Griechen oder Graien waren in Gallien, in Britannien und Irland, das ist gewiß, auch steht ein urgeschichtlicher Zusammenhang der griechischen Mythe und Sprache mit jenen Landen, ja sogar mit unserer deutschen Namen-, Sprach- und Sagenbildung über allen Zweifeln erhaben; wenn es auch unermittelt bleiben sollte, ob unser Altertum aus dem griechischen oder vielleicht das Hellenische aus dem teitanisch-graischen Lebensborn schöpft.“ Und vorher: „Die grajischen Alpen sind es, die uns auf das älteste geschichtliche Ergebnis führen, denn in alter Zeit, noch vor dem Dasein der etruskischen und tyrhenischen Welt in Italien saß daselbst im Dunkel unberechneter Jahrhunderte eine Menschheit, die sich Teutanen nannte. Dies wird uns ins Gedächtnis gerufen durch Barth und dann auch durch einen Mann, dessen Regsamkeit in der Forschung wir anerkennen müssen, wenn wir auch mit seinen Schlußfolgerungen nicht immer einverstanden sind — nämlich durch Hermann Müller. Aber diese Teutonen, Teutanen und Titanen, die Verehrer des Lichtgottes Teitan, des Teith, des Apollo Teutorix, sprachen griechisch oder vielmehr grajisch (Teutones quidam graece loquentes). So erfuhr es Kato und auch Plinius stimmt damit überein.“ Müller weist darauf hin, daß Britannien für die klassischen Völker des Südens eine „andere“ Welt oder gar die Unterwelt bedeutet habe. Gesoriacum, den alten Namen von Boulogne, erklärt er als γῆς ὁριακόν (die Grenze der Erde), in der kleinen Insel „Tanatis“ vor der Halbinsel Kent aber erblickt er die „Toteninsel“. Man vergleiche hiermit Tuisko-Land, S. 116 (unten)[1] u. folg. Auf S. 121 des Tuisko-Lands heißt es dann in völliger Übereinstimmung mit Müller: „Diese Vorstellungen waren auf dem Kontinente noch im 13. Jahrhundert so lebendig, daß Sterben mit „nach Brittia ziehen oder auch zum Rheine gehen“, wo der Nachen des dahin abfahrenden harrte, umschrieben wurde, ja in der Bretagne sind sie noch heute lebendig.“

[1] Nur daß hier statt Tanatis Mona, das heutige Anglesey, als Toteninsel erscheint.

An diese Schilderung Müllers und Krauses erinnert der Germania-Kommentar von Schweizer-Sidler, wenn er „adversus oceanus“ (Germania, Kap. 2) als „auf der andern Hemisphäre liegend, antipodisch“ erklärt.

Innere Beziehungen zwischen dem Nordischen Griechentum und dem Tuisko-Land finden sich auch sonst überraschend oft, so wenn Müller — wohl als erster unter den deutschen Forschern — in der berühmten Stonehenge den „hyperboräischen Sonnentempel des Lichtgottes Apollo“ erkannt hat (eine Erklärung, zu der ihn W. Lindenschmit beglückwünschte!). Diese Feststellung gab wohl den ersten ruhenden Punkt in der „Hyperboräer“-Frage. Die Unsicherheit und Unbestimmtheit der Überlieferungen hatte schon in Konrad Mannert (Geographie d. Griechen u. Römer, Bd. 4) Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Berichte geweckt: Daß die Geschenke der Hyperboräer „an den Grenzen dem nächsten Volk abgeliefert, von diesem den Nachbarn getreulich übergeben, auf diese Art an das Adriatische Meer, endlich an das Orakel nach Dodona gebracht, und weiter von Stadt zu Stadt quer durch Griechenland den Priestern in Delos eingehändigt wurden“, habe zu „den heiligen Legenden der Priester zu Delos“ gehört. Das unvergeßliche Volk der Hyperboräer aber habe man immer dahin gesetzt, wo wirkliche Erfahrungen aufhörten. Auch Karl Otfried Müller strich die Hyperboräer aus der antiken Geographie. Durch die Annahme Hermann Müllers schienen die nach dem Norden Europas weisenden griechischen Sagen von der Herkunft ihrer Lichtreligion einen Stützpunkt gefunden zu haben. Über neuere Ansichten über Stonehenge (Lockyer-Schuchhardt) wird der dritte Teil dieser Arbeit berichten. Zur Abrundung des Bildes sei aber schon jetzt mitgeteilt, daß nach Prof. Schuchhardts Angabe (Prähistorische Zeitschrift, Bd. 2, Heft 4, 1910) Hyperboräer neuerdings als ὑπέρφοροι = Überbringer erklärt wird, „weil die H. immer als Opferbringer auftreten“, und daß wir „Dodona als eine Zwischenstation für die Beziehungen zwischen England und Griechenland betrachten dürfen“ . . . „Das fröhliche Bauen mit solchen Riesenklötzen geht von den nordischen Megalithgräbern über Stonehenge zu den Burgen von Tiryns und Mykenä.“

Schon 10 Jahre vor Herm. Müller hatte nach einem Berichte der Wiener Jahrbücher der Literatur, Bd. 78, 1837, die zu London erscheinende Archaeologia, Bd. XXV, die Stonehenge und ähnliche Steinkreise mit dem Sonnenlaufe in Verbindung gebracht: „Der berühmteste solcher druidischen Steinkreise ist Stonehenge, ein Kreis möchte man sagen von Thoren oder Triumphbögen; jedes einzelne Maal desselben besteht aus drei ungeheuren Steinen, deren zwei senkrecht in

die Höhe stehen, der dritte quer über dieselben gelegt ist; die Zahl derselben war sicher nicht gleichgültig und stand gewiß mit dem Sonnenlaufe in Verbindung, von welchem diese Kreise das Symbol." Ferner: „Bathurst gibt den schlangenförmigen Umriß des Ganzen (des Steinfelds von Carnac) und legt deshalb sowohl diesem als ähnlichen anderen druidischen Tempeln den Namen Dracontia bei; so wahrscheinlich es auch ist, daß diese druidischen Kreise oder Ovalen wirklich nichts anderes als den Sonnenlauf und die Schlangenlinie die Sonnenbahn bezeichnet, so ist doch die Benennung Dracontia nicht die eigentlichste, indem das für sie gewählte Bild durchaus nur die Schlange und nicht der Drache ist: selbst nach der Lehre der Ophiten, welche Hr. B. zu Hülfe ruft, war der Drache das Entgegengesetzte der Schlange, indem diese die Leiterin zur Sophia, jener aber im Gegenteile die ihre Anbeter verschlingende Welt vorstellt."

Eine andere merkwürdige Übereinstimmung mit der neueren Forschung ist die Verbindung, die Müller zwischen den Umzügen der Nerthus — und ähnlichen bei anderen Völkern berichteten Umzügen der Erdmutter — und dem „Karnaval" herstellt: „Aus jenen uralten Umzügen der allerzeugenden Mutter erkläre ich mir unseren Fasching, Carnaval, unsere Fasnacht, sogar die Namen; denn car naval ist der schiffartige Wagen." So erkläre sich auch die Liburne der nach Tacitus (Germania, Kap. 9) bei den Sueben verehrten Isis. Das Urteil über Hermann Müller kann man wohl so zusammenfassen: man wird dem geistreichen Forscher in vielen Fällen folgen dürfen, wenn man nur überall für das „Urgriechentum", von dem er schreibt, „Germanentum" eintreten läßt und nicht alle Erscheinungen einseitig auf Britannien zurückführt. Wenn man alle Klippen vermeiden will, setzt man am besten für Griechentum und Germanentum die nordische, weiße Rasse ein. Da nun aber doch die Germanen als das Kernvolk aus dieser Rasse hervorgegangen sind, werden sie vor allen anderen Benennungen den Vorrang genießen dürfen. „Das nordische Griechentum" gehört sicher zu den Erscheinungen, die in gereinigter Form und unter Benutzung der neueren Forschungen Ernst Krauses, Willy Pastors u. a. der Forscherwelt noch einmal geboten werden müßte. Eine folgerichtige Zusammenstellung aller dahin zielenden Belegstellen aus dem klassischen Altertum müßte dem allerdings wohl vorangehen.

Im Anschlusse an das Werk Müllers sei — des ähnlichen Stoffes wegen — mitgeteilt, daß 1842 Lord Lytton-Bulwer in seinem Roman „Zanoni" die Griechen aus anthropologischen Gründen als Abkömmlinge der Nordgermanischen Welt bezeichnet hat: „The pure

Greeks, the Hellenes, whose origin has bewildered your dreaming scholars, were of the same great family as the Norman tribe, born to be lords of the universe, and in no land on earth to become the hewers of wood. Even the dim traditions of the learned, which bring the sons of Hellas from the vast and undetermined territory of Northern Thrace to be the victors of the pastoral Pelasgi and the founders of the line of demi-gods; which assign to a population bronzed beneath the suns of the West the blue-eyed Minerva and the yellow-haired Achilles (physical characteristics of the North); which introduce among a pastoral people warlike aristocracies and limited monarchies — the feudalism of the classic times; even these might serve to trace back the Norman warriors broke on the dull and savage hordes of the Celt and became the Greecs of the christian world."

Das größere Werk Wilhelm Lindenschmits, aus dem schon bei der Besprechung Hermann Müllers einige Proben gegeben wurden, sind die 1846 auf der ersten Germanisten-Versammlung Jakob Grimm überreichten „Rätsel der Vorwelt, oder sind die Deutschen eingewandert?" Das Werk ist ein wundervolles Beispiel für das Handinhandarbeiten zweier Brüder. Ludwig Lindenschmit versuchte weiterzuführen, was sein Bruder mit den Worten andeutete: „Bei Betrachtung der hinterlassenen Denkmale der Vorzeit haben uns unsere künstlerischen Studien auf Ergebnisse geführt, die wir mit Nächstem als ‚Untersuchungen über den Körperbau und den Stil der Denkmale verschiedener Menschenrassen wie auch der deutschen Ausgrabungen' veröffentlichen werden. Man könnte fragen, warum wir das, worüber wir am kompetentesten sprechen durften, nicht zuerst ausführten; aber wir handeln hierin wie ein General, der seine zuverlässigsten Truppen in der Reserve behält und die leichteren Waffengattungen vor der eigentlichen Schlachtordnung hergehen läßt." Man denkt unwillkürlich an die Bedeutung der modernen germanischen Archäologie (Much, Kossinna usw.). Die Herausgabe dieses weiteren Werkes scheint durch Wilhelm Lindenschmits frühen Tod (1848) vereitelt worden zu sein [1]).

---

[1]) Ich glaube nicht, daß hierin schon auf die noch 1848 von den Gebrüdern Lindenschmit gemeinsam herausgegebene Schrift „Das germanische Totenlager bei Selzen" angespielt ist, obgleich die in der Vorrede ausgesprochene Überzeugung: „Das Bestreben, die deutsche Wissenschaft für das Leben nutzbringend zu machen, . . . hat die Beurteilung des deutschen Nationalcharakters immer enger an die Aufhellung unserer Urgeschichte geknüpft" durchaus modern wirkt und sich besonders mit Prof. Kossinnas Bestrebungen wohl verträgt. Vgl. im übrigen die Ausführungen im Abschnitt 5 „Die deutsche Vorgeschichtsforschung".

Lindenschmits Schrift muß als ein ungeheures Wagnis bezeichnet werden, nahm sie doch ihren Weg in eine Versammlung, von der man erwarten konnte, daß sie den darin enthaltenen Ergebnissen von vornherein gänzlich ablehnend gegenüberstehen würde. Vor allen Dingen mußte Lindenschmit, wo es galt, dem Germanismus einen sicheren Boden in der Geschichte zu schaffen, gegen die Keltomanen Front machen. Er führt seinen Angriff auch schneidig aus und behandelt mit feiner Ironie alle diejenigen Forscher, die die etwa im deutschen Sinne ausfallenden Ergebnisse (namentlich auf archäologischem und linguistischem Gebiete) auf das Konto der „patriotischen Befangenheit" setzen. Im Gegensatze zu diesen „Modernen" nennt er die Schriftsteller des Altertums: „Wird es wohl möglich sein, einen Livius, Plinius, Agrippa und Mela der Deutschtümelei, oder des ‚deutscheren als deutschen Feuereifers' zu verdächtigen? Oder wie will man es anfangen, diesen Alten das anzudichten, was die Keltomanen ‚deutsch patriotische Befangenheit' nennen, wodurch sie auf wohlfeile Art von vornherein alles zu entkräften meinen, was in deutschem Sinne spricht?" Unter Anschluß an Livius legt Lindenschmit um die von der Donau bis nach Skandinavien hinauf reichende „Germania magna" einen Gürtel der „Semigermanen", der die „engere" Heimat der Germanen abschließt, denn nach dem Verfasser war die weiße germanische Rasse ursprünglich über ganz Europa verbreitet und wurde durch den Zuzug fremder Rassen „immer weiter nach der Mitte des nördlichen Europa gedrängt". Der Kern der Anschauung Lindenschmits ist eben der, daß die Heimat der Germanen nach Europa und nicht nach Asien zu verlegen ist, und an Clement erinnern uns die Worte, die der Verfasser in der Widmung an Grimm schreibt: „Meine künstlerischen Studien in der Archäologie und Körperkenntnis zeigten mir stets die asiatische Abstammung unseres Volkes als unerwiesen, ja als unmöglich ... Aus der von Tacitus sorgfältig beschriebenen Gleichartigkeit der Stämme schließe ich nun, daß das hier zusammengeschobene Volk nur Trümmer eines großen Ganzen vorstellt, welches einst den Weltteil ungestört besaß, und sowie es zur Macht gelangte, auch strahlenförmig wieder auseinander eilte, um die alten Sitze einzunehmen, deren Erinnerung es erweislich keineswegs verloren hatte." Ich bitte, jedes einzelne Wort zu beachten und die auf Dr. Ernst Krause (Carus Sterne) und Woltmann hinzielende Richtung des Ganzen. Diese tritt auch zutage bei Behandlung der Frage, wie denn die Kluft zwischen Theorie und Praxis — namentlich in politischer Beziehung — bei den Germanen zu erklären sei, zumal sie doch „eine Anzahl der wichtigsten Güter der Jetztwelt als ihren Einstand in die Weltgeschichte mitbrachten, und zwar nicht etwa unter Anleitung der überkommenen Kultur wie andere Völker, sondern als ein freies, angeborenes Geschenk ihres Naturells". Die Antwort lautet: „Wir sind trotz aller unserer Taten, unserer Leiden, unserer Entwicklungen — ein unentwickeltes Volk, das nur deswegen Halt und Stellung nach innen und außen entbehrt, weil es sein inneres Gleichgewicht noch nicht gefunden, weil es die Jahrtausende seiner Lernzeit noch nicht überstanden hat." Dieser Gedanke, dessen Neuheit überrascht, hat einen gleichzeitigen Verwandten in dem später noch zu besprechenden Aufsatze Ed. Krügers. Ein autochthones Volk bedarf nach Lindenschmit einer weit längeren Zeit zum Wachsen und Ausreifen als versprengte Teile desselben in einer anderen Umwelt. So ließe sich die rasche Blüte Griechenlands und Roms erklären, so die Fortschritte im modernen Amerika.

Wie wunderbar stimmt diese Anschauung mit derjenigen überein, die Dr. Woltmann 1905 über die Entwicklungsgeschwindigkeiten der Rassen geäußert hat!

Nach Lindenschmit erfährt die Reihe der Werke, die sich mit der europäischen Heimat der Germanen beschäftigen, eine Unterbrechung, die Quellen versiegen allmählich. Ich muß aber die Möglichkeit, daß meinen Nachforschungen vielleicht noch etwas entgangen sein könnte, offen lassen. Erst im Jahre 1850 begegnen wir wieder einer größeren Arbeit „Nord- und Süddeutschland", in der die nordische Herkunft der Germanen gelehrt wird. Die besondere Aufgabe der in der Cottaschen Deutschen Vierteljahrsschrift ohne Verfassernamen erschienenen Arbeit ist es, den Gegensatz zwischen dem Norden und dem Süden zu beschreiben und zu erklären. Der Verfasser erkennt, daß dieser Gegensatz zu gutem Teile rassenhaft bedingt ist: „Norddeutschland hatte und hat viel weniger fremdartige Berührungen als Süddeutschland, namentlich stößt es nirgends mit den Romanen zusammen, mit denen dieses auf einer Strecke von 150 Meilen grenzt. Im ganzen hat sich daher gewiß die norddeutsche Race viel reiner deutsch erhalten, so wie sie von Anfang herein die eigentliche deutsche Urheimat bewohnte." Das ist der Ton, den wir bei den Autoren der nächsten Jahrzehnte vermissen. Auf den folgenden Seiten wird er noch einmal, völlig im modernen Sinne, angeschlagen: „Die Römer haben diese Gegenden (die deutsche Nordseeküste) nur einigemal umschifft, sind hier selten gelandet und haben hier fast nie einen Strich bleibend besessen. Die Hauptexpeditionen und einigermaßen einflußreichen Einwanderungen

geschahen hier im Norden von den skandinavischen Ländern her. Die Normannen, die Dänen, die Schweden haben hier zu verschiedenen Zeiten der Geschichte einige deutsche Landstriche inne gehabt und beherrscht. Schon vor den historischen Zeiten mag Völkeraustausch zwischen Skandinavien und Deutschland stattgefunden haben. Die Goten, welche die Alten an der unteren Weichsel nennen, mögen schon von einem vorlutherischen und vorchristlichen Gustav Adolph hierher herübergeführt sein. Man glaubt, daß die jütische Halbinsel in frühester Zeit ganz von Deutschen (Angeln und Friesen) bevölkert war, und daß die Dänen erst aus dem südlichen Schweden (Schonen soll ihre Urheimat sein) über die dänischen Inseln nach Jütland eindrangen und das deutsche Element bis in die Eidergegenden zurückdrängten." Der „Zug vom Norden" war also nach dem Verfasser Ursache der größeren Rassereinheit der Norddeutschen, während die weiter nach Süden vorrückenden Stämme Mischungen, vornehmlich mit Kelten und Romanen, zu erleiden hatten.

Mit einer kurzen satirischen Bemerkung fertigt Jacob Venedey im ersten Bande seiner „Geschichte des deutschen Volkes" (1853) die Lehre von der asiatischen Herkunft der Germanen ab: „. . . die Germanen von Gott weiß woher, die Franken aus Troja, die Sachsen ebenfalls aus Asien herüberzuholen, hat in der ausländischen Gelehrsamkeit, in der römischen und griechischen Poesie seine Hauptquelle . . . Ein Asiate würde in den ersten acht Tagen in dem Deutschland, das Tacitus beschreibt, erfroren und verhungert sein."

Die kleine Schrift Joh. Nep. Obermayrs „Teuton, oder die gemeinsame Abstammung der germanischen, gallischen und gotischen Völker von dem Urstamme Skandinaviens, aus den Quellen nachgewiesen", bringt zwar im Anfang „die Sage von dem Auszuge der Kelten aus Asien, der Wiege des menschlichen Geschlechts", doch legt sie das Schwergewicht auf die Herkunft der germanischen und keltischen Völker aus Skandinavien. Mir ist von dieser Schrift nur die 2. Auflage von 1853 bekannt; die erste mag etwa ein Jahrzehnt früher erschienen sein.

In ähnlichem Sinne schreibt F. W. Below in einer „Abhandlung über die Heimath der Germanen" (1854): „Die Menschen kamen aus Asien, nicht die Nationen; als Individuen ließen sie sich hier nieder, nicht aber als Griechen, Celten oder Germanen."

1851 erhielt die Lehre von der europäischen Heimat der Germanen endlich auch einen Vertreter aus dem Bereiche der Philologie in R. G. Latham (Germania-Ausgabe). An sie, und besonders an

desselben „Elements of comparative philology", 1862, knüpft sich in den neueren Werken der Beginn der für die europäische Herkunft der Germanen eintretenden Arbeiten. So stellen sowohl Gebhardts „Handbuch der deutschen Geschichte", 3. Aufl., 1906, als auch Herm. Hirt, „Indogermanen", Bd. 2, 1907, fest, daß Latham zum ersten Male „mit wirklichen Gründen" für Europa eingetreten sei. Wie kam gerade Latham zu der Ehre? Waren Mannert, Clement, Lindenschmit usw. etwa Namen von geringerem Klange? Waren die von ihnen vorgebrachten Gründe weniger „wirklich"? Auch die Franzosen können auf Ommalius d'Halloy als auf einen wichtigen Vorläufer hinweisen. Sollte es vielleicht daher rühren, daß Latham eben zu den Philologen gehörte, und die Philologen nur Arbeiten aus ihrem eigenen Bereiche für die Lösung vorgeschichtlicher Fragen anerkennen wollen? Man darf dieser Ansicht zuneigen, wenn man beobachtet, wie in unserer Zeit Dr. S. Feist sich krampfhaft bemüht, die Verdienste der Anthropologen und Prähistoriker zu schmälern. Der letztgenannte bekennt sich zu Max Müllers Ansicht: „Für mich ist ein Ethnologe, der von arischer Rasse, arischem Blut, arischen Augen und Haaren spricht, ein ebenso großer Sünder wie ein Sprachforscher, der von einem langschädeligen Wörterbuch oder einer kurzschädeligen Grammatik redet." (S. Indogermanen, 1913, S. 497.) Ist Dr. Feist so genau darüber unterrichtet, ob Max Müller seine — jetzt doch wirklich nicht mehr maßgebliche — Ansicht heute noch aufrechterhalten würde?

Wir können also wohl mit ruhigem Gewissen die Behauptung aufstellen, daß Latham die „offizielle" Ehre der „Priorität" in der Heimatsfrage zugunsten Europas seiner Eigenschaft als Sprachforscher verdankt. Seine Persönlichkeit bedeutet ein überraschendes Auftauchen aus dem bis dahin für die eigentliche Germanenforschung gewissermaßen unterirdisch dahinfließenden Strome der indogermanischen Sprachwissenschaft. Es wird vielleicht manche Leser befremdet haben, daß trotz der weitreichenden Kulturbeziehungen, die die Behandlung urgeschichtlich-mythologischer Fragen erschloß, bis jetzt noch nicht von „indogermanischen" Dingen die Rede war. Für den weitaus größten Teil des 19. Jahrhunderts bedeuten „Germanentum" und „Indogermanentum" zwei völlig gesonderte Kreise. Der Mittelpunkt des einen lag in Europa, der des anderen, wie in der Einleitung gezeigt, in Indien. Kein Wunder, daß beide Richtungen nicht zueinander finden konnten. Eine kurze Übersicht über die Entwicklung der indogermanischen Wissenschaft möge hier genügen.

Den Ausgangspunkt bildete, wie wir sahen, Friedrich Schlegels Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier, 1808. Wann ist

die Bezeichnung „indogermanisch“ aufgekommen? Nach Hermann Hirt, Indogermanen, Bd. 2, 1907, ist die Bezeichnung „wahrscheinlich aus einer längeren abgekürzt, wie z. B. Schlegel 1819 sagt: indisch-lateinisch-persisch-germanische Sprachfamilie“. Nach Weigands Deutschem Wörterbuche (5. Aufl., 1909) ist der Begriff „indogermanisch“ zuerst in Klaproths Asia polyglotta, 1823, nachweisbar. „Indisch-teutsch“ prägte Fr. Schmitthenner vor 1830, und „Indo-europäisch“ wurde die Bezeichnung bei den romanischen Völkern und den Engländern.

Das erste Werk über vergleichende Sprachgeschichte auf Grund grammatischer (nicht etymologischer) Wissenschaft gab der Däne R. K. Rask durch seine 1818 erschienene „Undersögelse om des gamle Nordiske eller Islandske sprogs oprindelse“, in dem der Zusammenhang des Altnordischen und Gotischen, wie des Litauischen und Slawischen mit dem Griechischen und Lateinischen nachgewiesen wurde. Johann Severin Vater hat dieses Werk den Deutschen durch seine „Vergleichungstafeln der Europäischen Stammsprachen und Süd-, West-Asiatischer“, 1822, zugänglich gemacht.

Ihm folgt: „Zum europäischen Sprachenbau; oder Forschungen über die Verwandtschaft der Teutonen, Griechen, Celten, Slaven und Inder.“ Nach Alexander Murray bearbeitet von Adolf Wagner, 1825. Es herrscht zwar auch hier noch die wortvergleichende Methode vor, aber auch auf „übereintreffende Umbeugungen und Endnisse der Haupt- und Zeitwörter, Ähnlichkeit der Ableitart der Haupt- und Zeitwörter“ wird Rücksicht genommen. Das Buch ist immerhin für unser Thema deshalb wertvoll, weil es auf die „teutonische“ Sprache, die der Verfasser für die reinste hält, besonderes Gewicht legt. Die „Teutonen“ sind nach Murray die Urahnen der Goten, Skandinavier, Sachsen, Holländer und aller germanischen Völker. Daraus, daß die Teutonen hier das gesamte Germanentum vertreten, läßt sich erkennen, daß letzteres damals noch lange nicht den umfassenden Begriff darstellte wie heute. In einem deutschen Werke jener Zeit lernen wir dieselbe Erscheinung kennen; ich meine das eigentümliche, jetzt wohl völlig unbekannte Werk des Grafen von Wackerbarth „Die Geschichte der großen Teutonen“ (Hamburg 1821)[1].

[1]) Der Verfasser bricht völlig mit der biblischen Überlieferung, hält die Entstehung mehrerer Menschengeschlechter zu gleicher Zeit (auf dem Hochlande der Tatarei, auf den Höhen von Skandinavien, auf den Spitzen von Nubien oder Nigrizien, und auf den erhabenen Gipfeln der unzugänglichen Anden in Süd-Amerika) für möglich, gibt unseren Vorfahren ein hohes, sehr hohes Alter — und läßt sie — der Theorie von Monboddo nicht unähnlich — in ältester Zeit bis zu unglaublicher Größe emporwachsen. Darüber, ob die „Teutonen“ von Skandinavien nach Asien oder umgekehrt gewandert sind, gibt er kein abschließendes Urteil ab, hält aber die Germanen für die Lehrmeister der ganzen Kulturmenschheit. Sein Buch — ein Hohelied des Germanentums — ist ein schöner Beweis für die nationale Gesinnung des Verfassers; leider ist es aber mit vielen verstiegenen Hypothesen durchsetzt, die — auch in etymologischer Beziehung — nicht selten an Guido von List erinnern, und so kann man ihm leider einen besonderen wissenschaftlichen Wert nicht zugestehen.

Wie bereits im ersten Teile (S. 56) erwähnt, wurde schon im 17. Jahrhundert die Herkunft einiger europäischer Sprachen, wie Griechisch und Lateinisch, von der deutschen gelehrt. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich um 1830 in zwei Werken. Das erste ist: „Der germanische Ursprung der lateinischen Sprache und des römischen Volkes“ von Prof. Ernst Jäkel. Das Buch wäre einer eingehenderen Betrachtung wert, wenn sprachliche Abhandlungen zu unserem Thema gehörten. In früheren Jahrzehnten hätte das Buch sicherlich viele Beanstandungen erfahren, war es doch im Bereiche der Sprachwissenschaft ein ungeschriebenes Gesetz, daß den Germanen alle Bildungselemente in erster Linie von den Römern überkommen sind, daß diese die „ersten Erzieher“ unserer Vorfahren waren. Heute hat sich auch innerhalb der Sprachwissenschaft ein Wandel vollzogen, gelangt doch auch Prof. Friedrich Kluge in einem Aufsatze „Die sprachliche Stellung der Germanen“[1]) zu dem Schlusse, daß „der lateinische Sprachstamm dem germanischen zunächst steht“. Wichtig für uns ist Jäkels Ansicht, daß Deutschland „nicht erst seit der Völkerwanderung, nicht erst seit der Cimbern und Teutonen Zeiten, sondern schon viele Jahrhunderte vorher das Land war, welches Volksschwärme aussandte und andere Länder bevölkerte, von dem auch Italien seine Bewohner erhielt“. Und zwar glichen die nach Italien einwandernden Germanen nicht etwa amerikanischen Wilden, sie waren nicht bloß Jäger und Nomaden, denn „gerade in der römischen Bauernsprache zeigen sich mehrere deutsche Wörter, die sonst im Latein nicht üblich sind“. Beachtenswert ist der Hinweis, daß auch bei den Griechen sich die Erinnerung ihrer Herkunft aus einem mit Eichen besetzten Lande erhalten habe, wie aus dem Distichon hervorgehe:

„Fern von dem Eichbaum wirfst du die Axt, denn es sagten die Väter,
Daß als Mutter zuerst einst uns die Eiche gebar[2]).“

Das zweite in Frage kommende Werk, das an die Bedeutung der Jäkelschen Arbeit allerdings nicht entfernt heranreicht, ist der 1834

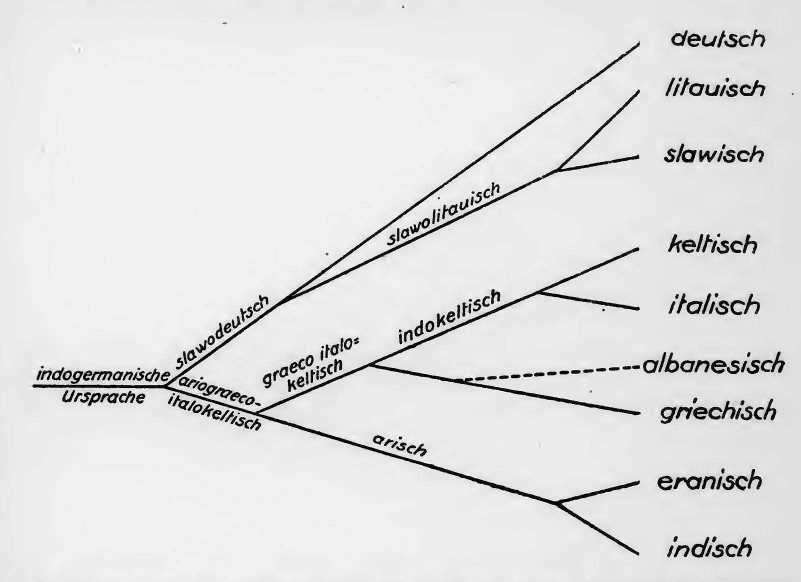
[1]) „Unser Deutsch“, 3. Aufl., 1914, S. 27.

[2]) „Τηλόθι δίσκε δρυὸς πέλεκυν, κοκύαι γὰρ ἔλεξαν
Ἀμῖν, ὡς πρότεραι ματέρες ἐντὶ δρύες.“

erschienene 160. Band der Krünitzschen Encyklopädie mit dem Artikel „Deutsche Sprache". Der Verfasser hat sich darin auf die aus dem 18. Jahrh. stammende Literaturgeschichte Reimanns berufen, in der es (Bd. II) heißt: „Es ist nichts gewisser, als daß die griechischen Buchstaben und die ganze Sprache von der deutschen überkommen, und daß die allermeisten Wurzeln der griechischen Worte noch heutigen Tages in der alten niedersächsischen und plattdeutschen Mundart, welches die erste und älteste Sprache in ganz Europa ist, enthalten sei." Ferner: „Es ist aus den glaubwürdigsten Geschichten erweislich, daß die alte Deutsche oder vielmehr Japhetische und Keltische Sprache die Stamm- und Wurzelsprache der meisten Völker in ganz Europa gewesen ist, und daß aus derselben, vor Christi Geburt, zuerst die Griechische, hernach die Etruskische oder Lateinische, dann die Gotische und nach Christi Geburt, in der Mitte des 5. Jahrhunderts, die Französische und Englische entsprossen sei." Mit derartigen ganz allgemein gehaltenen Ausführungen war wirklich niemand gedient. Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken als diese scheinbar dem Moder von Jahrhunderten entstiegene Darstellung und die tief schürfenden Arbeiten der jungen vergleichenden Sprachwissenschaft, deren Haupt Franz Bopp wurde (Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Gothischen und Deutschen, 1833—52). Gerade deshalb, weil diese Wissenschaft mit vagen Vorstellungen und fruchtlosen Wortspielereien gründlich aufräumte, wäre es gänzlich verkehrt, sie etwa gering einzuschätzen, nur weil sie dem Glauben an die asiatische Herkunft der Germanen neue Rückenstärkung gab. Sie war doch in erster Linie ein Zurückgreifen auf die Natur, was damals genügend betont wurde und auch heute rückhaltlos anerkannt werden muß. Sodann bedeutete sie eine Erweiterung des geschichtlichen Gesichtsfeldes, indem schließlich der germanische Sprachen-, und damit in weiterer Folge Kultur-, Kreis in den größeren des indogermanischen eingefügt wurde. Aber das Germanentum war eben nicht mehr Mittelpunkt, es war zur „Peripherie" geworden, sprachlich wie kulturgeschichtlich. „Je weiter hier, bei Beginn der Geschichte, die Völker gegen Abend saßen", schrieb Jakob Grimm 1848 in der Geschichte der deutschen Sprache, „desto früher der Auslauf, desto tiefer die auf dem Wege dahin zurückgebliebene Spur." In demselben Sinne äußerte sich August Schleicher 1853[1]): „Je westlicher eine Sprache (oder Volk) ihren Sitz hat, desto

[1]) „Die ersten Spaltungeu des indogermanischen Urvolkes" in der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur.

früher riß sie sich von der Ursprache (dem Urvolke) los; zuerst die Kelten, dann die Slawo-Germanen, dann die Pelasger. Die Arier sind der zurückgebliebene Rest des Urvolkes." Das indogermanische Urvolk zerschlug sich nach Schleicher nicht sogleich in die acht Grundsprachen der acht Familien, sondern in einige Völker (oder Sprachen), die sich später wieder ein- oder zweimal teilten. „Ein solches Volk waren die Arier, ehe sie in Inder und Iraner zerfielen", später aber bildeten „Arier und Pelasger eine Epoche hindurch ein Ganzes, was die Betrachtung der Sprachen durchaus bestätigt". Wie Schleicher sich den Stammbaum der Sprachen vorstellte, geht aus der dem „Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen" (2. Aufl., 1866) entnommenen Abbildung hervor:



Die Verzweigung des indogermanischen Sprachstammes nach August Schleicher (1866).

Durch die Richtung dieses Stammbaumes, die west-östlich zu sein scheint, darf man sich nicht täuschen lassen; der Aufsatz von 1853 spricht klipp und klar aus: „Die östlichen Sprachen stehen an Ursprünglichkeit über den westlichen, jene acht Sprachen (Familien) bilden in Bezug auf ihre größere oder geringere Treue in Bewahrung des alten indogermanischen Familiengutes etwa eine Stufenleiter mit der höchsten Stufe im Osten, der untersten im Westen."

Während wir bei Schleicher die Arier noch als eine durchaus asiatische Sprachenfamilie kennen lernten, die nur durch ihre spätere Verknüpfung mit den Pelasgern auch auf europäischem Boden Fuß zu fassen scheint, wird im folgenden Jahre (1854) in derselben Monatsschrift zum ersten Male in großzügiger Weise der Versuch unternommen, den Ariernamen auf die gesamten Indogermanen zu übertragen. Dies ist geschehen in dem Aufsatze „Über den ältesten Namen der sogenannten Indogermanen und ihren Stammesgott“ von Dr. Martin Haug. „Die richtigste Bezeichnung“, heißt es dort, „ist unstreitig Arisch. Dieser Name läßt sich nicht bloß bis ins graueste Altertum des Stammes wenigstens als solcher, den die zwei am frühesten cultivierten Familien desselben sich selbst beilegten, hinauf verfolgen, sondern er hatte auch, wie noch manche Spuren zeigen, eine größere und weitere Verbreitung.“ Das Grundwort findet der Verfasser im indischen Weda, wo er Zusammensetzungen wie „Arische Geschlechter“, „Arischer Stamm“, „Arischer Name“ feststellt. „arja“ konnte die Bedeutung „Herr, Adel“ annehmen und das davon abgeleitete Arja die „Herrischen, Vornehmen, Adelichen“ bezeichnen. arja-man ist eigentlich die Heerdgenossenschaft, wird aber als „Arjaman“ zu einer Göttergestalt erhoben und ist als solche „der Erfreuer, der ohne Unterlaß Gaben spendet“. Diesem indischen arjaman (im Zend airjaman) entspricht bei den Germanen ermen und irmin, im Angelsächsischen eormen oder yrmen, im Altnordischen iörmun usw. „Wie bei den Indern arjaman, so wurde auch bei den Germanen irmin der Name eines Gottes oder Heros, worin wir nach dem Bisherigen nur die personifizierte Stammesgemeinschaft erkennen können. Der Volksstamm der Herminones leitete sich von ihm ab [1]). Bekannt sind die ‚Irmin‘säulen, nach deren Beschreibung er von den namhaftesten Germanisten als Kriegsgott gedeutet worden ist . . . Zu einem Kriegsgotte konnte indes irmin, die Stammesgenossenschaft, wohl erhoben werden, wenn diese hauptsächlich als eine Vereinigung wehrhafter Männer oder Familien zur gemeinsamen Abwehr des Feindes aufgefaßt wurde, was mir ganz im Germanischen

[1]) Als eine „Duplizität der Erscheinungen“ ist es zu betrachten, daß in demselben Jahre (1854) Heinrich Leo in seinen akademischen Vorlesungen „Des deutschen Volkes und Reiches Ursprung und Werden“ mit denselben sprachlichen Belegen den Zusammenhang der Herminonen mit den Hermunduren nachweist: „Daher wären Ermun-duri die ganzen, großen, mächtigen Duren oder: die erminonischen Duren. Man müßte dann einen Stammvater, einen Sohn des Mannus: Ermin oder Hermin annehmen — dessen Name etwa im sanskritischen aryaman, edel, ehrwürdig, seine Wurzel hätte.“ (S. 206/207.)

Geiste begründet zu sein scheint.“ Die Richtigkeit der Zusammenstellung von „arjaman“ mit „irmin“ ist später bezweifelt worden. Nicht zu bezweifeln ist aber, daß das Wort „Arier“ in dieser Form im Germanischen nicht vorkommt, und daß sich daher Prof. Karl Penka (Herkunft der Arier, 1886) geirrt hat, wenn er in den germanischen Völkernamen, die auf -arii enden (Chattuarii, Ripuarii, Teutonoarii usw.), Anklänge an „Arier“ vermutete. „Arier“ ist vielmehr eine Bezeichnung, die dem asiatischen Zweige der Indogermanen angehört. Ursprünglich liegt also, das läßt sich nicht bestreiten, diesem Worte die Idee der Herkunft der Indogermanen aus Asien zugrunde. Mit Th. Poesche (1878) und K. Penka (1883) tritt erst der Umschwung zugunsten Europas ein. Immerhin: seit mehr als vier Jahrzehnten hat sich der Gebrauch der Bezeichnung „Arier“ für „Indogermanen“ allgemein eingebürgert, die erste wohlbegründete Anregung dazu gehört aber dem Jahre 1854 an.

Die Untersuchung des „Arier“-Namens führt uns noch einmal auf engeres germanisches Gebiet. Auch über die Bedeutung des „Germanen“-Namens wurde zu jener Zeit besonders viel geschrieben und gestritten. War der Name, wie Holtzmann meinte, römischer, oder wie Zeuß, Jakob Grimm u. a. annahmen, keltisch, oder am Ende gar selbst germanisch? Jakob Grimm darf auf besondere Beachtung Anspruch erheben, darum seien hier die Gründe mitgeteilt, aus denen er dem Germanennamen den heimischen Ursprung absprach: „Undeutsch erscheint der Name, weil er niemals im Munde unserer Vorfahren geführt wird; nie weder bei angelf. oder altnord. Dichtern taucht er auch nur als dunkles, veraltetes Beiwort auf, was doch kaum unterblieben wäre, wenn er im Volk und in der Sprache je gewurzelt hätte. Seine scheinbar mögliche Deutung nach deutschen Worten muß daher aufgegeben werden: er ist nicht aus gêr ‚hasta‘ und man zusammengesetzt, noch aus irman, irmin entstellt.“ (Geschichte der deutschen Sprache, S. 785.) Hinter dem Rücken Jakob Grimms verbindet sich aber gerade hier ältere mit der jüngsten Forschung. In einem Berichte über den Vortrag Prof. Dr. Kossinnas über den Namen „Germanen“ (Mannus, Bd. 13, 1921, S. 121) lesen wir: „W. Wackernagel hat schon vor 70 Jahren formal den richtigen Weg gefunden, indem er den Namen entstehen ließ aus einer Zusammensetzung von ga und irman, nur hat er irman falsch als Volk übersetzt, also ga-irmans als Volksgenossen [1]). Das Richtige hat erst im letzten Jahre R. Much gesehen:

[1]) Also im Sinne Dr. Martin Haugs.

german ist tatsächlich Zusammenziehung von ga-erman, aber erman bedeutet nicht Volk, sondern, wie Karl Müllenhoff erwiesen hat, ‚hoch‘, ‚erhaben‘, griechisch ὄρμενος, dann gewaltig, allgemein, gesamt.“ Also doch auch wieder: gesamt. Außerdem entspricht ὄρμενος weniger dem deutschen „erhaben“ als „erregt“, latein. incitatus. Es ist ein Zeitwort der Bewegung. Worin besteht nun der grundlegende Unterschied gegen frühere Auslegungen? Und was hat R. Much zuerst gesehen? Eine 1865 zu Bonn erschienene Doktorarbeit von O. A. Hölscher, einem Schüler Simrocks: „de Irmini dei natura Germanorumque nominis origine“, hätte, da sie des öfteren zitiert worden ist, nicht übersehen werden dürfen. Genau im Sinne Prof. Kossinnas wandte sich Hölscher gegen die keltische und lateinische Auslegung des Germanennamens — die keltische hatte noch ein Jahr vorher Dr. K. A. F. Mahn in seinem Hefte „Über den Ursprung und die Bedeutung des Namens Germanen“ vertreten —: „. . . cur igitur nomini ‚Germane‘ originem Germanicam pertinaciter abiudicemus?“ Seine Erklärung ist diese: „Germanorum nomen compositum est duobus vocabulis: 1. ga = cum, plane, omnes, cuncti; 2. Irmin, Irman, Erman. Significat igitur nomen in universum idem, quod Herminonum ‚gens, populus Irmini‘ . . . Ga respondet omnino Graeco vocabulo ξὺν, σὺν, Latino cum . . . Si ga vocabulis praeponitur, notionem comprehendit atque adauget. Exemplo sint: gahuct = memoria (hugjan cogitare, meminisse), kanôz Genoß, kapot Gebot, kaspanst Gespenst usw.“ Vgl. damit den Schluß des Berichtes über den Vortrag Prof. Kossinnas.

Ich sehe wirklich keinen grundlegenden Unterschied zwischen der 1865 von Hölscher und der neuerdings von Prof. Much gegebenen Erklärung. Seltsam berührt nur die Vereinigung der beiden Arbeiten von Dr. Haug und Hölscher, würde doch aus ihr hervorgehen, daß die Namen „Arier“ und „Germanen“ gleichen sprachlichen Ursprungs sind. Und dieses Ergebnis nimmt mich vorläufig noch gegen mindestens eine der beiden Erklärungen ein, die doch nur wissenschaftliche Konstruktionen sind. Bei allen Streitfragen, die ohne „reale“ Grundlagen entschieden werden sollen — und dazu gehört sicher die Untersuchung über die Herkunft des Germanennamens —, sollte man immer des trefflichen Hebbel-Worts eingedenk sein: „Die einzige Wahrheit, die das Leben mich gelehrt hat, ist die, daß der Mensch über nichts zu einer unveränderlichen Überzeugung kommt, und daß alle seine Urteile nichts als Entschlüsse sind, Entschlüsse, die Sache so oder so anzusehen.“ Dieses schöne Wort mögen sich besonders diejenigen Herren zu Herzen nehmen, die ihre vorgefaßten Meinungen

mit einer Bitterkeit und Heftigkeit verteidigen, als hinge von ihrer Anerkennung die ewige Seligkeit ab.

Die Ableitung des Germanennamens aus ga-irmin legt vielleicht den Wunsch nahe, Näheres über die verschiedenen Erklärungen der Irminsäule zu erfahren, doch fürchte ich, damit ins Uferlose zu geraten. Suchenden sei mitgeteilt, daß sich die ältere Literatur über Irmin und die Irminsäule gut zusammengestellt findet in den „Anmerkungen aus den teutschen und römischen Rechten und Alterthümern“ von Chr. U. Grupen, 1763, und daß eine gerade Linie von Jakob Grimms früher Schrift „Irmenstraße und Irmensäule“, 1815[1]), über Simrock und Hölscher zu Carus Sternes Tuisko-Land (S. 259 ff.) führt.

Wie nun der Ariername ursprünglich dem asiatischen Zweige der Indogermanen eigen war, so sind natürlich auch alle ersten Versuche, eine Kulturgeschichte der Indogermanen aus ihren Sprachen zu erschließen, durchaus auf Asien eingestellt, so Adalbert Kuhn, „Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker“ (erste Programmschrift dieser Art, 1845), desselben „Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks“, 1859 (Kuhn wird dieser Schrift wegen als Begründer der indogermanischen Mythologie angesprochen), Adolphe Pictet, „Les origines indo-européennes ou les Aryas primitifs“, 1859 und 1863 (nach Pictet war Baktrien die Urheimat), Ferdinand Justi, „Über die Urzeit der Indogermanen“ in Raumers histor. Taschenbuche für 1862 (Justi setzt allgemein „Centralasien“ als Urheimat, doch sagt er einmal: „Inder und Germanen sind also die Endpunkte jener großen Völkerreihe, welche man aus diesem Grunde Indogermanen genannt hat“).

Kein Wunder, daß auch die schöne Literatur von diesem Taumel ergriffen wurde. So begann Robert Hamerling sein

---

[1]) „Mancherlei zusammenfließende Gründe der Sprache und des Mythus thun dar, daß die armen Leute, Pilgrime und Bettler unter dem Schutze der Irmenstraße stehen und unter dem Geleit der Irmensäule wandern und umherziehen . . . Hermes ist der Gott der Reisenden, Armen und Vagabunden . . . Was sind die Hermen anders als seine an offenen Landwegen errichteten Bildsäulen, genau unsere Irmensäulen?“ In seiner deutschen Mythologie, 1835, hat Grimm diese Gedanken allerdings verlassen, führt aber auf S. 81 eine sehr bezeichnende Stelle aus der Kaiserchronik an:

„Uf einir yrmensûle
stuont ein abgot ungehiure
den hiesen sie ir Koufman.“

Hohelied des Germanentums (Germanenzug, 1863) mit folgenden Versen:

„Ein reisig Volk steht harrend an der Schwelle
Des Occidents und pocht an seine Tore,
Ein Volk mit blauen Augen, blonden Haaren.
Kraftvoll in ihres jungen Seins Aurore
Wallt sie heran, die frische Völkerwelle:
Ein Heldenstamm sucht kämpfend neue Laren . . .
Wer sind die Reisigen? Wie tönt ihr Name?
Was will der Adlerschwarm im stolzen Fluge?
Germanen sind's auf ihrem Wanderzuge."

So hat sich denn die vergleichende Sprachwissenschaft, die anfänglich neben den bedeutenden Werken germanischer Mythologie, Stammeskunde und Vorgeschichte ein zwar sehr berechtigtes, aber doch immerhin „Sonder"-Dasein führte, allmählich zur Führerin auf dem Gebiete der Urgeschichte emporgeschwungen, indem sie ihr Urteil — auch in prähistorischen Dingen für allein maßgeblich hielt, und sie hat diesem Anspruch noch bis ins 20. Jahrhundert hinein Geltung zu verschaffen gesucht. Wir wissen zwar aus dem ersten Teile, daß schon Leibniz die Ursprünge der Völker aus den Merkmalen ihrer Sprachen herleiten wollte, haben aber auch gesehen, daß Schlözer vor der Verwirklichung dieses Gedankens eine „philosophia ethnographica" für nötig erachtete. Diese Voraussetzungen sind durch die Arbeiten unserer großen Germanisten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchaus erfüllt worden. War ihre Arbeit etwa vergeblich? Nein, sicher nicht! Diese Lebensfülle war unvergänglich! Und mit Erstaunen werden wir gewahr, wie die neuere Wissenschaft, vielleicht ohne es zu ahnen, in gereinigter und natürlich auch erweiterter Form der älteren immer näher kommt.

Die europäische Heimat der Germanen war — dank der Sprachwissenschaft — fürs erste aus der Erörterung ausgeschaltet; der Gedanke an sie verfiel nicht selten der Lächerlichkeit.

„Funken, die Sonnen entstammen,
Lodern, das All zu durchflammen:
Da verschluckt sie der Staub." (Fr. Hebbel.)

---

3. Die Rassenfragen und das germanische Europa des Mittelalters.

„Jenes alldurchdringende tiefe Naturgefühl, welches aus den germanischen Sitten und Einrichtungen des Lebens hervorleuchtet . . ., ist in der nordischen Götterlehre und Edda einheimisch. So viel auch der Einfluß des Christentums und mildere Sitten nachher daran geändert haben, es ist viel von jener alten Denkart und Gefühlsweise, wenngleich in neuer, verwandelter Gestalt, geblieben. Durch die ganze Ritterzeit, durch alle Taten und Sitten, alle Dichtungen und Gebilde des Mittelalters geht dieser Grundton gleichsam wie die nordische Ader hindurch, und noch schlagen diese Gefühle in den Herzen aller Völker deutscher Abkunft."
(Friedrich von Schlegel, 1812.)

Die römische Welt bedeutete für die germanische zugleich Grab und Auferstehung. Wie die zu Rom gegründete Kirche ihre Mitglieder noch heute sozusagen vom Altertum aus überschluckt, so wurde der römische Süden zur verzehrenden Glut für die aus dem Norden anstürmenden Germanen. Die staatliche Zusammenhangslosigkeit, die „Zwietracht", deren Fortbestehen schon Tacitus den Germanen wünschte, als sie noch nebeneinander in ihrer Heimat saßen, die völkische Vereinzelung, hat den kühnen Eroberern die letzten Erfolge versagt. Dazu gesellten sich natürlich die verführenden Reize einer zum höchsten „Raffinement" gesteigerten Kultur, denen die Germanen sich auf die Dauer nicht zu entziehen wußten. So sind denn — mit Ausnahme des fränkischen Reiches — alle auf römischem Boden gegründeten germanischen Reiche untergegangen, aber in den romanischen Staaten

leben sie doch auf ihre besondere Weise fort, wenn sie natürlich auch dem deutschen Volkstum verlorengingen.

Wie ein Wetterleuchten aus dem Norden erscheinen und verschwinden die kühnen Scharen der Kimbern und Teutonen, und die Römer hatten zum ersten Male Gelegenheit, germanische Kraft am eigenen Leibe zu verspüren. Die folgenden Jahrhunderte bringen neben dauernden Reibungen auch friedliche Beziehungen zwischen beiden Völkern. Ein packendes Bild von der stufenweise sich hebenden Einschätzung der Germanen durch die Römer entwirft Prof. Dr. Eduard Heyck in der „Deutschen Geschichte": „Barbaren im antiken Sinne waren die Germanen natürlich, und, mit den Römern verglichen, auch noch kulturarm. Aber sie brachten denn doch anderes mit als bloß starke Knochen und wilden Mut; damit hätten sie nur schätzbares Futter für den Zirkus gegeben. So meinten es freilich die Römer zuerst. Dann aber sehen wir ihre Beurteilung dieser Barbaren eine immer andere werden. Die Stufenfolge der römisch-germanischen Beziehungen wird gebildet von der Verwendung und Stellung der Germanen als Sklaven und Gladiatoren, als Soldaten, als verpflanzte Ackerbauer, als hohe Beamte und Offiziere, als Reichsregenten, und schließlich sind die bescheidenen Germanen überhaupt die Herren." Wir brauchen, um uns die letzte Übergangsstufe zur Herrschaft vorzustellen, nur an den Vandalen Stilicho und den Sueben Rikimer zu denken. Über eines dürfen wir indessen beruhigt sein: das Aufdämmern wahrer Erkenntnis über den Kulturwert unserer Vorfahren hat bei uns Deutschen eine weit längere Zeit in Anspruch genommen als bei den Römern — dank dem bei uns herrschenden römischen Geiste.

Wir sind ja gewohnt, wenn wir vom germanischen Einflusse auf die romanischen Länder sprechen, in erster Linie an die Werke Ludwig Woltmanns, allenfalls auch an Chamberlains Grundlagen, zu denken, aber wir würden uns doch einer Undankbarkeit unserer Vergangenheit gegenüber schuldig machen, wenn wir annehmen wollten, daß erst die jüngste Zeit uns die Augen über dieses Verhältnis geöffnet hätte, haben wir doch schon aus dem Zeitalter des Humanismus dahin zielende Stimmen vernommen. Besonders reich sind in dieser Beziehung die zwischen den Befreiungskriegen und 1848 liegenden Jahrzehnte. Aber der nach 1848 aufstrebende Liberalismus hat einen Schleier über die literarische Vergangenheit der Germanenforschung gezogen und es so verschuldet, daß wir uns heute mühsam die Kenntnisse wieder erobern müssen, die schon vor etwa hundert Jahren ausgebildet vor aller Augen lagen.

Unter dem germanischen Europa kann zweierlei verstanden werden: 1. das rassisch, 2. das politisch durch das Germanentum beeinflußte Europa. Aus dem 18. Jahrhundert sind uns Leibniz und Hüllmann als Verkünder eines solchen „germanischen Europas" bekannt geworden. Die geschichtliche Entwicklung desselben läßt sich mit Hilfe zweier sich ergänzender Geschichtschreiber darstellen, deren hierher gehörende Tätigkeit kurz nach den Befreiungskriegen beginnt. Der erste ist der berühmte Romantiker Heinrich Steffens (geb. 1773 zu Stavanger, gest. 1845 zu Berlin), der zweite der Geschichtschreiber Leopold von Ranke (geb. 1795 zu Wiehe, gest. 1886 zu Berlin), der in der Folge jenen weit in den Schatten gestellt hat. Die „Vereinzelung", die wir als Quelle für das tragische Geschick der Germanen auf römischem Boden kennen gelernt haben, schien mit der Regierung des Ostgotenkönigs Theoderich ein vorläufiges Ende erreicht zu haben. „Die Goten", schreibt Steffens in der „Gegenwärtigen Zeit und wie sie geworden" (1817), „gehörten zu den herrlichsten germanischen Völkern. Schön gebildet, männlich, fest, redlich, fähig, das Höchste zu begreifen, mit tiefem Sinn für alles Große, auch das der erloschenen alten Welt. In der Geschichte, wie sie uns die byzantinischen Schriftsteller überliefert, stehen sie in reiner kraftvoller Herrlichkeit neben den versunkenen Römern und Griechen, deren ganze frühere Größe, durch ihre Kraft belebt, wieder blühen zu wollen schien." Und kurz darauf: „Der Glanz des gotischen Reichs war durchaus an Theoderich geknüpft, und sein großartiger Sinn unterhielt nicht allein das Gleichgewicht in seinem Reiche, sondern in der damaligen ganzen geschichtlichen Welt. Die orientalischen Kaiser mußten ihm huldigen und ihn achten, und mit den Westgoten in Spanien, mit Clodwig in Gallien, mit Alemannen und Thüringern war er durch Verwandtschaft verbunden, als ratender Freund verehrt, der eigentliche Vermittler aller widerstrebenden Kräfte seiner Zeit, gleich durchdrungen von der Kraft der Goten, und von der klaren Einsicht der Römer." Aber gerade diese vermittelnde Rolle war das Verhängnis Theoderichs. Wir müssen, um das Bild zu vervollständigen, Prof. Dr. Heinrich Wolf hören (in Th. Westerichs Jugend- und Lebensgeleitbuche, 1920, Abschnitt: Deutsche Geschichte): „Verhängnisvoll war das Streben nach einer germanisch-romanischen Kulturgemeinschaft und Verschmelzung. Theoderich der Große wurde der erste Hauptvertreter der unseligen Versöhnungs- und Verständigungspolitik. Die Nachgiebigkeit führte zum vollen Sieg des Welschtums." Jakob Grimm hatte durchaus recht, den Untergang des ostgotischen Reiches vom völkischen Gesichtspunkte aus zu

bedauern [1]): ein kraftvoller politischer Mittelpunkt, der das ganze Germanentum hätte stützen können, war für immer ausgeschaltet. Daß die Goten als Rasse in Italien nicht untergegangen sind (nach Ludwig Woltmann) und im Verein mit den Langobarden Italien überhaupt erst zu einem lebensfähigen Gebilde machten — denn die Römer waren längst nicht mehr das reine, ernste Volk, wie etwa zur Zeit der römischen Republik, sondern völlig entartet — ist gegenüber jener Tatsache nur ein äußerst schwacher Trost. Sehr schön und poetisch zugleich spricht sich Prof. Dr. J. Sepp über das Fortleben der Goten bis auf den heutigen Tag in der kleinen Schrift „Deutschland einst und jetzt“ (1896) aus: „Die Reste der Goten zogen sich in die Alpen zurück: am Brenner, um Seben, Meran und im Passeiertale sitzen sie noch. Ausdrücklich erklärt der Emeramer Codex fol. 52 Gothi Meranari. Gotische Nachkömmlinge sind die prächtigen Menschen im Burggrafenamt, ein Volksschlag, schön wie die Landschaft, die hochstämmigen, würdevoll einherschreitenden Männer von Algund und Mais, die herrlichen Jünglingsgestalten und ernsten Mädchen von stattlichem Wuchs und mit Flachshaaren im Sarner-, Ultener- und Schnalsertal. Goten heißen die Bewohner von Worms (Bormio) am Wormserjoch. Usw.“

Größeren Erfolgs hatte sich — dank seiner politischen Rücksichtslosigkeit — das fränkische Reich auf gallischem Boden zu erfreuen. Wenn auch hier das romanische Element sich bald siegreich durchsetzen konnte, so ist der Grund dafür in der gewaltigen zahlenmäßigen Überlegenheit der Besiegten zu suchen. Voltaires Annahme, daß vielleicht 8 Millionen romanisierten Kelten 20000 fränkische Eroberer gegenübergestanden hätten, scheint sich durch neuere Forschungen (z. B. Delbrücks) zu bestätigen. „Das erstaunlichste an der ungeheuren Kette der Ereignisse“, schreibt Paul Rohrbach in der „Geschichte der Menschheit“, „in denen der Untergang der alten Welt sich vollzog, ist die geringe Zahl der Gegner, denen das tausendjährige Imperium der Römer erlag.“ Schon zur Regierungszeit Karls des Großen wird das Nebeneinanderbestehen der „rustica romana lingua“ und der „lingua Theotisca“ öffentlich erwähnt (in der dritten Kirchenversammlung zu Tours im Jahre 813) [2]). Karl dem Großen gelang es, das Germanentum zum

[1]) „Wäre die gothische Stärke unzersplittert geblieben und hätte sich ihre Herrschaft gleich der fränkischen im Westen gefestigt, die Schicksale Deutschlands und der deutschen Sprache würden eine ganz andere Gestalt gewonnen haben. Alles, was in der geistigen Anlage und Bildsamkeit der gothischen Natur enthalten war, ist uns verloren worden.“ (Geschichte der deutschen Sprache.)

[2]) Nach Hattemer/Lucae bereits 788 als theodisca lingua.

zweiten Male zu einer großen Einheit zu verbinden. Wir mögen über die Mittel, deren er sich dabei bediente, denken, wie wir wollen — das Blutgericht bei Verden an der Aller hat ihm bekanntlich den Ruf des „Sachsenschlächters“ eingetragen —, das Verdienst dürfen wir ihm doch nicht absprechen, daß er durch seine weitsichtige Politik das germanische Europa wesentlich gefestigt hat. Sein Reich erstreckte sich im Süden bis zum Ebro und zum italischen Campanien, im Osten bis zum Donau-Knie und der Oder, im Norden bis zur Eider. „So traten die Zeiten Theoderichs des Ostgoten“, schreibt Steffens a. a. O., „in viel größerem Umfange wieder hervor, und der gemeinschaftliche Hebel so vieler schwebenden Gewichte war Karl der Große, vielleicht der größte Regent, den die Geschichte kennt, durch dessen großartiges Gemüt und hellen Verstand alle widerstrebenden Elemente seiner Zeit auf eine heitere Weise verknüpft waren.“

Die folgenden Jahrhunderte lassen die Verschmelzung der germanisch-romanischen Staaten zu einer „Kultursolidarität“ gegenüber Slawen und fremdrassigen Völkern erkennen. Im Grunde war eine gewisse Solidarität bereits in der Schlacht auf den catalaunischen Feldern im Jahre 451 geschaffen, als germanische und römische Heere gemeinsam den Ansturm der Hunnen brachen. Leopold von Ranke nun bezeichnet in der Einleitung seiner „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535“ (1824) die Völkerwanderung, die Kreuzzüge, die Pflanzungen in fremden Weltteilen als „eine aus demselben geistigen Grund stammende von Anfang bis jetzt fortlaufende Entwicklung des germanischen Lebens“. „Die Völkerwanderung hat die Einheit, von der wir reden, gegründet . . . In Italien verwuchsen die Gemeinen lombardischer und römischer Herkunft aus anfänglicher Trennung so eng, daß ihre Elemente kaum mehr unterschieden werden können . . . Die Normannen, germanisches Geblüt, wurden in den Kreis der übrigen Völker gezogen und nahmen in Frankreich und England Sitze. Sie vergalten dies gleichsam und germanisierten im 11. Jahrhundert Neapel und Sizilien. Hiemit, in der Mitte des 11. Jahrhunderts, endeten die Bewegungen der Völkerwanderung . . . Die Grundlagen aller neuern Verfassungen und Reiche waren gelegt. Kaisertum und Pabsttum standen in großem Ansehn; jenes stellte gleichsam das germanische, dies das romanische Prinzip des großen Völkervereins dar . . . Die Kreuzzüge sind eine wahre Fortsetzung der Völkerwanderung . . . An dieser neuen Begeisterung nahmen alle romanisch-germanischen Nationen Teil . . . Das lateinische Kaisertum zu Constantinopel hätte bei längerem Bestand das ganze griechische Reich germanisieren müssen . . .“

Weiterhin bespricht v. Ranke die Kolonisierung des Ostens und die Kämpfe der Schwertritter gegen die Slawen an der Ostsee. „In Kurzem reichten die Besitzungen beider Ritterschaften vereinigt von Danzig bis Narwa: dort stießen sie an die Pommern, welche entweder ganz oder durch die Unterwerfung unter Kaiser und Reich doch zum Teil germanisiert waren: hier wurden sie am finnischen Meerbusen die Nachbarn der Schweden; der germanische Name umfaßte den ganzen Belt (gemeint ist das baltische Meer)." In diesem großzügigen Gemälde, das v. Ranke von dem politisch und rassisch gefestigten germanischen Europa entworfen hat, könnte die Erwähnung der „Pflanzungen in fremden Weltteilen" vielleicht auffallen. Es ist aber dabei zu berücksichtigen, daß der Entdeckung Amerikas durch Columbus diejenige der normannischen Wikinger im Jahre 1000 vorausging und daß wahrscheinlich mehrere Jahrhunderte hindurch Beziehungen zwischen Amerika und dem skandinavischen Mutterlande gepflegt wurden. Später haben dann die Romanen die Erbschaft der Germanen übernommen. Oder, wie Wilhelm Wackernagel einen schönen Aufsatz über „Gewerbe, Handel und Schiffahrt der Germanen" (in Haupts Zeitschr. f. deutsches Altertum, Bd. 9) schließt: „Was immer die romanischen Völker durch Entdeckung, durch Eroberung, durch Handel Großes zur See geleistet haben, sie haben es nur geleistet kraft der germanischen Verwandtschaft, in welche sie mit eingetreten sind, und haben es nur als Zöglinge der Germanen geleistet: Zeugnis dessen schon ihre Sprachen, die alles, was zur Seeschiffahrt gehört, die selbst die Himmelsgegenden mit germanischen Worten benennen müssen."

Daß Amerigo Vespucci, nach dem die neue Welt genannt wurde, selbst germanischer Herkunft war, wurde wohl zuerst von Fr. Heinrich von der Hagen nachgewiesen; der erste Band der von ihm herausgegebenen Germania, neues Jahrbuch der Berlinischen Ges. für deutsche Sprache und Altertumskunde, 1836, brachte ein Schreiben v. d. Hagens an Alexander v. Humboldt unter dem Titel „Amerika ein ursprünglich deutscher Name". Der Verfasser führt Amerigo auf „Amalrich" (gotisch Amalareiks, neudeutsch vielleicht Elmenreich) zurück. Nach Prof. Sepp und Ludwig Woltmann (die Germanen und die Renaissance in Italien) ist aber Amerigo aus Emerico (deutsch Emmerich) entstanden. Die germanische Herkunft des Namens bleibt also unbestritten.

Im Anschluß hieran sei die schöne Darstellung wiedergegeben, die Wackernagel in der „Geschichte der deutschen Litteratur" (1847) von dem durch die Völkerwanderung erstandenen germanischen Europa entworfen hat: „Mit der Völkerwanderung . . . kamen Weltreich und

Weltgeschichte an die Germanen; . . . durch ganz Europa floß nun Ein germanisches Blut, rein oder römisch-celtisches verquickend, floß nun Ein germanischer Lebensgeist und nahm den Christenglauben, den die Römischen Herrscher kaum noch anerkannt, auf seine reineren stärkeren Fluten und trug ihn weiter und weiter. Und tausend Jahre, nachdem solches geschehen, waren es wiederum die Germanen und deren Brüder, welche der Geschichte noch eine zweite Welt eröffneten, und auch dieser brachten und bringen nun sie das Christentum und die germanische Herrschaft. So ist unser Stamm schon durch seine räumliche Ausdehnung auf seine Universalität gewiesen; er ist es auch durch seine Stellung in der Folge der Zeiten."

Die hier erwähnte Kultursolidarität zwischen Germanen und Romanen wurde noch einmal 1844 von Prof. Dr. Ernst Theodor Gaupp in den „Germanischen Ansiedlungen und Landtheilungen in den Provinzen des Römischen Westreichs" unterstrichen: „Romanisches Volkstum wohnt in Italien, der Pyrenäischen Halbinsel und Frankreich; germanisches in Deutschland, England und den Scandinavischen Ländern. Beide Hauptmassen lassen sich in vielfacher Hinsicht dem gesamten Slawischen Europa als eine Einheit gegenüberstellen. Romanen und Germanen sind Halbgeschwister vom Vater her (consanguinei), beide von Germanischem Vater, aber die Germanen auch von Germanischer, die Romanen von Römischer Mutter." Und schon einige Seiten vorher in der Vorrede: „Das einmal vorhandene Familienband zwischen Romanen und Germanen hatte zwar verdunkelt werden können; in der Wirklichkeit selbst war es unverwüstlich, und unserer Zeit scheint es vorbehalten, dasselbe auch im Reiche der Gedanken kräftiger und lebendiger als jemals wieder herzustellen."

Die tiefdringende Befruchtung der römischen Welt durch die germanische ist auch weiteren ausgezeichneten Männern jener Zeit nicht verborgen geblieben. Dazu gehört namentlich der mit Unrecht so viel geschmähte Wolfgang Menzel (geb. 1798 zu Waldenburg in Schlesien, gest. 1873 zu Stuttgart). Menzel hat wohl kaum eine Gelegenheit verpaßt, seinen „germanischen Grundzug", den er mit Recht am Schlusse seiner Lebensbeschreibung („Denkwürdigkeiten") an allen seinen Werken hervorhebt, ins Treffen zu führen. So schreibt er in einer Besprechung des Buches „L'Italie et l'Europe" von J. C. Beltrami, Paris 1834 (Literaturblatt vom 28. Dez. 1835): „Dem Verfasser zufolge haben die nordischen Barbaren allen Geist, alle edle Gesittung, alles, was sie Gutes haben, lediglich von Italien empfangen, und das ist nicht wahr; sie haben im Gegenteil erst die von Grund aus verdorbenen Italiener wieder veredelt. Ihm zufolge

haben die Italiener zuerst das Joch des Aberglaubens und des Despotismus gebrochen; aber das ist nicht wahr, im Gegenteil ist alle religiöse Freiheit von Deutschland, alle politische von Frankreich und England ausgegangen."

In Ernst Moritz Arndts „Versuch in vergleichender Völkergeschichte", Leipzig 1843, findet sich der schöne Satz: „Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß der kräftige, lebensvolle und saftvolle Wildling, Germane genannt, der rechte Stock war, dem der göttliche Keim für die edelsten Früchte eingeimpft werden konnte. Der Germane und die von ihm durchschwängerten und befruchteten Romanen sind die einzigen, welche den Himmelskeim durch Theologie und Philosophie zum rechten Sprießen und Blühen gebracht haben und welche die Reste der alten eingeschlafenen und wenig teilnehmenden Welt und die an- und umwohnenden Völker fremder Art als Allbeherrscher beleben und leiten."

Ein packendes politisches Bild von Deutschland und seiner Stellung in Europa hat 1845 Franz Schuselka in dem Buche „Mittelmeer, Ost- und Nordsee" entworfen. Dem Verfasser war es zum Bewußtsein gekommen, „daß Deutschlands Weltberuf nicht bloß der passive ist, durch eine starke Stellung den Grund- und Tragstein des europäischen Staatengebäudes zu bilden; das deutsche Volk ist vor allem berufen, freitätig ins Weltleben einzugreifen". Die Blätter für literarische Unterhaltung fügen dem hinzu: „Man kann hinzusetzen, während die erste große Weltperiode Deutschlands das Griechen-Römertum war, seine zweite der Romanismus[1]), so ist seine dritte das reine Germanentum, welches, nachdem es alle Überreste des Römertums in sich ausgeschieden, erst sich ganz selbständig zu entwickeln berufen ist." Schade, daß solch prächtige Worte immer wieder der Vergessenheit anheimfallen!

Als höchst bedeutender Vorläufer der Woltmannschen Rassenschriften muß dann das 1844—1846 in drei Bänden erschienene Werk Eduard Arnds „Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung des französischen Volkes, oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat", bezeichnet werden. Arnd entwickelt seine Darstellung von einer breiten Basis aus, um sie dann ebenfalls im breiten Flusse dahinfließen zu lassen. Dieser Umstand wirkt zwar dank des schönen, klassischen Stils, dessen sich der

[1]) D. h. das politische und kirchliche System.

Verfasser bedient, bei der Lektüre durchaus nicht etwa ermüdend, doch erschwert er das Herausgreifen von Zitaten. Für Arnds Grundanschauung sei zunächst ein Beleg aus dem 2. Bande (S. 131) gebracht: „Wenn Deutschland mit Recht für das Herz Europas gilt, dessen Blut einst alle übrigen Glieder des europäischen Körpers belebt hat und in dessen lebenswarmer Tiefe es noch heute am reinsten strömt, so kann man England und Frankreich als die beiden Augen Europas betrachten, deren keins ohne Gefahr für die Kraft und Schönheit der ganzen Gestalt ausgerissen werden dürfte."

Von den Germanen des Altertums heißt es (Bd. I, S. 144): „Einzelne dunkle Sagen deuten ihren Übergang aus Asien an. Da sie aber nicht, wie Griechen und Römer, aus einer Vermischung und Umbildung verschiedener Stämme entstanden sind, da ihr Dasein von einem vom Leben jener Völker wesentlich verschiedenen Prinzip bestimmt wird, in welchem fast keine Spur vom Geiste des Orients und des Altertums gefunden wird, so scheinen sie aus der Hand der schaffenden Natur als ein in sich geschlossenes, mit der umfassendsten Geistesanlage und der unzerstörbarsten Kraft ausgerüstetes Geschlecht hervorgegangen zu sein, und dies kann für keine Übertreibung gelten, wenn man bedenkt, daß der Orient und das Altertum entweder in sich selbst zerfallen oder vollkommen verschwunden sind, die germanische Welt sich aber im Laufe so langer Zeiten nicht nur erhalten, sondern in einzelnen großen Epochen sich selbst verjüngt und eine unerschöpfliche Fülle inneren Lebens und äußerer Tatkraft bewiesen hat, wie keine andere Menschennatur."

Demgegenüber fällt die Charakteristik der Kelten minder günstig aus: „Die keltische Nationalität ist in der französischen von neuem aufgelebt, dem beweglichsten und um sich greifendsten Elemente der Gegenwart, sowie die germanische sich im deutschen Volke erhalten hat, als der festesten und beharrlichsten Grundlage der modernen Gesittung." (Bd. I, S. 70.)

Dieser rassenhaft bedingte Unterschied kommt denn auch in der Zusammensetzung Frankreichs zum Ausdruck: „Die gaskonischen und poitevingischen Hofleute der Plantagenets, namentlich unter Heinrich III., waren den englischen Baronen verhaßt. Der Leichtsinn, der Witz, die Eitelkeit, der Hang zur Satire, die Liebe zum Wechsel, die Neigung, eine persönliche Überlegenheit für sich in Anspruch zu nehmen, ohne die Berechtigung dazu durch hervorragende Eigenschaften nachzuweisen,

alles noch heute mehr Fehler des Südens als des Nordens, waren den ernsten Burgherren an der Seine und Marne und den einsamen und strengen Klerikern der waldigen und morastigen Ile de France unerträglich. Der innere Grund dieser Verschiedenheit, denn sie war nicht zufällig, beschränkte sich nicht auf einzelne Fälle und besondere Gelegenheiten, sondern war allgemein, langdauernd und ist nicht ohne Einfluß auf die Geschichte geblieben, lag ohne Zweifel darin, daß der germanische Charakter, obgleich in der Sprache untergegangen, in der Sinnesart, dem Gemüt, der Lebensweise, den Sitten der Nordfranzosen noch überwog, während er im Süden, wo er nie tiefe Wurzeln geschlagen, längst spurlos verschwunden war. Der Norden Frankreichs hat später den Süden erobert und ihm seine Sprache und seine Einrichtungen aufgedrungen, der Süden dagegen über den Genius des Nordens einen moralischen Sieg davongetragen und in das Innere desselben seine besondere Stimmung und Natur eingeführt." (Bd. I, S. 482/483.) Die gleiche Anschauung findet sich noch mehrfach im Werke ausgesprochen, so im Bd. II, der auf S. 104—108 eine Charakteristik der Nord- und Südfranzosen enthält: „In den Teilen der römischen Welt, welche die germanischen Eroberer nur vorübergehend betraten, oder auf die sie mehr ihre äußeren Einrichtungen als ihre Gesinnungen übertrugen, blieb diese, jetzt nicht nur jedes höheren Zieles entbehrende, sondern auch von aller Wahrheit und Wirklichkeit getrennte Richtung, die Form über den Gehalt, den Schein über das Wesen zu stellen, lebendig und wurde sogar der unterscheidende Charakter der Völker lateinischen und germanischen Ursprungs . . . Noch heute liegt die wahre Kraft Frankreichs mehr im Norden als im Süden. In der Bretagne, der Normandie, in Lothringen und Champagne ist mehr Kraft und Tüchtigkeit als in der Gascogne, Languedoc und der Provence zu finden."

Im März 1845 übernahmen die Hamburgischen Literarischen und kritischen Blätter aus dem ostfriesischen Lokalblatte „Frisia" einen längeren von Dr. Eduard Krüger in Emden verfaßten und dann von Dr. Ludolph Wienbarg in Hamburg nicht sehr glücklich kommentierten Artikel „Politische Anläufe", aus welchem folgende Sätze als hierher gehörig hervorgehoben seien:

„Wann ist ein Volk groß, wann steht es in Blüte, wann ist es in der Weltgeschichte bedeutend? Wenn seine Sternenstunde gekommen. Wenn es so im Zenith der Lebenskraft steht, dann ist es Muster, Lehrer, Beglücker, Lebensblut und Lebensgenuß für sich und die Menschheit; wenn sie vorbei, dann ist die Jugend verrauscht, und die alternden Nachkommen zehren am Ruhme der Väter. — Die Sternenstunde eines Volkes ist der Augenblick, wo das eingeborene Prinzip desselben eben ein Bedürfnis der Menschheit, ein Entwicklungsknoten in der allgemeinen Bildung des Menschengeschlechts ist. Dazu ist noch ein zweites unentbehrlich, daß das fragliche oder bedürftige Prinzip nämlich dem betreffenden Volke wirklich eingeboren sei und es sich dessen auch bewußt werde." Nachdem der Verfasser sich über die „Prinzipien" des Altertums verbreitet hat, fährt er fort: „Das deutsche Prinzip ist umfassender, gewichtiger und schwieriger als alle früheren, es ist inhaltsreicher, in sich mannigfaltiger, als daß es in wenigen Jahrhunderten erschöpft werden oder allseitig in die Erscheinung treten und der Menschheit eingeimpft werden könnte, — und zwar dies Alles eben, weil es die höchsten Aufgaben der Menschheit in sich faßt. Deshalb hat es sich seit 2000 Jahren mannigfach gegliedert und ist zur Erscheinung gekommen anfangs als Völkersturm gegen die morsche Heidenwelt, dann als Glaubenskampf gegen das alte Morgenland und das neue Rom, dann als Wissenschafts-, Entdeckungs-, Gedanken- und Kunsttrieb, später endlich als Grundtrieb neuerer Staatenbildung. Daß die letztere noch lange nicht vollendet ist, werden Sie . . . sicherlich zugeben. Und so wäre, obgleich wir ein Heranschimmern derselben schon mehrmals überträumt haben, unsere letzte Sternenstunde noch nicht vorbei, sondern bevorstehend, von uns allen, samt Kindern und Enkeln mit zu erwerben."

Mit gespannter Erwartung blickte man allgemein auf die erste Germanisten-Versammlung zu Frankfurt a. M. im Jahre 1846. Von ihr, so dachte man, würde eine tiefdringende Befruchtung des äußeren Lebens, auch des politischen, ausgehen, wie denn auch wohl die Versammlung in ihrer Zusammensetzung ein Bild der nationalen Einheit im kleinen veranschaulichte.

Eine Anregung sehr wertvoller praktischer Art ging von der ersten Germanistenversammlung aus. Der nationale Gedanke, der die einzelnen Teilnehmer miteinander verband, sollte auch den außerhalb der deutschen Bundesstaaten lebenden Deutschen dienen und sie fester mit dem Deutschtum der Heimat verbinden. Der bekannte Historiker Pertz und der Archivar Lappenberg waren es, die sich in diesem

Sinne aussprachen [1]). Diese Anregung setzte **Wilhelm Stricker**, der bereits im Jahre 1845 ein 180 Seiten starkes Buch über „Die Verbreitung des deutschen Volkes über die Erde" herausgegeben hatte, in die Tat um, indem er 1847 den ersten Band der Zeitschrift „**Germania**, Archiv zur Kenntnis des deutschen Elements in allen Ländern der Erde" erscheinen ließ [2]). Zwei weitere Bände folgten 1848 und 1850. Ich vermute, daß die ungeheuere Teilnahme, die in Deutschland in der Regel nationalen Belangen gegenüber an den Tag gelegt wurde, das Erscheinen weiterer Bände nicht zugelassen hat. Wir hatten das Glück, in der von Professor Langhans, Gotha, geleiteten „Deutschen Erde" (1902—1915) ein ganz ähnliches Organ wie die Strickersche Germania zu besitzen. Die „Deutsche Erde" knüpfte somit an die wertvollsten geschichtlichen Überlieferungen an.

Galt es, ein Gegenbeispiel zu unseren Germanisten-Versammlungen (die zweite von 1847 hatte in Lübeck stattgefunden) zu konstruieren,

---

[1]) **Pertz**: „Es ist ferner davon die Rede gewesen (bei der Gründung der historischen Sektion), daß es wünschenswert sei, mit den Deutschen, welche außerhalb der deutschen Bundesstaaten leben, in Verbindung zu treten und einen Einfluß auf ihre Literatur zur Erhaltung deutscher Sprache, deutschen Sinnes und des Andenkens an das Vaterland zu gewinnen. Die Verhandlung über den Gegenstand, aus der wir alle die Überzeugung gewonnen haben, **daß das Rechte bis jetzt noch nicht geleistet sei**, ging zunächst von der Anschauung aus, **daß das deutsche Volk auch außer den Grenzen der deutschen Bundesstaaten ein ganzes mit uns bildet**, daß es wünschenswert ist, auch bei den jenseits der Grenzen des Meeres lebenden Gliedern die Erinnerung an das gemeinsame Vaterland lebendig wirksam zu erhalten . . . Abgesehen von der Masse der Deutschen in Amerika, sind es die Deutschen in Elsaß-Lothringen, den Niederlanden, die Deutschen jenseits des Niemen, die Deutschen in Böhmen, in Ungarn und Siebenbürgen, welche ein Recht auf die Forterhaltung ihrer deutschen Nationalität und angeborenen Muttersprache haben."

Lappenberg: „Uns allen ist nur zu wohl bekannt, wie es den Deutschen jenseits des Rheines ergangen ist, wo die Feder wieder zu gewinnen hat, was die Waffen einst verloren, wie deutsche Sprache und deutsche Wissenschaft in Belgien ringen müssen, wie die Slaven, wie die Magyaren sich denselben feindlich entgegenstellen. Aber auch außerhalb Europa wohnen jetzt viele Tausende von Deutschen, ihre Zahl wächst jährlich um viele Tausende. **Will und kann Deutschland nichts thun, um sich seine Söhne in Amerika und Australien, in Asien und Afrika durch das Band der Nationalität zu sichern?** . . . Mehr ins Praktische übergehend (für Europa kommt nach Lappenberg in erster Linie rein wissenschaftliche Arbeit in Betracht) wird die Wirkung auf die fremden Weltteile sein: historische Nachforschungen über die bisherigen Auswanderungen dorthin und das Schicksal der deutschen Colonien, Erhaltung der deutschen Sprache, auch Beförderung des deutschen Sprachunterrichts und der literarischen Verbindung."

[2]) Über Stricker und seine Germania vgl. Dr. **Ludwig Sevin** „Vormärzliches Auslanddeutschtum" im „Deutschtum im Ausland", Heft 4, Juni 1910.

als die slawischen Literaten und Politiker sich ebenfalls zu gemeinsamem Tun zusammenschlossen? Dem ersten Panslawisten-Kongresse, der im Juni 1848 in Böhmens Hauptstadt tagte, waren Einigungsversuche, vornehmlich auf literarischer Grundlage, voraufgegangen. Auf dem Kongresse selbst war es schon seiner geistigen Urheber wegen, **Kollar** und **Schafarik**, unmöglich, das politische Moment auszuschalten. Von Schafariks Slawischen Altertümern, die 1844 in deutscher Übersetzung erschienen, berichtete eine zeitgenössische, sehr ausführliche Besprechung: „Daß auf oströmischem Boden slavische Nationalität größtenteils in die gräcobyzantinische überging, ist für den Verfasser kein Gegenstand der Betrübnis und der Melancholie. Ihn grämt nur Niederlage und Verwandlung des slavischen Blutes in den Oder- und Elbgegenden und das unverkennbare, noch immer nicht zu hemmende Zurückweichen seines Stammesgenius vor deutschem Übergewicht. Das ist der Grundgedanke seines Buches."

Kein Zweifel: Schafariks Wirken war in erster Linie antigermanisch gerichtet. Auch in der sonstigen slawischen Literatur kam der Haß gegen den gesamten Germanismus zum Ausdruck. Und eine solche Bewegung, hinter der ein Schafarik stand, hätte auf politische Ziele verzichten wollen? Das „slawische Jahrhundert" wollte sie ja gerade heraufführen! Zweifellos stand auch die Erhebung der Slawen in Österreich 1848, über die Friedrich Hebbel so lebendig an die Augsburger Allgemeine Zeitung zu berichten wußte, mit den Einigungsbestrebungen der Slawen überhaupt in Verbindung. Schon damals empfahl Hebbel eine planmäßige europäische Kolonisation durch Deutsche, um einer „unorganisierten, einem rohen Drängen und Stoßen der Massen vorzubeugen und Europa aus der größten Gefahr, die ihm droht, zu retten". (Bericht vom 30. November 1848.) Später hat bekanntlich Paul de Lagarde denselben Gedanken in ähnlicher Form aufgenommen.

Endlich im Jahre 1848 schien für Deutschland die von Eduard Krüger ersehnte Sternenstunde gekommen sein. Wieder wie zur Zeit der Befreiungskriege begann man sich auf sich selbst zu besinnen, und die Verjüngung, die die Nation erfuhr, ließ auch die Wissenschaft und namentlich die Germanistik nicht unberührt. Aus den zahlreichen Erscheinungen, die das Jahr 1848 — unter besonderer Einwirkung der politischen Verhältnisse — gezeitigt hat, seien hervorgehoben:

1. **Jakob Grimms** Widmung der 1848 erschienenen „Geschichte der deutschen Sprache" an Gervinus. Das vorliegende Buch, schreibt Grimm, soll durch und durch politisch aufgefaßt werden: „es lehrt, daß unser volk nach dem abgeschüttelten joch der Römer seinen namen

und seine frische freiheit zu den Romanen in Gallien, Italien, Spanien und Britannien getragen, mit seiner vollen kraft allein den sieg des christenthums entschieden und sich als undurchbrechlichen damm gegen die ungestüm nachrückenden Slaven in Europas mitte aufgestellt hat. Von ihm zumal gelenkt wurden die schicksale des ganzen mittelalters, aber welche höhe der macht wäre ihm beschieden gewesen, hätten Franken, Burgunden, Longobarden und Westgothen gleich den Angelsachsen ihre angestammte sprache behauptet. Mit deren aufgeben gingen sie uns und großentheils sich selbst verloren; Lothringen, Elsaß, die Schweiz, Belgien und Holland sind unserm reich, wir sagen noch nicht unwiderbringlich entfremdet. viel zäher auf ihre muttersprache hielten die Slaven und darum kann uns heute ein übermütiger slavismus bedrohen [1]); in unserer innersten art lag je etwas nachgibiges, der ausländischen sitte sich anschmiegendes, sollen wir von dem fehler bis zuletzt nicht genesen?"

Nach Grimm werden sich in der Zukunft: „vielleicht, bevor einige menschenalter vergangen sind, nur 3 europäische völker in die herschaft theilen: Romanen, Germanen, Slaven. Und wie aus der letzten feindschaft zwischen Schweden und Dänen der schlummernde trieb ihres engen verbandes erwacht ist, wird auch unser gegenwärtiger hader mit den Skandinaven sich umwandeln zu brüderlichem bunde zwischen uns und ihnen, welchen der sprache gemeinschaft laut begehrt. wie sollte dann, wenn der große verein sich binnenmarken setzt, die streitige halbinsel nicht ganz zum festen lande geschlagen werden, was geschichte, natur und lage fordert, wie sollten nicht die Süten zum alten anschluß an Angeln und Sachsen, die Dänen zu dem an Gothen wiederkehren? Sobald Deutschland sich umgestaltet, kann Dänemark unmöglich wie vorher bestehn."

Es verdient erwähnt zu werden, daß wenige Jahre früher Friedrich Hebbel in bezug auf die Politik Dänemark gegenüber ganz ähnliche Gedanken ausgesprochen hat. Grimms Worte wirken, als seien sie in allerjüngster Vergangenheit niedergeschrieben.

2. „Vom deutschen Geiste. Drei Bücher geschichtlicher Ergebnisse" von Rudolf von Raumer (Erlangen 1848). Derselbe Mann, der uns 1870 die wertvolle „Geschichte der germanischen

[1]) Für dieses Kapitel ist aus jener Zeit zu erwähnen: Dr. M. W. Heffter: „Der Weltkampf der Deutschen und Slaven seit dem Ende des 5. Jahrhunderts." Hamburg und Gotha 1847.

Philologie" geschenkt hat, spricht hier Erkenntnisse aus, die ihren Urheber in die Reihe der wertvollsten Vorläufer Woltmanns stellen. Beweis dessen ist schon die Überschrift des zweiten Hauptstücks im dritten Buche: „Die Neugestaltung Europas in Staat, Kunst und Wissenschaft ein Erzeugnis des Altgermanischen Geistes". Das betreffende Kapitel schließt folgendermaßen: „Wie sich von selbst versteht, ist kein höher begabtes Volk ohne allen Anteil an der Wissenschaft geblieben. Fragen wir aber nach der Art dieses Anteils, so ist die eigentlich schöpferische wissenschaftliche Tätigkeit der Indogermanen so weit überragend, daß die Verdienste auch der edelsten anderen Stämme dagegen fast verschwinden ... Da ich hier in keine nähere Erörterung der Sache eingehen kann, so begnüge ich mich mit der Bemerkung, daß dieselben Völker, deren Poesie und Kunst auf der göttlichen Schönheit der Welt beruht, auch in der wissenschaftlichen Erforschung der Welt das Größte geleistet haben: die Griechen im Altertum und die Germanischen und Germanisch-Romanischen Völker in der Neuzeit." Über Italien äußert sich derselbe Verfasser: „Italien sollte eins der wesentlichsten und herrlichsten Glieder in der neu entstehenden Europäischen Völkerfamilie werden. Daß dies geschah, war das Werk der Langobarden ... Wenige Jahrhunderte nach ihrer Einwanderung hatten die Langobarden ihre Sprache mit der vorgefundenen lateinischen vertauscht, jedoch nicht ohne auch dieser, namentlich im Wortschatz, sehr deutliche Spuren ihrer alten Stammsprache einzudrücken. Daß die Langobarden bei aller sonstigen Sprödigkeit in so wesentlichen Dingen sich nachgiebig zeigten, war ihrer weltgeschichtlichen Aufgabe sehr förderlich. Denn nur so konnte die Verschmelzung zustande kommen, aus der das reichbegabte Italienische Volk hervorgegangen ist. Statt die Langobarden ihrer Umbildungsfähigkeit wegen zu tadeln, muß man sie vielmehr bewundern, daß sie troß aller Umwandlungen ihre alte Kraft behauptet und so der Bevölkerung Italiens neues Leben eingeflößt haben."

3. Ein Aufsatz von Prof. Georg Waitz „Über das germanische Element in der Geschichte des neueren Europa" im 9. Bande der „Allgemeinen Zeitschrift für Geschichte", 1848. Der Verfasser bekennt sich zunächst mit Carl Hegel [1]) gegen den Franzosen Guérard, „der nichts, auch gar nichts Gutes aus der germanischen Eroberung romanischer Lande will entstehen lassen, sondern nur Verfall und

[1]) „Geschichte der Städteverfassung von Italien seit der Zeit der römischen Herrschaft bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts", 1846/47.

Barbarei und wilde Roheit aus derselben abzuleiten weiß". Demgegenüber lautet Waitz' Urteil: „Hat man Sinn und Gefühl für das, was wahrhaft stark und lebensfähig war, so wird man es auch in der Verwirrung der Dinge, welche damals herrschte, nicht verkennen; aber man wird es nur auf germanischer Seite finden. Ich darf den starken Ausdruck gebrauchen: die römische Welt mußte verfaulen, um den Boden zu düngen, auf dem die neuen, wesentlich germanischen Institutionen erwachsen sollten." Das oströmische Reich ist nach Waitz wohl für den Augenblick der Zerstörung entgangen, dafür wurden aber auch „Land und Volk der Verjüngung durch germanisches Blut und germanische Kraft entzogen". Wäre Griechenlands Boden mit Deutschen bevölkert worden, so würden diese auch sich zu Neuhellenen umgebildet haben; „aber ein anderer Geist würde in den Bergen des Peloponnes und an den Küsten des Adriatischen Meeres herrschen. Nicht als bedauerten wir, daß es anders wäre. Die Geschichte will Mannigfaltigkeit und freut sich derselben; aber sie soll sich auch der Unterschiede und ihrer Ursachen bewußt werden". Weder die Kelten, die doch die alte Welt nach allen Seiten hin durchzogen haben, noch die Slawen haben die Welt mit neuem Geiste erfüllen können. Anders die Germanen: „sie zeigen sich aller Orten receptiv und productiv zugleich; die Errungenschaft der abgelaufenen Jahrhunderte ist bei ihnen nicht verloren, das Christentum findet unter ihnen zuerst eine Stätte zur vollen und freien Entwicklung seiner ewigen Bedeutung. Dazu aber fügen sie aus eigener Kraft, was das Leben besonders in rechtlicher und politischer Beziehung von Grund aus umgestaltet, den besiegten und unterworfenen Völkern eine neue freiere Zukunft bereitet hat und was, bei mancher Ausartung und Verderbnis, die nicht ausbleibt, die Basis aller historischen Bildungen zunächst im Mittelalter, in gewissem Sinne bis zur Neuzeit geblieben ist". Der Schluß dieses wirklich großzügigen Aufsatzes lautet: „Ein berühmter Autor (gemeint ist Gibbon) hat den Untergang der alten Welt, wie sie hinsank und verfiel, in umfassender Darstellung uns zur Anschauung gebracht. Es wäre eine größere und schönere Aufgabe, nachzuweisen, wie auf den Trümmern des gefallenen Römerreiches das neue germanische Europa sich auferbaute. Die historische Wissenschaft müßte eine solche Leistung ... mit wahrer Freude begrüßen ... Wir werden aber wohl noch alle lange arbeiten müssen, ehe dieses Ziel erreicht wird."

Nun: fast zwei Menschenalter haben die Deutschen warten müssen, bis Dr. Ludwig Woltmann die ersten umfassenden Arbeiten über den germanischen Einfluß in Italien (1905) und in Frankreich (1907) erscheinen lassen konnte. Nach 1848 macht sich, wie schon oben erwähnt, ein unheilvoller Bruch mit allem Vorhergehenden bemerkbar, ein Bruch, der sich schon rein äußerlich durch die kurze „Nachricht an das Publicum" am Schlusse des Bandes zeigt, der die Arbeit von Waitz gebracht hat: „Die Fortsetzung dieser Zeitschrift ist auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben." Sie ist meines Wissens überhaupt nicht wieder erschienen [1]).

Daß bei dieser geradezu überströmenden Fülle wertvollster Erscheinungen auch in den übrigen Zweigen der Germanenforschung während des Abschnitts von 1815 bis 1848 Erhebliches geleistet wurde, erscheint nur natürlich. Die meisten dieser Erscheinungen, die zum Teile an anderer Stelle dieses Buches gewürdigt werden sollen, fallen in die zweite Hälfte des genannten Zeitabschnitts. Zu ihnen gehören: Jakob Grimms Germanische Mythologie (1835), Gustav Klemms „Handbuch der deutschen Altertumskunde" (1836), K. J. Clements Schriften „Der Ursprung der Theudisken" (1836) und „Die nordgermanische Welt" (1840), Kaspar Zeuß' „Die Deutschen und die Nachbarstämme" (1837), ein Buch, das nach Müllenhoffs Zeugnis (Deutsche Altertumskunde IV) auch die ferneren sprachgeschichtlichen Arbeiten Jakob Grimms beeinflußt hat und noch heute zu den grundlegenden Werken germanischer Stammeskunde gehört. So zeitgemäß dieses Werk auch ist, wir empfinden doch den großen Abstand von der damaligen Empfindungsweise, wenn wir in der Vorrede lesen: „Unsere Nordvölker sind nach den unumstößlichen Zeugnissen der Sprache und des Götterglaubens ebenbürtig den gebildeten Völkern des Südens." Hätten doch 1912 die Professoren Hinneberg und Heusler sich diesen Satz noch einmal vor Augen gehalten, bevor sie ihre sonderbaren Ansichten über germanische Mythologie zum besten gaben [2])! 1837 erschien ferner in deutschem Gewande Thomsens Leitfaden zur nordischen Altertumskunde, der ein Jahr vorher als „Ledetraad til nordisk oldkyndighed" zu Kopenhagen herausgekommen war. Später erschienen: die vierbändige „Geschichte der Deutschen" von J. G. A. Wirth (1842/45), deren erster Band die germanische Urzeit wahrhaft erschöpfend behandelt [3]),

[1]) Eine Parallele bieten die Germanisten-Versammlungen, deren zweite 1847 in Lübeck tagte; die dritte für 1848 geplante fand überhaupt nicht mehr statt — auch späterhin nicht —, doch wohl auch ein Zeichen für den „Abstieg", denn alle Bücher und Zeitschriften konnten doch keinen Ersatz für die fördernde persönliche Aussprache bieten.

[2]) Vgl. 1. Teil, Einleitung.

[3]) In dem Werke von Wirth erkennen wir schon die Wirkungen der jungen „indogermanischen" Wissenschaft. Seine Ausführungen erhalten dadurch erhöhte Bedeutung, zumal auch anthropologische und Rassen-Merkmale zum Vergleiche herangezogen sind.

die 1844 beginnende „Deutsche Verfassungsgeschichte“ von Georg Waitz, Hermann Müllers „Nordisches Griechentum“ (1844) und Wilhelm Lindenschmits „Rätsel der Vorwelt“ (1846). Dazu gesellen sich die in diesem Abschnitte bereits erwähnten und noch zu erwähnenden Werke. Wir haben bisher die Rassenforschung, soweit sie das germanische Europa des Mittelalters betrifft, kennen gelernt und müssen nun versuchen, bis zu ihren Grundlagen, d. h. ihrer Verknüpfung mit der Naturwissenschaft vorzudringen.

Den Reigen mag wiederum Heinrich Steffens eröffnen, der im 2. Bande seiner „Anthropologie“ (1822) eine sehr fein ausgearbeitete Rassen-Theorie gebracht hat. Ich müßte viele Seiten ausschreiben, wollte ich die in naturgeschichtlicher, philosophischer und auch rein ästhetischer Beziehung höchst reizvolle Darstellung ins rechte Licht rücken. Steffens war davon überzeugt, daß „die Entstehung der Racen ein großes Hauptproblem der Anthropologie“ ist, ja daß „das wahre Verständnis der Racen den Schlußpunkt der Naturwissenschaft“ bildet. Unter der richtigen Voraussetzung, daß die Rassen sich durch konstante, unveränderliche Eigenschaften auszeichnen, und daß man den Einfluß der Lebensweise und des Klimas auf die Entstehung und Entwicklung der Rassen keineswegs zu weit ausdehnen darf, hat er scharf zwischen „Rassen“ und „geschichtlichen Völkern“ unterschieden. Von der Ansicht, daß Asien die Heimat des ganzen Menschengeschlechts ist, hat sich Steffens allerdings nicht freigemacht. Mit der Bemerkung, daß das wahre Verständnis der Rassen den Schlußpunkt der Naturwissenschaft bilde, hat Steffens wohl schon Gobineaus Wort von der „race régulatrice“ vorweggenommen.

Als zweiter möge hier der ebenfalls schon genannte Wolfgang Menzel folgen, der seine rassenphilosophischen Erkenntnisse in dem 1835 erschienenen „Geist der Geschichte“ zusammengefaßt hat. Leider scheint dieses Werk trotz seines gediegenen Inhalts der heutigen Welt völlig unbekannt zu sein. Der Titel der Schrift erinnert ein wenig an Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, und in der Tat beginnt Menzel, ebenso wie Herder, mit dem „astronomischen Problem“, doch lassen sich weder im Stile noch in der Ausführung Beeinflussungen durch Herder feststellen. Die Geschichtsbetrachtung vom kosmischen Standpunkte aus ist für diese Schrift Menzels charakteristisch. In dem für uns wichtigsten Kapitel „genealogisches Problem“ heißt es (S. 73): „Streng genommen gibt es nur zwei einander absolut entgegengesetzte Menschenrassen, die schwarze und die weiße. Die Weißen aber sind offenbar Kinder des Nordens

unter dem Einfluß des großen Fixsternhimmels, unter dem Gesetz einer höheren Weltordnung, begabt mit einem Geist und Streben, die über das gemeine Naturgesetz hinausgehen, und die, weit entfernt, sich der rohen Naturgewalt zu unterwerfen, vielmehr die ganze Geschichte hindurch die Befreiung von dieser Gewalt bezweckt haben.“ Was bedeuten diese Worte anderes als den Hinweis auf die Überwindung des mechanischen Prinzips durch das geistige, wie es in unseren Tagen Dr. Kleinschrod auseinandergesetzt hat?! „Die Schwarzen dagegen“, fährt Menzel fort, „sind Kinder des Südens unter dem Einfluß der Sonne, gebannt in den Tierkreis, der die Erde umgürtet, und ewig befangen in dem tierischen Bedürfnis, ohne freies Selbstbewußtsein, ohne historische Erinnerung, ohne ein Ziel des Strebens, nur dem nächsten Tage lebend.“ Welch einen Fortschritt über die allgemeine ethnographische Anschauung des 18. Jahrhunderts hinaus bedeuten diese Ausführungen Menzels! Er selbst hat den Gegensatz empfunden, wenn er schreibt: „Daß Unterthanen Ludwigs XIV. und XV. den chinesischen Staat wegen seiner geregelten Tyrannei der damals noch ungeregelten französischen noch vorziehen konnten, war natürlich; daß man neuerdings, den republikanischen und konstitutionellen Tendenzen gegenüber, die umumschränkte Autokratie des chinesischen Kaisers preist, ist auch nicht zu verwundern; doch hat Rousseau mit ebenso gutem Grunde die nackten Otaheiter wegen ihrer Natürlichkeit den in dicke Allongeperücken begrabenen Genfern seiner Zeit vorgezogen. Solche Urteile fällt man im Unwillen, sie hindern aber nicht, daß nicht dennoch die weiße Menschenrasse mit ihrer im Kampf fortschreitenden Entwicklung weit edler ist und höher steht, als jene gelben Völkergreise in China und diese etwas schmutzigen Naturkinder im Weltmeer.“

Auch bei Mischung der Rassen schreibt Menzel der weißen Rasse die eigentlich kulturfördernde Kraft zu, die sich aufs höchste steigerte, als in der Zeit der Völkerwanderungen die Kulturen des Nordens und des Südens zusammenstießen: „Indem der südliche und nördliche Völkerstamm sich zur Zeit der Völker-Wanderung mischte, und die Kultur der Griechen und Römer sich mit der kräftigen und reinen Natur der Deutschen verband, wurde Europa der Sitz der höchsten humanen Bildung und zugleich der Herrschaft über die Erde.“ Menzel verkennt nicht, daß im allgemeinen eine Neigung zur Ausgleichung der Unterschiede herrscht, die durch das Christentum begünstigt wird, aber doch „scheint auf eine geistige Weise allein der in der physischen Natur begründete Unterschied nicht überwältigt werden zu können“. „Es fragt sich nun,“ heißt es später, „ob künftig . . . eine allgemeine

Vermischung, wie in Amerika, entstehen wird? oder ob in diesen drei Weltteilen[1]) eine Reaktion der farbigen Urvölker gegen die weißen Kolonisten eintreten wird? und ob im letztern Fall jene farbigen Rassen wie bisher in ihrer Verstockung verharren, oder ob sie aus freien Stücken das Christentum und die europäische Zivilisation annehmen werden? Es wäre ein ungeheueres Phänomen in der Welt-Geschichte, wenn die starre Rinde jener alten Völker plötzlich auftaute, und wenn sie, die sich seit sechs Jahrtausenden gleich geblieben, plötzlich wie durch einen Zauberstab mit dem Geist der weißen Rasse beseelt würden."

Bei diesen Zitaten hat man zu berücksichtigen, daß Menzel das Christentum zwar in innige Verbindung mit dem Germanentume bringt, daß aber Christentum und Kirchentum für ihn Begriffe sind, die sich durchaus nicht decken.

Zur Riesenhöhe erhebt sich Menzel am Schlusse seines Buches, um auch hier wieder Zeugnis für seinen germanischen Charakter abzulegen. Ich bringe hier auch aus dem Schlusse einige Sätze, weil mir daran liegt, möglichst viele Leser für Menzel zu gewinnen und so den Bann zu brechen, der noch immer auf seinem Schaffen ruht:

„Sollte nicht jenes alte Sonnen-Prinzip, das die farbigen Rassen und die heidnische Welt beherrscht, und aus dem das kosmische Prinzip in der weißen Rasse und im Christentum siegreich sich befreite, zuletzt wieder auf der Erde das herrschende werden, weil doch aus den Banden dieser dunklen Planetenwelt keine wahre und ewige Erlösung möglich ist, als durch den Tod? Sollte nicht die Geschichte mit einer allgemeinen Verwilderung enden? . . . Wer ist uns Bürge, daß auch die schöne Blüte der heutigen Bildung nicht enden werde wie die griechische, und die politische Kraft des heutigen Europa wie die römische Kraft, von der uns so große Wunder berichtet sind? Der Schoß der zivilisierten Gesellschaft geht mit Ungeheuern schwanger, die denen des mythischen Altertums nicht unähnlich sind, und die daher der Prophet von Pathmos in sein schauriges Gemälde der letzten Zeiten zu versetzen, nur zu triftige Gründe hatte. — Die Bewohner unseres Planeten sind ein wildes, kühnes Geschlecht, von Anbeginn zum Kriege geneigt und bestimmt. In Waffen geboren, werden die Menschen in Waffen endigen. Das Ende kann kein anderes sein, als wie es unsere Väter

[1]) Asien, Afrika und Australien.

schon geahnet in der Nibelungen Not und in dem allgemeinen Vertilgungskampfe der Götter, den die alte Edda weissagt. Dieses Heldengeschlecht kann sich nur selbst zerstören im Kampf aller gegen alle. Nur dies ist ein würdiger Schluß des großen Heldengedichts unserer Erde. Wohl mag er aber zusammenfallen mit der Zerstörung der Natur, und in der letzten Schlacht der Menschen mögen die Elemente mitkämpfen, und die Erde auf dem Grabe ihrer Kinder sich selbst opfern."

Von einer anderen Seite als Wolfgang Menzel, nämlich von der medizinischen aus, nahm zur selben Zeit der Erlanger Professor Joh. Mich. Leupoldt in seinem Werke „die gesammte Anthropologie neu begründet durch allgemeine Biosophie und als zeitgemäße Grundlage der Medizin im Geiste germanisch-christlicher Wissenschaft" (2 Bde., Erlangen 1834) das Rassenproblem in Angriff. Mit Recht schreibt das „neue eleganteste Konversationslexikon" von Professor O. L. B. Wolff, 1836, daß sich Leupoldt „durch seine Behauptung, daß der praktische Arzt am Kranken nicht den leidenden Organismus, sondern den ganzen Menschen beachten, und folglich anthropologisch und psychologisch zu Werke gehen müsse, einen beachteten Namen erworben habe". Große Wirkungswellen scheint jedoch „der beachtete Name" nicht verursacht zu haben. Die einzige größere Notiz über ihn, die mir zur Verfügung steht, befindet sich im „Grand dictionnaire universel du XIX siècle" von Pierre Larousse, woselbst es heißt: „M. Leupoldt est un idéaliste scientifique qui a subordonné dans ses œuvres la science expérimentale à la philosophie universitaire, la recherche patente et sincère de la vérité à la parole du maître. Néanmoins les nombreux ouvrages qu'il a consacrés à défendre le spiritualisme scientifique et à combattre le matérialisme méritent d'être consultés même par ses adversaires." „A combattre le matérialisme" — leider war Leupoldt trotz seiner in ihrem weiteren Verlaufe völlig modern wirkenden Rassenideen so sehr von der Anschauung seines Zeitalters abhängig, daß er mit dem Materialismus auch alle jene Bestrebungen bekämpfte, die zur Auflösung der offiziellen Religion hätten führen können. So sind ihm die Engländer Hobbes, Hume, Locke, die Franzosen Voltaire, Diderot, J. J. Rousseau usw. durchaus unsympathisch, und „leider", fügt er hinzu, „fehlte es auch in Deutschland nicht an Anklang". So sehr galt ihm die Bibel als Autorität und Grundlage für seine Forschungen, daß er die „ursprüngliche Zentralrasse" mit dem jüdischen Volke in Verbindung bringt. „Als Hauptvolk der ursprünglichen Zentralrasse

stellt sich aber das jüdische auch schon insofern dar, als seine Geschichte sich unmittelbarer an Ursprung und Urgeschichte der Menschheit anknüpft und als direktere Fortsetzung derselben erscheint, als die irgendeines anderen Volkes" (S. 201). 40 Seiten vorher nennt er aber als Zentralrasse die kaukasische und verlegt ihre Heimat dahin, „wo die Menschheit nach der Sündflut sich zuerst wieder angesiedelt hat". Aber sollen wir etwa wegen dieser Ansicht, die den wahren Standpunkt zu verrücken scheint, mit Leupoldt rechten? Vergessen wir doch nicht, daß derjenige, der — bevor Klemm bekannt wurde — als Begründer der Rassenlehre galt, Gobineau, in ähnlichen Irrtümern befangen war[1].

Bei der Unterscheidung der Rassen hilft sich Leupoldt mit dem wohl der Schellingschen Schule entnommenen Polaritätsgesetze, obgleich dies — besonders für die Erklärung der Rassenbildungen — völlig unzulänglich ist.

Den Boden moderner Forschung betreten wir bei Leupoldt, wo er von den Wirkungen der kaukasischen Rasse und ihrer Fortsetzung in der „okzidentalischen" spricht: „Das weibliche Geschlecht dieser Rasse ist den der Vielweiberei ergebenen Orientalen gar willkommen, hat aber wohl auch durch seine Nachkommenschaft gar viel dazu beigetragen, daß ein bedeutender Teil der übrigen verweichlichten und schwelgerischen Asiaten nicht schon viel weiter herabgekommen ist. Dadurch hat sich zugleich die Ur-, Stamm- oder Zentral-Rasse eben auch als Mutter und Lebenskraft für einen Teil der anderen bewiesen ... In der Erdgegend, welche die Rasse inne hat, lebte daher das Volk, welches durch das ganze Altertum unter allen Völkern die reinste und kräftigste Religion bewahrte, die Hebräer; aus ihr, besonders nördlicher her, kamen die weißen und weisen ersten Erzieher und Bildner roher und zugleich dunkel gefärbter Völker verschiedener anderer Erdgegenden ... Es hat sich also auch in dieser edleren Beziehung diese Rasse als Lebenskraft des Menschheitsorganismus erwiesen."

Die okzidentalische Rasse zerfällt nach Leupoldt in vier Teile:

a) die ursprüngliche Einheit im thrako-pelasgischen Stamm,
b) der nordwestliche idealere Stamm mit den Slawen als Kernvolk,
c) der südwestliche reale äthiopische Stamm, „den man ebenfalls häufig als Rasse ansieht".

[1] Vgl. Dr. Ludwig Wilser „Gobineau und seine Rassenlehre", Polit.-anthr. Revue I, Nr. 8, 1902.

Die unter b) und c) genannten sind „polarisch entgegengesetzte Stämme".

Unter d) heißt es dann:

„Als Resultat der höheren Einheit der okzidentalischen Rasse, als Krone, Haupt und Geist derselben, ist wohl nur der kelto-germanische Stamm zu bezeichnen. Man spricht zwar von einem keltischen und einem germanischen Stamme, Kelten und Germanen sind aber wohl richtiger nur als zwei Hauptelemente eines Stammes zu betrachten, die Kelten als das mehr reale, die Germanen als das mehr ideale Element des einen gemeinschaftlichen Stammes ... Das keltische Element ist übrigens charakterisiert: durch größere Breite des Kopfes und Gesichts, kleinere Statur und dunkleren Teint und Haar; dazu ist von ihm von alters her als charakteristisch bekannt schnell und stark aufbrausendes Ungestüm bei minder ausdauernder Kraft, weswegen dann die Kelten im allgemeinen fremder Gewalt eher und dauernder unterlagen und selbst ihre Sprache bis auf geringe Überreste (gälisch) verloren ... Von alle dem findet sich bei dem germanischen Elemente verhältnismäßig ebenfalls das Gegenteil."

Damit wäre denn doch auch wieder ein Rassengegensatz zwischen Kelten und Germanen konstruiert, und somit würden diejenigen Forscher der Neuzeit, die in den Kelten die Verkörperer der alpinen Rasse erblicken, in Leupoldt ihren Vorläufer haben. Überhaupt darf nicht verkannt werden, daß in Leupoldts Buche manche Probleme angedeutet sind, die noch heute zu den heißumstrittenen gehören. So dürfte folgende Auffassung in Heinrich Driesmans münden: „Die Größe, Kraft und Schönheit des Menschenschlags, der aus der Vermischung Weißer und Farbiger in Amerika hervorgeht, verhält sich ganz analog einem aus der Vereinigung eines kräftigen Wildlings mit edlen Pfropfreisern hervorgegangenen Baume und tut im großen dar, daß geschlechtliche Vereinigung sehr heterogener Elemente der Fortpflanzung des Menschengeschlechts ebenso vorteilhaft ist, als das Gegenteil nachteilig." Die von Driesmans vertretene Auffassung, daß eine Kultur aus Mischung gleichwertiger Rassen entstehe, hat zwar vielfach berechtigten Widerspruch gefunden, doch dürften die Akten über dieses Problem noch lange nicht geschlossen sein.

Nicht anders verhält es sich mit der Frage, ob die Sprache ein Rassenbestandteil ist oder nicht. Leupoldt äußert sich sehr bestimmt: „Die Sprache ist die unmittelbarste Äußerungsweise der geistigen Eigentümlichkeit einzelner Abteilungen des Menschengeschlechts; Verschiedenheiten hierin

zeigen daher auch besonders treffend die wesentlicheren Rassenunterschiede an, zu deren Feststellung nicht bloß eine gewisse äußere sinnlich wahrnehmbare Verschiedenheit im Körperbaue, sondern alles in Betracht gezogen werden muß, was die innere wesentliche Eigentümlichkeit der einzelnen Abteilungen des Menschengeschlechts verraten kann." Die Sprachforschung ist ja gerade darum bei der Urgeschichtsforschung ein wenig in Mißkredit geraten, weil sie die nordische Herkunft der Germanen und Indogermanen nicht anerkennen wollte oder konnte und sich nicht selten das Recht der alleinigen Entscheidung in dieser Frage vorbehielt.

An Leupoldts Rassenauffassung hat mich in mancher Beziehung das höchst anziehend geschriebene Werk eines Engländers erinnert: „Consolations in travel; or the last days of a philosopher" von Humphry Davy (London 1830), aus dem hier folgende, teilweise durch Gibbon beeinflußte Sätze wiedergegeben seien:

„You saw the giants of the North and East mixing with the pigmies of the South and the West. An empire (the Roman e.) was destroyed, but the seeds of moral and physical improvement in the new race were sown . . ."

„The Caucasian stock has always preserved its superiority, whilst the negro or flat-nosed race has always been marked for want of intellectual power and capacity for the arts of life. This last race, in fact, has never been cultivated, and a hundred generations, successively improved, would be required to bring it to the state in which the Caucasian race was at the time of the formation of the Greec republics . . ."

„In looking back upon the vision of ancient history, you will find that there never has been an instance of a migration to any extent of any race but the Caucasian, and they have usually passed from the North to the South . . ."

So klein das Werk Humphry Davys ist, so wertvoll ist es doch, und man darf seinen Verfasser als würdigen Vorläufer Gobineaus einschätzen.

Der von Leupoldt schon in den Titel seines Werkes aufgenommene Name „Biosophie" als Bezeichnung einer höheren Art der Philosophie ist 1907 von dem Edda-Forscher Willy Schlüter — unabhängig von Leupoldt — neu geprägt worden. Folgende Sätze Leupoldts (S. 8) könnten wörtlich von Schlüter geschrieben sein: „Der Ausdruck Biosophie wird übrigens auch darum lieber gewählt als Biologie, weil erstere Endung nach ursprünglichem und späterem Sprachgebrauche eine vielseitigere Erkenntnis bezeichnet, in welcher, außer eigentlichem Wissen, auch Ahnung und Glauben begriffen sind, wohingegen die letztere Endung gewöhnlicher nur vom Wissen als einem zwar bestimmteren, aber auch beschränkteren Erkennen gebraucht wird. Der Gegenstand der allgemeinen Biosophie ist aber wohl der Art, daß sich in Beziehung auf ihn alle Stufen und Arten der Erkenntnis zu vereinigen haben." Sollte einmal der „Biosophie" eine Zukunft erblühen, so vergesse man zwar nicht, daß schon vor zwei Menschenaltern Leupoldt Namen und Inhalt angedeutet hat, lasse aber auch nicht außer acht, daß Schlüter in völliger Unabhängigkeit von Leupoldt den gleichen Namen gewählt und die Form natürlich mit modernerem Gehalte erfüllt hat, als es Leupoldt möglich war.

Wenige Jahre nach den Veröffentlichungen Clements, Leupoldts und Menzels, die allseitige Anerkennung verdient hätten, statt dessen aber, wie es scheint, ohne jede Spur einer Wirkung vorübergegangen sind, traten Klemm und Gobineau auf den Plan, von denen namentlich der letztere — allerdings erst seit der Übersetzung seines Rassenwerks ins Deutsche — sich eines solchen Einflusses erfreute, daß er bis vor wenigen Jahren als Begründer der Rassenlehre angesehen wurde. Wenn auch diese beiden, Klemm und Gobineau, ihre gewiß nicht unwichtigen Vorläufer nicht namhaft machen, so dürfen wir doch nicht von ihnen annehmen, daß sie sie etwa haben verschweigen wollen, sie haben einfach keine Kenntnis von ihnen gehabt. Hier, wie auch in dem Verhältnisse Leupoldt-Schlüter, bestätigt sich das treffliche Wort Goethes: „Es ist nicht immer nötig, daß das Wahre sich verkörpere, schon genug, wenn es geistig umherschwebt und Übereinstimmung bewirkt, wenn es wie Glockenton ernst-freundlich durch die Lüfte wogt."

Im Jahre 1839 tauchte gleichzeitig mit Zachariae[1]) der Gedanke einer „politischen Anthropologie" auf in Dr. Friedr. Schmitthenners „Zwölf Büchern vom Staate". Nach Dr. Woltmanns Mitteilungen kommt aber Zachariae den modernen Entwicklungsgedanken weit näher als Schmitthenner, der mit Woltmanns Werke nicht viel mehr als die Kapitel-Überschrift gemeinsam hat.

Eine für unser Thema hochbedeutende Erscheinung, „Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft" von Theodor Rohmer, brachte das Jahr 1841. Das Buch ist in der Schweiz (Zürich und

[1]) S. Dr. Woltmann, Vorläufer Gobineaus, Pol.-anthr. Revue III, Heft 1.

Winterthur) erschienen, die in jener politisch schwülen Zeit den auch im literarischen Gewande auftretenden „politischen Flüchtlingen" eine Zufluchtsstätte bot. Auf den Bergen herrschte noch immer die von Schiller gerühmte Freiheit. Weit eher als das oben erwähnte Kapitel in Schmitthenners Buche verdiente die Schrift Rohmers den Titel einer „politischen Anthropologie". „Entstehen, Blühen und Vergehen", so beginnt Rohmer, „ist das allgemeine Gesetz, dem jede organische Existenz unterliegt, nach dem die Geschichte der Menschheit, wie das Leben des Einzelnen sich regelt . . . Allein seit Herder in seinen ‚Ideen' es ausgesprochen, daß die ganze Menschheit in ihrer Entwicklung nur das Leben des Einzelnen abspiegle, seit er die Grundlagen erforscht hat, auf denen die Geschichte sich entwickelt, seitdem hat niemand die inneren Gesetze gefunden, worauf die Organisation und das Wachstum des Menschen beruht, wonach, nur in vergrößertem Maßstab, das Leben der Menschheit sich abspinnt. Ehe nicht das Räderwerk der Seele zerlegt, nicht der Gang des Uhrwerks von der Stunde der Geburt an bis zu der des Todes enthüllt ist, gibt es zwar eine allgemeine Übersicht mit vielen Wahrheiten, aber keine Philosophie der Geschichte." Im folgenden lernen wir den Verfasser als vollgültigen Vorläufer Gobineaus kennen: „So viel zeigt uns alle Geschichte, daß das Volk an sich vergänglich, veränderlich ist, während die Race, der Typus unwandelbar und ewig dauert. Araber, Juden, Mongolen, Neger haben bestanden und werden bestehen, solang es Geschichte gibt; Römer, Griechen, Franzosen, Russen, Deutsche fallen dem Untergang anheim, um so schneller, je weniger sie den Typus ihrer ganzen Race, um so langsamer, je mehr sie ihn darstellen. Hier ist also ein ewiger Wechsel gegeben; die Deutschen als die ersten Träger des germanischen Typus unter den jetzigen Völkern können diesen Typus an andere Völker abgeben; sowie die germanischen Völker überhaupt als Erstlinge des kaukasischen Typus ihn wiederum einem anderen Volksstamme überlassen können. Was folgt daraus? . . . Einmal: dem deutschen Volke ist keine Wahl gegeben, als entweder in erster Linie den germanischen Charakter auszudrücken oder sich selbst zu verleugnen. Weiter aber: diese Erstlingsschaft kann sich nicht nach innen allein, sie muß sich auch nach außen ausprägen, das Haupt der germanischen Welt ist nach der Natur Europas zugleich der Mittelpunkt der kaukasischen . . . Die neue Zeit hat eine Verbindung der Völker geschaffen, welche ganz Europa mit demselben Bande verknüpft, das ehedem die griechischen Republiken umschlang; so zwar, daß jeder innere Nachlaß, wie alles innere Wachstum einer Nation zugleich nach außen eine Rückwirkung in ganz Europa hervorruft, welche um so lebhafter ist, je höher die Nation selbst an Bedeutung steht. Eben deshalb kann das erste germanische Volk nur herrschen, es sei geistig oder leiblich — oder untergehn."

S. 68: „Die neueste Zeit hat überhaupt erst den Begriff der Nationalitäten zum Bewußtsein erhoben. Jene Harmonie, obwohl in unseren Tagen erst durchschimmernd, lag doch schon vor Jahrtausenden schon im Keime in der Gestaltung Europas, gerade wie im Embryo alle Bedingungen des vollkommenen Körpers gegeben sind . . . Gleich wie der Mensch die gesamte Natur beherrscht, weil er als Mikrokosmus den Makrokosmus in sich trägt, so ist Europa der Mittelpunkt der Erde, weil ihre Organisation, die Stellung ihrer großen Racen, weil das ganze All in seinem kleinen Raume sich abspiegelt. Wiederum, wenn es ein Land gäbe, in welchem Europa ebensosehr sich wiederfände, als die Welt in Europa, so würde dieses das Haupt des Weltteils sein. ‚Das Volk', sagt Johann von Müller, ‚welches die Eigenschaften, denen Europa seine Übermacht schuldig ist, in vorzüglichem Grade besitzt, wird in Europa selber das erste sein'."

Es kann darüber kein Zweifel bestehen, welches Volk damit gemeint ist. Durch das ganze Buch Rohmers zieht sich der Gedanke, daß das deutsche Prinzip zu einem europäischen erstarken kann, wenn das Volk seine natürlichen Kräfte zur Ausreife gelangen läßt. Darüber jedoch nachzudenken, wie wenig dieser Gedanke im politischen Sinne in Erfüllung gegangen war, bot 1843 die 1000jährige Erinnerung an den Vertrag zu Verdun Gelegenheit. Wer den bisherigen Verlauf deutscher Geschichte überblickte, mußte zugeben, daß die politischen Erfolge weit hinter den kulturellen zurückgeblieben waren, und es war gewissermaßen ein Ausdruck der ganzen Zeit, wenn Droysen klagte: „Wir haben Alles und sind nichts" — obgleich der Zollverein, der die nationale Einheit anbahnte, doch schon bestand. Hoffnungsfreudiger ist die Gedenkschrift von Hans Ferdinand Maßmann „Deutsch und Welsch, oder der Wettkampf der Germanen und Romanen" ausgefallen, die in kurzen Zügen ein prächtiges Bild von der germanischen Urzeit entwirft und namentlich durch die zahlreichen Belegstellen aus antiken Schriftstellern wertvoll ist.

Erst in diesem Jahre (1843), das also gewissermaßen einen Markstein innerhalb der Germanenforschung bildet, beginnt Gustav Klemms „Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit" zu erscheinen, in der das Menschengeschlecht bekanntlich in aktive und passive Rassen eingeteilt wird, eine Lehre, die sich bald siegreich Bahn gebrochen hat.

Zwei Jahre darauf erschien desselben Verfassers Schrift „Die Verbreitung der aktiven Menschenrasse über den Erdball“, die ihrer Seltenheit wegen, und „um sie vor gänzlichem Untergang zu retten“, von Dr. Ludwig Woltmann im 5. Jahrgange der Polit. Anthrop. Revue (1906, Heft 2) neu veröffentlicht wurde. Der Herausgeber knüpft daran die Bemerkung, daß nicht Gobineau, sondern Gustav Klemm der wahre Urheber der Rassentheorie gewesen ist. Ich habe bereits in meinen „Beiträgen zur Geschichte der Rassenforschung usw.“ (1909) gezeigt und zeige auch in diesem Buche, daß auch Klemm seine sehr bedeutenden Vorgänger gehabt hat. Das Jahr 1843 brachte dann noch den bereits erwähnten Versuch in vergleichender Völkergeschichte, in dem E. M. Arndt von dem „Character indelebilis“ spricht, der unzerstörbaren Grundform der Völker und Arten. „Die Schattierungen durch hunderttausend große und kleine Einflüsse geben wir zu, aber es bleibt etwas Ursprüngliches, dessen Anfänge in Nacht gehüllt sind.“

Ein weiteres hierher gehörendes Werk ist Dr. Ernst Kapps „Philosophische oder vergleichende allgemeine Erdkunde als wissenschaftliche Darstellung der Erdverhältnisse und des Menschenlebens nach ihrem inneren Zusammenhang“ (2 Bde., Braunschweig 1845). Zwar vertritt Kapp die landläufige Ansicht, daß Asien die Heimat der Menschheit und Europa von ihm aus besiedelt sei, doch finden sich in seinem Werke die uns sehr interessierenden Sätze (Bd. I, S. 126/127): „In China und Indien reichten die ungeheueren in sich abgeschlossenen Räume vollkommen zur Gestaltung eigener abgeschlossener Welten aus. China bleibt von Indien, Indien von China unberührt, jedes hat für sich genug. Anders in Vorderasien, wo alles, Hochland, Tiefland, Küste, Flüsse, Stufen- und Gebirgsländer näher aneinander gedrängt, eines auf das andere übergreifen, eines vom andern bestimmt werden mußte, während gleichzeitig die allgemeinen Beziehungen — teils der materielle Zug zurück nach dem reichen Osten, teils der geistige vorwärts nach dem alle Entwicklungsbedingungen vereinigenden europäischen Westen — eine Unruhe erzeugt und in die vorderasiatischen Massen bringt, welche, zeige sie sich als Blüte oder als Absterben, als Anbau oder Verheerung, als Handel oder Krieg, als Staatentrennung, als Verbindung oder Auflösung, lebendig gegen die vegetativen ostasiatischen Kolosse, die nicht leben und nicht sterben können, absticht. Nicht minder kräftig gestaltend wirkt hier aber auch der Rassenunterschied. Die kaukasische Rasse ist vor den übrigen, deren Einseitigkeiten in ihr harmonisch sich ausgleichen, so bevorzugt, daß sie allein bis auf den heutigen Tag die geschichtsfähige gewesen ist. Der Kern der vorderasiatischen Völkerschaften ist kaukasischer, der der hinterasiatischen mongolischer Abkunft.“

„Die geschichtlichen Völker sind eben auch die schönen Völker“, d. h. in erster Linie die Völker kaukasischen Stammes, so schreibt auch der bekannte Friedrich Theodor Vischer in seiner „Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen“ (2. Teil, erste Abteil., 1847), denn: „alle nicht kaukasischen Racen streifen mehr oder weniger ans Tierische“. Im übrigen hat Vischer die Rassenfrage mehr vom Standpunkte seines Themas aus gewürdigt, ohne näher auf die Frage nach dem qualitativen Unterschied der Rassen einzugehen.

Auch das vielleicht umfangreichste Werk jener Zeit über die „Naturgeschichte des Menschengeschlechts“ von James Cowles Prichard (deutsche Übersetzung von Dr. R. Wagner und Dr. Fr. Will, 1840/1848) läßt die Rassenunterschiede in ihren geistigen Ausprägungen mehr in den Hintergrund treten. „Das Wort Rasse,“ heißt es im 1. Bde., S. 144, „wurde in dem Sinne gebraucht, als wenn es eine Verschiedenheit in den natürlichen Eigentümlichkeiten der ganzen Reihe von Individuen in sich schlösse. Von Schriftstellern über Anthropologie, welche diesen Ausdruck gebrauchen, ist oft stillschweigend angenommen worden, daß solche Verschiedenheiten ursprünglich seien und daß ihre Übertragung eine ununterbrochene sei.“ Angesichts dieser von Gobineau selbstverständlich heftig bekämpften Anschauung muß es uns aber doch freuen, im 3. Bande, 1. Abt., S. 384, folgenden Ausführungen zu begegnen: „Die deutsche Nation . . . eroberte bald nach dem Ende des vierten Jahrhunderts das römische Reich. In sittlicher Energie stand die deutsche Rasse so hoch über den übrigen Völkern, und die romanisierten Nationen zeigten eine solche Demut vor ihren Waffen, daß der alte Stamm der Bewohner am Ende aus Europa vertrieben worden wäre, wenn nicht die deutschen Dynastieen und die deutschen Kolonieen, welche in den eroberten Provinzen errichtet wurden, die Verhältnisse verändert und die Kraft der unterjochten Völker erneuert hätten.“ Natürlich erklärte sich Prichard auch für die Einwanderung der Indogermanen aus dem Osten, wie dies schon sein 1831 erschienenes Werk „The eastern origin of the celtic nations“ bewiesen hatte. Die schon von Franz Bopp dem Keltischen zugewiesene Sonderstellung unter den europäischen Sprachen, die wiederum andere Forscher dazu verführte, ihm die Bodenständigkeit in Westeuropa zuzusprechen, wurde damit wieder aufgehoben. Unter

anderen Verhältnissen hätte „the eastern origin" nicht erst des besonderen Hervorhebens bedurft, weil ja die Auffassung von der asiatischen Herkunft der Indogermanen unter den Sprachforschern allgemein war.

Die Reihe der wirklich großzügigen deutschen Werke zur Rassenkunde schließt mit dem Jahre 1848 ab. Es wäre nun ein bedenklicher Irrtum, wenn man das Versiegen der Quellen dadurch erklären wollte, daß das deutsche Volk in seiner Gesamtheit schon derart vom Rassegedanken durchtränkt gewesen wäre, daß es weiterer Werke hätte entraten können. Wie wäre es sonst wohl möglich gewesen, daß Erscheinungen jüngerer Zeit wie die Bücher von Chamberlain, Wilser und Woltmann so vielen Anfeindungen ausgesetzt waren, ja teilweise geradezu eine „Panik" auslösten? Neben dem Liberalismus war es eine neue Form der Aufklärung, die unter dem Banner „Kraft und Stoff" die Weltanschauung der Gebildeten eroberte. Beide Richtungen waren der Germanenforschung abträglich. Wenn Heinrich Driesmans in seinem Artikel „Haeckels Mission" (Dämon-Auslese, 1907) den Häckelianern vorwirft, sie legten durch ihre Denkfreiheit ohne Zukunftsperspektive einen Schlußstein auf die ganze Entwicklungsreihe, statt daß sie eine neue Keimzelle ansetzten mit dem Ausblicke in die Unendlichkeit, so kommt dieser Vorwurf eigentlich ein halbes Jahrhundert zu spät. Es ist natürlich schwer, wenn nicht unmöglich, ein Zeitalter auf einen einzigen „Terminus" festzulegen, aber den sogenannten „Zeitgeist" wird man nicht hinwegleugnen können, den zu überwinden, nur willensstarken Naturen gelingt.

Die nach 1848 erschienenen Arbeiten zur Rassenkunde können denn auch in Kürze besprochen werden. Als erste kommt in Betracht des berühmten Arztes Carl Gustav Carus (geb. 1789 zu Leipzig, gest. 1869 zu Dresden) „Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethes über die ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwickelung" (1849). Der Verfasser überträgt hier Beobachtungen an der Pflanzen- und Tierwelt auf das Menschengeschlecht und teilt dieses in „Tag-, Nacht- und Dämmerungsvölker". „Die Menschheit", schreibt er, „kann zwar nicht jenen allgemeinen Einfluß der vier großen unaufhörlich gleichzeitigen Zustände des Planeten dadurch abspiegeln und wiederholen, daß sie besondere organisch verschiedene Gattungen von Menschen der Nacht und von andern des Tages oder der Dämmerung darbietet, aber in merkwürdiger Symbolik ist wirklich eine große Viergliederung der Menschheit gesetzt, welche durchaus in ihrem letzten Grunde nur auf jenen vierfachen

Zuständen des Planeten beruht." Unter Nachtvölkern versteht Carus die Neger und Australier, unter Tagvölkern „die kaukasischen, europäischen und in Asien bis zu den Hindus verbreiteten höheren Stämme, alle von mehr oder minder weißer Färbung". Die Dämmerungsvölker teilt er in solche des Aufgangs (Ostens) — Mongolen — und des Untergangs (Westens) — Ureinwohner Amerikas —. Eine über 256 Schädel geführte und über die vier Völkergruppen verteilte Statistik schneidet am günstigsten für die „Tagvölker" ab (S. 19), die dementsprechend die höhere geistige Befähigung besitzen. Das Ergebnis ist nämlich (nach Morton), daß sich als Schädelinhalt, in Kubikzoll ausgedrückt, herausstellt: bei den Weißen 87, den Negern und Australiern 78, bei Mongolen 83, bei Malayen (ebenfalls zu den östlichen Dämmerungsvölkern gehörend) 81, bei Amerikanern 82. „Hier geschieht es zum erstenmal," schreibt L. Woltmann nach einem kurzen Berichte über diese Schrift (Polit. Anthr. Revue, 1903, Heft 2)[1], „daß die Unterschiede der Rassenbegabungen auf eine verschiedene Organisation des Gehirns zurückgeführt werden." Diese rassenhaft bestimmte Anschauung ist Carus auch sonst eigen. „Mit Krauses Philosophie (der ‚ein Urbild der Menschheit' geschrieben hatte) weiß sich Carus nicht in Einklang zu setzen, das Menschheitsbündlerische veranlaßt einen Mißton", schreibt Alexander Jung in einem Berichte über Carus' Lebenserinnerungen (1865/66). Sich mit Carus eingehender zu beschäftigen, ist erlesener Genuß, er steht in erstaunlicher Vielseitigkeit Goethe und den beiden Humboldts kaum nach.

Im folgenden Jahre (1850) finden wir M. A. von Bethmann-Hollwegs Schrift „Über die Germanen vor der Völkerwanderung", in der folgende Ausführung bemerkenswert ist: „Wer es unternimmt, die Geschichte des christlichen Europas, dieser Bildungsstätte der Welt, auch seiner Kultur- und Rechtsgeschichte, aus ihren ersten Anfängen zu erforschen, wird immer wieder zurückgehen müssen auf die große Einwanderung germanischer Völker in das weströmische Reich, deren Anfang man in das 5. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung zu setzen pflegt. Denn die Kelten und die Slawen haben sich bei diesem Bildungsprozeß stets nur empfangend verhalten und es nie zur Selbständigkeit gebracht. Die germanischen Stämme waren es,

[1]) Vielleicht hat sich Dr. Woltmann hier über die „Priorität" doch geirrt, vgl. die Angaben bei Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. I, 1859, S. 298ff. Hier wird u. a. Lawrences Behauptung (1823) wiedergegeben, „daß die großen Unterschiede in der geistigen Entwickelung der Völker nur aus angeborenen Verschiedenheiten namentlich des Gehirnbaues erklärbar seien."

die der abgestorbenen römischen Welt neue schöpferische Lebenskraft zuführten und von ihr dafür die bildenden Formen des antiken Geistes wie das Licht ewiger Wahrheit eintauschten."

Als besonders wertvoll sei dann Karl Hagens Arbeit „Zur vergleichenden Staatskunde" in Kolatscheks Deutscher Monatsschrift, 1850, hervorgehoben. „Schöpferische geistige Kraft ist am meisten bei den Germanen anzutreffen, sowohl an Tiefe als an Umfang: sie haben auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit sich versucht und hier das Größte geleistet ... Die Germanen haben wohl eine entschiedene Nationalität, aber sie tritt nicht gerade schroff hervor, weil sie das Talent besitzen, die Eigentümlichkeit anderer Stämme zu verstehen und zu begreifen, sie in ihrem eigentlichen Wesen aufzufassen, mit einem Worte, sie objektiv zu betrachten. Durch dieses Talent sind sie vorzugsweise der universelle Stamm, derjenige, der dazu berufen ist, auf der Warte der Weltgeschichte zu stehen ... Die Germanen, als in der Mitte stehend, geographisch wie geistig, sind das vermittelnde und vermischende Element, und zwar nach allen Richtungen hin."

In der kleinen, sehr gehaltvollen Schrift „Zur Vorgeschichte deutscher Nation" von E. von Wietersheim (1852) findet sich die schon früher von Gaupp, Waitz und anderen ausgesprochene Ansicht wiederholt, daß germanisches Blut den aktiven Grundstoff für die romanischen Völker gebildet habe. Der Verfasser geht, wie er selbst zugesteht, in dieser Beziehung über Klemm hinaus: „Von besonderm Interesse für gegenwärtige Schrift ist die eigentümliche auf- und absteigende, fortschreitende und beharrende Verschiedenheit in den Völkern aktiver Rasse, welche Dr. Klemm, ohnstreitig nur weil seinem Zwecke ferner liegend, ganz unberührt gelassen. Müssen wir auch bei allen eine gewisse Gleichheit der Anlage voraussetzen, so hat doch die Verschiedenartigkeit ihres geschichtlichen Erziehungs- und Entwicklungsweges die ungeheuerste Ungleichartigkeit unter solchen herbeigeführt. Die großen, zu unverwelklicher Blüte schnell aufgesproßten Kulturvölker der alten Welt gingen unter, nachdem sie durch Befruchtung der neuen Welt ihre Aufgabe erfüllt. In der Mischung dieser Elemente ging auch die keltische Nationalität auf. Nur die gerade am langsamsten reifende Germanische — ich wiederhole, daß nicht nur die skandinavischen, sondern auch die romanischen Völker, deren aktiver Grundstoff das germanische Blut ist, hierunter begriffen sind — erhielt sich, durchdrang und überwand alles und erreichte so den Höhepunkt der Menschheit aktiver Rasse" (S. 33). Zwei Seiten vorher hatte v. Wietersheim erklärt, daß er den „germanischen Stamm sowohl durch Uranlage als durch geschichtliche Erziehung für Europa überhaupt, und zum Träger europäischer Weltherrschaft insbesondere für prädestiniert darstellen" werde.

Trotz aller geleisteten Vorarbeit traf Gobineaus Werk, das 1853 bis 1855 erschien, die Zeitgenossen so ziemlich unvorbereitet. Die Idee, daß für das Wachsen und Gedeihen der Völker weniger das Verdienst der Regierungen, das Christentum usw. ausschlaggebend seien, daß umgekehrt auch Luxus, Sittenlosigkeit, Irreligiosität nicht unbedingt den Untergang eines Volkes herbeiführen müßten, sondern daß die Geschichte eines Volkes im wesentlichen durch seine ihm angeborene Natur, die mehr oder minder hervortretende Reinheit seines Blutes bedingt ist, war so ungeheuerlich, daß es mehrerer Jahrzehnte bedurfte, um den Einklang mit ihr zu finden. Zu sehr hatte sich der Doktrinarismus vom natürlichen Leben entfernt. Aber „wo der Staatsmann verzweifelt, der Politiker die Hände sinken läßt, der Sozialist mit fruchtlosen Systemen sich plagt, ja selbst der Philosoph nur noch deuten, nicht aber vorausverkünden kann, ... da ist es der Künstler, der mit klarem Auge Gestalten ersehen kann, wie sie der Sehnsucht sich zeigen, die nach dem einzig Wahren — dem Menschen — verlangt". (Richard Wagner.)

Wenn sich irgendwo in jener Zeit das „natürliche Leben" offenbarte, so war es in den großen Künstlern: Friedrich Hebbel als dem bedeutendsten Dramatiker, Richard Wagner als dem bedeutendsten Komponisten, und es ist wohl kein Zufall, daß gerade sie beide — jeder auf seine besondere Art — zu den Nibelungen als einen Urquell deutschen Lebens zurückgekehrt sind. In beiden gewannen die tiefsten Fragen der Zeit Blut und Leben. In dem im Revolutionsjahr 1848 gedichteten Drama „Herodes und Mariamne" läßt Hebbel Titus von Mariamne sagen:

„Sie hat so viel gelitten und verzieh'n,
Als sie zu leiden, zu verzeih'n vermochte:
Ich habe in ihr Innerstes geschaut.
Wer mehr verlangt, der hadre nicht mit ihr,
Er hadre einzig mit den Elementen,
Die sich nun einmal so in ihr gemischt,
Daß sie nicht weiter konnte."

Und von Richard Wagner kennen wir das schöne Wort, das den Gedanken des oben zitierten Satzes fortspinnt: „Ich hatte diesen Menschen in der Geschichte aufgesucht. Hier boten sich mir Verhältnisse, und nichts als Verhältnisse; den Menschen sah

ich aber nur insoweit, als ihn die Verhältnisse bestimmten, nicht aber wie er sie zu bestimmen vermocht hätte. Meine Studien trugen mich durch die Dichtungen des Mittelalters hindurch bis auf den Grund des alten urdeutschen Mythos: ein Gewand nach dem andern, das ihm die spätere Dichtung entstellend umgeworfen hatte, vermochte ich von ihm abzulösen, um ihn so endlich in seiner keuschesten Schönheit zu erblicken. Was ich hier ersah, war nicht mehr die historisch konventionelle Figur, an der uns das Gewand mehr als die wirkliche Gestalt interessieren muß; sondern der wirkliche nackte Mensch, an dem ich jede Wallung des Blutes, jedes Zucken der kräftigen Muskeln, in uneingeengter, freiester Bewegung erkennen durfte: der *wahre Mensch* überhaupt."

Auf Hebbel wie auf Wagner trifft des ersteren Tagebuchnotiz vom 13. April 1837 zu: „Der wahrhaft bedeutende Geist kann in keine Zeit fallen, die es ihm unmöglich machte, seine großen Kräfte spielen zu lassen; fällt er in ein mattes, entkräftetes, leeres Jahrhundert, so — ist ja eben das Jahrhundert seine Aufgabe." Hebbel hat diese Aufgabe erkannt; in keinem anderen Dichter verkörperte sich in ähnlich ursprünglicher Weise der germanische Rassen- und Kulturgedanke. Sein gesundes Gefühl für das Wesen der Rasse bekundete schon das wundersame, am 22. März 1835 entstandene Gedicht „Geburtsnachtstraum", das in der Geschlechterfolge, die dem Dichter im Traume erschien, die „Linie des Blutes" erkennen ließ, wie ein italienischer Sprachforscher (Giuseppe Berghoffer) das Wort razza (Rasse) erklärt hat:

„Und immer größer ward die Schar
der Männer, welche kamen,
und stets durchzuckte mir's die Brust:
du bist von ihrem Samen!"

Im gleichen Jahre bekannte sich Hebbel im Hamburger Abiturientenkreise zu Heinrich von Kleist. Der spätere Nibelungendichter fühlt seine enge Verwandtschaft mit dem Sänger der Hermannsschlacht, „der die Toten aufweckte, um die Lebendigen zu erwecken".

„Es wäre vielleicht gut," meinte Hebbel 1843, „wenn der Mensch sich mehr mit seiner *Naturgeschichte* beschäftigte als mit seiner *Tatengeschichte*."

Drei Jahre später: „Wann wird der geistige Mensch sich ganz in Christus hineinleben? *Wenn der leibliche in den Apoll von Belvedere hinein wächst!*"

Dem Germanentum mochte Hebbel eine solche Entwicklung wohl zugestehen, wie sein Tagebuch vom 3. Januar 1844 zeigt: „Man könnte sagen: warum sollen die Russen nicht nach Deutschland kommen? Sind

doch die Deutschen nach Rom gezogen! Aber welch ein Unterschied! Die alten Germanen waren ein edles, großes, freies Volk, es fehlte ihnen an entwickelter Kultur, *aber nicht an der schönsten Menschlichkeit, aus der die Kultur von selbst hervorgehen mußte.* Dagegen die Russen: Hunde und Knechte!" Ein Dichter und ein Seher, erkannte er die Gefahr der „*uns von allen Seiten drohenden Rassenverschwörung*", deren Ausbruch wir 1914 erlebten.

In der Wertschätzung germanischer Kultur trifft Hebbel mit den Ergebnissen neuester Rasselehre zusammen. Sein Rassenbewußtsein hat sich — natürlich auch in seinen Dichtungen — am schärfsten aber politisch, in seinen 1848 bis Anfang 1849 in der Augsburger Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Berichten wie in Briefen, ausgesprochen. Aber wie in der Musik feinste Technik Ausdruck des feinsten Geistes sein soll, so setzt die politische Ausprägung der Rasselehre tiefstes Sich-insichselbstversenken und feinst ausgebildetes Rassenbewußtsein voraus. Und so gehört auch Hebbel — ohne daß er ausgesprochener Meister oder Jünger unserer Wissenschaft gewesen wäre — in die stattliche Reihe derer, die dem heutigen Verständnisse für germanische Rasse und germanische Kultur vorgearbeitet haben.

In einem Schriftsteller, dessen Tätigkeit gerade 1853 mit einer kleinen Schrift „Die Deutschen" beginnt, haben sich Wissenschaft und künstlerische Auffassung zu reiner Harmonie vereinigt: *Alexander von Peez*[1]). Für unser Thema kommt besonders der im Jahrgange 1856 des von Rob. Prutz herausgegebenen Deutschen Museums in vier Abteilungen erschienene Aufsatz „Über den deutschen Menschenschlag" in Betracht. Des Verfassers Standpunkt kennzeichnet sich in den schönen Worten: „Die Rolle, welche die Germanen in der Weltgeschichte gespielt haben, läßt sich nicht groß genug auffassen. Eine spätere Geschichtsforschung wird nachzuweisen haben, daß sie stets das Zentrum und die Urquelle aller großen Bewegungen waren, die in Europa vorfielen." Genau 50 Jahre später schrieb Willy Pastor die wie eine Bestätigung dieses prophetischen Ausspruchs klingenden Sätze in seinem „Zug vom Norden": „Germanien war das Sammelbecken der vom Norden unablässig zuquellenden germanischen Rasse. In ihm haben wir den wirklichen Mittelpunkt der Menschengeschichte. Nicht blinde Heimatliebe, sondern kühle Forschung hat das einsehen gelehrt, und diese

[1]) Die erste Schrift „Die Deutschen", 1853, kann noch jetzt vom Verleger Deuerlich, Göttingen) bezogen werden.

Einsicht, heute endlich stark genug für jeden Angriff, hat am heißesten verteidigt werden müssen gerade gegen deutsche Gelehrsamkeit." Zwischen Prophetie und Bestätigung lag, was schon in diesen Worten ausgedrückt ist, ein langer Weg voll heißer Kämpfe, die darzustellen dem dritten Teile dieses Werkes vorbehalten bleibt.

Peez erklärt in der genannten Arbeit das von der Schilderung des Tacitus so sehr abweichende äußere Bild der Germanen aus dem Umstande, daß letztere sich in der Frühzeit über slawische Urbevölkerung ergossen haben, so zwar, daß die Germanen den Kriegsadel, die Slawen die auf den Feldern zurückbleibenden Hörigen bildeten. „Weil zu der Zeit, wo die gegenwärtigen Völkergrenzen sich feststellten, die Deutschen das angesehenste und mächtigste Volk Europas gewesen sind, gelang es uns, die Fremdlinge unter uns zu nationalisieren, und wenn wir auch physisch unvermögend waren, die dunklen Haare des Römers oder die hervorstehenden Backenknochen des Slawen hinwegzunehmen — denn die ursprünglichen Rassentypen verfügen über fast unverwischbare Dauerhaftigkeit —, so machten wir sie doch an Sprache, Sitte und Denkungsart zu Angehörigen des deutschen Wesens." So repräsentieren denn in manchen Teilen Deutschlands die Bewohner nicht mehr den ursprünglichen Rassentypus, und da nach Peez bei Rassenmischungen zwischen dunkel- und hellfarbigen Völkern die letzteren in der Regel unterliegen, so kommt der Verfasser zu dem Schlusse, daß dereinst romanische Form (als die dunkelfarbige), aber germanischer Geist herrschen würde.

Aus dem sonstigen Inhalt der Arbeit seien einige Zitate zusammengestellt, die den modernen Standpunkt des Verfassers ins rechte Licht rücken:

„Unsere Sprache selber scheint es auszusprechen, daß im Haar das echte arische Stammzeichen lag. Der Flachs, dessen Aussehen in einem gewissen Stadium seiner Zubereitung stets ein bezeichnendes Bild für unsere Haarfarbe gegeben hat, heißt noch immer bei den Bayern in den Alpen ‚Haar'; und sollte vielleicht das Sanskritwort hari für ‚gelb' mit unserem ‚Haar' zusammenhängen? Es wäre dies ein Beweis mehr für die Ansicht Krugers (Urgeschichte des indogermanischen Volksstammes), daß alle Indogermanen ursprünglich jene Stammzeichen besaßen, die jetzt nur noch bei einzelnen Stämmen der Germanen und Slawen überwiegen . . . Die Goldhaarigen scheinen in einem gewissen Verhältnis zum Sonnendienst gestanden zu haben; so schreiben auch die Griechen ihrem Apollo gelbe Haare zu. (Man vergleiche dies mit Krauses Tuisko-Land!) . . . Ich glaube diejenigen Meinungen einschränken zu sollen, welche dem Klima, dem Wohnort und der veränderten Nahrungsweise die ganze Leiblichkeit des Menschen zuschreiben . . . Sollte der Mensch ein Rohr sein, welches dem Windstrich sich beugt oder ein Gefäß, welches sich färbt je nach der hineingegossenen Flüssigkeit? Ich glaube, wir sollten aus den konventionellen Traditionen diese Vorurteile entfernen, welche mit der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise der Gegenwart durchaus unverträglich sind . . . So sehr wir uns aus manchen Gründen sträuben mögen, so gewiß ist es doch, daß die Rasse in allen diesen Dingen das erstentscheidende Prinzip ist."

Wiederum findet sich auf deutscher Seite — unabhängig von Gobineau — der Gedanke einer „race régulatrice".

Gleichzeitig mit der eben genannten Arbeit von Dr. Alexander Peez erschien als erster stärkerer Widerhall auf das Werk Gobineaus des Professors Aug. Friedr. Pott Schrift „Die Ungleichheit menschlicher Rassen hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte, unter besonderer Berücksichtigung von des Grafen von Gobineau gleichnamigen Werke", 1856. Von einem Manne, der als Sprachforscher Bedeutendes geleistet hat, wäre ein bedingungsloses Eingehen auf völlig neu anmutende Erkenntnisse etwas Außergewöhnliches gewesen, betonte doch auch Prof. Virchow in der Eröffnungsrede der 2. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft, 1871, „daß diese ganze liguistisch-philologische Seite sich der modernen Anthropologie gegenüber wie eine feindliche Schwester verhält". Die Gegensätze haben sich in der folgenden Zeit nicht gemildert. Man hat denn auch aus dem Werke Potts eine gewisse Gegnerschaft Gobineau gegenüber herausempfunden, und mir ist es ebenso gegangen. Professor Ludwig Schemann bekennt jedoch in seinem Buche „Gobineaus Rassenwerk, Aktenstücke und Betrachtungen usw.", 1910, S. 120: „Pott hat den einerseits geschichtsphilosophischen, andererseits den sozialanthropologischen Charakter des Essai mit schnellem und klarem Blicke herausgefunden und ist somit wenigstens prinzipiell so tief in dessen Sinn und Wesen eingedrungen, daß wir heutigen Tages auch noch nicht weiter sind. Seine Stellung in der Geschichte der Wissenschaft hat ihm Pott zuerst und für immer in ausreichender Weise angewiesen." Ich gestehe Prof. Schemann gern die bessere Einsicht in allen Dingen zu, die Gobineau und das sich um ihn gruppierende Schrifttum betreffen, und so will ich seinem Urteile nicht widersprechen. Wohltuender empfand ich die Beurteilung, die Gobineau 1858 durch Carl Gustav Carus erfahren hat in der hochbedeutenden Arbeit: Die Frage nach Entstehung

und Gliederung der Menschheit vom Standpunkte gegenwärtiger Forschung (enthalten im 2. Bande „Unserer Zeit“, Jahrbuch zum Conversationslexikon, Leipzig, Brockhaus). Der Aufsatz ist schon deshalb interessant, weil er das gesamte neuere Schrifttum berücksichtigt, auch auf die großen Anregungen hinweist, die die Anthropologie durch englische und amerikanische Forscher erhalten hat, und dann auf das mutmaßliche Alter der Menschheit und ihren vielleicht in mehreren Wurzeln zu suchenden Ursprung zu sprechen kommt. So ist schon der Hinweis auf Pictets „les mystères des bardes de l'ile de Bretagne“ (1856) beachtenswert, an die Carus folgende Bemerkung knüpft: „Merkwürdigerweise kommen in jenen druidischen Lehrsätzen ... Erkenntnisse vor, welche sehr an jene theosophischen und philosophischen Lehren der indischen All-Eins-Lehre erinnern, und von denen es nun allerdings schwer zu begreifen ist, wie vom fernen Orient her diese Gedanken in dem europäischen Westen Widerhall gefunden haben mögen [1].“ Der naheliegende Gedanke, daß auch den Indern europäischer Ursprung zuzusprechen sei, kam aber weder Pictet, noch lag er überhaupt im Sinne des damaligen Zeitalters. Bei der Besprechung des 4. Bandes des Rassenwerkes, der die Entwicklung des germanischen Stammes beschreibt, lenkt Carus den Blick „auf jene tiefsinnige Verehrung allwaltender Naturkräfte, auf welche insbesondere die Edda — diese alte germanische Bibel — hinweist, sie brauchte daher nur noch die Weihe einer höheren philosophischen Erkenntnis zu erhalten, um zu einem geläuterten Deismus und dem Festhalten eines ewigen höchsten Mysteriums sich zu entwickeln; eine Richtung, welche denn auch in der germanischen Philosophie bis auf die neueste Zeit stets die vorherrschende geblieben ist und bleiben wird“.

Über Vollgraff, dessen „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Ethnologie durch die Anthropologie“ fast gleichzeitig mit Gobineaus Werk erschien, vgl. L. Schemann, Gobineaus Rassenwerk, namentlich S. 376.

Für die in dem 1859 beginnenden, von Herrmann Wagner herausgegebenen „Staats- und Gesellschafts-Lexikon“ enthaltenen Beiträge zur Rassenfrage verweise ich auf die Mitteilungen Dr. Ludwig Müllers in der Polit.-Anthrop. Revue, November-Dezember 1912.

Im Jahre 1860 begegnen wir wieder einem wertvollen Aufsatze von Dr. Alexander Peez „Über das Wesen des deutschen Stammescharakters“, veröffentlicht im „Teut“, Monatsschrift der Allgemeinen

[1]) Vgl. dazu, was auf S. 21 aus Barths „Hertha“ erwähnt wurde.

Germanischen Gesellschaft. Diese Gesellschaft, die ihren Hauptsitz in Nürnberg hatte, wollte allen vaterländischen Bestrebungen der Deutschen des In- und Auslandes einen Vereinigungspunkt geben, sie trat für körperliche Kräftigung und Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes ein, sowie für die Leitung der deutschen Auswanderung nach solchen Punkten, welche eine für die Erhaltung des Deutschtums und die Rückwirkung auf den geistigen und materiellen Wohlstand des Mutterlandes günstige Lage besitzen. Sie stand darum auch den pangermanischen Bestrebungen jener Zeit nahe und hielt vlämischen Belgiern, Holländern, Engländern und Skandinaviern den Beitritt zur Gesellschaft offen. Über den „Pangermanismus“ hatte schon der norwegische Professor P. A. Munch, der bekannte Verfasser des mehrbändigen Werkes „Det norske Folks historie“, eine kleine, 1857 zu Hamburg in deutscher Übersetzung erschienene Schrift veröffentlicht, in der er eine Verständigung zwischen den nördlichen und den südlichen Germanen befürwortete und den Pangermanismus als das wirksamste Gegengewicht gegen den drohenden Panslawismus empfahl. Ein Zweig der Allgemeinen Germanischen Gesellschaft war die „Junggermanische Schule“ zu Hamburg mit ihrem von Fr. J. Kruger geleiteten Organ „Nordische Blätter“. Aus der Programmschrift der Junggermanischen Schule (1859) seien einige Sätze, die mit dem germanischen Europa des Mittelalters in Verbindung stehen, wiedergegeben: „Als das römische Reich in Trümmer ging, da waren es die Deutschen, die sich seiner Länder bemächtigten ... Die Gestaltung des neuen Weltalters, welche von nun an über ein Jahrtausend maßgebend blieb, war ihr Werk. Als die Deutschen sich siegreich über den Rhein ausbreiteten, erzeugten sie dort durch Vermischung mit Römern und Galliern einen neuen Stamm, das Volk der Rheinländer oder der Franken, das mit echt germanischem Kern das Feuer der Gallier, die Energie und Kühnheit der Römer vereinigt. Nachdem das rheinische Volk aus seinem Blute den Galliern einen Adel gegeben, der dasselbe bis zur französischen Revolution beherrschte, unterwarf es den schönsten Teil Europas von der Eider bis zu Tiber und Ebro, vom Kanal bis zur Theiß; sein Ruhm breitete sich dergestalt aus, daß nach diesem noch heutzutage in seiner ganzen Echtheit vorhandenen deutschen Volksstamme (den Franken) in ganz Asien bis China und Japan hin das gesamte Europa seinen Namen bekommen hat.“ Die Junggermanische Schule und die Allg. Germ. Gesellschaft sind, wie s. Z. die Strickersche Germania, ein Aufleuchten völkischer Gesinnung und Begeisterung, und sie haben in ihren Zielen manche Ähnlichkeit mit den Ende der achtziger Jahre in allen Teilen

Deutschlands und Deutsch-Österreichs erstehenden nationalen Jugendbünden.

Auch in dem vorhin erwähnten Aufsatze von Dr. Peez findet sich die Anknüpfung an das germanische Europa des Mittelalters: „Wir wollen es nicht verkennen, daß das Mittelalter mit allen seinen Schattenseiten dennoch eine wesentlich germanische Schöpfung gewesen ist. Unser Volk stand damals an der Spitze Europas und ordnete alle andern Völker mehr oder weniger seinem Geiste unter. Wieviel Tadelnswertes auch immer an den mittelalterlichen Zuständen gefunden werden mag, so blieben doch in demselben die Grundlinien des deutschen Charakters und des politischen deutschen Lebens im Ganzen unversehrt. Das Mittelalter war deutschvolkstümlich, die spätere Zeit sah das Ausland bei uns herrschend." In unserer Zeit wimmeln nach Dr. Peez Literatur, Sitte und Politik von „Begriffen eines nur sehr teilweise berechtigten Weltbürgertums, welches, wie die Verhältnisse eben liegen, gar oft nur eine Umschreibung für Franzosentum ist". Wie eine Mahnung für die Gegenwart erscheinen in demselben Artikel die Worte: „Mit einem bestimmten Zeichen auf der Stirn tritt ein Volk in die Weltgeschichte ein, und es darf demselben nicht untreu werden, wenn es sich nicht großen Gefahren aussetzen will. Jeder Versuch von dieser ursprünglichen Grundlage weiter abzugehen, als die natürliche Entwicklung es mit sich bringt, ist eine Verirrung, die in der Regel vom Geschicke gerächt wird . . . Ein Volk hat vor dem Einzelnen nichts weiter voraus, als daß der kurzlebige Einzelne, der auf einen gründlich falschen Weg geraten, in der Regel untergeht, während ein Volk sich erneuern kann, wenn die späteren Geschlechter weise genug sind, die Erfahrungen der Voreltern zu beherzigen und die Irrtümer derselben zu vermeiden."

Eine der wertvollsten Stützen der Anthropologie und in Verbindung mit ihr der Rassenkunde wurde dann die sich immer weiter ausbauende geologische Wissenschaft, denn von ihren Ergebnissen hing die Altersbestimmung der Menschenfunde aus vorgeschichtlicher Zeit ab. „Wir streifen," sagt Lorenz Diefenbach in den „Origines Europaeae", 1861, „an allen diesen Rätseln (der Vorzeit) für jetzt nur leise her, auch an den Fragen nach der Örtlichkeit und nach der Zahl der Paradiese, der ersten Brutstätten der Menschheit, sowie der Stätten ihrer Wiedergeburt nach dem ersten großen Verderben. So auch an den Präadamiten, den Mittlern zwischen Affe und Menschen, deren Reste im Diluvium neuestens vielleicht mit stärkerem Grunde behauptet werden, als zu Scheuchzers Zeit. Gewiß ist die Geologie die rückwärts schauende

Seherin, von welcher wir noch am ersten mehr als Sage von der Urzeit und den ersten Heimaten der Menschheit und ihrer einzelnen Rassen zu erwarten haben." Gleichzeitig beschäftigte sich Charles Lyell mit der Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts — unter dem Widerspruche von Rougemont, der dem Menschengeschlechte nur ein Alter der bibelgemäßen 6000 Jahre zuschrieb. M. J. Schleiden nahm die Forschungen Lyells in einem Vortrage über das Alter des Menschengeschlechts auf (1863), in welchem er zu dem Schlusse kam, daß „man die Anwesenheit des Menschen auf der Erde schon gegenwärtig auf weit über 100 000 Jahre zurückdatieren kann, und doch stehen wir jedenfalls erst im allerersten Anfang und keineswegs am Ende der Entdeckungen." Auf S. 20 heißt es dann weiter, daß Cuviers Vermutung, daß in den tertiären Formationen fossile Affen angetroffen werden müßten, 1837, fünf Jahre nach seinem Tode, bestätigt worden sei. „Es ist nicht nur nicht unwahrscheinlich, sondern im Gegenteil fast mit Gewißheit vorauszusagen, daß über kurz oder lang auch Menschenformen, vielleicht von den bis jetzt gefundenen in manchen Punkten abweichend, in den tertiären Schichten entdeckt werden, und dann dürften wir mit der Annahme von 300 000 Jahren kaum das Zeitalter ihres Lebens erreichen." Schließlich bekennt sich Schleiden — unter Berufung auf Ami Boué — zu der Ansicht, daß „die seltsame Trennung der Hauptrassen (der indoatlantischen in Europa, Vorderasien und Nord-Afrika, der schwarzen im südlichen Afrika, und der mongolischen) nicht durch die gegenwärtigen Meere, sondern durch die Meere der Tertiärzeit einen starken Wahrscheinlichkeitsgrund dafür gibt, daß diese drei Rassen schon in der Tertiärzeit existiert haben."

Gedanken dieser Art konnten durch die Entdeckung des „Neandertalers" (1856/57 in der Nähe von Düsseldorf) und die Urmenschen-Funde zu Schussenried im württemb. Donaukreise, die 1866 geborgen wurden, nur genährt werden. War man sich auch über das Alter des Neandertalers lange Zeit nicht einig, so deuteten doch die bei Schussenried gefundenen Werkzeuge aus Feuerstein, Knochen und Renntiergeweih auf ein Alter hin, das etwa mit der letzten Eiszeit zusammenfallen mußte [1]. Jedenfalls waren die seitherigen Grenzen der Erkenntnis um ein bedeutendes erweitert worden; der Anfang des Menschengeschlechtes und des europäischen Menschen war in urferne

[1] Vgl. Dr. Oscar Fraas, „Beiträge zur Culturgeschichte des Menschen während der Eiszeit. Nach den Funden an der Schussenquelle zusammengestellt". (Archiv f. Anthr. II, 1867.)

Zeit hinausgerückt, und mit Recht ließe sich auf die Erforschung des Urmenschen das Wort Goethes anwenden:

„Du zählst nicht mehr, berechnest keine Zeit,
und jeder Schritt ist Unermeßlichkeit."

Die Verbindung zwischen dem „Urmenschen" und dem heutigen Europäer — oder auch dem Germanen — herzustellen, war erst einer späteren Zeit vorbehalten. Wie Frankreich als das „klassische Land" des vorgeschichtlichen Menschen anzusprechen ist, so haben auf diesem Gebiete zunächst auch besonders Franzosen bahnbrechend gewirkt.

1865 erschien das Werk Alexander Eckers „Crania Germaniae merid. occid.", in dem sich nach Dr. Wilser (Germanen, I.) folgende Sätze befinden: „Die Franken sind ein Bestandteil des großen, von Norden kommenden Völkerstammes, der mit gewaltigem Stoß das mächtige römische Reich zertrümmerte . . . und damit stimmt auch überein, daß die alten Wohnsitze der Alemannen ebenfalls an der Nord- und Ostsee lagen und daß sie sich erst im Laufe der Zeit nach Süden und Westen bewegten . . . daß ihre Schädelform die noch heute im skandinavischen Zweig des deutschen Stammes (der in seinen alten Wohnsitzen und daher unvermischt geblieben) erhaltene dolichocephale ist". Anthropologie und Philologie gingen nunmehr für einige Jahrzehnte getrennte Wege. Dagegen fanden die gemeinsamen Interessen der Anthropologie und Urgeschichte 1866 ihren Zusammenschluß in dem von A. Ecker in Gemeinschaft mit Ludwig Lindenschmit begründeten „Archiv für Anthropologie".

---

4. Frankreich und die Germanenforschung.

„C'est du Nord que nous vient la lumière."
Lamartine (1867).

Die Forschung in Frankreich bedarf mit Recht einer gesonderten Darstellung, weil in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die im vorigen Kapitel geschilderte mittelalterliche germanische „Kultursolidarität" zwischen Frankreich und Deutschland aufs neue zu erblühen schien. Zwar wird man sich darüber keinem Zweifel hingeben dürfen, daß auch damals — wie wohl zu allen Zeiten — in den französischen Geschichtswerken die „romanistische" Stimmung die „germanistische" überwog, aber es will doch etwas bedeuten, wenn auf einem so bestimmten Boden sich die Errungenschaften deutscher Germanenforschung rein und lauter widerspiegeln. Dem Franzosen eignet wohl zu allen Zeiten ein Nationalstolz, wie ihn der Deutsche nur zu oft vermissen läßt. Leider hat das Zeitalter Napoleons und des Rheinbundes bei uns Deutschen auch zu „wissenschaftlichen" Erzeugnissen geführt, denen wir alles andere, nur nicht unsere Achtung bezeugen können. Harte, und leider nur zu berechtigte, Anklagen sind es, die Wolfgang Menzel in seiner Schrift „Unsere Grenzen" gegen verschiedene Erscheinungen jener Zeit erhebt, so wenn er schreibt: „Johannes Müller beglückwünschte in seiner Eröffnungsrede der komödienhaften, von Jérome improvisierten westphälischen Kammer die deutschen Barbaren, endlich durch Napoleon zu erhalten, was ihnen in ihrer dumpfen Beschränktheit bisher gefehlt habe." Wesentlich politische Gründe sollen es nach Menzel auch gewesen sein, die Vincenz von Pallhausen bestimmt haben, in seinen verschiedenen Schriften (Urgeschichte der Baiern[1]), 1811, Nachtrag dazu, 1815, Bojoariae topographia Romanoceltica, 1816) die Bayern als vermeintliche Nachkommen der Bojer den Kelten auszuliefern, denn so

[1]) Der Titel lautet: Garibald, erster König Bojoariens und seine Tochter Theodelinde, erste Königin in Italien: Oder die Urgeschichte der Baiern, usw.

hatten sie „ganz recht, mit den Franzosen im Bunde gegen die Deutschen zu fechten". Leider hat sich Professor Dr. Andreas Buchner gemüßigt gesehen, Pallhausens Ungereimtheiten in seine groß angelegte (zehnbändige) Geschichte von Bayern aufzunehmen, und er bringt in den zur bayerischen Geschichte gehörenden „Dokumenten" sogar eine Probe für sein höchst mangelhaft entwickeltes Vermögen, einzelne Sprachen voneinander zu unterscheiden. In der bekannten altdeutschen Abschwörungsformel sollen z. B. „vvercum, vvordum, unholdum" deutsche Wörter mit keltischen Endungen sein, „genotas" mit dem lateinischen „notus" zusammenhängen, usw. Gegen beide Autoren hat sich Dr. Kaspar Zeuß in seiner kleinen Schrift „die Herkunft der Baiern von den Markomannen gegen die bisherigen Muthmaßungen bewiesen" (München 1839) mit gebührender Schärfe gewandt. Später hat die sog. bojische Herkunft der Bayern auch das Feld der schönen Literatur erobert (Tassilo als Herzog der Bojer), und sie taucht auch gelegentlich in wissenschaftlich sein sollenden Werken auf.

Ein Erzeugnis der Jämmerlichkeit ist dann das Buch Nikolaus Vogts „Die deutsche Nation und ihre Schicksale" (1810), dessen Verfasser in der Verbindung Napoleons mit Maria Louise eine neue Sonne über Deutschland aufgehen sah und in der Stiftung des rheinischen Bundes, „geschützt durch die mächtige Hand Napoleons" eine Wohltat für die deutsche Nation erblickte.

Von derartigen nationalen Jämmerlichkeiten haben sich die Franzosen wohl jederzeit freigehalten, und darum verdienen ihre Arbeiten germanistischer Richtung unsere volle Achtung.

„Die Restaurationszeit", schreibt Prof. Dr. Th. Süpfle, „ist diejenige Periode der französischen Geschichte, in welcher dem deutschen Geiste in Dichtung und Philosophie am meisten gehuldigt wurde." Ein äußeres Merkmal des Zusammenklingens deutscher und französischer Forschungen sind die mehrfach in dem Zeitraum zwischen 1820 und 1860 gegründeten „Revues germaniques". Aber nicht nur die klassische Periode unserer Literatur, auf die Prof. Süpfle in erster Linie abzielt, war es, die in Frankreich eine solche Wiedergeburt im deutschen Sinne hervorrief, es war auch das Bewußtsein ursprünglicher gemeinschaftlicher Geschichte. Seit die Brüder Grimm den Reichtum deutschen Märchen- und Mythen-Schatzes vor uns ausgebreitet haben, wurde man auch in Frankreich auf die heimischen Sagenstoffe aufmerksam, und Parzival, König Artus, Merlin und andere mehr erwachten aus mehrhundertjährigem Schlafe. Wie wäre das wohl im Zeitalter Voltaires möglich gewesen! Dankbar hat man in Frankreich die Anregungen aufgenommen,

die man von deutscher und auch skandinavischer Seite ihm entgegenbrachte, erkannte man doch in vielen Stücken das gemeinsame Band, das einst alle germanischen Völker, die Franken eingeschlossen, bis zu den Pyrenäen und noch darüber hinaus umschlungen hatte. Tiefgründige Arbeiten über die germanischen Eroberungen vertieften das Interesse an der germanischen Vorzeit. Zu den bedeutendsten Erscheinungen jener Zeit gehört Cl. Fauriels vierbändiges Werk „histoire de la Gaule méridionale sous la domination des conquérants germains", 1836. In dasselbe Jahr fällt das reichhaltige Werk C. Mulliés „Fastes de la France ou tableaux chronologiques, synchroniques et géographiques de l'histoire de France depuis l'établissement des Francs jusqu'à nos jours". Der Verfasser beginnt sein — wie man dies des öfteren in französischen Geschichtswerken antrifft — nach Jahrhunderten gegliedertes Werk mit einem „tableau des Gaules", in dem er bereits frühgeschichtlichen germanischen Einfluß in Gallien annimmt: von Gibraltar bis zur Loire erstreckte sich die Rasse der Iberer und Gaëlen oder Gallier, vom Norden her blieben aber etliche Einwanderungen germanischer Völker (Cimbern, Kymren, Kimmerier) nicht ergebnislos: Blut, Sitten und Sprache der Gaëlen wurde durch die Mischung verändert. Die Franken, schreibt Mullié später, seien glücklicher als die anderen germanischen Stämme gewesen, die unter den Trümmern des römischen Kolosses begraben wurden, zweifellos seien sie von der Vorsehung vorausbestimmt worden, die Zivilisation, an deren Zerstörung sie mit gearbeitet hätten, wieder heraufzuführen. Durch den überaus reichen Inhalt hätte das Werk, das auch auf sonstige Kulturfragen wie Religion und Gesetzgebung, sowie auf die zeitgenössischen Ereignisse außerhalb des Frankenreiches eingeht, den Titel: Fastes des peuples germaniques verdient.

Den Widerhall, den die germanistischen Forschungen Deutschlands in Frankreich fanden, hat in gedrängter Form A. F. Ozanam im Vorwort seines Buches „les Germains avant le christianisme" (ersten Teiles seiner études germaniques) zusammengefaßt: „Les découvertes historiques de l'Allemagne pouvaient donc se trouver compromises, aux yeux de l'étranger, par l'usage qu'on en faisait. D'ailleurs, les ouvrages de M. Grimm, excepté la Grammaire, où il y a beaucoup d'art et de génie, étaient surtout des collections de documents bien choisis, qui attendaient leur emploi. Les Allemands nous laissent volontiers ce travail de rédaction, trop frivole pour eux. En 1831, M. Fauriel inaugurait la chaire de littérature étrangère par ces belles leçons, où il éclarait d'un jour si nouveau les com-

mencements de la littérature provençale. C'est là qu'il rencontrait le poëme barbare de Walther d'Aquitaine, et l'étude de cet épisode étrange le conduisait à exposer toute la suite de l'épopée germanique. En 1832, M. Ampère ouvrit la brillante carrière de son enseignement, en menant ses auditeurs aux sources encore peu connues de la poésie scandinave. On se rappelle avec quel applaudissement il introduisit le premier, dans la chaire classique, les chants de l'Edda, les récits des Sagas, et tant de textes curieux dont la barbarie éloquente étonnait nos oreilles. D'un autre côté, M. Saint-Marc Girardin, après avoir analysé les institutions de l'ancienne Allemagne, la montrait pour ainsi dire toute vivante dans la fable héroique des Nibelungen. En 1844, M. Lenormant consacra vingt leçons d'un cours aussi attachant que profond à éclaircir, par le témoignage de toute l'antiquité, l'origine des peuples qui envahirent l'empire romain. Il ne faut pas oublier non plus que les travaux de MM. Marmier, Bergmann, Eichhoff, Edelestand du Méril, ont achevé de naturaliser parmi nous les vieilles langues et les vieilles littératures du Nord." Ganz im Sinne moderner Forschung fährt dann Ozanam fort: „L'Allemagne ne peut plus nous accuser d'être restés indifférents à la découverte de tant de trésors littéraires, qui sont aussi notre patrimoine. Car, après tout, les recherches dont il s'agit intéressent toute l'histoire de France; et rien n'importe plus que de savoir enfin ce qu'étaient, avant leur conversion, ces Francs, ces Bourguignons, ces Visigoths, ces Normands que nous appelons nos pères, qui mirent leur épée au service de notre foi, leur liberté dans nos institutions, et leur génie dans nos arts."

Eines besonders anziehenden Werkchens hat Ozanam dabei nicht gedacht: des „Coup d'oeil sur les antiquités skandinaves, ou aperçu général des diverses sortes de monuments archéologiques de la Suède, du Danmark et de la Norvège" von Pierre Victor, Paris, 1841. Bereits am 12. April desselben Jahres brachten die „Literarischen und kritischen Blätter" zu Hamburg einen Auszug aus dem Werke in deutscher Übersetzung, welcher zeigt, wie hoch der Verfasser den vom Norden her sich ausbreitenden Einfluß der Germanen auf Kunst und Kultur Europas einschätzt.

Es heißt darin bei Besprechung der religiösen Denkmale, der alten hölzernen Tempel von Burgund, Hillerdal und Urnäs: „Wenn die Einteilung, die Behauung des Holzes und mehreres andere der

lateinischen und byzantinischen Architektur angehört, so trägt doch der Entwurf des ganzen Gebäudes und die Art der Ausführung im Détail einen wesentlich davon verschiedenen Charakter an sich. Die Verzierungen der Kapitäler, der Türen und Vorhallen sind in einem dem Norden ausschließlich eigenen Stile ausgeführt. Ein Volk, das eine geregelte schöne Sprache, eine erhabene und glänzende Poesie hatte, konnte wohl auch eine eigene Architektur und plastische Kunst besitzen. . . . Man kann sich bei Betrachtung dieser merkwürdigen Bauart, der pyramidalischen Dächer, der staffelförmigen Giebel, des Gedankens nicht erwehren, daß die Völker des Nordens großen Anteil daran gehabt haben, der romanischen Architektur die Modifikationen des byzantinischen und gotischen Stiles einzuimpfen." Die Bezeichnung „gotisch" sei ursprünglich nur verächtlicherweise gegeben; „wollte man diese Gattung der Architektur nach einem Volksnamen bezeichnen, so würde keiner passender sein als der normännische Stil, normännisch in der Bedeutung von nordisch genommen und Skandinavien und Germanien in sich begreifend". Wie modern sich P. Victor hier ausgesprochen hat, zeigen die Worte Dr. Wilsers in der Besprechung der Hessischen Holzbauten Hanftmanns (Pol.-anthr. Rev. VII, Heft 4): „Auch ich bin stets der Ansicht gewesen, daß eine kommende Art Kunstbeschreibung und -wertung sich von den uns unumgänglich scheinenden Unterscheidungswörtern romanisch und gotisch befreien wird, und habe schon vor Jahren gezeigt, daß die Eigenart des Holzbaues nach Fügung und Zierwerk mit geringer äußerlicher Anpassung durch alle Stilgattungen durchgeht, und für die obigen Kunstausdrücke die zutreffenderen Bezeichnungen ‚fränkisch' und ‚normannisch' vorgeschlagen."

Victor bespricht darauf die Schiffsbaukunst der Germanen und bemerkt dazu: „Die Seefahrten der alten Völker des Nordens, welche das Signal zu den großen Entdeckungsreisen der neueren Zeiten gegeben haben, beweisen, daß ihre Seemacht von einiger Bedeutung gewesen ist." Man vergleiche damit die Äußerungen L. von Rankes und Wackernagels über dasselbe Thema! Zum Schlusse fordert Victor seine gelehrten Landsleute auf, das Studium der nordischen Archäologie weiter zu fördern: „Le champ est neuf pour nous, et il n'est pas encore épuisé pour les savants du Nord eux-mêmes. Pour le rendre plus fécond, plus productiv en grands résultats historiques, il faut que les antiquaires de tous les pays concourent à sa culture, que l'activité et l'imagination méridionales

s'unissent, dans ce travail, à la sagacité patiente et réfléchie des esprits septentrionaux. . . . Le jour n'est pas éloigné où nous sentirons la nécessité de faire entrer l'histoire du Nord dans nos études élémentaires, et de mieux connaître des peuples qui ont exercé tant d'influence sur nos institutions et sur nos moeurs". Besonderen Dank mußten die Franzosen der Königlichen Gesellschaft für nordische Altertumskunde in Kopenhagen dafür wissen, daß sie ihre wertvollen Mitteilungen auch in französischer Sprache erscheinen ließ (Mémoires de la société royale des antiquaires du Nord) und so die französische Wissenschaft geradezu zum Mitbewerb herausforderte.

Und als sollte zu jener Zeit die germanische Kulturgemeinschaft noch einmal zu einem vollendeten Ausdruck gelangen, hat uns Italien 1841 ein wertvolles sprachgeschichtliches Werk geschenkt. Es ist der „Atlante linguistico d'Europa" von B. Biondelli. Lorenz Diefenbach widmete diesem Werke in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, Juni 1842, eine ausführliche Besprechung, die mit folgenden Worten beginnt: „Freudig begrüßten wir in den Naturforscherversammlungen Italiens, und eben auch in den gegen sie ergangenen Verboten, Zeichen eines neuen Bundes des überalpischen Südens mit dem germanischen Norden. Ein ähnliches erblicken wir in dem vorliegenden Buche, dessen Gegenstand dem feinsten und geistigsten Gebiete der Naturgeschichte angehört, dem der Sprachen- und Völkerstämme (Linguistik und Ethnographie)." Daß Biondelli ein ursprüngliches germanisches Leben in Nordeuropa anerkennt, scheint aus einigen Widersprüchen des Referenten hervorzugehen, von denen zwei mitgeteilt seien: „Die altertümliche Reinheit der isländischen Sprache und noch mehr die der (lebenden) friesischen überschätzt der Verf. denn doch etwas", und: „Bei der großen Belesenheit und eignen Einsicht befremdet um so mehr seine, freilich noch unlängst in Deutschland häufige, Verwechselung der Goten mit den schwedischen Gotländern; falsche historische Folgerungen knüpfen sich natürlich daran." Leider hat Diefenbach diese vielleicht sehr interessanten historischen Folgerungen nicht verraten.

In der Tat ist die Belesenheit Biondellis gerade auf dem Gebiete der skandinavischen Literatur erstaunlich, doch vertritt er auch die Lehre vom asiatischen Ursprunge der indo-europäischen Völker. „Indo-europäisch" ist der bei Franzosen und Italienern landläufige Ausdruck an Stelle des bei uns gebräuchlicheren „indogermanisch". Im späteren französischen Schrifttum erscheint auch die Bezeichnung „indokeltisch". Biondellis Werk sollte in vier Bänden erscheinen, doch dürfte nur der erste herausgekommen sein.

An das Werk von Pierre Victor ließen sich wohl am besten die 1847 zu Paris erschienenen „Etudes litteraires — Moyen-âge" von Henry Prat anschließen, der sich ebenso gut unterrichtet zeigt über die ältere skandinavische Dichtung wie über die nationalen Grundlagen der französischen Literatur des Mittelalters.

Die dankbare Anerkennung für die französischen uns so nahe berührenden Forschungen von deutscher Seite blieb denn auch nicht aus. „Auch die romanischen Völker", schrieb E. Th. Gaupp in der Vorrede zu den „Germanischen Ansiedelungen und Landteilungen in den Provinzen des Römischen Westreiches", 1844, werden sich ihrer Germanischen Elemente immer deutlicher bewußt, ihre ganze moderne Literatur ist von einem Hauche dieses Ursprungs durchweht, und die Richtung ihrer geschichtlichen Studien steht damit im innigsten Zusammenhang. Namentlich ist in Frankreich eine Menge der trefflichsten Geister mit der wissenschaftlichen Eroberung des Mittelalters beschäftigt, und aus tieferer Einsicht in die Grundlage des eigenen Volks- und Staatstums erwächst als schöne Frucht immer liebevollere Anerkennung der sittlichen Kräftigung, welche von den Germanischen Völkern ausging, der Empfänglichkeit für alles Große und Schöne, von welcher dieselben beseelt wurden, der jugendlich frischen Lebenskeime, welche sie in die siech gewordene Römische Welt einpflanzten."

So sehr war die damalige französische Welt vom germanischen Geiste durchtränkt, daß selbst Geschichtschreiber, deren romanistische Richtung allbekannt ist, sich ihm nicht zu entziehen vermochten. So äußert sich Guizot gelegentlich folgendermaßen: „Die romanische Welt verdankt den Germanen vorzugsweise den Geist der individuellen Freiheit, das Bedürfnis, ja die Leidenschaft der Unabhängigkeit, der Individualität. Die Herrschaft der Stärke, d. h. die persönliche Freiheit, wie wir sie heute auffassen und kennen, als Recht und Gut jedes einzelnen Individuums, Herr seiner selbst zu sein, seiner Handlungen und seines Schicksals, so lange er dadurch keinem anderen schadet, diese ist es, wodurch die Germanen so mächtig auf die moderne Welt gewirkt haben. Unermeßlich ist das Factum in seinen Folgen, denn es war allen vorhergehenden Civilisationen fremd." (Übersetzung nach Franz Linnig, Germanismus und Romanismus, 1871.)

Daß Frankreich die Grundsätze individueller Freiheit den Germanen zu verdanken habe, findet sich auch sonst häufig in dem damaligen französischen Schrifttum vertreten. So meinte es auch P. A. F. Gérard in seinem Werkchen „La barbarie France et la civilisation romaine",

1845. Auf dieses beziehen sich Wolfgang Menzels Worte (Unsere Grenzen, 1868): „Als diese jämmerliche Zeit (des Rheinbundes) mit ihren Lügen vorüber war, hielten nur noch die Franzosen die eitle Illusion (der civilisation celtique et romaine gegen die barbarie franque) fest. So viel mir bekannt, ist in französischer Sprache in neuerer Zeit nur ein Buch geschrieben worden, welches diese Illusion zu stören gewagt hat, das Buch von Gérard in Brüssel 1845. Dieser Gelehrte erinnert die Franzosen an das, was ihnen schon ihr alter Montesquieu in seinem Esprit des lois gesagt hat, daß nämlich alles, was Frankreich an Ehre, Recht und Freiheit besitze, von den Franken und aus den deutschen Wäldern herstamme, weil vorher das gallische Volk unter der Tyrannei der römischen Kaiser nur in tiefste Sklaverei und Korruption versunken gewesen sei."

Demnach ist Menzel das französische Schrifttum, in dem sich eine germanenfreundliche Stimmung kund gab, nicht bekannt geworden, in seiner Auffassung der fränkisch-germanischen Grundlage Frankreichs erscheint er aber als wertvoller Vorläufer Wilsers und Woltmanns.

Das folgende Jahr (1846) brachte einen Vorstoß gegen die in Deutschland aufkommende Rassenlehre in dem zu Paris anonym erschienenen Buche „Des Allemands. Par un Français". In erster Linie richtet sich der Angriff gegen E. M. Arndts Versuch in vergleichender Völkergeschichte. Der Standpunkt des Verfassers läßt sich in wenigen Sätzen zeichnen: „Le Français peut être fier de sa nationalité, mais cette fierté chez lui se fondera uniquement sur ce qu'il est et sur ce qu'il a." Vom Deutschen aber heißt es: „Sa grandeur n'est pas seulement un fait, c'était déjà en quelque sorte un droit, et il est fier, non pas autant de ce qu'il a acquis, que de principe en lui qui lui donnait d'avance la certitude de l'acquérir". Der „germanozentrischen" Auffassung Arndts stellt der Franzose die seinige gegenüber: „Les Allemands d'aujourd'hui se considèrent comme les représentants et héritiers des peuples germaniques: or ces peuples s'étant répandus sur toute l'Europe, il se trouve qu'il n'est pas de pays ou quelque chose de l'éritage ne soit à recueillir. Chaque pays peut donc être considéré comme Germain aussi longtemps et en tant qu'il est utile." Mit ähnlichen Gründen suchen noch die heutigen Rassengegner die Rassenlehre totzuschlagen. Wenn dann gewissermaßen als Trumpf ausgespielt wird: „Il est vrai que, pour se consoler, quelques-uns essaieront de faire de Bélisaire un Germain", so hat sich dieses „Schicksal" bereits zwei Jahre später in Jakob Grimms Geschichte der deutschen Sprache erfüllt.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß, wie aus Léon Guérins „Histoire d'Allemagne, de Bohême et de Hongrie", 1846, hervorgeht, die Franzosen damals noch nicht die Trennung des fränkischen Reiches im Vertrage von Verdun verschmerzt hatten — bei Guérin erleidet die „objektive" Geschichtsdarstellung dabei Schiffbruch —, und leider finden sich auch in Henry Martins großer „Histoire de France" einige dahin zielende Bemerkungen.

Von solchen Entgleisungen abgesehen, bietet jedoch jenes Zeitalter genug der Beispiele für die warme Aufnahme deutscher Wissenschaft in Frankreich, und der Boden schien wohl vorbereitet zu sein, um dem berühmten Rassenwerke des Grafen von Gobineau, das 1853/55 in erster Auflage erschien, eine glänzende Aufnahme und weiteste Anerkennung zu sichern. Über Gobineaus Beziehungen zu seinen Zeitgenossen, sein Verhältnis zu seinen Vorgängern usw. muß ich auf das grundlegende Buch des Professors Ludwig Schemann „Gobineaus Rassenwerk, Aktenstücke und Betrachtungen zur Geschichte des Essai", 1910, verweisen und mache unter den hier genannten Vorgängern Gobineaus besonders auf Augustin Thierry aufmerksam. Zur Ergänzung des von Prof. Schemann zusammengestellten Stoffes seien noch zwei Sätze aus dem Vorworte zu Henry Martins „Histoire de France" (aus dem Jahre 1837 stammend) hervorgehoben: „Nous pouvons aujourd'hui suivre d'un regard plus ferme la marche progressive de notre patrie. Fils de Gaulois par la naissance et par le caractère, fils des Romains par l'éducation, ravivés violemment par le mélange des barbares germains[1], ... nous pouvons comprendre aujourd'hui que ce n'est pas l'hasard qui a mêlé dans nos veines au sang gallique le sang de toute les grandes races de l'antiquité etc.". Über Martins späteres Werk „De la France, de son génie et de ses destinées", 1847, vgl. Schemann, S. 514.

Gleichzeitig mit dem Schlußbande des Rassenwerks Gobineaus erschien zu Paris in zweiter Auflage der unter Leitung von Dr. M. W. Duckett herausgegebene „Dictionnaire de la conversation et de la lecture", der im 10. Bande eine höchst einsichtsvolle, 16 Spalten

[1] Ähnlich hatte schon 1807 Simonde Sismondi in der „Histoire des républiques italiennes du moyen-âge" geschrieben: „De plus grands caractères se sont développés dans ces petits Etats; on y a vu se deployer des passions plus vives, des talens plus vastes, plus de vertus, de courage et de vraie grandeur, que dans bien de Monarchies condamnées pour jamais à l'indolence et à l'oubli." Alles dies, nachdem der Verfasser Italien „rajeunie par le mélange de son Peuple avec les nations du Nord" genannt hat.

füllende Darstellung des alten Germanien brachte. Die vorzüglichsten deutschen Werke dienten dem Verfasser als Grundlage. Genannt werden dabei u. a. Chr. E. Langethal, Geschichte der teutschen Landwirthschaft, G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, Jakob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer und deutsche Mythologie.

Aus der späteren germanenfreundlichen Literatur Frankreichs sei noch eine Arbeit M. de Lamartines über das Nibelungenlied (enthalten im „Cours familier de littératures", 1867) erwähnt. In wahrer Begeisterung ruft Lamartine aus: „Vom Norden her kommt uns heute das Licht" (C'est du Nord aujourd'hui que nous vient la lumière), fügt dann aber gleich hinzu: „. . . était vrai alors, non pas que le Nord était devenu, on ne sait comment, le grand chemin de l'Orient dont toute civilisation était découlée en Europe. Les Nibelungen sont, sous le rapport historique, le plus grand témoignage de cette vérité". Obgleich also Lamartine das vom germanischen Norden her sich über Europa verbreitende Licht anerkennt, steht er andererseits doch noch ganz auf dem Boden der Einwanderungstheorie.

Aber auch in dieser Beziehung hatte sich in Frankreich bereits ein Umschwung angebahnt. H. Martin erwähnt im Vorwort seiner Geschichte Frankreichs eines La Tour d'Auvergne, „qui voulut faire de la Gaule le berceau de l'espèce humaine, du celtique la langue mère de toutes les langues, et usurper, au profit de nos Gaulois, ce droit d'aînesse que réclame aujourd'hui la mystérieuse Arie de l'Asie centrale". „Das mysteriöse Aria" klingt sehr vielsagend! Das Werk, auf das Martin hier anspielt, sind die 1798 erschienenen „Origines Gauloises, celles des plus anciens peuples de l'Europe, puisées dans leur vraie source etc." Par La Tour d'Auvergne-Corret. Höher als dieses weit zurückliegende Werk muß die Tätigkeit des belgischen Forschers Ommalius d'Halloy eingeschätzt werden, der nach Angabe von S. Reinach (L'origine des Aryens, histoire d'une controverse, 1892) sich schon 1839—1844 und dann ausführlicher 1848 in dem „Bulletin de l'académie de Belgique" für die europäische Heimat der Kelten und der verwandten Völker ausgesprochen hatte.

Alle Stimmen aber, die sich damals vielleicht noch zugunsten einer europäischen Urheimat hätten erheben können, wurden niedergehalten durch das umfangreiche, auch inhaltlich bedeutende Werk Adolphe Pictets „Les origines Indo-Européennes ou les Aryas primitifs" (1859 und 1863), in welchem die Urheimat der Indogermanen nach Baktrien verlegt wurde. So dürfte auch ein zweiter Vorstoß Ommalius

d'Halloys schließlich ergebnislos verlaufen sein. Wie S. Reinach berichtet, hat O. d. H. am 4. Februar 1864 der société d'anthopologie zu Paris drei Fragen vorgelegt:

1. Quelles sont les preuves de l'origine asiatique des Européens?
2. Les langues à flexion, au lieu de passer d'Asie en Europe, ne sont elles pas plutôt répandues d'Europe en Asie?
3. Les peuples actuels qui parlent des idiomes celtiques . . . et que l'on considère d'après cela comme venus d'Asie, ne sont-ils pas plutôt les descendants des peuples autochthones de l'Europe occidentale?

Als erster Redner äußerte sich Broca dazu: „Je suis de l'avis de notre vénérable collègue M. d'Ommalius en ce sens que, pour moi, les habitants de l'Europe sont aujourd'hui à peu près ce qu'ils étaient au temps de l'immigration asiatique; mais, en ce qui touche les langues indo-européennes, je crois que l'on a raison de soutenir qu'elles ont suivi leur voie de l'orient à l'occident." Gegen Broca, der somit scharf zwischen Rassen und Sprachen unterschied, wandte sich Bertillon mit der Bemerkung, „que les Européens parlant les langues aryennes lui semblaient offrir une conformité remarquable de caractères anatomiques. Il pensait donc que le sang aryen avait été largement infusé à l'Europe". Im Schlußwort führte O. d'Halloy aus, man behaupte zwar, daß es in Asien Völker blonder Rasse gäbe, man fände sie aber nicht, auch wenn man ernsthaft darnach suchte: „D'un autre côté, aussi loin que nous remontions dans l'histoire, nous trouvons des peuples blonds dans le centre de l'Europe. Je suis porté à croire que ces peuples ont été là de toute antiquité; ces peuples belliqueux et conquérants ont valu à la Germanie, chez les anciens, le nom d'officina gentium; ils ont, on le sait, porté fort loin leurs conquêtes". Diese Verhandlungen verdienten in den geschichtlichen Abschnitten der einschlägigen Werke mehr hervorgehoben zu werden, als bisher geschehen. O. d'Halloy hat diesen mit der neueren Forschung übereinstimmenden Stankpunkt auch in einem besonderen Werke vertreten (Races humaines ou éléments d'ethnographie, 5. Aufl. 1869).

Zur Ergänzung meiner Ausführungen verweise ich auf Prof. Dr. Th. Süpfle, Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich, 1886—1890, und auf das schon genannte Werk Prof. Schemanns. Ich habe hier hauptsächlich das hervorgehoben, was in den geschichtlichen Darstellungen nicht berücksichtigt wird und wohl fast der

gesamten neueren Forschung verborgen ist, doch meine ich, daß gerade das, „was unsichtbar dazwischen geht", nicht nur an sich das köstlichste ist, sondern daß es auch einen bestimmenden Einfluß auf die Geistesrichtung eines ganzen Landes ausüben kann. „Die stillsten Worte sind es," sagt Nietzsche-Zarathustra, „welche den Sturm bringen. Gedanken, die mit Taubenfüßen kommen, lenken die Welt". Beweis dessen ist schon der eine Name: G o b i n e a u. Niemand wird Gobineau, auch wenn er auf seine normannisch-germanische Abstammung besonderes Gewicht gelegt hat, aus seiner französischen Umwelt lösen können. Keiner der neueren französischen Geschichtschreiber war aber so wie er von der Überzeugung durchdrungen, „daß die Germanen überall das schaffende, lebendige, positive Element in die modernen Völkerbewegungen hineingetragen haben". Gobineau wollte, wie Schemann schreibt, diesen Gedanken auch auf sein Vaterland anwenden, und zwar in einer „ethnographie de la France", einem nachgelassenen, noch unveröffentlichten Werke. Prof. Schemann hat uns in dankenswerter Weise einige köstliche Proben daraus mitgeteilt (S. 459 ff. seines Buches). Mit einigen Sätzen daraus, welche den Einklang Gobineaus mit Dr. Woltmann bestätigen werden, will ich diesen Abschnitt beschließen: „Vis-à-vis de la race germanique, race bien réelle, bien persistante, bien définie, en un mot, bien positive, se présente la race latine qui n'est pas réelle, qui est extrêmement mobile, qui demeure toujours indéfinie et, en un mot, qui reste à l'état négatif . . . La race latine n'a jamais eu de germe original. L'élément germanique, à prendre d'abord le type physique, est extrêmement facile à caractériser. Élévation de la taille, juste concordance des membres, beauté des proportions, vigueur extrême, poil blond mordoré ou rougeâtre, yeux bleus ou gris, grande fécondité, tels sont les caractères principaux. On les retrouve encore au jour actuel dans les spécimens restés purs, non seulement en Angleterre, dans la région scandinave, sur le pourtour de la côte baltique, dans quelques cantons intérieurs d'Allemagne, on les voit de même en France, dans différentes contrées de l'Italie, en Sicile où les Normands les ont apportés, dans le nord de l'Espagne qui les a conservés de l'héritage visigoth . . . . S a n s l ' i n t e r v e n t i o n d e c e n o u v e a u v e n u, l e g é n i e h u m a i n n ' a u r a i t e u n i l a m o i n d r e r a i s o n ni la moindre possibilité de prendre la direction qui a fondé l'originalité des âges chrétiens".

Ein besonderes Gebiet, dem auch Dr. Woltmann in seinem Werke „Die Germanen in Frankreich" ein Kapitel gewidmet hat, ist der Anteil der germanischen Sprachen an der französischen, der bekanntlich noch heute nicht unerheblich ist. In diesem Zweige der Sprachwissenschaft zeigte sich in dem behandelten Zeitabschnitte ein bedeutender Fortschritt über das einfache Etymologisieren des 17. und 18. Jahrhunderts hinaus, indem sowohl von deutscher als auch von französischer Seite Aussprache und Syntax zum Vergleiche herangezogen wurden. Vereinte Kräfte haben der alten, 1849 durch August Fuchs wieder aufgewärmten Lehre, daß die romanischen Sprachen „nichts anderes als eine ganz naturgemäße Fortsetzung und Fortbildung der lateinischen Sprache seien", den Todesstoß gegeben. Das älteste hierher gehörende Werk in meinem Besitze ist das 1821 von L. W e i n h a r t herausgegebene: „Die Verwandtschaft der Sprachen, insbesondere der französischen und deutschen, dargestellt in einer Abhandlung über den Bau der französischen Sprache und in einem etymologischen französisch-deutschen Wörterbuche." Unter den Franzosen hat sich besonders der schon genannte E d é l e s t a n d d e M é r i l einen geachteten Namen erworben, indem er in seinem „Essai philosophique sur la formation de la langue française", 1852, bei der Entstehung der französischen Sprache auch den syntaktischen Einfluß des Germanischen nachwies: „L'influence des Germains sur leur nouvel idiome ne se borna point à introduire des racines étrangères. Ils continuèrent pendant longtemps à penser en allemand ce qu'ils exprimaient en latin, et dans ce passage d'une langue à une autre, si difficile même pour des intelligences plus habiles, ils mêlaient dans une sorte de syntaxe intermédiaire des formes qui appartenaient aux deux idiomes."

Auf deutscher Seite sind erwähnenswert: L u d w i g S c h a c h t, „de elementis germanicis potissimum linguae franco-gallicae", 1853, W a l t e m a t h, „Die fränkischen Elemente in der französischen Sprache", 1855, und besonders F e l i x A t z l e r, „Die germanischen Elemente in der französischen Sprache", 1867, ein Werk, das uns schon deshalb anziehen muß, weil es einige Gedanken Dr. Woltmanns vorwegnimmt. Man vergleiche z. B. folgenden Satz mit der von Woltmann ausgesprochenen Ansicht, daß die Goten als Rasse in Italien nicht untergegangen sind: „Der grausame zwanzigjährige Krieg, in welchem die Feldherrn Justinians das ostgotische Reich vernichteten, hat zwar fast die ganze waffenfähige Mannschaft der Ostgoten aufgerieben, aber wenn man bedenkt, daß Weiber und Kinder doch großenteils verschont wurden, so wird man bei der damaligen dünnen Bevölkerung Italiens und dem

physisch gesunden Wesen der Germanen auch diesen Resten der Ostgoten und ihren Nachkommen ihre gebührende Stelle in der Entstehungsgeschichte des neuitalienischen Volkes einräumen." Hier hat der Verfasser Rudolf v. Raumers Überzeugung zu seiner eigenen gemacht, denn der Satz findet sich — wie auch manches andere — wortgetreu in der Schrift „Vom deutschen Geiste" (vgl. S. 58/59). Auch aus Arnds Werk über die Geschichte des französischen Volkes (vgl. S. 52 ff.) hat Atzler manches herübergenommen. Hat er so auf eine gewisse Selbständigkeit verzichtet, so hat er doch wenigstens die besten Quellen zu Rate gezogen.

Ein gutes etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache, das die germanischen Elemente gebührend berücksichtigt, ist des belgischen Gelehrten Auguste Scheler „dictionnaire d'étymologie française d'après les résultats de la science moderne", 1862. Andere hierher gehörende sprachwissenschaftliche Werke, wie die „Grammatik" und das „etymologische Wöterbuch" der romanischen Sprachen von Diez, sind so rühmlich bekannt, daß sie hier kaum der Erwähnung bedürfen.

---

5. Die deutsche Vorgeschichte.

„Was die Sammler und Gelehrten des 19. Jahrhunderts gerettet haben, wird ihnen die fernste Zukunft danken. Es handelt sich nicht um seltsame Museumsstücke zum Anstaunen und Bewundern, sondern um den Einblick in die Urgeschichte unserer Rasse, die uns nicht durch schriftliche Dokumente übermittelt ist."

Prof. Alfred Lichtwark über das Kieler Museum (Eine Sommerfahrt auf der Jacht Hamburg).

Die nationale Bedeutung deutscher Vorgeschichtsforschung war schon dem 17. und 18. Jahrhundert nicht verborgen geblieben. Die politische Zerrissenheit unseres Vaterlandes hat es in erster Linie mit verschuldet, daß wohl auf örtlich getrennten Gebieten immerhin Beachtliches geleistet wurde, daß aber die einzelnen Zweige der Vorgeschichtsforschung nicht zueinander finden konnten. Eine leise Wendung zum Besseren trat schon im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts ein. Größere öffentliche und private Sammlungen wurden angelegt; sie weckten weithin Interesse und förderten den Zusammenschluß der Altertumsfreunde zu tätigen Vereinigungen. Die Schwierigkeiten, mit denen die Forschung zu kämpfen hatte, dürfen nicht hoch genug eingeschätzt werden; Schritt für Schritt mußte die germanische Vorzeit zurückerobert werden, damit ihre Erscheinungen in lückenloser Kette mit der urkundlich beglaubigten Geschichte verbunden werden konnten. In schier undurchdringliches Dunkel waren die weiten Zeiträume vor der sog. Völkerwanderung gehüllt: da galt es, die Funde in verhältnismäßig richtiger Zeitfolge zu ordnen. Durch die Völkerverschiebungen, die bis weit in die geschichtliche Zeit hineinreichten, schien das Erbe rein germanischer Kultur, besonders in den Grenzbezirken, mit fremden Elementen durchsetzt zu sein: da galt es, die Funde auch nach ihrer nationalen Herkunft zu sichten. Im

Westen vermischte sich germanische Kultur mit der römischen, im Südwesten und Süden stieß man auf keltische, im Nordosten und Osten auf slawische Bevölkerung, und nur vom Norden her flutete der ungetrübte Strom germanischen Lebens herein. Ja es konnte schließlich nicht ausbleiben, daß je nach Art und Anzahl der Bodenfunde sich das Interesse gelegentlich mehr den fremden Elementen zuwandte.

So trugen denn auch die vorgeschichtlichen Werke des 19. Jahrhunderts zunächst den örtlichen Interessen Rechnung. Die erste größere Sammlung veröffentlichte der Schlesier J. G. Büsching, „die Altertümer der heidnischen Zeit Schlesiens", ein vorzügliches Tafelwerk, das 1820 zu erscheinen begann. Büsching hatte, wie er selbst schreibt, durch Unterstützung von Regierung und Behörden eine Sammlung angelegt, die binnen einem Jahre in allen ihren Teilen auf 1000 Stück angewachsen ist, . . . „und ich kann sie als völlig begründet anerkennen, da fast keine der Formen, wenige der Gegenstände fehlen, die einst in Schlesien bekannt waren". Zum Vergleiche diene, daß nach einer fast gleichzeitigen Mitteilung (1822) die Sammlung germanischer Altertümer zu Kopenhagen damals schon über 6000 Gegenstände umfaßte. Seinen vaterländischen, aber immer noch vereinzelt dastehenden Bestrebungen wünscht Büsching rege Nachfolge in anderen Teilen Deutschlands: „Freudig greift der Westen Deutschlands in diese Untersuchungen ein, und die Wünsche, daß der mittlere Teil Deutschlands und der Norden nicht untätig bleiben, werden wohl in kurzem auch ihre Erfüllung finden". Die Erfüllung erfolgte an verschiedenen Orten fast gleichzeitig: von 1819 an erschien zu Hannover ein von Spiel, später (von 1826 ab) von E. v. Spangenberg herausgegebenes „Vaterländisches Archiv", das auch der Vorzeit gebührende Beachtung schenkte. Am 3. Oktober 1819 wurde der „Thüringisch-Sächsische Verein für Erforschung des vaterländischen Altertums" mit dem Sitz zu Naumburg gegründet; sein erstes 1821 veröffentlichtes Mitglieder-Verzeichnis wies 14 Stifter oder Gründer und 227 ordentliche Mitglieder auf. 1822 erfolgte zu Wiesbaden die Gründung der Gesellschaft für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, die von 1827 an die bekannten, besonders die römischen Funde beachtenden „Annalen" erscheinen ließ.

Nach Verlauf von weiteren zwei Jahrzehnten hatte das Interesse an der deutschen Vorzeit derart zugenommen, daß in der Hauptversammlung des Historischen Vereins zu Darmstadt 1845 das Bestehen von etwa 60 deutschen Altertumsvereinen mit rund 9000 Mitgliedern festgestellt werden konnte. Unter den deutschen öffentlichen Sammlungen erfreute sich die Ludwigsluster eines besonderen Alters und Reichtums:

bereits 1804 war ihr die damalige Schweriner Sammlung zugeflossen. Nach einer Ankündigung des von Ludwigslust ausgehenden Friderico-Francisceums vom Jahre 1823 zählte die Sammlung damals, „in 3 Abteilungen geordnet, 63 Hauptklassen altertümlicher Denkmäler von Gold, Silber, Kupfer, Bronze, Eisen, Stein, gebrannte Erde usw. Diese Hauptklassen zerfielen in 142 Unterabteilungen und zählten gegen 1800 Individuen. Vom Götterbilde herab bis zu den Gegenständen des gemeinsten Gebrauchs gibt sie das treueste Bild untergegangener Zeiten in deren eigenen Erzeugnissen fast ohne Lücken." 1824 erschienen unter Prof. Dr. Schröters Leitung die ersten drei Lieferungen des Friderico-Francisceums. — Die „Sammlung von Altertümern des Museums der Königl. Schleswig-Holstein-Lauenb. Altertums-Gesellschaft" in Kiel wurde 1835 mit etwa 840 Fundstücken eröffnet. Die Grundlage bildete die etwa 520 Stücke umfassende Sammlung des Kammerherrn von Warnstedt, die übrigen etwa 320 Stücke wurden von der Kopenhagener Sammlung geschenkt. In demselben Jahre erschienen zum ersten Male die Mitteilungen des Museums, eröffnet mit einer Ansprache des Herrn v. Warnstedt. 1836 beginnt die Reihe der Jahresberichte des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. 1837 endlich konnte das nunmehr von Friedrich Lisch vollendete „Friderico-Francisceum", mit 37 prächtigen Tafeln geschmückt, erscheinen.

Die sinngemäße Ordnung der Altertümer begegnete zunächst, wie oben erwähnt, großen Schwierigkeiten. Die Anordnung, die v. Warnstedt von Preusker (1829) übernommen hatte, die Altertümer in heidnische, christliche und zweifelhafte zu teilen — und so dachte er auch das Kieler Museum einzurichten — erwies sich doch als zu unzulänglich. Da hatte denn schon 1813 Vedel Simonsen im 1. Bande seiner Übersicht über die ältesten Perioden der Nationalgeschichte im Einklang mit Ansichten, die anscheinend schon dem Altertum geläufig waren (vgl. Lucretius Carus, de rerum natura, 5. Buch, V. 1282 ff.) auf die zeitliche Folge von Stein-, Kupfer- und Eisen-Arbeiten hingewiesen. 23 Jahre später wurde diese Lehre von dem Dänen Thomsen und dem Deutschen Fr. Lisch — anscheinend unabhängig voneinander — wissenschaftlich ausgebaut. Es mußte auffallen, daß Thomsen in seinem „ledetraad til nordisk oldkyndighed", 1836, seinen Vorgänger — und Mitarbeiter — nicht erwähnte. Nach Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, Bd. 1, 1897, „war es eben damals in den gelehrten Kreisen Dänemarks eine allzu bekannte Sache, daß es eine alte Theorie über eine solche Aufeinanderfolge der großen Kulturperioden gab, als

daß man es für notwendig gefunden hätte einen Gewährsmann zu nennen. Sie galt für nicht viel mehr als eine Hypothese, die sich nicht näher beweisen ließ, und über deren Bedeutung man sich nicht recht klar war."

Auch nach Deutschland scheint sich diese Lehre der drei Kulturperioden übertragen zu haben. Prof. Moritz Hoernes erwähnt in seiner Natur- und Urgeschichte des Menschen, Bd. 1, 1909, S. 386, daß Dr. Büsching in seinem Abriß der deutschen Altertumskunde, 1824, als Opponent von den Kennzeichen des Alters spricht, „die wir jetzt immer aufstellen, nämlich die Folge von Stein, Erz und Eisen bei Anfertigung von Geräten und Waffen". Hoernes bemerkt dazu: „Das Dreiperiodensystem war also schon populär, ehe es wissenschaftlich begründet und mit wechselndem Glücke erläutert wurde."

Von deutscher Seite [1]) wird besonders auf den Salzwedeler Forscher Professor Danneil hingewiesen auf Grund des von ihm in Förstemanns „Neuen Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen", Bd. 2, 1836, veröffentlichten „General-Berichts über Aufgrabungen in der Umgegend von Salzwedel". Nach Mötefindt ist dieser Bericht in etwas veränderter Form im 1. Jahresberichte des altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie, 1838, erschienen. Bekundet sich auch in dem Berichte von 1836 eine sorgfältige Unterscheidung der Hünengräber und Urnenfelder, so scheint doch die übersichtliche Herausarbeitung des Dreiperiodensystems nicht geradezu im Programm seines Berichtes gelegen zu haben. Aus den Ergebnissen, die Danneil aus seinen Untersuchungen gewonnen hat, seien folgende Sätze hervorgehoben: „Je kolossaler und roher die zu den Bauten (der Hünengräber) angewandten Materialien sind, je mühevoller dieselben zur Stelle haben geschafft werden müssen, je größer die rohe Kraft ist, die bei den Bauten in Anwendung gekommen, desto älter sind dieselben.... Allmählich nimmt die Mühe, mit der diese Grabstätten angelegt sind, ab und ein wesentlicher Bestandteil nach dem andern schwindet.... In dem Grade, wie die auf die Construktion der Bestattungsplätze gewandte Mühe abnimmt, mehrt sich die Sorgfalt in der Wahl des Materials, der Form und der Verzierungen der Urnen, was auf eine allmähliche Entwickelung der Kunstfertigkeit und des Geschmacks hindeutet.... Ein Gleiches gilt von dem Inhalte der Urnen. In der ersten Klasse enthalten die Urnen nur Sand.... Die Urnen aus der zweiten Klasse enthalten Knochen, in denen aus der ersten (Unter-)

[1]) Vgl. Hugo Mötefindt im Mannus, Bd. 2, 1911, S. 294 ff.

Abteilung auch schon, wie wohl selten, Metall, und zwar immer Kupfer oder Kupfer-Composition. In der zweiten (Unter-) Abteilung (der zweiten Klasse) erscheint das Eisen.... Daß man in anderen Gegenden Deutschlands (es darf nicht vergessen werden, daß Danneil nur von Ausgrabungen in der Umgegend von Salzwedel berichtet) nicht so viel Eisengeräte in den Urnen gefunden hat, wie ich, liegt wohl daran, daß man vorzugsweise nur Gräber aus der älteren Zeit aufgenommen, und die äußerlich unkenntlichen Urnenlager der dritten Klasse nicht entdeckt hat, oder daß diese letzteren durch die Kultur des Bodens gänzlich verschwunden sind."

Wenig später findet sich aber folgender Satz in dem Berichte, welcher zu denken gibt und die ganze Befangenheit der Vorgeschichtsforschung jener Zeit vor Augen führt: „Die Frage: sind die Metall- und Glassachen, die sich in den Urnen finden, Germanischen oder Römischen Ursprungs? ist nach meiner Überzeugung schwierig zu beantworten. Wenn ich auch durchaus nicht die Ansicht teilen kann, daß die Bewohner unseres nördlichen Deutschlands vor Karl dem Großen den Wilden der Südsee gleich zu setzen sind, so ist es doch auf der anderen Seite kaum glaublich, daß sie in jener Zeit schon die Kunstfertigkeit in Bearbeitung der Metalle gehabt hätten, welche zur Anfertigung der ans Licht gezogenen Gegenstände erforderlich ist."

Klarer hat m. E. Friedrich Lisch das Dreiperiodensystem herausgearbeitet. Wenn sich auch völlige Klarheit über die zwischen Dänemark und Deutschland hin und her spielenden Einflüsse wohl nicht erzielen läßt, so hat doch ganz sicher Christian Hostmann in den Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie (1890) falsch gesehen, wenn er in einer Anmerkung berichtet: „Auch Lisch hatte, was leicht nachzuweisen, vor dem Erscheinen des Leitfadens keine Ahnung von den Culturperioden, und Worsaae konnte 1846 mit Recht erklären: In Mecklenburg hat Lisch sich dem Vorgange der nordischen Forscher angeschlossen und die Einteilung in Culturperioden angenommen". Außer dem schon bekannten Material sind in dieser Beziehung einige Rezensionen lehrreich, die Lisch in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik veröffentlicht hat. Im März 1837 erfolgte eine Besprechung des Handbuchs der germanischen Altertumskunde von Gustav Klemm, in der Lisch folgende Arten von Gräbern unterschied: „1. die sog. Hünengräber: große Steinbauten mit großen Steinpfeilern in den Seitenwänden und mit großen Decksteinen belegt ... In ihnen werden jene berühmten steinernen Geräte, vorzüglich aus Feuerstein ... gefunden ... Diese Gräber schreibt man einer unbekannten Vorzeit zu. 2. Kegelgräber in Gestalt abgerundeter Erhöhungen ... Ganz eigentümlich ist diesen Gräbern jene Stoß-

und Wurfwaffe aus Bronze, welche als framea, Streitmeißel, Celt, Paalstaf usw. bekannt genug ist . . . ferner die unzähligen Arten von platten und cylindrischen Spiralgewinden in Geräten und Verzierungen, die kurzen zweischneidigen Schwerter, die kurzen Dolche, die schönen Messer und Ringe, alles aus Bronze mit dem schönsten edlen Roste bedeckt, die Ringe auch aus Gold . . . Diese Gräber sind, wie die Hünengräber, über alle Länder verbreitet, in welchen germanische Völker gesessen haben oder noch sitzen . . . 3. Weite Gesamterhebungen ohne bestimmte Form, in denen, oft und namentlich am Rande der Begräbnisplätze zwischen Steinen verpackt, in großer Anzahl, oft zu Hunderten, Urnen stehen . . . Das vorherrschende Metall in ihnen ist Eisen." Erst im Juli 1838 erfolgte die Besprechung des Leitfadens für nordische Altertumskunde durch Lisch, in welcher die obige Einteilung kurz wiederholt wird. Dann heißt es weiter: „Mit diesen aus mecklenburgischen Gräbern gewonnenen Erfahrungen stimmt nun der vorliegende Leitfaden völlig überein." Nach Entlehnung aus dem Dänischen sieht das alles nicht aus. Im Gegenteil: der Eindruck, daß bei Lisch durchaus selbständige Forschungsergebnisse vorliegen, verstärkt sich, und zum mindesten geht daraus hervor, daß Lisch nicht erst 1839, wie Mötefindt berichtet, sein System voll entwickelt hat.

Bemerkenswert ist noch, daß das erste umfassende „Handbuch der germanischen Altertumskunde", 1836 von Gustav Klemm herausgegeben, auf S. 417 eine Mitteilung von Lisch gebracht hat, die in ihren Einzelheiten mit dem oben berichteten übereinstimmt. Klemm selbst hatte, wie aus S. XXII der Einleitung hervorgeht, an verschiedene Altertumsfreunde einen offenen Brief gerichtet, der ebenfalls eine Klassifikation der Funde enthielt. Es heißt darin: „Den Inhalt der Grabhügel betreffend, dürfte folgende Klassifikation statthaft sein: a) Steingerät, b) Bronze (Waffen, Schmuck und Geräte), c) Knochen, d) Thonarbeiten." Alles in allem genommen wird man sagen dürfen, daß Thomsens ledetraad, der 1837 in deutscher Übersetzung als „Leitfaden zur nordischen Altertumskunde" erschien, in Deutschland einen wohlvorbereiteten Boden vorfand. Klemms Handbuch enthält eine völlige Übersicht über die germanische Vorzeit, Recht, öffentliches Leben, Mythologie usw. mit eingeschlossen. Wer aber in ihm die Grundideen der als Vorläuferin Gobineaus angesprochenen „Allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit" (1843 beginnend) wiederzufinden hofft, wird enttäuscht sein. Unter Berufung auf J. G. Hauptmanns „comparatio brevior Germanorum antiquorum et hodiernarum Americae borealis gentium" (1760) hält Klemm die Gleichstellung der Germanen in dem Zeitalter

bis zur Völkerwanderung und zur Einführung der christlichen Religion, was „die Stufe der moralischen Bildung" betrifft, mit einigen Stämmen der gegenwärtigen nordamerikanischen Indianer für berechtigt. Diese Gleichstellung würde jedoch — für uns — sofort hinfällig, wenn sie nur (s. S. 154) mit den gleichartigen Steinarbeiten begründet werden sollte. Je weiter die Forschungen vorschritten, desto weiter rückte die nordeuropäische Steinzeit in die graue Vorzeit zurück, die Jahrtausende von der Zeit der Völkerwanderung trennen.

Klemm weiß sehr wohl zwischen germanischen, wälischen, römischen und slawischen Altertümern zu unterscheiden. „Es ist hohe Zeit," ruft er aus, „den Mut zu fassen, das germanische von dem slawischen zu trennen" [1]), was auch besonders für seinen engeren Wirkungskreis, Sachsen, keine leichte Aufgabe gewesen ist. Von dem römischen Altertum aber sagt er, daß es dem germanischen gegenüberstehe, „wie die Sonne dem Monde". So kommt also gleich in dem ersten Buche, das die deutschen Altertümer in zusammenfassender Weise behandelt, eine Anschauung zum Ausdruck, wie sie jahrzehntelang von der Mehrheit der Archäologen vertreten wurde.

Von der Hypothese, daß die Germanen aus Asien nach Europa gewandert sind, hat Klemm — ebenso wie Jacob Grimm — sich nicht frei gemacht. In dem Handbuche der germanischen Altertumskunde kommt dieser Standpunkt zum Ausdruck bei der Abhandlung über „Sprache und Namen": „Die Sprache der Germanen mag im Zeitalter der Römer noch ziemlich unausgebildet und formenarm gewesen sein und noch mehr Spuren ihres asiatischen Ursprungs an sich getragen haben." Noch bestimmter heißt es am Beginne der „Kulturgeschichte des christlichen Europa" (Bd. I, 1851): „Die Germanen, Mitglieder der aktiven kaukassischen Rasse, waren in einer durch Jahreszahlen kaum zu bezeichnenden Zeit von Asien aus dem Don und der Wolga entgegengegangen und so an die Küsten der Ostsee gelangt, die sie allgemach besetzt hatten."

Eine weitere Übersicht über die germanischen Altertümer beabsichtigte Samuel Christoph Wagener herauszugeben. Es entstand das 1842 erschienene „Handbuch der vorzüglichsten in Deutschland entdeckten Altertümer aus heidnischer Zeit", ausgestattet mit 144 Tafeln. Leider hat der Verfasser darauf verzichtet, ein zusammenhängendes Bild der

[1]) Und doch hat Klemm mit seiner Idee, die Slawen erst im 5. und 6. Jahrhundert den Germanen nachrücken zu lassen — „weil Tacitus mit klaren Worten die Weichsel als Grenzstrom der Germania magna bezeichnet, weil Ptolemäus dem nicht widerspricht" usw. — bald, auch bei Lisch, Widerspruch gefunden.

germanischen Vorzeit zu geben, soweit dies für die damalige Zeit möglich war. Das Buch ist lexikalisch geordnet und krankt vor allem daran, daß Wagener die Ansichten der verschiedensten Autoren zusammengewürfelt und dadurch nur allzuhäufig Widersprüche hervorgerufen hat. Es war kein Wunder, daß Friedrich Lisch das Buch mit aller Schärfe verurteilen mußte (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, Okt. 1842). Nur zwei Punkte seien herausgegriffen. Die Germanen stammen nach Wagener aus Asien, die Goten dagegen aus Skandinavien, dafür werden aber letztere unter seiner Feder zu einer nicht-germanischen Nation! (S. 271.) Auf S. 312 berichtet er nach Heinrich Schreiber [1]): „Das Bronze-Zeitalter celtischer Kultur ist vor das germanische Stein-Zeitalter zu setzen!“ Einen durchaus verworrenen Eindruck macht natürlich auch das reiche Bildermaterial. Lisch schließt seine Kritik mit folgenden Worten: „Es tut uns leid, . . . ein Werk nicht mit Freude begrüßen zu können, dessen zeitgemäße Ausstattung eine Zierde unserer Zeit hätte sein können. Aber die Wissenschaft muß darüber wachen, daß das Erscheinen eines gediegeneren Werkes nicht durch unzeitige Versuche erschwert werde.“

Für das noch ungeschriebene umfassende Werk mußten also doch wieder Einzelarbeiten eintreten, die, weil sie gewissermaßen „das Ganze im kleinsten erblickten“, schätzenswerte Beiträge für die Vorgeschichtskunde bieten konnten. Wir können da unterscheiden zwischen Werken, die einer stetigen Arbeit, und solchen, die überraschenden Funden ihr Entstehen verdankten. Auf der Grenzscheide archäologischen und mythologischen Gebietes bewegt sich die kleine aus dem Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde, 1840, gesondert abgedruckte Schrift: Andeutungen zur Erforschung des Ursprungs und Zwecks der sog. Ring-

[1]) Gegen Heinrich Schreiber, der 1826 eine Schrift über die neuentdeckten Hünengräber im Breisgau und 1840 ein Taschenbuch für die Altertümer Süddeutschlands herausgegeben hatte, wendet sich auch Jakob Grimm im Vorwort zu seiner Geschichte der deutschen Sprache: „Sogar vorsichtige Prüfer wie H. Schreiber, können sich der keltischen Einwirkungen nicht erwehren und lassen ohne Scheu dem einheimischen das fremde überwiegen.“ Im übrigen steht Grimm, wie aus S. 4/5 des genannten Werkes hervorgeht, den Ergebnissen der Vorgeschichtsforschung zweifelnd gegenüber: „Wer Deutschen Steinhämmer, Kelten eherne Waffen beimißt, muß die Riesengräber von dem Gebrauch der Steinwaffen absondern und unser Volk aus der Mitte und dem Vorschritt seiner Entwicklung reißen; weit naturgemäßer ist es, das eherne Alter Kelten, Deutschen, Slawen und allen übrigen Völkern auf ähnliche Weise, wenn auch nicht zugleich einzuräumen und aus ihm für jedes einzelne Volk den Übergang in die Zeit zu finden, wo das Steingerät sich verbreitete . . . Es gibt ein lebendigeres Zeugnis über die Völker als Knochen, Waffen und Gräber, und das sind ihre Sprachen.“

wälle vom Staatsrat Dr. Knapp. Im Gegensatze zu der damals allgemein üblichen und auch heute noch verbreiteten Ansicht, die Ringwälle einzig als militärische Verteidigungsanlagen gelten zu lassen, kommt Dr. Knapp zu dem Schlusse, daß sie, die auf Anhöhen errichtet waren, die Umwallung heiliger Haine und zugleich politische Mittelpunkte der germanischen Stämme (vgl. des Tacitus Bericht über die Semnonen) gebildet haben. Dr. Knapp untersucht nur die Ringwälle des westlichen Deutschlands, besonders des Taunus, und einige Thüringens, der Maingegend und Böhmens, schließt aber andere (z. B. die slawischen) nicht in seine Betrachtungen ein. In seiner vortrefflichen „Urgeschichte der Wetterau“ (1842) nimmt Dr. Philipp Dieffenbach u. a. auch dieses Thema wieder auf, und er verweist auf Jakob Grimm, der in seiner Deutschen Mythologie „Tempel“ = „Wald“ gesetzt hatte. „Tempel ist also zugleich Wald. Was wir uns als gebautes gemauertes Haus denken, löst sich auf, je früher zurückgegangen wird, in den Begriff einer von Menschenhänden unberührten, durch selbstgewachsene Bäume gehegten und eingefriedigten heiligen Stätte. Da wohnt die Gottheit und birgt ihr Bild in rauschenden Blättern der Zweige . . . Zu einer Zeit, wo erst rohe Anfänge der Baukunst statt fanden, muß das menschliche Gemüt durch den Anblick hoher Bäume, unter freiem Himmel, zu größerer Andacht erhoben worden sein, als es innerhalb der kleinlichen von unmächtiger Hand hervorgebrachten Räume empfunden hätte. Die lang nachher eingetretene Vollendung eigentümlich deutscher Architektur, hat sie in ihren kühnsten Schöpfungen nicht eben gesucht, die aufstrebenden Bäume des Waldes nachzuahmen? Wie weit hätte die Unform ärmlich geschnitzter oder gemeißelter Bilder von der Gestalt des Gottes abgestanden, den die kindliche Einbildungskraft der Vorzeit sich auf dem belaubten Wipfel eines heiligen Baumes thronend vorstellte. In dem Wehen, unter dem Schatten uralter Wälder fühlte sich die Seele von der Nähe waltender Gottheiten erfüllt; welchen tiefen Einfluß das Waldleben von jeher auf alle Verhältnisse unseres Volkes hatte, bewähren die Markgenossenschaften.“ (Deutsche Mythologie, 1835, S. 41). Schon hier möchte ich auf die Anklänge hinweisen, die sich in Alexander von Peez' „Haine und Heiligtümer“ (Erlebt-Erwandert II, 1899) und in Willy Pastors „Die Kunst der Wälder“ (1912) finden.

Für die sächsischen und angrenzenden Lande waren bestimmt und wertvoll Karl Preuskers „Blicke in die vaterländische Vorzeit; Sitten, Sagen, Bauwerke und Geräthe“ (3 Teile, 1841/44). Aus seinem Werke wollen wir uns folgenden Satz merken: „Den Germanen hat man zwar alle und jede Metallbearbeitung absprechen wollen, weil

man von der hergebrachten Lieblingsidee nicht ablassen kann, sie nur nackt mit der Bärenhaut und sammt und sonders nur mit der Jagd beschäftigt zu denken. Ruhige Forschung erweiset dagegen ein ganz anderes Resultat. Es sei nur noch erwähnt, daß, wer so kunst- und geschmackvolle Tongeräte, oft den griechisch-römischen gleich, wie später bildlich erwiesen werden soll, zu fertigen, wer so schön facettierte Steinwaffen so mühsam zu bereiten weiß, wie wir von jenen besitzen, dann sich auch wohl in das unschwere Metallgießen zu finden wußte." Teil II, S. 145.)

Ein in wahrem Sinne monumentales Werk hat G. O. Carl von Estorff geschaffen: „Heidnische Altertümer der Gegend von Uelzen im ehemaligen Bardengaue; mit einem Atlasse von 16 Tafeln und einer archäologischen Karte" (Hannover, 1846). Nach der Vorrede mußten zur wissenschaftlichen Zusammenstellung, Zeichnung und Lithographierung des Atlasses mehr als drei Jahre verwendet werden. Die ersten vier Tafeln zeigen Abbildungen der Steindenkmale und Hügelgräber, von Tafel 5 ab werden alle Arten der Gegenstände „in der Reihenfolge ihres mutmaßlichen Alters, nämlich zuerst die Stein-, dann die Bronze- und Glas-, und darauf die Eisen-Sachen, sowie die Waffen und Werkzeuge eines jeden Materials vor den Schmucksachen abgebildet. Die thönernen Gefäße, als allen Epochen angehörig, folgen zuletzt". Das von Lisch und Thomsen ausgearbeitete Dreiperiodensystem ist also auch hier praktisch durchgeführt worden. Die archäologische Karte gibt nach v. Estorff „einen genauen und deutlichen Überblick des überraschend großen Reichtums an heidnischen Denkmalen dieses Landstrichs, welchem man mit Recht den Beinamen des archäologischen Archivs Deutschlands beilegen könnte, denn „auf einem Flächenraume von etwa 30 Quadratmeilen befinden sich etwa 7000 Monumente und merkwürdige Orte aus der vorhistorischen Zeit unseres Vaterlandes!" Von Interesse dürften einige sich schon hier vorfindende chemische Analysen einiger Bronzestücke sein (Text, S. 74/75):

ein massiver Unterarmring mit den gewöhnlichen Verzierungen, gefunden in der Feldmark Rätzlingen, enthielt

9,61 Teile Zinn,
0,42 „ Blei,
89,97 „ Kupfer;

eine Lanzenspitze gewöhnlicher Art, gefunden in der Feldmark Böddenstädt, enthielt

12,57 Teile Zinn,
87,43 „ Kupfer.

Die ersten nach Dr. F. Wibel wirklich brauchbaren chemischen Untersuchungen vorgeschichtlicher Bronzen sind 10 Jahre früher von Freiherrn Jacob Berzelius angestellt worden (s. Undersökning af metallmassan i några fornlemmingar in den Annaler for nordisk oldkyndighed, Kopenhagen, 1836).

Auf die 1842 erschienene Schrift Göbels „Über den Einfluß der Chemie auf die Ermittlung der Völker der Vorzeit" bezieht sich die Bemerkung v. Estorffs: „Aus der Legierung der Anticaglien läßt sich mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit auf ihre Abstammung schließen; es liegt aber außer dem Kreise meiner vorliegenden Arbeit, den großen Einfluß der Chemie auf die Bestimmung der alten Völker zu besprechen und anzuwenden."

Zu diesen auf langjähriger Arbeit beruhenden Werken gesellen sich Berichte über vorgeschichtliche Funde, deren Zahl gerade damals durch einige recht bedeutende vermehrt wurde. Bei diesen Berichten konnte es sich zunächst nicht um die völlige wissenschaftliche Ausmünzung des Gebotenen handeln, die vielmehr zur öffentlichen Erörterung gestellt werden mußte. Die hauptsächlichsten Fundorte bis 1846 waren: 1. Bel-Air (Ausgrabungen seit 1838), 2. Nordendorf bei Augsburg (seit 1843), 3. Oberflacht in Württemberg (1845), 4. Selzen in Rheinhessen (1846), 5. die in demselben Jahre beginnenden Ausgrabungen von Hallstatt. In der Regel haben Chaussee-Bauten, oder, wie bei Nordendorf, die Anlage einer Eisenbahn, zu solchen Funden geführt. Zu Nr. 1 hat Frédéric Troyon die erste Beschreibung geliefert: Description des tombeaux de Bel-Air près Cheseaux-sur-Lausanne (1841), zu Nr. 2 Dr. von Raiser[1]), zu Nr. 3 Wolfgang Menzel[2]),

[1]) Über Nordendorf befinden sich folgende Fundberichte in meiner Bücherei:
1. Dr. von Raiser, Die aus einer uralten Grabstätte bey Nordendorf bis Ende des Jahres 1843 erhobenen merkwürdigen Fundstücke und Alterthümer, Augsburg 1844.
2. Dr. von Raiser, Fundgeschichte einer uralten Grabstätte bei Nordendorf, Augsburg 1844.
3. Dr. von Raiser, Fortgesetzte Fundgeschichte usw., Augsburg 1846.
4. G. C. Mezger, De operibus antiquis ad vicum Nordendorf e solo erutis, Augsburg 1846.

Diese vier Hefte berichten noch nichts von den berühmten auf zwei Spangen entdeckten Runendenkmälern. Die Runeninschrift der größeren Spange wurde erst zwei Jahrzehnte später (1865), die der kleineren um 1877 aufgefunden.

[2]) „Die Heidengräber am Lupfen bei Oberflacht", von Hauptmann von Dörrich und Wolfgang Menzel. Der berühmteste Fund war hier zweifellos ein harfenähnliches Musikinstrument (abgebildet als Tafel 5 in Willy Pastors „Geburt der Musik").

zu Nr. 4 die Brüder Wilhelm und Ludwig Lindenschmit (das germanische Todtenlager bei Selzen, 1848), zu Nr. 5 gehen die ersten, den ganzen Stoff sammelnden Notizen auf den Bergmeister J. G. Ramsauer zurück (erste Schrift in meinem Besitze: Joseph Gaisberger, die Gräber bei Hallstadt im österreichischen Salzkammergute 1848).

Die wichtigste Frage, die sich erhob, war natürlich die: welchem Volke gehören diese verschiedenen Funde an? Während Hallstatt schwerere Probleme zu lösen gab, schienen die Verhältnisse bei den anderen vier einfacher zu liegen, insofern, als nach dem Charakter der Funde nur ein gemeinsames Zeitalter (das der Völkerwanderung) in Frage zu kommen schien. Troyon hatte in seinem Berichte über Bel-Air die dort gehobenen Funde teils den Helvetiern, der Mehrzahl nach aber den Kelten zugeschrieben. Nach der Entdeckung der Nordendorfer Altertümer änderte er seinen Standpunkt und begründete diesen in seiner Arbeit „Antiquités de Bel-Air, près Lausanne, de Nordendorf, près Augsbourg et de Lens, dans le département Pas-de-Calais" (in Dr. Adolf Schmidts allgemeiner Zeitschrift für Geschichte, Bd. 5, 1846, S. 272 ff.). Nunmehr schrieb er die Funde von Bel-Air den Burgunden, die von Nordendorf und einen Gräberfund bei Augst den Alamannen, die von Lens den Franken zu. Matthias Koch, der schon in einem Artikel der Augsburger allg. Zeitung vom 20. Januar 1845 die Kelten zu Hilfe gerufen hatte, erhob im 6. Bande der Allgem. Zeitschrift für Geschichte (1846) seine Stimme gegen Troyon und sonstige Verteidiger des Germanentums der Funde (Zur Beilegung der Streitfrage über den Ursprung der Nordendorfer Altertümer, S. 367 ff.), indem er auch hier wieder seinen keltischen Standpunkt vertrat. „Die hier verkündete letzte Entscheidung," schreiben die Brüder Lindenschmit mit Recht, „drückt indessen ein für die Forschung ungünstiges Element aus, nämlich die Ungeduld und den parteiischen Eigensinn, zwei Dinge, die mit wahrer Wissenschaft unvereinbar sind". Schon jetzt war der „circulus vitiosus" gegeben, von dem Ludwig Lindenschmit mehr als ein Menschenalter später in seinem Handbuch der deutschen Altertumskunde sprach. In der Schrift über Selzen heißt es dann — sehr bezeichnend, sowohl für Lindenschmit als auch für die Gegenparteien — weiter: „Zu allererst nahm man in den Steinwaffen die Geräte der Urbewohner an, welche Kelten (Phönizier?) zu nennen man nun einmal entschlossen ist; die Bronzewelt galt, das was sie auch ist, für römisch und das Eisen wurde den Germanen überlassen (was ihnen jedoch von den Slawen sollte entrissen werden). Als man, aus gewichtigen Gründen, die Verteilung umwechselte und den Germanen die Steinwaffe zugestand, erhielten die Kelten die Bronze und die Römer wurden mit dem Eisen entschädigt. Um den Kelten, es koste was es wolle, das Recht der Urbevölkerung zu wahren, verkündete man der staunenden Welt, das Erz sei älter als der Stein. An zahlreichen Klippen scheiternd, bereitet sich jetzt aber die Theorie vom nationalen Unterschiede der Gräber in Deutschland zu einer dritten Verwandlung, welche das Eisen den Römern abnehmen und den Kelten wird zuweisen wollen." Die Erklärung der Bronzewelt als römisch ist eine der Klippen, an der schließlich auch Lindenschmit gescheitert ist.

Angesichts all dieser Unstimmigkeiten wurde mehr als je die Notwendigkeit der Zusammenfassung der deutschen Altertumsbestrebungen erkannt. Schon hatte im 2. Bande der Zeitschrift für allgem. Geschichte (1844) der Pommer Ludwig Giesebrecht[1]) Einspruch gegen das Dreiperiodensystem erhoben (in einer Besprechung der Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde v. 1843). Namentlich scheinen ihm die von Prof. Danneil gelehrten Nachbestattungen keine Ruhe gelassen zu haben: „Der Nachgrabende weiß, die Ur- oder Hünengräber enthalten nur Werkzeuge und Waffen aus Stein; für ihn ist also die Frage ohne Wirkung, ob in einem Grabe der Art steinerne Werkzeuge allein oder mit Metallen zusammen gefunden seien. Sollte er aber dennoch finden, was nicht mit dem System stimmt, so ist auch dafür gesorgt durch die ‚wohl richtige und schöne Ansicht des Herrn Prof. Danneil', das Eisen in den Urgräbern komme von einer späteren slavischen Begrabung. Der nachgrabende Dilettant wird nicht unterlassen, vorkommenden Falls sich an die Ansicht zu erinnern, und es müßte eigen zugehen, wenn er sie nicht bestätigt fände. Wäre dieser Plan auch in Holstein, Pommern und in den Marken consequent durchgeführt, so hätte alle freie archäologische Forschung ein Ende. Doch hat der Mecklenburger Verein durch seinen Schematismus bedeutende, wenn auch einseitige Erfolge bewirkt. Hier erscheint zuerst auf Deutschem Boden die vaterländische Altertumskunde in der Form einer Schule entschieden und abgeschlossen, System und Beobachtungen vollkommen in Einklang. Aber schon ist der rasch aufgeführte Bau nahe daran in sich zusammen zu sinken."

Aus mehreren Quellen flossen die Anregungen zu einem soliden Aufbau der germanischen Altertumskunde zusammen. Ein ausführliches

[1]) Nicht zu verwechseln mit Wilhelm Giesebrecht, dem Verfasser der Geschichte der deutschen Kaiserzeit.

Programm entwarf ein schöner Aufsatz „Für das Studium der vaterländischen Altertümer" in der Berliner Literarischen Zeitung vom 15. August 1846. Nach dem ungenannten Verfasser spricht sich in den Bestrebungen für germanische Vorzeit „so vielen nichts sagenden Doktrinen gegenüber ein gewisser Sinn für Solidität und gemütliche Anerkennung, eine gesunde Natürlichkeit aus; sie werden manchen trüben Entartungen entgegentreten, heilend, wo schon Wunden geschlagen sind; vorbeugend, wo jene noch aus stillen Keimen hervorzubrechen drohen". Darum scheinen dem Verfasser gerade die historischen Studien dieser Richtung eine sichere Bürgschaft für die Zukunft der konservativen Richtung zu gewähren. Zwei Fragen legt der Verfasser seinen Vorschlägen zugrunde:

1. ob der große Nutzen, der aus einer planmäßig geleiteten Pflege antiquarischer Forschungen, aus einer auf Aufbewahrung und angemessene Zugänglichkeit einwirkenden Beaufsichtigung der Sammlungen zu erwarten ist, mit dem lebendigen Betriebe durch die jetzt bestehenden kleineren Vereine, die meist den Charakter von besonderen Gesellschaften haben, wird bestehen können?

2. ob der Gedanke und Plan einer unter dem Schutze des Staats und durch Zuschuß seiner Geldkräfte zu bewirkenden Organisierung zu förmlichen Instituten ohne unverhältnismäßig hohe Opfer möglich sein wird? Der Verfasser neigt dem zweiten Punkte zu, da es ihm nicht zweifelhaft ist, daß die „vaterländische Altertumskunde bis jetzt nur eben angefangen habe, daß ihr eine große Ausdehnung bevorstehe und daß sie einer reicheren, fruchtbareren Zukunft entgegengeht". So glaubt denn der Verfasser, folgende Vorschläge unterbreiten zu können:

1. Vermehrung und Vervollständigung der Museen. Hier weist er namentlich auf Rußland hin, wo noch fast nichts für die Aufhellung der Vorgeschichte unternommen sei. Es müsse ein leichtes sein, an den 5 oder 6 Universitäten Centralmuseen und an den etwa 90 Gymnasien Spezial-Museen anzuordnen.
2. Bildung eines Centralmuseums, etwa in der Hauptstadt des Preuß. Staats.
3. Anstellung solcher Aufseher und Direktoren, die mit Liebe, Umsicht und Erfolg der vaterländischen Altertumskunde sich zugewandt haben, unter Bedingungen, die ihnen die Möglichkeit einer besonderen Tätigkeit für diese Anstalten gestatten.
4. Feststellung der Grundsätze, nach welchen gesucht, gesammelt, gesichtet, geordnet und erläutert werden soll. Hierbei ist auf die Anordnung der Altertümer und die Führung der Kataloge ein besonderes Gewicht zu legen.
5. Gründung eines von dem etwaigen Centraldirectorio als Zeitschrift herauszugebenden Hauptorgans für germanische Altertumskunde.
6. Gründung einer oder mehrerer antiquarischer Bibliotheken, die teilweise auch durch Austausch der Gesellschaftsschriften und Mitteilungen im In- und Auslande einen regelmäßigen Zuwachs erhalten müßten. Für die mit dem Centralmuseum verbundene Bibliothek würde möglichste Vollständigkeit aller über vaterländische Altertumskunde erscheinenden Schriften und Journale zu erstreben sein.

Von Kopenhagen her brachte J. J. A. Worsaae die Anregung zur Schaffung eines deutschen Zentralmuseums durch seine kleine Schrift „Die nationale Altertumskunde in Deutschland", 1846. Über diese Schrift berichte ich ausführlicher im Abschnitte „Skandinavien". Worsaae ersehnt einen großen deutschen Zentralverein und erwartet von der bevorstehenden Versammlung der Germanisten zu Frankfurt den Zusammenschluß der bis jetzt zerstreuten Kräfte zu einem Ganzen.

In der Tat wurde in der Germanisten-Versammlung am 25. Sept. 1846 — nach der Gründung des Allgemeinen Deutschen Geschichts-Vereins — ein Antrag auf „Errichtung eines Central-Antiquariums für Deutschland" von Prof. Michelsen eingebracht und von Friedrich Lisch verlesen. Die Begründung lautete:

1. Die jetzigen Bestrebungen der einzelnen Altertumsvereine haben geringen Erfolg, weil sie zu particularistisch sind.
2. Nur durch eine allgemeine deutsche Altertümer-Sammlung, wie für Dänemark die zu Kopenhagen, gelangt man zu einer Gesamtanschauung und zu Vergleichungen der Altertümer der einzelnen Gegenden, vorausgesetzt, daß diese im Museum zusammen bleiben und ihrem Fundorte nach gehörig bezeichnet sind.
3. Eine solche allgemeine Sammlung von Altertümern für das Gesamt-Deutschland wird unschwer zu Stande zu bringen sein, da ohne Zweifel die Gesellschaften der einzelnen deutschen Länder Doubletten und Exemplare der Hauptgattungen der einzelnen Altertumsgegenstände hergeben.
4. Nur dadurch, daß man Resultate der Altertumsforschung und der darauf verwendeten Kosten für ganz Deutschland sieht, werden die Altertumsforscher mit dem Grabscheit sich bei den Historikern und Urkundensammlern mit der Feder in Respect setzen können.

Der Antrag wurde indessen abgelehnt, und so blieb die Angelegenheit zunächst unerledigt. Der unermüdliche Ludwig Lindenschmit wirkte aber im Kreise des jungen Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer in Mainz für den Gedanken weiter. Der Verein bekundete allerdings in seinen Veröffentlichungen — ebenso wie die seit 1844 erscheinenden Bonner Jahrbücher — besonderes Interesse für die römischen Altertümer, doch finden sich in den von ihm herausgegebenen Abbildungen von Mainzer Altertümern auch anregende Arbeiten von L. Lindenschmit, so im 3. Hefte (1851) „Über eine besondere Gattung von Gewandnadeln aus deutschen Gräbern des 5. und 6. Jahrhunderts", im 4. Hefte (1852) „Ein deutsches Hügelgrab aus der letzten Zeit des Heidentums"; beide Abhandlungen mit guten Abbildungen versehen. Die zweitgenannte Arbeit erweist sich durch ihren Nachtrag „Einige Wünsche und Vorschläge in Bezug unserer Grabforschung im Allgemeinen" als Geburtstagsgabe für das in demselben Jahre zu Mainz

gegründete römisch-germanische Centralmuseum, das außer den Originalen auch die getreuen Nachbildungen von Altertümern anderer Gegenden verwahren sollte.

So war denn allerdings auch für Deutschland endlich ein Sammelpunkt gegeben, dem bald die dem deutschen Mittelalter dienende Schwesteranstalt, das germanische Museum in Nürnberg, folgte, — aber an seiner Spitze stand ein Mann, der, vielleicht aus den örtlichen Bedingnissen heraus, durchaus auf die römische Kulturperiode und diejenige der Völkerwanderungszeit eingestellt war, dem der offene Blick für den großen Reichtum an vorgeschichtlichen Denkmälern im übrigen Deutschland fehlte. So mußte es schließlich dahin gelangen, daß der germanische Norden und das durch Lindenschmit und seine Anhänger beeinflußte Mittel- und Süddeutschland sich gegenseitig nicht mehr verstanden. Ein literarischer Sammelpunkt wurde 1853 durch das „Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine" geschaffen, das bis zum heutigen Tage wichtige Vorträge wiedergab, über Ausgrabungen berichtete und einschlägige Werke besprach.

Anfang 1854 wurde die wissenschaftliche Welt durch eine neue Entdeckung überrascht: ein seit fast 200 Jahren nicht beobachtetes Sinken des Spiegels und Zurückebben des Züricher Sees führte zur Entdeckung der Pfahlbauten und deren eigentümlichen Kultur. Die ersten Berichte gab Dr. Ferdinand Keller von 1854 an in den Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich heraus, zugleich forderte er die Altertumsforscher auf, auch in ihren Bezirken den merkwürdigen Spuren nachzugehen. Das Interesse an den Pfahlbauten wurde, wie die rasch aufsprießende (in Forrers Reallexikon verzeichnete) Literatur beweist, bald so allgemein, daß bis 1866 etwa 200 Pfahlbau-Stationen allein in der Schweiz gefunden wurden. Dazu gesellten sich ähnliche Funde in Bayern, Österreich, Oberitalien (wo ja Venedig ein neuzeitliches Gegenstück bildet), in Mecklenburg und auf Irland. Hatte schon Hallstatt große Rätsel aufgegeben, die noch heute nicht völlig gelöst sind, so schienen die Verhältnisse der Pfahlbaukulturen noch etwas verwickelter zu liegen. Drei Fragen drängten sich hauptsächlich den Forschern auf: 1. Was bewog die Menschen der Vorzeit, sich gerade auf diese Weise anzusiedeln? 2. Auf welches Alter konnten die Pfahlbauten zurückblicken? 3. Welches Volk war der Träger der Pfahlbaukultur? Für die letzten beiden Fragen kam in Betracht, daß sich hier die drei Kulturperioden (Stein — Bronze — Eisen) anscheinend nebeneinander vorfanden. Nahm man nämlich die Dauer der Pfahlbaukultur als verhältnismäßig

kurz an, so war die Wirksamkeit des Dreiperiodensystems gefährdet. So dachte z. B. Reinhold Pallmann (Die Pfahlbauten und ihre Bewohner, 1866): „Mit dem Vorrücken der Germanen von der Mainlinie bis zum Fuße der Alpen und zum Bodensee und mit dem Auftreten Cäsars in Gallien erreichten sie nach einer Dauer von vielleicht nur 500 Jahren ein Ende." Darum war Pallmann auch ein heftiger Gegner des Dreiperiodensystems. Über seine sonstigen eigentümlichen Ansichten wird später noch zu sprechen sein. Hören wir zunächst den ersten Berichterstatter Dr. Ferdinand Keller, der an der zeitlichen Aufeinanderfolge der drei Kulturperioden festgehalten hat. Zur ersten vorhin genannten Frage äußerte er sich im dritten Berichte (1860): „Das Bestreben der Ansiedler, in dauerhaften, vor Überfällen gesicherten Wohnungen und gesellschaftlich beisammen zu wohnen, ist ein untrüglicher Beweis, daß ihnen die Vorteile einer seßhaften Lebensweise, wie sie in den Pfahlbauten zur Erscheinung kommt, längst bekannt waren, und daß wir uns unter denselben keine herumziehenden Hirten, noch weniger ein eigentliches Jäger- und Fischervolk zu denken haben. Eine bleibende Vereinigung einer großen Menge Menschen auf demselben Punkte und von Hunderten von Familien in benachbarten Buchten hätte nicht stattfinden können, wenn nicht ein regelmäßiger Zufluß von Nahrungsmitteln durch alle Jahreszeiten, nicht die Anfänge einer gesellschaftlichen Ordnung vorhanden gewesen wären."

In den Bewohnern der Pfahlbauten erblickte Keller — und diesen Standpunkt teilte er mit mehreren Forschern — Kelten: „Da die Geschichte außer der keltischen Bevölkerung keine andere erwähnt, die seit früher Zeit Mittel-Europa inne gehabt und später römische Kultur angenommen hat, so wäre es den angeführten Tatsachen zuwider, die Seeansiedler einem anderen Stamme als dem der Kelten beizuzählen." Keller kennt hier also noch keine vorkeltische Bevölkerung Europas, ist auch überzeugt von der Herkunft der indogermanischen Völker aus Asien; er glaubt z. B. nicht, daß die Kelten die Bronze aus dem Orient mitgebracht haben, sondern daß ihnen deren Gebrauch erst durch die (also doch bereits vorhandene) Mittelmeer-Kultur überkommen ist.

Bei aufmerksamer Verfolgung des prähistorischen Schrifttums hätte Dr. Keller diesen Standpunkt unmöglich 1860 noch aufrecht erhalten können. Bereits zwei Jahrzehnte vorher hatte Boucher de Perthes die berühmten Funde von Werkzeugen des diluvialen Menschen im Somme-Tal veröffentlicht. „Triumphierend rief er (Perthes) aus, daß hier der Ursprung der alten Traditionen von der Vorzeit des Menschen zu suchen sei und daß die plumpen Tierknochen, welche den geschlagenen

Feuerstein begleiteten, zur Beglaubigung derselben so viel wert seien, als ein ganzer Louvre voll Medaillen und Inschriften. Aber lange Zeit war der Einfluß Cuviers stark genug, eine Reihe der wichtigsten urgeschichtlichen Entdeckungen um allen Kredit bei den Zeitgenossen zu bringen. Erst um die Mitte des Jahrhunderts trat ein wohltätiger Umschwung ein. 1853 pflichtete Lyell auf der Versammlung englischer Naturforscher zu Aberdeen in Schottland den Anschauungen Boucher de Perthes bei." (Hörnes.) 1863 erörterte Lyell in seinem Werke über das Alter der Menschheit auch die ältesten prähistorischen Funde. Inzwischen war aber auch auf deutschem Boden bereits ein Menschenfund aus vorgeschichtlicher Zeit gemacht worden. In einer Grotte bei Düsseldorf wurden 1856/57 die Überreste des berühmten Neandertal-Menschen gefunden, über die C. Fuhlrott bereits 1857 und 1859 Bericht erstattete. Um diesen Neandertal-Menschen schlangen sich bald die unglaublichsten Theorien, und sein Alter war lange Zeit hart umstritten. Immerhin war damals schon Gelegenheit genug vorhanden, die Ansicht von einem europöischen Ur„kelten"tum gründlich zu reformieren.

Auch um die Pfahlbauten — um auf diese wieder zurückzukommen — spannen sich noch die wildesten Phantasien. Den Vogel schoß in dieser Beziehung wohl der schon genannte Reinhold Pallmann ab, der aus den Pfahlbauten „Handelsstationen massaliotisch-celtischer Kaufleute und Voyageurs (!) für den Verkehr nach dem Bernsteinlande" machte. Felix Dahn ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, um über diese Behandlung der Vorzeit seinen ganzen Spott auszugießen: „Keltische Commis-Voyageurs", begann er seinen Bericht über Pallmanns Buch, „phönikische Handwerksburschen und etruskische Hausierer! — wer hätte geglaubt, daß diese Industriellen der Vorzeit es waren, die in den Pfahlbauten ein rheumatisch-amphibisches Leben geführt! Und doch soll es so sein! Der carthagische ‚Comptoirist' verließ den Palmenschatten numidischer Lustgärten und seine weiche Kline mit dem scheckigen Pardelfell, der Bijouteriehändler der üppigen Massilia die säulengestützte Villa an des Rhodanus rebenumgrüntem Gelände, und der kunstsinnige Tusker die ernsten Tempel des feierlichen Caere, um zwischen den schlüpfrigen Latten bei Sipplingen seine Kinder, den Felchen und Renken zur Speise, in den Bodensee fallen zu lassen, zwischen Unteruhldingen und Überlingen, wo damals die gastliche Tafel der Frau Appert im ‚Löwen' noch nicht lockte, Schlehen und Cornelkirschen zu schmausen, oder, wollte er sich einmal an einem Feiertag von Sant' Astarte gütlich tun, in Wallhausen mit getrockneten Holzäpfeln und gerösteten Eicheln

ein Picknick zu veranstalten. So war es. Herr Pallmann hat es bewiesen" [1]). Mit innigem, vielleicht auch grimmigem, Behagen hat Adolf Bacmeister diese Sätze Dahns in seine im Stil an Scheffel erinnernden „Alemannischen Wanderungen" (1867) aufgenommen und den Faden in humoristischer Weise weitergesponnen: „Ja, es mag ein denkwürdiger Tag gewesen sein, und der damalige Schultheiß von Bodman hat ihn gewiß rot angestrichen in seinem Kalender, d. h. er hat mit seinem Steinbeil eine Kerbe in den Türpfosten geschlagen, als die erste Karawane das Stockachtal herunterzog." Der Behandlung ernster Wissenschaft kann es m. E. durchaus nicht schaden, wenn man gelegentlich mit Mephisto sagt: „Ich bin des trocknen Tons nun satt", und deshalb möchte ich Bacmeisters Buch allen Freunden deutscher Vorzeit und besonders des schwäbischen Landes wärmstens empfehlen. Das betreffende Kapitel in den Alemannischen Wanderungen (über den Bodensee) wurde außerdem noch genährt durch Dr. Haßlers Schrift „Die Pfahlbaufunde des Überlinger Sees" (Ulm 1866), die u. a. über den Fund eines nach Dr. Haßlers Ansicht römischen Schlüssels berichtete. Bacmeister knüpft daran folgende Bemerkung: der Schlüssel sei durchaus nicht derjenige, „welcher acht Tage zuvor im Sipplinger Wochenblättchen als verloren ausgeschrieben war, sondern ein wirklicher, leibhafter, fast sagten wir ein lebendiger Urhausschlüssel. Der ‚redliche Finder' hat denselben als Nr. 2130 in der Stuttgarter Sammlung niedergelegt, und es fehlt nichts daran als das Schlüsselloch; daß aber ein solches nebst Zubehör ursprünglich dabei gewesen, wird niemand leugnen. Mit dieser einen Tatsache sind unsere Schützlinge aus Sumpf- und Moorwasser heraus auf die große Kulturleiter hinaufgehoben, daran die Menschen auf- und niedersteigen. Barbaren führen keine Hausschlüssel" [2]).

Auf humorvollem Wege an diesem Punkte angelangt, wollen wir folgendes feststellen: Felix Dahn hat wohl mit einiger Berechtigung auf den großen Unterschied zwischen der reifen Kultur Etruriens usw. und der Pfahlbauten hingewiesen, das darf uns aber nicht hindern, den Bewohnern der Pfahlbauten, auch wenn es uns schwer fällt, „uns in den Geist der Zeiten zu versetzen", nach Ausweis der Funde doch ein erhebliches Maß von Kultur zuzugestehen. Zwar, das hat schon 1866 E. Désor (Die Pfahlbauten des Neuenburger Sees) ausgesprochen,

[1]) Vgl. Dahn, Bausteine, I, S. 336 ff.

[2]) Ein vorläufig abschließendes Werk über die Pfahlbauten lieferte Frédéric Troyon, „Habitations lacustres des temps anciens et modernes", mit 17 Tafeln, Lausanne 1860.

daß man in den Pfahlbauten vergeblich nach Bronzearbeiten in gleicher Vollendung suchen würde, wie sie die Museen in Kopenhagen und Mecklenburg aufweisen, vielmehr wiesen sie mit den Hallstatt-Funden engere Berührung auf. Man hat daraus geschlossen, daß die Bronzen der nordischen Länder jüngeren, vielleicht schon „historischen" Völkern angehörten. Überhaupt scheinen die Untersuchungen über die Pfahlbauten das Signal zur genaueren Altersbestimmung der einzelnen Kulturperioden gegeben zu haben. Wenn A. Morlot[1]) in Übereinstimmung mit anderen Forschern der Bronzezeit ein Alter von wenigstens 24 und höchstens 42 Jahrhunderten, der Steinzeit ein solches von wenigstens 47 und höchstens 70 Jahrhunderten gab, so stimmte er allerdings wenig mit den damals maßgebenden nordischen Forschern überein (vgl. den Abschnitt über Skandinavien), desto besser harmoniert er aber, was die Bronzezeit anbetrifft, mit den Ergebnissen, die ein Menschenalter später Oskar Montelius bekanntgab.

Die Vorgeschichtsforschung hatte inzwischen ganz eigentümliche Wege eingeschlagen, und man muß es Désor als Verdienst anrechnen, daß er mit weisem Takt die verschiedenen Klippen glücklich zu umschiffen verstanden hat. Unter Führung des schwedischen Zoologen und Prähistorikers Nilsson war das sog. Phönizier-Zeitalter angebrochen (das übrigens in Deutschland schon 1819 durch Freiherrn von Donop, den Verfasser des Magusanischen Europa, vorbereitet wurde). Der französische Forscher Friedrich v. Rougemont[2]) schloß sich der neuen Theorie ohne weiteres an, die nichts weniger besagte, als daß die Phönizier die Urheber der nordischen Bronzezeit und ihrer Ornamentik gewesen seien. Désor ist nun zwar geneigt, den Schlüssen Nilssons über die Rolle, welche die Phönizier im Norden gespielt haben, zuzustimmen, „allein es ist darum nicht nötig, diese auf das Bronze-Alter zurückzuführen ... Die Phönizier kannten ja den Gebrauch des Eisens, und es wäre schwer zu begreifen, warum sie dasselbe aus ihrem Handel an den skandinavischen Küsten sollten ausgeschlossen haben, während anderwärts, und namentlich in der Tiefenau, die Münzen ihrer Colonie zu Marseille zugleich mit Gegenständen aus der ersten Eisenzeit vorkommen." Hier bleibt nur unklar, wie eine phönizische Kolonie nach Marseille kommt; wahrscheinlich liegt eine Verwechselung von „Phocéen" (aus Phokäa im ionischen Kleinasien) mit „Phénicien" vor, ein Fehler,

[1]) „Das graue Altertum", übersetzt von Dr. F. Bärensprung, Schwerin 1865.

[2]) „Die Bronzezeit oder die Semiten im Occident", übersetzt von C. A. Keerl, Gütersloh 1869.

den sich auch ein neueres Schullehrbuch der französischen Sprache geleistet hat.

Es war somit ein Zustand eingetreten, vor dem schon 1788 Konrad Mannert (Geographie der Griechen und Römer, Bd. I, S. 170) gewarnt hatte: „Ptolemäus oder vielmehr Marinus, sagen neuere Schriftsteller, konnte soviel richtiges nicht aus den Schriftstellern seiner Zeit lernen, sie müssen alte phönizische Nachrichten und Karten erhalten und die hierher gehörigen Angaben daraus geschöpfet haben; folglich gehören alle seine Angaben in ein viel höheres Zeitalter . . . Eine bequemere Methode giebt es freilich nicht, als in allen Fällen, bei denen man sich nicht sogleich helfen kann, die alten Phönizier zu Hilfe zu nehmen, von denen man wenig bestimmtes weiß, folglich nicht leicht eine Widerlegung befürchten darf; aber der Himmel bewahre die Geschichte und Geographie vor dergleichen Gewalttätigkeiten."

Eine zweite Theorie nahm sich der Etrusker an; die große Ähnlichkeit einer Anzahl in Norditalien gefundener Bronzewaffen mit germanischen führte dazu. Die Hauptvertreter dieser neuen Lehre waren Dr. C. F. Wiberg aus Gefle[1]) und die Lindenschmit-Schule. Nordische und deutsche Vorgeschichtsforschung hatten Fühlung miteinander gewonnen. Das Verdienst, die Vermittlung zwischen beiden Richtungen angestrebt zu haben, gebührt Johanna Mestorf, bekannt als Vorsteherin des Kieler Museums von 1873 bis 1909. Mehrere Jahrzehnte hindurch hat sie die hauptsächlichsten Arbeiten dänischer und schwedischer Forscher — von Nilsson an begonnen — ins Deutsche übersetzt, wobei sie allerdings anfänglich manche Angriffe von deutscher Seite zu überwinden hatte.

Nachdem man so ein wichtiges Gebiet der kulturellen Hinterlassenschaft unserer Vorfahren Römern, Griechen, Phöniziern und Etruskern ausgeliefert hatte, erhob sich endlich einmal eine Stimme zugunsten der Selbständigkeit nordisch-germanischer Bronzekultur, an der übrigens früher dänische Forscher wie Thomsen nicht gezweifelt zu haben scheinen. Im 26. Bericht der Schlesw.-Holst.-Lauenb. Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Altertümer, 1865, veröffentlichte Dr. F. Wibel seine wertvollen chemisch-antiquarischen Studien: Die Cultur der Bronze-Zeit Nord- und Mittel-Europas. Auf Grund chemischer Untersuchungen der im germanischen Norden gefundenen

[1]) „Der Einfluß der klassischen Völker auf den Norden durch den Handelsverkehr", übers. v. J. Mestorf, 1867, und „Über den Einfluß der Etrusker und der Griechen auf die Bronzecultur" (Archiv f. Anthropologie, 1870).

Bronzen gewann der Verfasser die Überzeugung von der Unhaltbarkeit aller aus dem Süden und dem Orient geholten Ursprungstheorien. „Weder die Phönizier", schrieb er (S. 89), „noch ihre Nachkommen sind mit höchstens einigen Ausnahmen (Pytheas) in der frühen Zeit jemals selbst in den Norden gekommen. Ihre Kenntnis desselben wie der Producte, falls überhaupt Zinn und Bernstein schon frühe demselben entstammen, erhielten sie durch den Landhandel mit den Eingeborenen, den sie von den Kolonieen des Mittelmeeres aus eingeleitet hatten." So hätte denn schon Dr. Wibel vor Müllenhoff den ganzen Phönizierwahn beseitigen können, wenn seine Ansichten stärkeren Widerhall gefunden hätten, war er doch auch der Meinung, daß „alle Vorstellungen von jenen gewaltigen Seefahrten der Phönizier nur Phantasmen sind; es haben sich dieselben nie weit über die Meerenge von Gibraltar erstreckt". Wie nahe hier der Verfasser dem heutigen Stande der Wissenschaft gekommen ist, zeigen die Ausführungen Prof. Kossinnas in der deutschen Vorgeschichte, 2. Aufl. S. 46 ff.

Aber auch die Etrusker lehnt Wibel als Kulturbringer für den Norden ab: „Auch jede Ähnlichkeit zugestanden, liegt aber in den Gegenständen selbst nicht der geringste Beweis vor, daß sie aus dem Süden in den Norden und nicht umgekehrt aus dem Norden in den Süden gelangt sind. Das eine ist eben so gut möglich wie das Andere. Und wenn nun nach Lindenschmits eigenem Geständnis sich gerade im Norden die größere Zahl nicht nur von Altertümern überhaupt, sondern sogar der ältesten Formen findet, die im Süden viel seltener vorkommen, so heißt es doch den historischen Notizen eine mehr als gerechtfertigte Bedeutung beilegen, wenn man dieser Tatsache entgegen dem Süden das größere Alter und dessen Wirkungen zuerkennt. Gedenkt man hierbei noch der mannigfachen Zweifel über die Abstammung der Etrusker selbst, daß man sogar diese — und wir dürfen wohl sagen: die altitalischen Völkerstämme überhaupt — als Einwanderer aus dem Norden vielfach betrachtet hat, so scheint sicher der Ursprung der Bronzegegenstände aus dem Norden viel wahrscheinlicher als das umgekehrte." (S. 93.)

Wibels Ausführungen gipfeln in folgenden Schlußfolgerungen:

1. Die zu den Gegenständen unserer Fundstätten der Bronze-Zeit verwendeten Naturstoffe sind sämtlich innerhalb des nordeuropäischen Länder-Complexes gewonnen worden.
2. Die sämtlichen Objecte der Fundstätten sind innerhalb des nordischen Länder-Complexes hergestellt worden.

3. Die Möglichkeit einer künstlerischen Selbständigkeit der nordeuropäischen Völker ist nicht zu bestreiten.
4. Die Cultur der Bronze-Zeit ist eine durchaus einheimische, ihrem ersten Ursprunge nach auf Großbritannien zurückgeführt, und muß somit als höhere Entwickelungsstufe der Urbewohner dieses Landes betrachtet werden.

Der letztgenannte Punkt ist wohl der einzige, in dem die heutige germanische Forschung nicht mit Dr. Wibel übereinstimmt. Und dabei brauchte er sich nicht einmal auf die Forchhammer/Maacksche Theorie zu berufen, nach welcher England erst im Bronze-Zeitalter vom Festlande getrennt worden sein sollte, um so den Übergang der Kultur von Britannien nach dem übrigen Europa zu erklären. Wie die skandinavischen, der Bronzezeit angehörenden Felsbilder beweisen, hat schon damals ein lebhafter Schiffsverkehr stattgefunden, der wohl geeignet war, Kulturbeziehungen zwischen England und dem Festlande zu unterhalten. In einer Anmerkung auf S. 107: „Es ist bezeichnend, daß die Hauptmasse der skandinavischen Bronzen im südlichen Schonen gefunden worden sind", hätte der Verfasser einen Schlüssel in der Hand gehabt. Das Richtige dürfte Dr. Wibel in folgenden Sätzen auf S. 101 getroffen haben: „Es ist Tatsache, daß die Überreste der Steinzeit sich vorwiegend im Norden finden. Sie bezeugt eine längere Anwesenheit oder eine größere Dichtigkeit der Bevölkerung daselbst während jener Periode. In gleicher Weise treten die Altertümer der Bronze-Zeit in größerer Menge im Norden auf, und es ergiebt sich schon daraus ein gewisser Zusammenhang. Noch bedeutungsvoller aber ist der Umstand, daß auch die ältesten, einfachsten Formen der Erz-Waffen und Geräte hauptsächlich im Norden vorkommen; denn sie weisen uns darauf hin, daß die Entwickelung der Bronze-Cultur im Norden ihren Anfang genommen und sich allmählich über die südlichen Länder Europas ausgebreitet habe." Es ist wohl das erstemal, daß in archäologischen Dingen ein deutscher Forscher von so hoher, auf heimischem Boden sich erhebender Warte aus geschrieben hat; das Ganze mutet an wie eine Erfüllung der im Vorworte des Leitfadens zur nordischen Altertumskunde (1836/37, s. den Abschnitt über Skandinavien) ausgesprochenen Hoffnungen. Dr. Wibel hat denn auch seine Übereinstimmung mit dieser dänischen Forschung im Schlußsatze seiner Arbeit anerkannt: „Mögen denn Chemiker, Mineralogen und Geologen, Zoologen, Anatomen und Botaniker, Archäologen und Kunsthistoriker in erneutem Zusammenwirken dahin streben, zu entscheiden, ob es nur ‚verkehrter Patriotismus oder Befangenheit für selbst geschaffene, nicht ohne Kunst

und Phantasie geordnete Systeme' oder ein auf Tatsachen und den an diese geknüpften einfachsten Voraussetzungen beruhendes Forschungsergebnis ist, wenn man der Ansicht der obengenannten dänischen Forscher (gemeint sind Thomsen und Worsaae) beitritt und damit zu lösen versucht, was Jakob Grimm als unlösbar noch bezeichnet hat und bezeichnen mußte" [1]).

Dr. Wibels Bekenntnisse waren zu weitreichend, als daß sie nicht bei der ganzen Zunft der germanischen Vorgeschichtsforschung, die noch durch das 1866 gegründete, von L. Lindenschmit mitredigierte Archiv für Anthropologie einen besonderen Rückhalt gewonnen hatte, hätten Widerstand finden sollen. Die erste größere — natürlich gegnerische — Besprechung lieferte ein Führer der römischen Forschung in Deutschland, A. von Cohausen, gleich im ersten Jahrgange des „Archivs". Ihm antwortete Wibel im dritten Bande desselben (1868) in dem Sinne, „daß er sich nach reiflichster Prüfung nicht veranlaßt sehe, von seinen früheren Ansichten abzugehen". Den bereits angeführten Beweisgründen fügt Wibel noch hinzu, „daß neuerdings auch Désor eingeräumt habe, daß die Formen vieler Bronzegeräte sich auf das engste an die der Steinzeit anschließen und daß ebenso die Tonwaren und andere Umstände für einen allmählichen Übergang aus der Steinzeit sprechen, wiederum positive Zeugen für unsere Ansicht". L. Lindenschmit hat diese vollauf berechtigte Entgegnung Wibels durch Fußnoten und eine „Schlußbemerkung" begleitet. Wenn Lindenschmit die Ansicht aussprach, die Art des Wibelschen Vortrags sei wohl geeignet gewesen, ernste wie scherzhaft gehaltene Entgegnungen zu provozieren, so ist dem entgegenzuhalten, daß v. Cohausens Vortrag es gelegentlich an dem Spotte nicht fehlen ließ, der immer geeignet ist, neue Erfahrungen und Ergebnisse lächerlich zu machen und sie aus der öffentlichen Erörterung zu verabschieden. Jedenfalls hat Lindenschmit im Bunde mit v. Cohausen dafür gesorgt, daß eine Lehre zu Grabe getragen wurde, die ein helles Licht über die vorgeschichtlichen Kulturverhältnisse des nordischen Europa zu verbreiten vermocht hätte. Die gesunde Entwicklung war nunmehr wieder für einige Zeit unterbrochen. Vielleicht darf man annehmen, daß Lindenschmit andere Wege eingeschlagen haben würde, wenn sein Bruder Wilhelm länger gelebt hätte; die an anderer Stelle besprochenen „Rätsel der Vorwelt" (1846) berechtigten zu den schönsten Hoffnungen.

In Verbindung mit den Angriffen auf die heimische Bronzezeit (vgl. schon die „vaterländischen Altertümer der fürstlich Hohenzollerschen

[1]) S. oben, Seite 108, Anmerkung.

Sammlung zu Sigmaringen", 1860) wurde Lindenschmit nicht müde, das Dreiperiodensystem zu bekämpfen. Gleich im 1. Jahrgang des Archivs für Anthropologie finden wir einen dahin zielenden Aufsatz „Die deutsche Altertumsforschung". In einer demselben Bande angehörenden Kritik des Pfahlbauten-Buches Pallmanns heißt es: „In dem zehnten und letzten Abschnitte: Über die Bedeutung der Pfahlbauten, giebt der Verfasser das Ergebnis seiner Arbeit in den zwei Sätzen:

1. Mit den Pfahlbauten wird das System des Stein-, Erz- und Eisenalters endgültig vernichtet.
2. Dieselben geben ein Mittel an die Hand, zu zeigen, daß die Altertümer auf kritisch vergleichendem Wege, mit unbefangenem selbständigem Sinne behandelt, sogar für historische Verhältnisse noch sichere Resultate zu gewähren vermögen.

Zu dem ersten haben wir (Lindenschmit) zu bemerken, daß das genannte System nicht erst durch die Pfahlbautenfunde und ihre Erklärung von Seiten des Verfassers als beseitigt zu betrachten ist." Schon vorher sprach der Kritiker von Pallmanns „sehr verspäteten Angriffen auf das System", womit er antiquarische Sporen zu verdienen strebte.

Angesichts dieser — inzwischen natürlich längst als nicht stichhaltig erkannten — Angriffe auf das Dreiperiodensystem, die sich auch in dem großen Tafelwerke „Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit", Bd. 2, fortsetzten, ist es erfreulich, in jener Zeit einer Schrift zu begegnen, die dieses System wieder in seine vollen Rechte einsetzt. Es ist der „Leitfaden zur Kunde des heidnischen Altertumes mit Beziehung auf die österreichischen Länder" von Dr. Ed. Freiherrn von Sacken, 1865. Daß der Verfasser den Standpunkt vertrat, daß die „Kulturbewegung vom Süden und Osten gegen Norden und Westen vorschreitet", darf uns allerdings nicht befremden; in der Altersbestimmung der Metallzeit bekundet sich aber ein offensichtlicher Rückschritt gegen schon gewonnene Ergebnisse deutscher Forscher, z. B. Lisch, dagegen eine Parallele mit dem bekannten dänischen Forscher Worsaae. „So gelangte der Norden gewiß erst später zur Kenntnis der Metalle", schreibt v. Sacken, „als die begabten, in glücklicheren äußeren Verhältnissen lebenden südlichen Culturvölker. Griechenland stand zur Zeit Homers im Ende des Bronzealters . . . Die germanischen Völker dagegen hatten noch zur Zeit des fränkischen Reiches im 6. und 7. Jahrhundert zum Teil Steinwaffen usw." Sätze, die in einen derartigen Zusammenhang gebracht werden, können nur falsche Vorstellungen hervorrufen.

Die Probleme waren aber doch im Flusse. Das Jahr 1865 darf als ein Markstein angesehen werden, denn in diesem erhob sich die Vorgeschichtsforschung zu europäischer Bedeutung. Von England herüber kam John Lubbocks „Vorgeschichtliche Zeit" (1865, in deutscher Übersetzung erst 1874 nach der 3. englischen Auflage erschienen). Besonders wichtig ist die in diesem Jahre erfolgte Gründung des „Internationalen Kongresses für vorhistorische Anthropologie und Archäologie", der zum ersten Male 1866 zu Neuchatel, dann 1867 zu Paris, 1868 zu Norfolk, 1869 zu Kopenhagen, 1871 zu Bologna usw. tagte. Der persönliche Meinungsaustausch zwischen berufenen Forschern konnte natürlich viel zur Klärung schwebender Fragen beitragen. Welcher Art die Stoffe waren, die auf diesen Zusammenkünften behandelt wurden, zeigen z. B. folgende Fragen, die nach dem Berichte im Archiv f. Anthr., Bd. 3, in Paris zur Erörterung stehen sollten:

„Sind die megalithischen Monumente einer Bevölkerung zuzuschreiben, welche successive verschiedene Gegenden bewohnt hat? Wenn dem so ist, welches war der Weg, den dieselbe genommen?"

„Ist die Erscheinung der Bronze im Abendland zu betrachten als das Produkt einer einheimischen Industrie, oder als die Folge einer gewaltsamen Eroberung, oder aber als das Resultat neuer Handelsverbindungen?"

„Welches sind die hauptsächlichsten Charaktere der frühesten Eisenzeit in den verschiedenen Gegenden Europas? Fällt diese Epoche in die vorhistorische Zeit?"

Schon aus diesen Fragestellungen läßt sich erkennen, daß für die Einseitigkeiten der Lindenschmit-Schule ein Gegengewicht geschaffen wurde. Daß dieser Kongreßgedanke auf italischem Boden (in Spezia) geboren wurde, berührt zunächst sonderbar, weil Italien nur wenig früher (etwas mehr als ein Jahrzehnt) in vorgeschichtliche Untersuchungen eingetreten war. Veranlassung dazu gaben auch hier die Entdeckungen norditalischer Pfahldörfer (Terramaren) und die im Anschlusse daran erfolgte Ausgrabung (1853) der Altertümer von Villanova in der Nähe Bolognas, die später einem weitverbreiteten Kulturstile den Namen geben sollten. Wie rasch aber die italienischen Forscher, unter denen damals Prof. Capellini, Pigorini und Graf Gozzadini besonders hervorragten, den Einklang zu finden wußten, zeigt der so anziehende Bericht Johanna Mestorfs über den Kongreß von Bologna, 1871. Die Kongreßverhandlungen selbst wurden in „Comptes rendus" veröffentlicht. Wenn man sich bei den Verhandlungen und ihren Veröffentlichungen auf die französische Sprache geeinigt hatte, so hatte das wohl weniger seinen Grund darin, daß Frankreich schon damals als ein für die Vorgeschichte des Menschen besonders ergiebiges Land bekannt war und seine Gelehrten wie Lartet, Longpérier und de Quatrefages allerdings schon „Weltruf" genossen, als in der Anerkennung der politischen Vormachtsstellung Frankreichs vor 1870.

In das Ende des hier zu besprechenden Zeitabschnitts fallen zwei größere Werke: „Das Grabfeld von Hallstatt in Oberösterreich und dessen Altertümer" von Eduard von Sacken, 1868, und der 1870 abgeschlossene zweite Band von Lindenschmits „Altertümern unserer heidnischen Vorzeit". Das mit 26 Tafeln ausgestattete und durch reichhaltigen Text ausgezeichnete Werk v. Sackens läßt deutlich die Schwierigkeiten erkennen, denen die Wissenschaft bei den Funden von Hallstatt gegenüberstand. Uns interessiert hier wohl am meisten die Bestimmung der „Nationalität" der Gräber. Während Gaisberger 1848 auf „Kelten" schloß, tritt v. Sacken für eine gemischte Bevölkerung ein, denn dafür sprächen „die verschiedenen Bestattungsarten des Hallstätter Grabfeldes, und man ist versucht, das brandlose Begräbnis, welches im Durchschnitt Ärmeren zu Teil wurde, den älteren besiegten Einwohnern, die Verbrennung mit reicheren Beigaben den herrschenden Kelten, bei denen diese Bestattungsart üblich war, zuzuschreiben". (Aber an dieser Bestattungsart hatten doch nicht nur die Kelten teil!) Hinzu kommt des Verfassers Unterscheidung zwischen „Stoff" und „Stil": „Die strenge Einteilung der vorchristlichen Kulturperioden blos nach stofflichen Merkmalen erscheint mir unstatthaft, denn sie muß zu mancherlei Conflikten führen . . . Es muß daher ein anderer Einteilungsgrund genommen werden, und diesen finden wir in dem geistigen Momente, in der Formgebung, dem Style." Dieser eigentliche Bronzestil ist nach v. Sacken seinem Ursprunge nach als asiatisch-italisch zu bezeichnen, und er gelangte in Etrurien zu einer besonderen Entwicklung. Die Phönizier als Anreger der Bronzekultur anzusprechen, leuchtet ihm mit Recht nicht ein, und er weist auf den Mangel echt phönizischer Denkmäler hin. Gänzlich verschieden von dem Bronzestile „sind die Objekte der sog. zweiten Eisenzeit, und der durch sie vertretene Stil kann der germanische genannt werden . . . Diese Einteilung giebt auch eine ethnographische Gruppierung, indem sich der Stil der Bronzeperiode auf einen orientalischen Ursprung und Einfluß der Völker des Mittelmeeres zurückführen läßt, während jener der Eisenzeit vorzugsweise auf nordisch-germanischen Elementen beruht mit teilweiser Influenz römisch-byzantinischer". Die Hallstätter Altertümer gehören nun „dem

Prinzip ihrer Formgebung sowie dem System der Ornamentik nach dem Bronzestile an, sie zeigen ihn aber in einer eigentümlich entwickelten, durch die ausgebildete Eisentechnik modifizierten Weise". Nach v. Sackens Ansicht würden also auch aus diesem Grunde die Germanen an der gesamten Hallstatt-Kultur keinen Anteil haben. Für die Zeit vor fünfzig Jahren war das Werk wohl brauchbar und ein sicherer Gradmesser für den Stand der Wissenschaft, heute muß es, obwohl ein ähnlich reichhaltiges für Hallstatt m. W. noch nicht wieder vorliegt, als überholt bezeichnet werden.

Der mit 74 Tafeln geschmückte 2. Band der von Lindenschmit herausgegebenen „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit" enthielt, wie bereits erwähnt, eine Absage an das Dreiperiodensystem. Während dieses im 1. Bande, 1858 mit 96 Tafeln erschienen, noch beibehalten (vielleicht mit Widerstreben) und als eine Folge bezeichnet wurde, „über welche keine Meinungsverschiedenheit herrschen kann", hieß es nunmehr, die Anlage des Werkes solle dieselbe bleiben, „nur daß die Bezeichnung der Tafeln und jede Bezugnahme auf das System des Stein-, Erz- und Eisenalters, welche früher in Rücksicht auf die herrschenden Vorstellungen empfohlen schien, von nun an aufgegeben ist".

Noch über zwei Jahrzehnte hinweg setzten sich die Angriffe auf das Dreiperiodensystem fort. Es sei für diese Zeit, die natürlich außerhalb der augenblicklichen Darstellung liegt, auf Hörnes, Natur- u. Urgeschichte des Menschen, Bd. I, S. 392 ff., verwiesen.

Wohl kaum ein anderes Gebiet hat sich innerhalb des hier beschriebenen Zeitraums aus bescheidensten Anfängen zu einer so stolzen Höhe erhoben wie die deutsche Vorgeschichte. Aus vereinzelten Lokalforschungen in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sahen wir ein Gesamtbild germanischer Vorzeit hervorwachsen, das weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinausgriff. Ergänzend treten zu dem hier gegebenen Bilde die im Kapitel „Skandinavien" erfolgenden Ausführungen. Allerdings haben der skandinavische und der deutsche Forscherkreis bis auf den heutigen Tag ihre bestimmte Eigenart bewahrt, doch sind beide wohl seit zwei Menschenaltern so aufeinander angewiesen und miteinander verwachsen, daß nur aus ihrem Gesamtbilde ein richtiges Verstehen unserer Vorzeit möglich ist.

---

6. Die deutsche Stammeskunde.

„Ob uns der See, ob uns die Berge scheiden,
Und jedes Volk sich für sich selbst regiert,
So sind wir eines Stammes doch und Bluts,
Und eine Heimat ist's, aus der wir zogen."
Schiller (Wilhelm Tell).

Aufgabe der germanischen Stammeskunde muß es sein, das Ausbreitungsgebiet der germanischen Volksstämme und die verwandtschaftlichen Verhältnisse derselben auch durch alle geographischen Verschiebungen hindurch festzustellen. Welchen Umfang hatte germanisches Gebiet aufzuweisen? Nach Vater Arndt müßten wir sagen: soweit germanische Zunge reicht. Während mythologische und rassenkundliche Forschung unseren Blick in weite Fernen lenken, müssen wir uns hier auf eine Beschränkung unseres Gesichtsfeldes gefaßt machen. Wir wollen uns das hier bestehende Mißverhältnis in kurzen Zügen klar machen. Die neuere Rassenkunde hat uns — in Übereinstimmung mit der älteren Mythologie — darüber belehrt, daß wir berechtigt sind, das Germanentum mit der nordischen weißen Rasse, die in vorgeschichtlicher Zeit von den Gestaden der Ostsee bis nach Vorder-Asien zog, gleichzusetzen. „Wenn aber Inder und Griechen und alle Indogermanen", so schrieb Dr. Georg Biedenkapp in seinem Büchlein „Aus Deutschlands Urzeit" (1904), „von Deutschland aus in die weite Welt gezogen sind, so wie heute Amerikaner, Australier und Buren aus Europa stammen, dann waren Inder, Griechen, Römer, kurz alle Indogermanen einmal — Germanen." Und wenn Virgil im ersten Buche seiner Georgica die bekannten Verse schrieb:

„Navita tum stellis numeros et nomina fecit,
Pleiadas, Hyadas claramque Lycaonis arcton"

(Jetzo gab dem Gestirne der Steuerer Zahlen und Namen,
Merkend Plejad' und Hyad' und die leuchtende Bärin Lykaons),

so haben auch diese Sterne Jahrmillionen auf unsere Erde hernieder geleuchtet, ehe sie von seekundigen Männern ihre jetzt noch gebräuchlichen Namen erhielten. Mit dem gleichen Rechte können wir die Germanen, deren physische Erscheinung nach Funden, Denkmälern und Urkunden schon Jahrhunderte — es geht wohl in die Jahrtausende — vor Chr. gesichert ist, bevor sie ihren „Namen" erhielten, in sehr frühe Zeit zurückdatieren, und ihr Name wird auch hier schließlich nur „Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut".

Ganz anders liegen indessen die Voraussetzungen für die germanische Stammeskunde. Sie muß letzten Endes in das Gebiet begrenzt werden, das die letzte Welle der vom europäischen Norden hervorquellenden weißen Rasse — die der Überlieferung gemäß einzig als die „germanische" angesprochen wird — ursprünglich eingenommen hat. Wohl nach aller Verständigen Meinung kann dafür nur ein Gebiet in Frage kommen, das von der Mitte Skandinaviens bis mindestens an die Donau reicht. Eine solche Auffassung bekundete z. B. die schöne Karte in Peter Bertius „Commentariorum rerum germanicarum libri tres", 1632, S. 80. Die zweite Hälfte des 18. und der Beginn des 19. Jahrhunderts dachten aber wesentlich anders darüber. Schwedische und dänische Geschichtschreiber wie Ihre und Rask strichen den germanischen Namen für den skandinavischen Länderbereich aus und setzten für ihn einfach die Bezeichnung „nordisch". Der Einspruch Schlözers (1771!), daß man auch Finnen, Lappen usw. dem Begriffe „nordisch" unterordnen müsse, scheint ohne Widerhall verklungen zu sein, und „nordisk oldkyndighed" wurde sehr bald die offiziell anerkannte Bezeichnung für die nordisch-germanische Altertumskunde. Da war es denn ein Süddeutscher, J. Andreas Schmeller, der in seinem 1826 gehaltenen Vortrage über die Notwendigkeit eines ethnographischen Gesamtnamens für die Deutschen und ihre nordischen Stammverwandten und über die Einsprüche derselben gegen die Benennung „Germanen" [1]) das richtige Verhältnis wiederherzustellen wünschte. Ihm war es aufgefallen, daß „unsere westlichen Nachbarn keinen Anstand nehmen, unter Nations teutoniques oder germaniques alles, was von Italien bis Island wohnt, zusammenzufassen", während die Gelehrten der drei nordischen Reiche ihre Landsleute durchaus nicht für Germanen gehalten wissen wollen. „Es ist vielleicht der Rücksicht auf diese nordische Verwahrung gegen den germanischen Namen zuzuschreiben," fährt Schmeller fort, „daß in

[1]) Erschienen in den Berichten der philol. hist. Klasse der Akademie der Wissenschaften zu München.

der neuesten Zeit ein Epoche machender Grammatiker (gemeint ist natürlich Jakob Grimm) sein Werk, welches ebensowohl die Sprachen jenseits als diesseits der Ostsee umfaßt, schlechthin eine deutsche Grammatik genannt hat." Es folgen nun geschichtliche Untersuchungen über die Bedeutung der „Synonymen" teutonisch, germanisch, gotisch und deutsch, als deren Schlußfolgerung sich ergibt: „Auf jeden Fall mangelt unserm Worte der in wissenschaftlichen Dingen so wünschenswerte Charakter allgemeiner Anwendbarkeit in allen europäischen Literaturen, dessen sich der teutonische, insonderheit aber der germanische Name erfreut. Und es ist wohl der letztere, der, alles wohl erwogen, am meisten geeignet scheint, als die, im angezeigten Sinne, der Wissenschaft immer unentbehrlicher werdende Gesamtbenennung Dienste zu leisten. Er gehört allen stammverwandten Völkern, und keinem von ihnen besonders an, und es hat ihn die alte classische allen neuern Literaturen nicht blos rein von jedem erniedrigenden Nebenbegriff, sondern im wesentlichen Gefolge von solchen überliefert, die das schöne Lob eines edeln, tapfern und freiheitsliebenden Volkes ausmachen. — Es ist nicht ungewöhnlich, an der Seine so wenig als an der Themse und am Delaware, daß bei Untersuchungen über die ersten Quellen eines der größten Güter, durch die sich das neuere Europa, wenigstens teilweise, vor dem alten auszeichnet, nämlich dem eines festern, gesichertern Rechtszustandes der Einzelnen in der bürgerlichen Gesellschaft, auf dieses unser unbestimmtes Germanien und seine Wälder verwiesen wird." In kurzen, trefflichen Worten ist hier der Weg für gemeinsames Arbeiten gewiesen und zugleich über Jahrzehnte hinweg die Brücke zu unserer Zeit geschlagen.

Ein sicherer Boden war durch Schmellers Darstellung dem Germanentum zurückgewonnen worden. Schwieriger gestaltete sich die Lösung der Aufgabe, seine Ausdehnung und Begrenzung festzustellen, und am schwierigsten für die im Westen und Süden wohnenden Völkerschaften. Die uralte Streitfrage: was ist keltisch, was germanisch? taucht vor unserem geistigen Auge auf. Aus früheren Kapiteln wissen wir, daß für Clüver und Leibniz die Kelten das herrschende Volk waren, in das sich auch die Germanen einfügten. Einen Nachklang dieser Anschauungsweise beobachten wir bei Meiners (1793), der von den Völkern der „schönen, weißen Rasse" nur Kelten, Sarmaten und morgenländische Völker besonders namhaft macht; sodann bei Lafontaine (1795), der in seinem Roman „Leben und Taten des Freiherrn Quinctius Heymeran von Flaming" einen Professor der Theologie das Menschengeschlecht in vier Rassen einteilen läßt: die mongolische, die slawische,

die morgenländische und die keltische[1]). Einen Nachklang zwar, aber auch die ersten Anzeichen für die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland herrschende „Keltomanie". Leider!, denn just in der zeitlichen Mitte zwischen Leibniz und Meiners schien die Kelten-Germanen-Frage genügend geklärt zu sein. Im Brennpunkte des wissenschaftlichen Interesses standen damals die „Histoire des Celtes et particulièrement des Germains", verfaßt von dem französischen, aber in Berlin wirkenden Konsistorialrat Simon Pelloutier (Bd. 1: 1740, Bd. 2: 1750) — die schon in ihrem Titel den für das Keltentum beanspruchten weiten Bereich erkennen läßt — und die „Vindiciae celticae" des Elsässers Johann Daniel Schöpflin, die jenen Traum einer keltischen Vorherrschaft in Europa bis nach Asien hinein grausam zerstörten, die Kelten auf Gallien beschränkten und sodann ihre Wanderungen und Kolonien beschrieben. Sicher hat Schöpflin seiner Zeit verdienten Widerhall gefunden, wie u. a. Prof. J. M. Schröckh bewies, der im 2. Bande seiner „Abbildungen und Lebensbeschreibungen gelehrter Männer", 1766, schrieb: „Wenn ich sagen darf, was diesen gelehrten und im Urteilen sonst geübten Mann (Pelloutier) nach meiner Hinsicht hierbei verführt hat (nämlich den Kelten ganz Europa und einen großen Teil Asiens anzuweisen), so sind es die etymologischen Vermutungen, welche in der Geschichtskunde schon vieles Unheil gestiftet haben, und gewisse nicht bemerkte Sprünge im Schließen. Wenigstens möchte ich der ganz entgegenstehenden Meinung eines großen Gelehrten unserer Zeiten, des Herrn Rat Schöpflin, welche er in seinen Vindic. Celt. vorgetragen hat, ob sie gleich erheblichen Einwürfen ausgesetzt ist, daß die Kelten nicht außer Gallien zu suchen sind, eher beitreten, als einer so gewaltsamen Ausbreitung derselben." (Schöpflins Werk erschien 1754.)

So gut begründet nun auch die Untersuchungen Schöpflins waren — man hat ihn mit Recht mit Beatus Rhenanus verglichen —, über die Jahrzehnte hinweg drang seine Stimme nicht. Das mag zum Teil an den unsicheren Berichten antiker Geschichtschreiber gelegen haben, wissen wir doch, daß die Germanen gelegentlich unter dem Namen „Keltoskythen" (Poseidonios) erschienen, zum Teil mögen aber auch, wie Wolfgang Menzel annahm, besonders zur Zeit des Rheinbundes, politische Gründe vorgelegen haben, große Teile des südlichen und westlichen Deutschlands den Kelten auszuliefern. In den Mittelpunkt des Streites trat für die nächste Zeit die Frage nach der Herkunft der

[1]) Vgl. Ulrich Berner, Rassentheorien vor 120 Jahren. März-Heft 1909 der Polit. Anthrop. Revue.

Bayern, die an Hand der alten Geschichtschreiber ohnehin nicht leicht zu lösen war. Auch hier gewahren wir zunächst einen unbestrittenen Sieg der Keltenfreunde. Bojer — Bayern, zu verführerisch wirkte die Namensähnlichkeit, als daß man nicht die weitestgehenden Schlüsse aus ihr gezogen hätte, wobei es wenig darauf ankam, daß mehrere Jahrhunderte beide Völker voneinander trennten. Konrad Mannert hatte sich zwar 1807 (die älteste Geschichte Bojoariens und seiner Bewohner) für das Germanentum der Bayern ausgesprochen, in denen er den Zusammenschluß der von Rugiern, Turkilingen, Skiren und Herulern in den Stürmen der Völkerwanderung verbliebenen Reste erblickte, eine Ansicht, die in ähnlicher Form in Mannerts größerem Werke „Die Geschichte Bayerns", 1826, wiederkehrt. Diesem ehrlichen Geschichtsforscher lief aber Vinzenz von Pallhausen den Rang ab. In drei Büchern — s. darüber Seite 87 — versuchte er den Beweis zu erbringen, daß die Bayern als Nachfahren der Bojer keltischen Stammes seien und ihnen so eine Geschichte von 2400 Jahren zukäme. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß zu den Hauptquellen seiner sog. Forschungen J. B. Bullets „Dictionnaire celtique", 1754/59, gehörte, und daß ihm jede tiefere Sprachkenntnis abging. Obgleich Georg Thomas Rudhart in seiner kleineren Schrift „Über den Unterschied zwischen Kelten und Germanen mit besonderer Rücksicht auf die bayer'sche Urgeschichte", 1826, v. Pallhausen gebührend widersprochen hatte, hat Prof. Andreas Buchner doch jene keltenfreundlichen Ungereimtheiten in seine Geschichte von Bayern (1832 ff.) aufgenommen. In den Chor der Keltenfreunde stimmte dann noch 1839 Jos. Ernst Ritter von Koch-Sternfeld ein (Das Reich der Langobarden in Italien; nach Paul Warnefrid usw.; zunächst in der Bluts- und Wahlverwandtschaft zu Bajoarien), der sich u. a. folgende Sätze leistete: „Als norisch und celtisch (auch wohl slavisch) würde uns Herr von Pallhausen gar manches Wort oder Rubrum in diesen Gesetzen erklären (gemeint ist das Edictum Rothari); denn mit der deutschen Mundart allein reicht man zur Erklärung nicht aus." Ferner: „Was die bei uns heut übliche teutsche Sprache anbelangt, so hat eine unbefangene gründliche Forschung gezeigt, daß sie, wie auch die Mythen, mannigfaltig aus dem celtischen Element abstamme." Da zögerte Caspar Zeuß nicht länger, über diese Art Schriftstellerei, die sich wohl für über die Maßen „objektiv" hielt, seinen ganzen Zorn auszuschütten. Er tat dies in der kleinen, ebenfalls 1839 erschienenen Schrift „Die Herkunft der Baiern von den Markomannen gegen die bisherigen Muthmaßungen bewiesen". „Die Herren dieser Stufe", lesen wir da, „denken sich die alte deutsche Sprache

als rohe, nackte, gliederlose Barbarensprache, die erst Bedeckung, Beugung und Abwandlung sich von verschiedenen Seiten zusammenbetteln muß, während der Kenner gerade umgekehrt im ältesten Deutschen, im Gothischen, sich über die vollkommenste Formenfülle freut, von welcher alle späteren Mundarten, je weiter herab, desto mehr verloren haben, so daß sich das heutige Deutsch zum ältesten verhält, wie etwa das Französische zum Latein. Man kennt das Fremde, das Lateinische und Anderes, nicht das Einheimische, schreibt dieses dem Fremden zu, das ist — gelehrter Verrat an der Heimat und verdient unnachsichtliche Zurechtweisung."

Durch die Schrift Zeuß' waren die Bayern wenigstens wieder für das Germanentum gerettet; der Versuch, sie von den Markomannen abzuleiten — zwei Jahre später durch Fr. M. Wittmann in der Schrift „Die Herkunft der Bayern von den Markomannen" ergänzt und erweitert — ist später auf Widerspruch gestoßen, ohne doch die Bayern wieder aus dem Verbande des Germanentums auszuscheiden. In der Roman-Literatur konnte man wohl noch später einem „Tassilo als Herzog der Bojer" begegnen, und daß wenigstens der Name Bayern mit dem der Bojer zusammenhängt, kann man selbst noch in wissenschaftlich sein sollenden Werken lesen.

Indessen schritt die „Keltomanie" siegreich weiter. Ihren Einfluß auf die germanische Vorgeschichtsforschung haben wir im vorigen Kapitel gestreift. Auch ein großer Teil der Sprachforscher war völlig in der keltischen Welt untergegangen, so z. B. Heinrich Leo, dessen „Die Malbergische Glosse ein Rest altkeltischer Sprache und Rechtsauffassung" (in 2 Heften 1842 u. 1845 erschienen) bereits 1843 eine Zurechtweisung durch K. J. Clement erfuhr (die Lex salica und die Text-Glossen in der Salischen Gesetzsammlung germanisch nicht keltisch) [1]. Selbst dem deutschen Meister der Sprachvergleichung, Franz Bopp, schienen die keltischen Sprachen zunächst so viele Abweichungen in ihrem Baue von den — sagen wir: rein indogermanischen Sprachen aufzuweisen, daß er sie als Sondergruppe unter den europäischen Sprachen betrachtete. So war denn das Bestreben, dem Keltischen ein höheres Alter und eine größere Ausstrahlungskraft zuzuschreiben als dem benachbarten Germanischen, in gewissem Grade entschuldigt. Als erster nach Bopp

[1]) In stark erweiterter Bearbeitung wurde diese kleine Schrift unter dem Titel „Forschungen über das Recht der Salischen Franken vor und in der Königszeit. Lex salica und Malbergische Glossen" 1876 aus Clements Nachlasse von Prof. Dr. Heinrich Zoepfl herausgegeben. 2. Ausgabe 1879.

hat wohl J. C. Prichard in seinem 1831 erschienenen Werke „the eastern origin of the Celtic nations proved by a comparison of their dialects with the Sanskrit, Greek, Latin and Teutonic languages" versucht, das Keltische den indogermanischen Sprachen einzureihen. Der Gedanke an eine Sonderstellung des Keltischen hatte nun aber einmal trotz aller Widerlegungen (Prichard ist nicht der einzige geblieben, der dagegen Einspruch erhoben hat) festen Fuß gefaßt und zeitigte mehrere Jahrzehnte hindurch die sonderbarsten Blüten. Zu den extrem-keltomanischen Werken gehören F. J. Mones „Keltische Forschungen zur Geschichte Mitteleuropas" (Freiburg 1857). Den Hauptbestandteil des Buches bilden Verzeichnisse germanisierter, romanisierter und slawisierter Namen (zumeist der Geographie angehörig) aus den keltischen Sprachen. Um die Art zu zeigen, wie Mone nach etymologischen Verbindungen sucht, führe ich nur zwei Beispiele an:

„grund, grunnen, grün, kleiner Bach; germanisiert vom wälschen gyrynt. Grounbach, Grünbach in Bayern usw.
quig, Bach; wälsch gwy, Quickborn."

Wer die „Keltischen Forschungen" liest, wird erstaunt sein, so viele Beziehungen deutscher Orts-, Fluß- und Bergnamen mit dem Kymrischen und Gälischen zu finden. Nach Mones Lehre müßten Kymren und Gälen für die Bedeutungen „Bach, Fluß, Hügel, Berg, Fels" usw. je mehrere hundert eigene Wörter gehabt haben, was schon ein Grund ist, seiner Theorie zu mißtrauen. Ein weiteres Bedenken ist, daß die Deutschen ihre geographischen Namen in der Regel durch zwei Wörter, ein keltisches und ein deutsches, ausgedrückt haben sollen. „Grünbach" würde z. B. nach obiger Etymologie „Bach-Bach" heißen müssen. „Eine Sprache," schreibt Ludwig Lindenschmit mit treffender Ironie, „scheinen die Germanen kaum gehabt zu haben, denn im ganzen Lande findet sich kaum ein Berg oder Hügel, Fluß oder Bach, Fels oder Tal, dem sie einen Namen zu geben imstande waren, so daß ihnen die Kelten erst durch Mitteilung der nötigen copia verborum sozusagen die Zunge lösen mußten." Mit Recht hat Holtzmann aufs schärfste gegen die Überwucherung deutscher Lande mit altbritischen Sprachen Front gemacht, allerdings um seinerseits wieder die Germanen zu Kelten zu stempeln. „Wir werden alle uns gefallen lassen müssen, Kelten zu sein, und um ein Jahrtausend ruhmvoller Vergangenheit reicher zu werden", schrieb dieser am Anfang seiner historischen Untersuchung „Kelten und Germanen", 1855. — Zu der vorhin erwähnten Auslassung Lindenschmits, die sich in seinem „Handbuche der deutschen Altertumskunde" findet, ist zur Ergänzung die außerordentlich

scharfe Beurteilung dieses Werkes durch Karl Müllenhoff in der Zeitschrift für deutsches Altertum, 1881, heranzuziehen, in der es u. a. heißt: „Daß die methodisch historische Erforschung des Keltischen jünger ist als die Keltomanie und daß diese ganz auf eigene Hand und Gefahr nicht nur neben jener, sondern im völligen Gegensatze zu jener ihr Wesen fortsetzt, darüber ist Herr L. vielleicht nicht im klaren, nach der ausgehobenen Anmerkung aber weiß er im allgemeinen von der Wissenschaft so viel, daß sie jede Gemeinschaft mit der Keltomanie und vermutlich jedem ihr ähnlichen unwissenschaftlichen Treiben ablehnt." Für die Mitte des 19. Jahrhunderts trifft dies doch nicht völlig zu; zu stark trieb die keltische Strömung dahin, wenn natürlich doch auch wieder dafür gesorgt wurde, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. So ist auch Holtzmanns Theorie nicht unangefochten geblieben; als erster zur Rettung germanischen Erbes erschien H. B. Chr. Brandes mit seiner Schrift „Das ethnographische Verhältnis der Kelten und Germanen" 1857 auf dem Plane. Nach ihm hat Dr. Riecke in verschiedenen Schriften (die letzte mir bekannte „Die Schichtung der Völker und Sprachen in Deutschland" ist 1872 erschienen) dafür gesorgt, daß die keltomanische Richtung in Deutschland einstweilen nicht ausstarb.

1861 gab Leopold Contzen in seinen „Wanderungen der Kelten" ein Bild, das die Wissenschaft im allgemeinen bis heute anerkannt hat. Aber auch nur „im allgemeinen". Wenn beispielsweise Otto Bremer in der Ethnographie der germanischen Stämme schreiben konnte: „Man hat früher angenommen, daß die Belgier zum Teil germanischer Herkunft seien, so daß wir es nur mit einem Volksnamen zu tun hätten. Diese Ansicht ist, obwohl sie neuerdings von Much und Kossinna und besonders von Zippel abermals vertreten wird, meines Erachtens durch Zeuß', Contzens und Müllenhoffs Darlegungen endgültig abgetan," so darf darauf hingewiesen werden, daß schon zu Contzens Zeit an sehr maßgeblicher Stelle das Germanentum doch weiter nach Westen vorgeschoben wurde, als es einer keltisch beeinflußten Wissenschaft lieb war. Es geschah dies in dem umfangreichen Artikel „Germanien, Germanen" in Ersch u. Grubers Encyklopädie I, 61. Dieser Artikel wird meist falsch als von Julius Zacher herrührend zitiert. Zacher hat indessen nur den kulturgeschichtlichen Teil verfaßt (S. 329/388), der ethnographische und rein geschichtliche Teil stammt von J. H. Krause (S. 211/329). Da ist es nun interessant, wie Krause das Germanentum der Treverer und Nervier, die bekanntlich nach Tacitus „circa affectationem Germanicae originis ultro ambitiosi"

waren, in Schutz nimmt: „Wenn neuere Historiker (wie Steininger, Geschichte der Trevirer) die deutsche Abkunft der Treviri bezweifelt oder geleugnet haben, ohne beweiskräftige Gründe beizubringen, so dürfte dagegen wohl geltend gemacht werden, daß dieselben in einer weit früheren Zeit über den Rhein gegangen sein können, als andere teutsche Stämme, vielleicht schon Jahrhunderte vor Cäsars Ankunft in Gallien, lange schon vor der Heerfahrt der Kimbern und Teutonen, und daß dadurch ihre Abkunft weniger kenntlich gewesen sei." Zu den von Krause genannten Autoren, die die Abfassung der Germania durch Tacitus bezweifelten (Wackerbarth und Keferstein) gesellte sich 1861 noch Heinrich Künßberg (Wanderung in das germanische Alterthum). Wieder wie bei der „Hyperboräer"-Frage (s. oben S. 29) kann ich nicht umhin, auch im Anschluß an Krauses Arbeit einen Blick in die Gegenwart zu werfen, in der, gerade was die Frage der germanischen Besiedelung des Niederrheins betrifft, Archäologie und Philologie ein längst entbehrtes Bündnis geschlossen haben. Prof. Dr. Eduard Norden schreibt in seinem großen Werke „Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania", 1920, nachdem er die über das Alter und die Ausbreitung der westgermanischen Keramik fast übereinstimmenden Ergebnisse der Professoren Schumacher, Schuchhardt und Kiekebusch angeführt hat, S. 395: „Als ich vollends bei G. Kossinna (die Herkunft der Germanen) las, seiner Ansicht nach hätten die Germanen in der frühen Eisenzeit, um 700 v. Chr., den Niederrhein gewonnen, fand ich diesen Ansatz in so vollkommener Übereinstimmung mit dem ungefähren Datum, zu dem ich durch Schlüsse aus dem alten Periplus gelangt war, daß ich daraus eine gewisse Zuversichtlichkeit schöpfen zu dürfen glaubte. Von mehr als einer Möglichkeit oder vielleicht Wahrscheinlichkeit zu reden wäre vermessen: hier ist noch alles im Flusse, und man muß schon zufrieden sein, wenn es gelungen sein sollte, einen oder den andern kleinen Baustein geliefert zu haben, der sich zu künftigen Konstruktionen als dienlich erweist." Wenn heute noch alles im Flusse ist, wie hätte das nicht erst recht vor einem halben Jahrhundert der Fall sein sollen! Und gerade deshalb erweckt eine Stimme wie diejenige Krauses, die sich mit neuester Forschung verbinden läßt, doppelte Freude.

Der trefflichen Arbeit Krauses gesellte sich des Salzburger Rechtsanwalts Dr. August Prinzinger „Die älteste Geschichte des baierisch-österreichischen Volksstammes", 1856, bei. Auch dieser beteiligt sich an dem germanischen Vorstoß nach Westen: „Der Rhein war wohl die staatliche Grenze des römischen Gallien, aber nicht die ursprüngliche

Grenze des deutschen Wohn- und Sprachgebiets — das sind die Vogesen und Ardennen." Unhaltbar ist dann wiederum desselben Verfassers Verquickung der Bayern mit den Bojern, die er allerdings auch zu Germanen stempelt. Besser begründet waren für die bayrische Urgeschichte die Arbeiten Dr. Anton Quitzmanns, die 1860 mit der „Heidnischen Religion der Baiwaren. Erster faktischer Beweis für die Abstammung dieses Volkes" beginnen. So war nunmehr dem Germanentum nach Westen und Süden wieder freie Bahn gegeben. Von geringerer Bedeutung als die Keltenfrage scheint die Frage der Abgrenzung zwischen Germanentum und Slawentum gewesen zu sein. Zwar sind die Ansichten mancher slawischer (besonders russischer) Geschichtschreiber über die Urzeit höchst unklar und verworren, man sehe sich z. B. das mit langen Anmerkungen versehene Kapitel „Von den Scythen, Gothen und Hunnen" an in Karamsins russischer Geschichte (herausgeg. v. A. W. Tappe, Teil 1, 1828). Schafariks und der panslawischen Bestrebungen wurde bereits oben gedacht. Schwerer hätte für die deutsche Wissenschaft R. G. Lathams Germania-Ausgabe von 1851 (s. auch oben, S. 34/35) ins Gewicht fallen können. In der diesem Kommentar beigegebenen Karte werden nämlich alle Stämme östlich der Saale und der Elbe als „uncertain population" bezeichnet, und aus den „notes" geht hervor, daß Latham diese Völkerschaften den Slawen näher als den Germanen stehen läßt. Nach dem Zeugnisse Felix Dahns (Geschichte der deutschen Urzeit, 1883, I, S. 77) hat Latham auch später („On the authority of the Germania of Tacitus for the ethnology of Germany" im Journal of classical and sacred philology, 1860) die von Tacitus auf dem rechten Elbufer genannten Stämme für Slawen erklärt. Größere Wirkung auf die Wissenschaft scheint aber diese seltsame Ansicht, wie gesagt, nicht ausgeübt zu haben.

Nach Zurückweisung der keltischen und der slawischen Ansprüche konnte die „Germania magna", das „freie" Germanien, sich wieder bis jenseits des Rheins und der Weichsel ausdehnen; umstritten blieb vorläufig noch die nationale Zugehörigkeit einiger Völkerschaften an den Grenzen des germanischen Gebiets, so der Treverer, der Kimbern und der Bastarnen. Autoritäten wie Mannert und Caspar Zeuß trugen kein Bedenken, die Bastarnen, deren Sitze sich von den westlichen Karpathen bis zur Donau und weiter ostwärts erstreckten, als das in der Geschichte zuerst — nämlich im 2. Jahrh. vor Chr. im Kriege des letzten makedonischen Königs Perseus gegen die Römer — erwähnte deutsche Volk zu bezeichnen. Anders Adelung (1806) und merkwürdigerweise Dr. Wilser, die dieses Volk den Kelten zusprechen. Bekanntlich hat Tacitus im Gegensatze zu früheren Berichten die Peuciner-Bastarnen erheblich herabgesetzt: „Sordes omnium ac torpor procerum; conubiis mixtis non nihil in Sarmatarum habitum foedantur." Eine Ehrenrettung der Bastarnen hat Dr. Joseph Wormstall 1868 in der kleinen Schrift „Über die Tungern und Bastarnen" unternommen.

Große Schwierigkeiten bereiteten die Versuche, die einzelnen Völker der Germania magna in größere Gemeinschaften oder Verbände einzuteilen. Man darf nie außer acht lassen, daß Germanien einer lebendigen Landkarte glich, und daß Gewährsmänner, wie Strabo, Plinius, Tacitus, Ptolemaeus, doch nur den jeweiligen Stand aufzeichnen konnten. Jüngere Untersuchungen (von Mommsen, Müllenhoff u. a.) haben auch diese Quellen wieder analysiert, wodurch das ethnographische Bild Germaniens durchaus nicht an Sicherheit gewonnen hat. Man wird vielleicht sagen dürfen, daß ein jeder Geschichtschreiber der alten Welt die Gliederung der germanischen Stämme aus seinem geographischen Gesichtswinkel beurteilt und beschrieben hat.

Unter Berufung auf Caesar teilte Adelung (Älteste Geschichte der Deutschen, 1806) die Germanen in einen suevischen und einen unsuevischen oder cimbrischen Hauptstamm. Mit der Einteilung des Plinius würde man nach Adelung etwas anfangen können, wenn dieser statt fünf nur drei Stammesverbände (wie Tacitus) namhaft gemacht hätte; alsdann wären nämlich „seine Istävonen unstreitig Cäsars Gallische Germanen oder Belgen, seine Ingävonen dessen Un-Sueven, nur daß er ihren Wohnsitz zu enge einschränkt, wenn er ihn bloß an die Küste setzt; seine Hermionen aber würden Cäsars Sueven sein. Nur mit seinen fünf Klassen verdirbt er alles". An Stelle der Fünfteilung des Plinius [1]) findet man fast allgemein die Dreiteilung gemäß der tacitaischen Germania besprochen, doch ohne weitergehende Schlüsse auf die germanische Stammesgliederung zu ziehen. Die Schwierigkeit der Eingliederung wird dadurch verstärkt, daß Tacitus außer den drei Stämmen noch vier Volksbezeichnungen als „echt und alt" überliefert, nämlich die Marser, Gambrivier, Sueven, Vandilier, welch letztere die erste Gruppe bei Plinius bilden.

[1]) Eigentlich „Sechsteilung", weil an anderer Stelle die Hillevionen (= Skandinavier) hinzukommen. Die betreffende Stelle im 4. Buche des Plinius lautet: „Germanorum genera quinque. Vandili quorum pars Burgondiones . . . alterum genus Ingvaeones . . . proximi antem Rheno Istvaeones . . . mediterranei Herminones quorum pars Suebi Hermunduri Chatti Cherusci, quinta pars Peucini, Basternae."

„Unverkennbar", schreibt Heinrich Luden (Geschichte des teutschen Volkes, 1825, I, S. 458), „lieget dieser Einteilung aller Teutschen das Bedürfnis einer Übersicht zum Grunde. Unverkennbar haben auch die Stamm-Namen ein teutsches Ansehen. Aber eben so unverkennbar ist zugleich die ganze Einteilung bloß geographisch und äußerst verworren. Es sind Völker unter einem Namen zusammengestellet, die gewiß keine Eigenschaften gemein hatten, durch welche sie von Völkern unterschieden waren, die zu einem anderen Stamme gerechnet sind." Ferner: „Nur Willkür kann, nach diesen Namen, trennen und vereinen; und diese Willkür muß für die Geschichte wie ein bloßes Spiel des Verstandes und der Gelehrtheit erscheinen. Um so mehr ist zu verwundern, daß gelehrte Männer nicht aufhören, an den Namen Ingävon, Istävon, Herminon, zu künsteln zu drehen, zu zwängen, um ihnen eine Bedeutung aufzudringen, die sie nicht haben, und ihnen eine Wichtigkeit zu verschaffen, die sie zu behaupten nicht den mindesten Anspruch machen. Alle Versuche, die bis jetzt vorliegen, haben zu nichts geführt; es ist zu zweifeln, daß die Versuche, die man noch ferner machen dürfte, einen besseren Erfolg haben werden." Immerhin: die Namen waren einmal da, und ein jeder, der sich mit deutscher Stammeskunde beschäftigt, muß sich, so gut es geht, mit ihnen auseinandersetzen. Den mythischen Gehalt jener berühmten Germania-Stelle haben Jakob Grimm (Deutsche Mythologie) und Karl Müllenhoff in seiner Abhandlung über Tuisco und seine Nachkommen [1]) erläutert, den Zusammenhang mit der indogermanischen „Anthropogonie" Wilhelm Wackernagel (Zeitschr. f. deutsches Altertum, 6. Bd., 1848) nachgewiesen. Bei dieser Gelegenheit teilte Grimm einen „verwegenen Einfall" mit: „In unserer Sprache wird das Abstammungsverhältnis hauptsächlich durch zwei Ableitungssilben ausgedrückt: Ing und Isk. Manning bedeutet den von Man abstammenden Sohn, Mannisk, Mannisko fast dasselbe. Ich sage nicht, daß die gottgleichen Helden unserer Voreltern aus der grammatischen Form genommen, noch weniger, daß die grammatische Form aus den Heldennamen entsprungen sei. Ich lasse den tiefen Zusammenhang beider unerklärt und zeige ihn bloß an." Darum entschied sich Grimm für die — auch handschriftlich überlieferte — Form „Iscaevonen" für „Istävonen". In demselben Sinne schrieb Wackernagel am Schlusse des erwähnten Aufsatzes: „Was die Ingaevones und Iscaevones betrifft, möchte ich fragen, ob Ingo und Isco, da beide Silben als patronymische Ableitungen gebraucht werden, nicht ursprünglich auch nur Appellative eben dieses Sinnes, Worte bloß für den Begriff des Stammvaters gewesen sein können . . ." So scharfsinnig dies auch erdacht ist, über die rein mythische Herkunft wenigstens des Namens „Ingävonen" ist man doch wohl längst zur Klarheit gekommen.

[1]) In Adolf Schmidts Allgem. Zeitschrift für Geschichte, Bd. 7, 1847. Verkürzter Neudruck in der Deutschen Altertumskunde, Bd. 4, S. 519 ff.

Das Hauptwerk der deutschen Stammeskunde wurde Caspar Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme, 1837, ein Werk, das noch heute durch den Abdruck äußerst zahlreicher Belegstellen aus antiken Schriftstellern einen besonderen Ruf genießt. Sich über das sonstige hierher gehörende Schrifttum zu verbreiten, würde zu weit führen, bringt doch wohl jedes der germanischen Altertumskunde dienende Werk auch eine Übersicht über die germanischen Stämme und Völker — von Adelung, 1806, an bis auf Georg Pfahlers Handbuch deutscher Altertümer, 2. Ausg. 1868. Auch einzelnen Völkerschaften wurden besondere Darstellungen, zuweilen auch Programmschriften und Doktor-Arbeiten, gewidmet. Dazu gehören: Schiern, Origines et migrationes Cimbrorum, 1842, etliche Arbeiten von H. Völkel über die Chauken, K. Volckmar, Zur Stammes- und Sagengeschichte der Friesen und Chauken, 1867, Fr. Bluhme, Die gens Langobardorum und ihre Herkunft, 1868, L. v. Ledebur, Land und Volk der Brukterer, 1827, H. Derichsweiler, Geschichte der Burgunden, 1863, F. Papencordt, Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika, 1837, L. v. Ledebur, Nordthüringen und die Hermundurer, 1842 (nicht in dem gleichen Maße anerkannt wie das Brukterer-Werk desselben Verfassers), P. Hahnel, Die Bedeutung der Bastarner für das germanische Altertum, 1865, über die Sugambern und Cherusker und die von ihnen mit den Römern geführten Kriege mehrere Werke von Essellen und Schierenberg, H. Pfister, Über den chattischen und hessischen Namen und die älteste Geschichte des chattischen Stammes, 1868. Diese Auswahl möge hier genügen. Über die Darsteller gotischer Geschichte füge ich wegen der besonderen Wichtigkeit derselben einen Anhang bei. Dutzende von Werken und kleineren Schriften sind dann noch über Franken, Sachsen, Sueben, Alamannen usw. erschienen, und die germanische Stammeskunde wurde schließlich zur Grundlage der heutigen Volkstumskunde, in der die aus grauer Vorzeit überkommenen Sagen, Sitten und Gebräuche, die kulturpolitische Bedeutung der einzelnen Stämme, wie auch der landschaftliche Charakter und die soziale Gliederung ihre besondere Rolle spielen. Nur aus der Zusammenfassung dieser einzelnen Komponenten

kann eine in die Gegenwart einmündende „Charakteristik" des deutschen Volkes hervorwachsen — eine Einheit in der Mannigfaltigkeit, denn der ursprüngliche Stammescharakter bewährt noch immer seine Durchschlagskraft. Es läßt sich im einzelnen nicht schildern, aus welch reichen Quellen die heutige deutsche Volkskunde gespeist worden ist. Ihnen allen, die an der Aufhellung deutscher Vorzeit mitgearbeitet haben, ist sie verpflichtet, und ich möchte auch da wieder die glänzenden Namen Herder und die Brüder Grimm an die Spitze stellen. Ihnen reihen sich Uhland, Müllenhoff, Simrock, Mannhardt, Kuhn, Steinthal, Prinzinger, v. Peez und viele andere würdig an.

Nur drei Erscheinungen will ich hier besonders hervorheben: die von W. H. Riehl herausgegebene Naturgeschichte des Volkes (1. Band „Land und Leute", 1853), die dreibändige „Geschichte deutscher Nationalität" von W. Wachsmuth, 1860/62[1]), und Bogumil Goltz, „Die Deutschen. Ethnographische Studie", 1860, 2. Aufl. 1864 unter dem Titel „Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius" erschienen. Aus dem letztgenannten Werke sei hier ein schöner Satz festgehalten: „Die Deutschen sind ihrer Natur zufolge ein Lehr und Lernvolk, eine prädestinirte Cultur-Race; sie sind nicht nur dieses, sondern die auserwählten Culturträger, Cultivatoren, Schulmeister und Philosophen des Menschen-Geschlechts, also können sie keine Virtuosen der That, keine politischen Chablonen-Menschen (politische Charaktere genannt), keine dramatischen Helden, keine fertig geprägten Dutzend-Exemplare des National-Stolzes, des National-Dünkels und der National-Bornirtheit, der National-Uniformität und der National-Mechanik sein, wie die Engländer und Franzosen."

Anhang: Die Goten.

„Vom fernsten Nord bis vor Byzanz,
Bis Rom — welch Siegeswallen."
Felix Dahn.

Seit dem Beginn der Germanenforschung (s. Irenicus und Beatus Rhenanus) gilt die gotische, und besonders die ostgotische, Geschichte als

[1]) Dieses reichhaltige Werk gliedert sich in folgende Teile: I, Die Germanen und das Frankenreich, Deutsche Selbständigkeit und Kaiserhoheit, Die neuere Zeit und Gegenwart, II, Friesen und Sachsen, Die Zweige des Sachsenstamms insbesondere, Östliche Absenker vom Sachsenstamm; niederrheinische Franken, Niederländer, Hessen, III, Mitteldeutsche Stämme, Alemannen und Burgunder, Südostdeutsche Stämme und Pflanzungen.

die glänzendste Periode unserer germanischen Frühgeschichte. Nach dem bekannten Dichterworte:

„Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück"

hat der Glanz des ostgotischen Reiches und seines Untergangs über die Jahrhunderte hinweg nichts von seiner Leuchtkraft eingebüßt. Immer wieder fühlen wir uns wie durch eine geheime Kraft gerade zur gotischen Geschichte hingezogen. Grund genug, diesem Volke ein besonderes Kapitel zu widmen.

Liegt es wohl an dem Reize dieser Geschichte, daß in jüngster Zeit höchst verstiegene Ansichten über Alter und Verbreitung der Goten in zum Teil sehr begehrten Veröffentlichungen geäußert worden sind? Es stehen sich da namentlich gegenüber der bekannte Archäologe Otto Hauser und Friedrich Döllinger. Ersterer vertrat in seinem Büchlein „Die Germanen in Europa" (1917) die Ansicht, daß die Goten den Germanen nur anzugliedern, nicht einzugliedern seien und brachte die Juden (!) mit den Goten in Verbindung. Döllinger streicht in seinem Buche „Baldur und Bibel" (Anfang 1921 erschienen) zwar die Juden wieder aus der germanisch-gotischen Verwandtschaft, in die dafür die Israeliten eintreten. Die haarsträubendsten Etymologien werden herangezogen, um die Urbevölkerung Palästinas als gotisch-germanisch zu erweisen. Einige Beispiele: Israel wird von Isra = Asra und el = al, d. h. die Glänzenden, also die ausgezeichneten Söhne der Asen, abgeleitet; Jericho = Irico oder Erico = Burg des Goten Erik; Manasse = Mannen oder Männer der Asen (!!); Gedera = Geten- oder Gotenstadt, Gotenheim (a = ham = heim). In dieser Art treibt der Unsinn noch viele Blüten. Nur um einem in unserer Zeit stark grassierenden Unfug steuern zu helfen, habe ich diese unerfreuliche Erscheinung, die keinem geschichtlichen, vielleicht aber einem „religiösen" Interesse entgegenkommt, vorweggenommen, und ich verspreche, in der Folge nicht wieder darauf zurückzukommen.

Wenden wir uns lieber den ernsten geschichtlichen Darstellungen zu.

An der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts scheint innerhalb der gotischen Geschichte die überragende Persönlichkeit Theoderichs des Großen im Mittelpunkte des Interesses gestanden zu haben. Fruchtbringende Anregungen gaben noch das fast drei Menschenalter zurückliegende Geschichtswerk Maskovs und das sehr bedeutende jüngere Edward Gibbons „The history of the decline and fall of the roman Empire" (besonders Kap. 39 und 41). Eine ansprechende

Charakterschilderung Theoderichs brachten Schillers Horen, 1796, 7. und 8. Stück, aus der hier eine Stelle mitgeteilt sei: „Er umgab sein Italien gleichsam mit einer Verschanzung von Ländern, da zugleich Astyer von den Küsten der Ostsee her ihm Geschenke brachten, und man von Schweden her, welches die Wiege der gotischen Nation genannt wurde, Bande mit ihm anknüpfte. In den Sagen Skandinaviens arbeitete man seine Taten in das Romantische über; als Theoderich von Verona oder Dietrich von Bern ward er im Norden das Ideal eines Helden." (Dies nach der Vita Theodorici des Cochläus). 1807 erschien ein zweibändiges Werk von F. Hurter, „Geschichte des ostgothischen Königs Theoderich", zu Schaffhausen.

Entscheidende Anregungen gab dann eine 1808 vom französischen Institut zu Paris erlassene Preisfrage: „Welches war der öffentliche und privatrechtliche Zustand der Völker Italiens während der Herrschaft der Ostgothen usw.?" Den Preis trug der Göttinger Professor Georg Sartorius durch sein 1811 zu Hamburg erschienenes Werk „Versuch über die Regierung der Ostgothen während ihrer Herrschaft in Italien" davon. Es versteht sich, daß hier nur die rechtlichen Verhältnisse erörtert wurden. Gleichwohl bot das Werk eine wertvolle Grundlage für die größere sich auf die bekannten geschichtlichen Überlieferungen stützende „Geschichte des Ost-Gothischen Reiches in Italien" von J. C. F. Manso, 1824. Diesem zur Seite trat Joseph Aschbach mit seiner „Geschichte der Westgothen" (1827) und seiner kleineren „Geschichte der Heruler und Gepiden" (1835). Auch diese Werke halten sich natürlich durchweg an die geschichtlich feststehenden Tatsachen, ohne der Vorzeit, „den Ursprüngen", Rechnung zu tragen. Ein Versuch, auch diesen nachzugehen, liegt aus jener Zeit vor in der Abhandlung „De Ostrogothorum et Visigothorum origine" von Heinrich Eisenschmidt, Jena 1835. Der Verfasser beschreibt alle einzelnen Glieder der gotischen Völkerfamilie, erklärt sich aber gegen Jordanes und die skandinavische Herkunft derselben aus Gründen, wie wir sie schon im 18. Jahrhundert kennengelernt haben (vgl. Teil 1, S. 95 unter „Veronius"): „Nam si ad amplum illum terrarum ambitum respexerimus (klingt darin der „orbis gothicus" des Praetorius nach?), quem Gothi saeculo quarto occupaverant, si tot populorum, qui ad Gothos referuntur et multitudinis hominum, qua viguerunt, rationem habuerimus, non potest non eorum sententia, qui Scandinaviam omnium Gothorum Prosapiam esse volunt, admodum vaga videri; praesertim cum Sueciam illo antiquissimo tempore multo magis lacubus, stagnis et recessibus maris distentam fuisse, quam nostro

tempore fit, satis constat." (Wenn wir jenes weit ausgedehnte Gebiet betrachten, das die Goten im 4. Jahrhundert innehatten, wenn wir alle Völker, die dem gotischen Stamme angehören, und ihre große Volksmenge in Betracht ziehen, können wir nur der Meinung jener beistimmen, die sich gegen Skandinavien als Geburtsland aller Goten aussprechen, zumal hinlänglich bekannt ist, daß das Schweden jener Vorzeit weit mehr Seen, Sümpfe und Meeresrückstände aufzuweisen hatte als in der Gegenwart.) In einer Fußnote bemerkt Eisenschmidt aber, es sei immerhin möglich, daß einige (aliquos) von Skandinavien hergekommen seien, und man dürfe daher Jordanes nicht aller Wahrheit entkleiden; daß die Heruler einmal dort ansässig waren, sei sehr wahrscheinlich.

Mehr Leben und Bewegung kam in die „gotische Frage", als man eine alte liebgewordene Meinung wieder aufnahm und die Ähnlichkeit, ja Gleichheit der Goten mit Skythen, Thrakern und Geten nachzuweisen suchte. Das Altertum faßte wohl alle diese Völker unter dem Namen der Hyperboräer zusammen und schrieb ihnen einerlei Aussehen und Sitte zu. In anschaulicher Weise hat Prof. Dr. Riese in einem Vortrage „Die Beurteilung der Germanen durch die Römer" (29. Vers. deutscher Philologen und Schulmänner zu Innsbruck, 1874) eine „Stimmungsübertragung" von Skythen und Thrakern auf die Germanen seitens der Römer nachgewiesen und gezeigt, wie manches in der taciteischen Germania an das anklingt, was sonst von den Völkerschaften nördlich des Schwarzen Meeres berichtet wurde. Nur ein Vergleich sei hier hervorgehoben: Justinus schrieb von den Skythen: Justitia ingenii gentis culta, non legibus, Tacitus von den Germanen: Plus ibi boni mores valent quam alibi bonae leges. Daß der Name der Skythen allmählich in den der Sarmaten und Germanen übergegangen sei, hatte auch Plinius geschrieben. Hingewiesen sei noch auf das Kapitel „Thraker und Trojaner" in Carus Sternes Tuisko-Land, 1891. Der Umstand, daß die Goten im 4. Jahrhundert in den ehemals von Skythen, Thrakern und Geten bewohnten Ländern saßen, und die Namensähnlichkeit von „Geten" und „Goten" begünstigten den Gedanken einer Verschmelzung dieser Völker, dessen berühmtester Verfechter Jakob Grimm wurde. Am 5. März 1846 las Jakob Grimm in der Berliner Akademie der Wissenschaften über „Jornandes und die Geten", und diese Vorlesung scheint auch gleich in einer Abhandlung verbreitet worden zu sein, auf die Heinrich von Sybel sofort in der von Dr. Adolf Schmidt herausgegebenen Allgemeinen Zeitschrift für Geschichte, 6. Band, 1846, antwortete. v. Sybel meinte, es würde „noch darauf ankommen.

ob das deutsche Nationalgefühl die neue getische Verwandtschaft mit Freuden annehmen kann". Die Ausführungen Grimms sucht v. Sybel durch Gegengründe sprachlicher, kultureller und historischer Natur zu widerlegen.

Der „von Grimm beredt ausgesprochenen Ansicht, die Goten seien wie alle Germanen in ferner Urzeit von Osten her in ihre Sitze des ersten Jahrhunderts eingerückt", wollte von Sybel nicht widersprechen, nur fand er „die Folgerung nicht notwendig, daß sie bei der Einwanderung über die asiatische Grenze sich sogleich an die Donau und den Hämus gewendet hätten". Dieser Gedanke — Herkunft der Germanien aus Asien — leitete auch das Buch Jakob Grimms, das ihm aus der Goten/Geten-Frage emporwuchs zu einer sprach- und kulturgeschichtlich begründeten germanischen Stammeskunde, der „Geschichte der deutschen Sprache" (1848). Wenn Grimm auch auf die politische Bedeutung seines Werkes hinwies, so wird daraus ersichtlich, aus welch reichen Anregungen und verborgenen Quellen ein solches Werk seine Nährkräfte zieht. Schon die Vorrede spricht sich für die asiatische Herkunft unserer Vorfahren aus, denn in dem Aufgehen des Volksnamens Goten in den der Geten schien Grimm „unserer Geschichte ein reicher Hintergrund eröffnet, der uns die Abkunft der Deutschen aus dem Osten anschaulicher als es sonst geschah gewahren läßt". Parallel mit Grimm und, wie E. von Wietersheim später einmal schrieb, mit noch besseren Gründen als jener glaubte Joh. Georg August Wirth in seiner Geschichte der Deutschen (1843, 2. Aufl. 1846) den Zusammenhang zwischen Germanen, Thrakern und Geten nachweisen zu können. Ergänzend treten hinzu: Wilhelm Schmidts Programmschrift „Die Geten und Daken" (1858) und Schötensacks Abhandlungen „Über die Thraker als Stammväter der Gothen und die Verzweigungen des gothischen Völkerstammes" (1860/61). Uns würde besonders interessieren, die „gotische Stammesverwandtschaft" kennen zu lernen, doch ist die Zusammenstellung so reich an gewaltsamen Konstruktionen, wie z. B. die Herleitung der Therwingen (Westgoten) von den Tyrageten, ehemaligen Bewohnern Beßarabiens, daß sich für die eigentliche germanische Wissenschaft wenig Ersprießliches ergibt. Das Ergebnis seiner Untersuchung faßt Schötensack in die Worte zusammen: „Nachdem nun so die Geschichte der thrakischen, besonders der nordthrakischen Völkerstämme und der Gothen im Zusammenhange dargelegt worden ist, so läßt sich schon nicht mehr daran zweifeln, daß die letzteren die Abkömmlinge der ersteren sind." Um diese Schlußfolgerung zu stützen, werden unter neun Punkten Eigentümlichkeiten, die Thrakern

und Westgermanen gemeinsam waren, zusammengestellt. Ein Bedenken scheint dem Verfasser allerdings nicht gekommen zu sein, daß sich nämlich wohl bei allen Gliedern der germano-indischen Völkerfamilie gewisse gemeinsame Eigentümlichkeiten schon kraft der natürlichen Verwandtschaft feststellen lassen müssen, und daß man mit solchen Gründen ebensogut die Abkunft der Thraker von den Goten beweisen könnte, aber das hätte sich selbstverständlich nicht mit der Lehre von der asiatischen Herkunft der Germanen vertragen.

Abschließende Bedeutung darf die umfangreiche, von W. Bessell verfaßte Abhandlung über die Goten (Ersch und Grubers Encyklopädie, Bd. 75, 1862) beanspruchen. Nach einer genauen Analyse des Geschichtswerkes des Jordanes bespricht der Verfasser die älteste Geschichte des Volkes und erklärt zunächst die Auswanderung unter dem König Berig als Sage, fährt dann aber fort: „Erwähnenswert ist außerdem, daß auch die Longobarden ihren Ursprung aus Schweden genommen haben wollten und ihre Ankunft selbst viel später setzen, als wir die Longobarden geschichtlich in Teutschland kennen. Anzunehmen, daß ihre Sage der gothischen nachgebildet wäre, dazu liegt kein Grund vor, und wenn Cassiodor-Jordanes Schweden quasi officina gentium aut certe velut vagina nationum nennt, aus der die Völker also hervorgekommen sind, so scheint er auch die Ansicht gehabt zu haben, daß mehr Völker als blos die Gothen von dort ausgegangen wären. Nicht unpassend wird man andererseits auch an das historische Analogon der Waräger denken, mutatis mutandis selbst an die Züge Gustav Adolfs, besonders Karls XII. Bei solchen Umständen darf man jedenfalls nicht zu energisch gegen die Sage verfahren." „Die allgemeine Möglichkeit," heißt es dann weiter, „daß schwedische Goten die teutsche Festlandsküste unterwarfen und daß es erst dies Reich war, von welchem die Züge zum Pontos hin ausgingen, bleibt immer da." Bessell bezweifelt, daß der Name „Gothiscandia" der deutschen Festlandsküste zugekommen sei, viel natürlicher würde man darunter das von den Goten bewohnte südliche Schweden zu verstehen haben. Mitteilungen über die einzelnen gotischen Stämme, über Mythologie, Staat, Recht und Sitten folgen, und den Schluß bildet eine ausführliche Beschreibung gotischer Geschichte vom Beginn der sog. Völkerwanderung an. Schon vier Jahre vor dieser wertvollen Arbeit hatte Bessell in seinem Werke „Über Pytheas von Massilien" eine germanische Stammeskunde auf Grund der antiken Quellen entworfen.

Ergänzend tritt zu Bessells Arbeit in der genannten Enzyklopädie der Artikel A. Raßmanns über die Greutungen (am gl. Orte, Bd. 90,

1871), die als selbständiger Stamm unter den Ostgoten dargestellt werden. Auch hier heißt es: „Daß die Greuthungen, sowie die Ostgothen, ihre erste europäische Heimat in Skandinavien gehabt haben, wird nach der oben erwogenen Nachricht des Jordanes ebenso wenig bezweifelt werden können, wie überhaupt der von diesem Schriftsteller uns aufbewahrte Auszug des Gothenvolkes von dort."

Wenn uns heute die ostgotische Geschichte so vertraut ist, so verdanken wir dies in erster Linie Felix Dahn, der in seinem 1859 begonnenen und 1876 beendeten Roman „Ein Kampf um Rom" die Schicksale und den heldenmütigen Untergang des ostgotischen Volkes uns besonders nahe gebracht hat. Ähnlich wie kurz vorher Victor von Scheffel in seinem Ekkehard ließ Dahn in diesem Roman „Geschichtsschreibung und Poesie innige Freundschaft mit einander schließen". Allerdings hat die Wissenschaft manches in dem Roman beanstandet, aber ein Roman ist nun einmal keine beglaubigte Geschichtsquelle. Der Wissenschaftler wird daher, wenn er sich bei Dahn über die Geschichte der Ostgoten zu unterrichten wünscht, lieber zu den „Königen der Germanen" oder zu der fast zwei Jahrzehnte später erschienenen „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker" greifen. Aber das ist wohl sicher, daß kein anderer geschichtlicher Roman eine ähnliche nationale Begeisterung bei unserer Jugend ausgelöst hat. Als 1876 der erste Teil erschienen war, schrieb ein Kritiker: „Es ist das erste deutsche Werk seit dem großen Kriege von 1870/71, aus dem ein goldener Glanz des Sieges leuchtet. Solche Bücher schreibt nur der Dichter, der einer erstarkten, hochaufstrebenden Nation angehört."

„Der Glanz des Sieges" ist heute einer schwülen und drückenden Atmosphäre gewichen, die Zukunft verdunkelt. Da mag uns auch ein Werk wie „Ein Kampf um Rom" wieder aufrichten. In unsere Tage hinein klingt aus ihm das Wort:

„Noch hegt der Nord manch kühnen Sohn
als unseres Hasses Erben."

---

7. Skandinavien und die Germanenforschung.

> „Gemeinschaftlichen Bestrebungen wird es gewiß gelingen, neues Licht über jene merkwürdige, aus grauer Vorzeit stammende Überbleibsel der vor alters verbrüderten Völker der Jüten, Angeln, Friesen und Sachsen zu verbreiten, und wodurch es vielleicht möglich wird, auf eine für die Geschichte mehr befriedigende Weise den Übergang von dem eigentlichen Norden nach dem südlicheren und westlicheren Deutschland, wie auch nach Großbritannien aufzuhellen und in seinen charakteristischsten Wendepunkten darzutun."
>
> Leitfaden zur nordischen Altertumskunde, 1837, Einleitung.

In früheren Kapiteln sahen wir, wie die skandinavische Altertumskunde früh zu hoher Blüte gelangt war, wie sich dann aber auch bei ihr etwa von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab eine Ernüchterung geltend machte, die man wohl mit der in Deutschland herrschenden Zeit der „Aufklärung" in Parallele setzen kann. Am Beginn des 19. Jahrhunderts können wir indessen wieder eine neue Belebung der Anteilnahme für die heimischen Altertümer und, im Zusammenhang damit, einen Aufschwung der Wissenschaft in Skandinavien feststellen. Nach J. J. A. Worsaaes „Runamo und die Braavalleschlacht" (1847) „wandte sich auch in Dänemark der Blick des Volkes nach den großen Unglücksfällen, die zu Anfang des Jahrhunderts Dänemark heimsuchten, der glanzvollen Vorzeit zu, die Öhlenschlägers Muse geoffenbart hatte. Man schöpfte Trost aus der Erinnerung an das Ansehen Dänemarks am Schlusse des Heidentums und das mächtige Eingreifen der Nordländer in die Weltentwickelung. Das große Nationalmuseum für nordische Altertümer wurde errichtet und die Denkmäler einer ausnehmenden Sorge gewürdigt. Die Folge davon war, daß nicht nur ein neues

dänisches, sondern zugleich ein neues nordisches Volksleben geweckt wurde". Wiederum eine merkwürdige Übereinstimmung mit den Verhältnissen in Deutschland, wo die Romantiker sich vorzugsweise dem Mittelalter zugewandt hatten.

Im Norden vollzog sich die äußere Anerkennung der gemeinsamen Interessen durch den Zusammenschluß der Altertumsfreunde in dem 1811 gegründeten „gotischen Bunde". Seine bekanntesten Mitglieder waren Esaias Tegner, Erik Gustav Geijer, der berühmte Verfasser einer „Geschichte Schwedens" (erschienen in der von Heeren und Ukert herausgegebenen „Geschichte der europäischen Staaten") und Afzelius. Auch in politischer Hinsicht mag der gotische Bund Früchte getragen haben, indem er zur Beilegung der zwischen den nordischen Reichen bestehenden Gegensätze beitrug, ging doch aus dem Studium der Vergangenheit die nationale Zusammengehörigkeit dieser Staaten unzweideutig hervor.

In demselben Jahre (1811) fand auch der Streit um die „Echtheit der Edda" einen Abschluß durch Peter Erasmus Müllers Schrift „Über die Achtheit der Asalehre und den Wert der Snorroischen Edda". Auf deutscher Seite kam dann bald die schwerwiegende Autorität der Brüder Grimm hinzu, auch v. d. Hagen und andere griffen den Stoff auf, und 1819 erschien noch ein mit besonders warmer Begeisterung geschriebenes Büchlein „Über die Asalehre und ihre Anwendung besonders bei teutschen Heldengedichten aus der vorchristlichen Zeit" von H. E. Katterfeld. Die trefflichsten Worte zugunsten der skandinavischen Mythologie fand indessen nach meiner Meinung P. F. Stuhr, zunächst in der Schrift „Von dem Glauben, dem Wissen und der Dichtung der alten Skandinavier" (1815), dann in erweiterter Fassung in den „Abhandlungen über nordische Altertümer" (1817). Wenn Stuhr hier den Dänen Torfaeus und Suhm entgegentritt, so geschieht dies nicht etwa im Sinne Schlözers, sondern — im Gegenteil — weil die beiden genannten einen großen Mangel an poetischem Einfühlungsvermögen zur Schau trugen. „Wollen die Deutschen", schreibt Stuhr, „den Geist ihrer ältesten Geschichte anschauen, so müssen sie nach Skandinavien wandern und Früchte genießen, die unter dem nordischen Himmel gereift sind. — — — Man wird sich sehr leicht von der Gleichheit und der innigsten Verwandtschaft (zwischen dem skandinavischen und dem germanischen Leben) überzeugen, und um so eifriger wird man in Deutschland, was jetzt schon kräftig beginnt, seinen Blick richten auf das, worin die älteste Quelle des eigenen Geistes sich ergoß. Hierin haben wir einen Brunn von unendlicher Tiefe, in dem das reine Lebenswasser hell und klar sprudelt."

Wie ganz anders hatte etwa zwei Jahrzehnte früher Adelung geschrieben! Nach seiner Meinung waren die Skandinavier eins der rohesten, wildesten und grausamsten Völker in ganz Europa, welches in der Kultur so tief unter dem Deutschen stand als dieser unter seinem südlichen Nachbar. War es da ein Wunder, daß nordische Forscher gegen eine solche ihnen von deutscher Seite zuteil gewordene Auffassung den allerenergischsten Einspruch erhoben? Selbst der als nüchterner Kritiker bekannte Friedrich Rühs hat in seinen 1803 erschienenen „Unterhaltungen für Freunde altdeutscher und altnordischer Geschichte und Literatur" gegen diese Auffassung Adelungs Stellung genommen. Überhaupt gewinnt man von dem Schaffen Rühs' nicht den Eindruck, daß er etwa mit einer gewissen inneren Abneigung an die nordische Geschichte und Mythologie herangetreten ist. Er ist vielmehr der Typus eines mit kühler Kritik vorgehenden und sehr sorgsam abwägenden Geschichtsforschers. So ist z. B. seine noch aus dem Nachlasse herausgegebene Erläuterung der zehn ersten Kapitel der taciteischen Germania (1821) für die damalige Zeit m. E. ein Meisterstück kritischer Arbeit. Dennoch war es ihm nicht vergönnt, in alle Tiefen hineinzublicken, die sich schon damals dem unbefangenen Sinne hätten erschließen müssen. In seinem Buche „Die Edda" (1812) konnte er schreiben: „Alle Kultur des Nordens ging vom Christentum aus; die neue Religion milderte die rohen Sitten, sie erzeugte und unterhielt eine Verbindung mit den gebildeten südlichen Ländern; durch sie entstand eine Menge von polizeilichen und gesellschaftlichen Anstalten; selbst die Schreibkunst war ein Geschenk, das die Bewohner des Nords dem Christentum verdanken." Seine Bemerkung, daß die Runen unverkennbar dem lateinischen Alphabet entstammen, gab noch 1909 Dr. Gustav Neckel Veranlassung[1]), Rühs als Kronzeugen für die Forschung der Gegenwart anzurufen, die doch wirklich längst über die Auffassung Rühs' hinausgewachsen ist.

Aber selbst für die damalige Zeit verloren die Ausführungen Rühs' jeden Gegenwartswert, denn bereits fünf Jahre vorher hatte mit der Gründung des Kopenhagener Museums für germanische Altertümer — der Name des unermüdlich schaffenden Nyerup ist mit der Gründung desselben für immer verbunden — ein neuer Abschnitt der nordischen Altertumskunde begonnen, die damit, und in Verbindung mit den verschiedenen schon vorher erwähnten Erscheinungen, nunmehr wieder in glänzendem Aufstiege begriffen war.

[1]) In der Germanisch-romanischen Monatsschrift.

1812 begannen zu Kopenhagen die „Antiquariske Annaler“ als erste Zeitschrift für heimische Altertumskunde zu erscheinen. Das Kopenhagener Museum hat dann in der Folge das so viel ältere Stockholmer — weniger in bezug auf äußere Ausstattung als innere Vielseitigkeit — übertroffen. Allerdings hat das Stockholmer Museum nach dem sehr wertvollen von Montelius verfaßten und von Johanna Mestorf übersetzten Führer (1876) erst um 1830 begonnen, „das zu werden, was es jetzt ist: eine Sammlung, welche in einem von Jahr zu Jahr vollendeteren Bilde die Geschichte der schwedischen Kultur aus der fernsten Vorzeit bis in die Gegenwart veranschaulicht“. 1822 folgte auch die dritte nordische Königsstadt, Kristiania, dem Beispiele ihrer Schwestern und gründete ein jetzt ebenfalls hoch angesehenes Altertums-Museum. Den schon genannten skandinavischen Altertumsforschern gesellte sich als besonders geschätzte Kraft der Isländer Finn Magnusen bei — gegen dessen 1841 erschienenes Werk „Runamo og Runerne“ die oben erwähnte Abhandlung Worsaaes gerichtet war —. Das Hauptverdienst Magnusens (auch Magnussen geschrieben) besteht wohl in der Vollendung der Arna-Magnäanischen Edda-Ausgabe, für die er auch ein Lexikon der nordischen Mythologie schuf (Priscae veterum borealium mythologiae lexicon, accedit septentrionalium Gothorum, Scandinavorum aut Danorum gentile calendarium, ex Asia oriundum, Kopenhagen 1828). Diesem Werke ging ein anderes auch in Deutschland warm begrüßtes desselben Verfassers voraus: Beitrag zur nordischen Archäologie in Vorlesungen (Bidrag til nordisk Archäologie meddeelt i Foreläsninger, Kopenhagen 1820). In den Wiener Jahrbüchern der Literatur veröffentlichte Nicolay Fürst 1821 im Anschlusse an dieses Werk Magnussens einen Aufsatz „Nordische Altertumskunde“, in dem zu Beginn das Bedauern ausgesprochen wurde, daß trotz des großen Eifers und Fleißes, mit dem besonders in Dänemark das Studium der nordischen Archäologie betrieben würde, noch niemand es versucht habe, dieses Fach in ein zusammenhängendes System zu bringen. Dem Werke Magnussens stellt nun der Verfasser das Lob aus, „daß es vielleicht am geeignetsten sein dürfte, einen künftigen Archäologen zu einer systematischen Darstellung des nordischen Altertums zu ermuntern“. 15 Jahre später ging der Wunsch, wenn man ihn auf die Archäologie beschränkt, in Erfüllung durch C. G. Thomsen, der 1816 die Leitung des Kopenhagener Museums übernommen hatte. Der Name „Thomsen“ wurde ein Programm für die nordische, und schließlich auch für die deutsche Altertumskunde.

Inzwischen wurde durch die 1825 erfolgte Gründung der Nordiske Oldskriftselskab (seit 1828 „Societas Regia Antiquariorum Septentrionalium“) ein weiterer Mittelpunkt für die Erforschung der Vorzeit geschaffen. „Dies sollte“, schreibt Prof. Hermann Paul, „keine rein gelehrte Gesellschaft sein, sie war vielmehr dazu bestimmt, Kenntnis der Vorzeit und Liebe zu derselben in den weitesten Kreisen zu verbreiten.“ Dem exakten deutschen Forscher wird dabei leicht der Verdacht aufsteigen, daß ein solches Streben sich nur zu gern mit dem viel berufenen „Dilettantismus“ paart. Dennoch wird man zugeben müssen, daß uns der Norden, was die Volkstümlichkeit der Vorgeschichtforschung betrifft, immer weit voraus war. Auf den Widerhall, den gerade diese Forschung bei den Gebildeten des Volkes findet, kommt doch schließlich alles an, und wenn dabei auch zunächst irrige Meinungen unterlaufen sollten, wird die gelehrte Forschung immer noch Zeit finden, verbessernd einzugreifen.

In dem schon oben erwähnten Werke Erik G. Geijers schien auch für Schweden ein neuer Verkünder der skandinavischen Herkunft der Germanen erstanden zu sein. In der Tat bietet schon sein 1826 in deutscher Übersetzung erschienenes Werk „Schwedens Urgeschichte“ manche überraschende Parallele zu gleichzeitigen deutschen Werken und weist z. B. wie diese auf den inneren Zusammenhang griechischer Mythen mit nordischen Überlieferungen hin. Seine „Geschichte Schwedens“, Bd. 1, 1832, wurde von F. A. Ukert (Geographie der Griechen und Römer, 3. Teil, 1843, als ein Werk bezeichnet, das in Übereinstimmung mit Jordanes die Auswanderung der Goten aus Schweden als wahr annimmt. Dem können wir allerdings nur mit gewissen Einschränkungen zustimmen. Bedenken werden schon durch eine Bemerkung nach dem vielversprechenden Anfang der Darstellung geweckt. „Das mittelländische Meer und die Ostsee“, schreibt Geijer, „haben beide, jedes auf seine Weise, Europas ältere, historisch bedeutendste Völker auferzogen. Um das mittelländische Meer erblühte die von Asien ausgegangene Bildung der classischen Welt . . . An der Ostsee, auf den Inseln und in den südlichen Küstenländern derselben werden wir die unstreitig ältesten europäischen Wohnstätten des großen germanischen Stammes gewahr, diesen aber auch hier nicht ohne Erinnerungen aus dem Orient.“ Der Gedanke, daß — umgekehrt — dem Orient Erinnerungen aus dem europäischen Norden verblieben sein könnten, war doch wohl zu ketzerisch. Sollte der Verfasser hier einmal entgleist sein? Man möchte es annehmen, weil seine weiteren Ausführungen diesem Satze zu widersprechen scheinen. Wir lesen nämlich weiter: „Durch die gegen Süden auswandernden Germanen erhält das unbekannte Skandinavien auf einmal

eine höhere Bedeutung, und von ihnen wird seiner wie eines Stammlandes vieler Völker erwähnt. Die Gothen und Longobarden sagten selbst, sie seien von Skandinavien ausgegangen. Diese Nachricht ist uns durch beider Nationen eigene älteste Geschichtschreiber mitgeteilt, von denen der eine sich auf die historischen Gesänge seines Volks beruft, der andere durch seine ganze Darstellung erkennen läßt, daß auch ihr solche Gesänge zugrunde liegen. Indem nach Auswanderung der gotischen Völker die Franken und Sachsen im nördlichen Deutschland mächtig werden und von daher ihre Herrschaft weiter erstrecken, wird dieselbe Sage vernommen; beide leiten ihre Abstammung von den nordischen Völkern her. Die Vorstellung von Skandinavien als einer Werkstätte und Wiege der Nationen läßt sich dergestalt Jahrhunderte hindurch in der Geschichte wahrnehmen, gewinnt durch die Streifzüge der Normänner fernere Bestätigung und ist in den Alpen noch nicht erloschen, woselbst die Bewohner des Haslithals noch jetzt auf ihre schwedische Abstammung bestehen . . . Von den Normännerzügen wird erzählt, es habe wegen der überflüssigen Volksmenge ein alter Gebrauch oder altes Gesetz im Norden gegolten, daß das jüngere Volk, durchs Los genötigt, sein Glück in fremden Ländern suchen mußte; auch soll der Vater gewöhnlich seine erwachsenen Söhne sämtlich vertrieben haben, einen ausgenommen, der ihn zu Hause beerben sollte. Die schweizerische Wanderungssage, wonach die Einwohner des Haslithals noch jetzt auf ihre schwedische Abstammung bestehen, enthält die nämliche Angabe; die longobardische stimmt damit überein, und die der Goten weicht nicht davon ab. Merkwürdig ist demnächst und bestätigend das Vorerwähnte, daß die eigentlichen Berichte über diese Wanderungen von keiner einzigen sehr bedeutenden, aus dem eigentlichen Skandinavien wandernden Volksmenge zu erzählen wissen. Die Normänner waren bei ihren Heerfahrten allezeit durch Kühnheit furchtbarer als durch Anzahl." Diesen Ausführungen, denen wir unsere Achtung nicht versagen können, muß eine doch etwas einschränkende Bemerkung aus dem früheren Werke Geijers (1826) gegenübergestellt werden, nach welcher „eine von Jordanes zuerst angedeutete Wahrheit, daß Skandinavien nämlich mit dem nordöstlichen Europa zusammenhänge, einen neuen Mißverstand veranlaßt habe, der daraus ein Scythien und das große Suithiod schuf. Aus dieser Gegend kamen die Völkerströme, welche das römische Reich stürzten, und eine solche Vorstellung hat zweifellos dem Jordanes vorgeschwebt, da er Skandien die Werkstätte und Gebärmutter der Völker nannte, da er von dem Schwarme verschiedener Nationen sprach, welcher dort wohnte, die aber gerade deshalb nicht alle mit Sicherheit dem eigentlichen Skandinavien angehörten. Schon die erste Nation, welche er als dort wohnend nennt, muß man vielleicht über dem schwarzen Meere suchen. Das mochte mit vielen anderen auch der Fall sein, und es fehlt nicht an Beispielen, daß auf dieselbe Weise, wie einige seiner skandinavischen Völker am Pontos wiedergefunden werden, er umgekehrt pontische Völker an die Ufer der Ostsee versetzte". Weil es sich aber in bezug auf Land und Volk bestätigt, daß „die Nachrichten des Jordanes in vielem Bezuge besser sind, als sein Verständnis derselben", hält Geijer sich für keineswegs berechtigt, „seinen Bericht über die Auswanderung der Goten aus Skanzia ganz und gar zu verwerfen".

Geijers Darstellung, sowohl was seine Urgeschichte Schwedens als auch das größere Werk von 1832 betrifft, ist für die vorchristliche Zeit gänzlich in Mythos und Sage gehüllt, von beiden aus sucht der Verfasser Licht für die eigentliche Geschichte zu gewinnen. Da muß es nun wohl bei einem nordischen Geschichtschreiber auffallen, daß er der „materiellen" Vorgeschichte, d. h. der Archäologie, nur einen geringen Spielraum einräumt. Die einzige für die Geschichte des Dreiperiodensystems allerdings nicht unwichtige Bemerkung findet sich auf S. 109 des 1. Bandes: „Die Waffen und die Wikingerflotten zeigen uns früh den Gebrauch des Eisens; noch ältere Waffen sind aus Kupfer oder einem mit Kupfer gemischten Metall; die ältesten von Stein. Die Werkzeuge aber von Flintenstein, die man in Gräbern antrifft, sind oft religiöse Symbole."

Im Jahre 1836 ließ Thomsen den „ledetraad til nordisk oldkyndighed" erscheinen, der ein Jahr später auch in deutscher Übersetzung (Leitfaden zur nordischen Altertumskunde) erschien. Die Schrift fand große Verbreitung und wurde Veranlassung, daß ihr Verfasser allgemein als Begründer des „nordischen Dreiperiodensystems" angesehen wurde. Ich empfehle, die geschichtliche Darstellung, die Sophus Müller (Nordische Altertumskunde, I.) gegeben hat, nachzulesen, aber auch deutsche Darstellungen (Lindenschmit, Hoernes, Kossinna, Mötefindt usw.) zum Vergleiche heranzuziehen. Ergänzend treten meine Ausführungen in dem Kapitel über die deutsche Vorgeschichte (S. 103 ff.) hinzu.

Erwähnenswert ist hier wohl noch F. von Warnstedts Ansprache „Über Altertums-Gegenstände", Kiel 1835, die am Schlusse ein Verzeichnis der dem kurz vorher gegründeten Kieler Museum gehörenden Altertümer bringt, und zwar auch nach dem Dreiperiodensystem geordnet. Da hier aber in erster Linie Geschenke aus der Kopenhagener Sammlung in Frage kommen, kann hier auch Beeinflussung von dort her vorliegen.

Wie nun die Verhältnisse auch liegen mögen, das Verdienst darf Thomsen nicht abgesprochen werden, als erster umfassende Arbeit geleistet und durch Veranstaltungen von Übersetzungen die Forschungen den Kulturnationen vermittelt zu haben, so daß den Altertumsfreunden nunmehr Gelegenheit gegeben war, sich zu gemeinsamer Arbeit zu verbinden. Zugleich befolgten Thomsen und seine Mitarbeiter im voraus eine Lehre K. J. Clements (ausgesprochen in der „Nordgermanischen Welt", 1840), die nämlich, daß eine einheimische Geschichtsforschung sich nicht in erster Linie von den Berichten griechischer und römischer Geschichtschreiber leiten lassen, sondern daß sie vor allen Dingen „bodenständig" arbeiten müsse. Im Vollbewußtsein eines reichen und ausgedehnten Kulturbesitzes konnte die „Königliche Gesellschaft für nordische Altertumskunde" zu Kopenhagen mit kühnen, hochgespannten Erwartungen ans Werk gehen. In dem Vorworte zu dem schon erwähnten „Leitfaden" wurde die Hoffnung ausgesprochen, daß sich vom Norden aus die Urgeschichte Europas würde aufhellen lassen. „Wir glauben sogar", heißt es dann weiter, „die Ahnung aussprechen zu dürfen, daß einst eine Zeit kommen werde, in welcher man von ganz neuen, tiefern und richtigern Gesichtspunkten die entfernteste Zeit der westlichen Celten und der östlichen Griechen, ja selbst verschiedener asiatischer Völker, wird überschauen können, so daß es nicht mehr bloß die Leibesbildung, die Sprachen und Mythen sein werden, welche von der ursprünglichen nahen Verwandtschaft und der ältesten gemeinschaftlichen Heimat der längst getrennten Stämme zeugen."

Auch über die „präkolumbianische" Entdeckung Amerikas durch die Normannen wie über die Gründung des russischen Reiches durch die normannischen Waräger suchte die Gesellschaft im großen Stile Aufklärung zu verbreiten. Die Titel der betreffenden großen Werke lauten: „Grönlands historiske Mindesmärker" und „Antiquitates Americanae", ed. C. Chr. Rafn, letzteres 3 Bände umfassend. In meinem Besitze befindet sich innerhalb der Reihe der „Mémoires de la société royale des antiquaires du Nord" ein ebenfalls von Rafn verfaßtes „Mémoire sur la découverte de l'Amérique au dixième siècle", Kopenhagen 1843, das u. a. Abbildungen eines in Rhode Island (Vereinigte Staaten, N. A.) entdeckten, als „normannisch" angesprochenen Rundbaues enthält.

Die Aufhellung europäischer Urzeit war gewiß ein erstrebenswertes Ziel, das zu erreichen aber unendliche Schwierigkeiten bereitete, solange die Brücke zwischen dem skandinavischen Norden, dem griechischen Südosten, dem slawischen Osten und dem keltischen Westen, Deutschland

selbst, keinen Wert auf die planmäßige Organisation der Altertumsforschung legte.

Zwar in zwei Städten, die dem nordischen Kulturkreise zunächst lagen, in Kiel und Ludwigslust, befanden sich schon damals gute und wohlgeordnete Sammlungen. Dem Kieler Museum hatte v. Warnstedt die schon genannte „Ansprache" mit auf den Weg gegeben, und von der Ludwigsluster Sammlung, dem „Friderico-Francisceum", hatte eben, 1837, Friedrich Lisch das berühmte, prachtvolle Tafelwerk erscheinen lassen. Dankbar hat dies auch J. J. A. Worsaae (Mitarbeiter Thomsens und nach dem Tode des letzteren — 1865 — Direktor des Kopenhagener Museums) anerkannt, im übrigen aber mit berechtigter Härte die Zustände in den sonstigen deutschen Museen gegeißelt. „In einem oft sogar auffallenden Grade", schreibt er, „waren die Altertümer aus den verschiedensten Zeiten und den verschiedensten Völkern untereinander gemischt", so daß die Museen, statt wissenschaftliche Bildungsanstalten abzugeben, eigentlich nichts weiter als Raritätenkammern sind. Es ist dieselbe Anklage, die in der Gegenwart namentlich Willy Pastor wiederholt erhoben hat. Worsaae hatte, um den Stand der deutschen Altertumskunde kennen zu lernen, eine Studienreise durch Deutschland und seine Museen gemacht und dann seine Erfahrungen in der kleinen Schrift „Die nationale Altertumskunde in Deutschland", Kopenhagen 1846, niedergelegt. Natürlich ist dem Schriftchen in keiner Weise „Vollkommenheit" zuzusprechen, und von seinem dänisch-nationalen Standpunkte aus hat der Verfasser nicht alles richtig beurteilt, was schon damals an archäologischem Interesse in Deutschland vorhanden war. Auch muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß es im wesentlichen der deutschen Vorgeschichtsforschung vorbehalten blieb, aus dem auch in Skandinavien vorhandenen reichen archäologischen Material die wichtigsten geschichtlichen Schlußfolgerungen zu ziehen. Immerhin hat Worsaae zwei sehr berechtigte Forderungen aufgestellt: die Anerkennung der germanischen Archäologie durch die vorwiegend im klassischen Altertum arbeitenden Berufsarchäologen und die Einigung der verschiedenen deutschen Altertumsgesellschaften zu einem Zentralverbande. „Mit einer preiswerten Sorgfalt", schreibt er u. a., „sind in Wien und Berlin griechische und römische Altertümer gesammelt und aufgestellt, und es wäre daher nur zu wünschen, daß man eben diese Sorgfalt auch zu gleicher Zeit auf die nationalen Altertümer gewandt hätte." Der Zusammenschluß der Altertumsvereine in Deutschland ist bekanntlich früher erfolgt als die „offizielle" Anerkennung der germanischen Archäologie.

Den deutschen Museen gegenüber konnte Worsaae mit Recht auf die Bodenständigkeit der skandinavischen Museen hinweisen, die eben dadurch, daß sie die ganze Kulturentwicklung ihres Landes in ununterbrochener Folge von den ersten Anfängen an veranschaulichen, in erster Linie berufen sind, Europa über die Kulturhöhe des Germanentums aufzuklären. Unter allen Museen, die norddeutschen eingeschlossen, hat aber dasjenige Kopenhagens damals nicht nur den geographischen, sondern auch den wahrhaft kulturgeschichtlichen Mittelpunkt gebildet, und es wird diesen Rang auch für immer einnehmen. Diese zentrale Stellung läßt sich doch wohl nur dadurch erklären, daß Kopenhagen dem Ausstrahlungsherde des Germanentums am nächsten lag. Sehr schön hat Worsaae in der erwähnten Schrift die Kulturbedeutung des Nordens hervorgehoben: „Es läßt sich erklären, daß die nationale Archäologie weniger Fortschritte in Frankreich und England gemacht hat, da diese Länder erst zu Anfang des Christentums den Hauptstamm ihrer jetzigen Bevölkerung erhielten, aber daß sie dagegen besonders in Skandinavien und in Deutschland getrieben wurde, wo seit undenklichen Zeiten die Einwohner dieselben blieben, vor allem aber ihre Heimat in Skandinavien hatte; denn dieses blieb im Altertum von den Heerzügen der Römer verschont; es sandte Kolonisten nach dem Osten und dem Westen und schwoll in der Fülle seiner Kraft, was mit den meisten übrigen Ländern nicht der Fall war, und es hat noch den heutigen Tag als Zeuge seiner Bedeutung in der Vorzeit eine weit größere Menge Überreste von Altertümern, als irgendein anderes Land in dem neueren Europa, aufzuweisen."

Alle diese schönen Beweise einer hohen Begeisterung erklären sich eben aus dem Bewußtsein, über ein ungeheuer ausgedehntes, wichtiges, nunmehr auch einigermaßen kritisch gesichtetes kulturgeschichtliches Material zu verfügen, und sie zeigen die skandinavische Altertumskunde auch wieder auf der Höhe, die sie 150 Jahre früher eingenommen hatte. Aber diese Begeisterung hatte Worsaae offensichtlich blind gemacht gegenüber Strebungen in Deutschland, die sich auf genau der gleichen Linie bewegten. Klingt nicht die ganze Erbitterung Worsaaes aus folgenden schon acht Jahre früher geschriebenen Worten Lischs heraus?: „Es widert den Forscher die Curiositäten-Krämerei an, welche ein wohl erhaltenes Bildwerk aus irgend einem unbestimmten Zeitraume der deutschen Vorzeit als den größten Schatz anpreiset, während zertretene Scherben der Wissenschaft einen wahrhaft ersprießlichen Nutzen hätten gewähren können. Aber eben so gewiß ist es, daß in diesem Augenblicke sich eine deutsche Altertumswissenschaft zu entwickeln beginnt, welche, wie jede Wissenschaft, den höhern Aufschwung des Geistes nicht minder zu unterstützen verheißt, als die Schriftwerke in Sage, Geschichte, Sprache, Glauben, Recht Germaniens die Bestrebungen der Einsichtsvollern bisher gefördert haben." Und wie ein Klageruf über die folgenden Jahrzehnte hinweg hallen Lischs — wie die vorigen der Besprechung des „Leitfadens" entnommenen — Sätze: „Nicht wenig hat dem Aufblühen der deutschen Altertumswissenschaft das Verfahren der grammatisch-kritischen Schule der einseitigen griechisch-römischen Philologie geschadet, welche selbst die griechischen und römischen Altertümer zu Mitteln für untergeordnete grammatische Zwecke benutzte, während die Altertumswissenschaft die wahre Philologie, der höchste Zweck für alle vereinzelten grammatisch-kritischen Forschungen hätte sein sollen." Nein, Lisch stand in keiner Weise seinem dänischen Amtsgenossen nach, zu dieser Überzeugung werden wir bei vorurteilsloser Prüfung der Tatsachen unter allen Umständen gelangen müssen.

So berechtigt nun auch Worsaaes Klagen über die deutschen Museumsverhältnisse an sich waren, so darf man doch auch nicht vergessen, daß Kopenhagen der einzige gegebene Kulturmittelpunkt für Dänemark war, und daß deshalb auch die heimische Altertumskunde dort ihren natürlichen Schwer- und Sammelpunkt finden mußte, während die Interessen in Deutschland landschaftlich getrennt waren. Aber gerade im Jahre 1846 war es wiederum Lisch, der der ersten Germanisten-Versammlung in Frankfurt einen Antrag des Professors Michelsen übermitteln konnte, der auf die Errichtung eines „Central-Antiquariums für Deutschland" hinzielte. In der Begründung wurde die Kopenhagener Sammlung, die u. a. durch die treffliche Schilderung J. G. Kohls (Reisen in Dänemark und den Herzogtümern Schleswig und Holstein) weiteren Kreisen bekannt wurde, als Muster anerkannt. Einige Jahre später ging der Wunsch durch die Gründung des römisch-germanischen Central-Museums in Mainz und des Germanischen Museums in Nürnberg in Erfüllung.

Lisch hatte in der mehrfach genannten Besprechung seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß seine Ergebnisse mit den dänischen übereinstimmten, obgleich für Mecklenburg außer der germanischen noch eine vorchristliche slawische Bevölkerung in Betracht gezogen werden müsse, während „die ganze dänische Sage und Geschichte nur von einer germanischen Bevölkerung weiß". Das war nun zweifellos richtig gesehen, aber in Dänemark stellte man sich die Verhältnisse doch nicht ganz so einfach vor. Es begann vielmehr eine Zeit — sie kündigt sich

schon in Worsaaes erstem Werke an: Dänemarks Vorzeit durch Altertümer und Grabhügel beleuchtet (deutsch 1844) —, in der man für jeden neuen Kulturabschnitt im Norden ein dorthin neu eingewandertes Volk annahm. Zwar die Kelten als vermeintliche Träger der Bronzekultur, wie noch etwa gleichzeitig Sven Nilsson, dem Zuge der Zeit folgend, angenommen hatte, streicht Worsaae wieder, aber wohl nur deshalb, weil die Kelten sich unmöglich in die zeitliche Ordnung fügten, in die er die einzelnen Kulturabschnitte hineinpreßte. Nach „Dänemarks Vorzeit" (S. 100 ff.) liegt das Steinalter wenigstens dreitausend Jahre zurück. „Geognostische Gründe scheinen auch anzudeuten, daß das Broncealter schon 5 bis 600 Jahre vor der Geburt Christi da gewesen sein müsse", es kann aber „hier in Dänemark nicht früher als gegen das achte Jahrhundert (nach Chr.!) abgeschlossen sein." Damit würde also der Beginn der Eisenzeit etwa mit dem Ende der heidnischen Zeit zusammenfallen. Später hat Worsaae aber doch einige Zugeständnisse machen müssen, und schon in dem Schriftchen von 1846 verlegt er den Beginn der Eisenzeit in die ersten Jahrhunderte nach Chr.

Wie gern würden wir Worsaae zustimmen, wenn er von einem einheitlichen Volke spricht (in dem Schriftchen von 1846), das sich in ältester Zeit von Skandinavien über Norddeutschland bis nach Thüringen erstreckte, käme das doch den von Prof. Kossinna erzielten Ergebnissen — s. die der „Herkunft der Germanen", 1911, beigegebene Karte — sehr nahe, wenn eben nicht Worsaae dabei an ein „vorgermanisches Volk" gedacht hätte.

Dem schon von Thomsen im „Leitfaden" vertretenen Standpunkte, von Skandinavien aus das ganze vorgeschichtliche Europa zu überblicken und zu erklären, ist auch Worsaae sein Leben hindurch treu geblieben. Das zeigt auch die in dem nächsten größeren Werke „Zur Altertumskunde des Nordens" (1847) enthaltene Abhandlung über die Blekingschen Denkmäler. Aber dieser Standpunkt hat m. E. Worsaae dazu geführt, die Bronzezeit in Deutschland, und in Mitteleuropa überhaupt, zu unterschätzen. Sympathisch berührt uns dagegen wieder, daß er sich nicht für die Einfuhr der Bronze oder ihrer Bestandteile (Kupfer und Zinn) aus Asien entschieden, sondern Groß-Britannien als das Ausfuhrland dieser Metalle angesehen hat. Nach Dr. Wilsers zweifellos richtiger Annahme (Germanen, 2. Teil) ist das Zinn aus England eingeführt, das Kupfer in Schweden selbst gewonnen worden.

Der Eigenart der Blekingschen Altertümer entsprechend konnte Worsaae besonders reiches Material für die so interessanten Schiffssetzungen beibringen. Da sieht man eine Anzahl Steine zu einem länglichen Oval zusammengereiht. Die beiden Enden ziert je ein größerer Stein, um Vorder- und Hintersteven anzudeuten, desgleichen häufig ein solcher die Mitte zur Darstellung des Mastes. Mehrere Steinreihen verbinden die Längsseiten und kennzeichnen so die Ruderbänke. Noch die Sagas berichten aus geschichtlicher Zeit, daß die kühnen Seefahrer mit ihrem Schiffe bestattet wurden, und als sichtbares Denkmal habe man die Schiffssetzung darüber errichtet.

Die Veröffentlichung der Blekingschen Altertümer fügt sich sehr gut den schon geschilderten Bestrebungen ein, den ausgedehnten Seeverkehr germanischer Vorzeit zu kennzeichnen. Zu diesen Veröffentlichungen gehören auch Werke, wie A. M. Strinnholms Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier, deutsche Ausgabe: Hamburg 1839/1841, und Axel Em. Holmbergs „Skandinaviens Hällristningar, arkeologisk afhandling", Stockholm 1848. Diese schon der Bronzezeit angehörenden Hällristningar oder Felsenbilder (besonders zahlreich in der schwedischen Landschaft Bohuslän, aber auch in Blekinge u. a. gefunden) veranschaulichen zuweilen die Ausrüstung ganzer Flotten und scheinen somit auf einen ausgedehnten Handel in grauer Vorzeit hinzudeuten. Man braucht dabei wohl nicht nur an einen Verkehr zwischen Schweden und den jetzt dänischen und deutschen Ostseeküsten zu denken, man wird auch annehmen dürfen, daß die Germanen schon mindestens ein Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung die Nordsee befahren — dieselbe Nordsee, die Tacitus noch ein geradezu feindseliges Meer[1]) (adversus oceanus) nannte — und Beziehungen zu den britischen Inseln, den berühmten Kassiteriden (Zinn-Inseln) der Alten, hatten. Vielleicht ist nicht zu viel damit gesagt, wenn man das Meer (Nord- und Ost-See) als zweite Heimat der Germanen bezeichnet. Spätere römische Geschichtschreiber berichten, daß Friesen und Franken förmlich mit dem Meere verwachsen zu sein schienen. Angesichts der besonders in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Skandinavien aufleuchtenden Erkenntnis germanischer Seeherrschaft von alters her ist es fast unverständlich, daß der Gedanke an eine Einwanderung der Germanen aus Asien noch immer nicht fallen gelassen wurde. Er kehrt z. B. noch in Rudolf Keysers ausführlicher Schrift „Om Nordmändenes Herkomst og Folke-Slägtskab", Christiania 1843, wieder.

[1]) So die eine Erklärung; eine andere, wahrscheinlichere, faßt „adversus" als „entgegengesetzt", d. h. „auf der andern Hemisphäre liegend" auf.

Abgesehen davon, daß die skandinavische Vorgeschichtsforschung sich von diesem mittelalterlich wirkenden Vorurteile nicht trennen konnte, hatte sie also doch zwei Erkenntnisse von höchster Bedeutung gewonnen: 1. ein zusammenhängendes Bild vorgeschichtlicher Kulturentwicklung, das an innerer Bedeutung mit der klassischen Antike fast in Wettbewerb treten konnte (hatte doch auch Lisch geschrieben, „daß die deutsche Altertumswissenschaft die klassische Altertumskunde binnen kurzem überflügeln wird, wenn es auch nicht wundern darf, daß jene in gewissen Kreisen noch lange verkannt werden wird"), 2. ein mit antiken Verhältnissen gemessenes geradezu „weltumspannendes" Bild germanischer Meeresherrschaft. Diese Verdienste dürfen der skandinavischen Altertumskunde in keiner Weise abgesprochen werden. Und wenn auf deutscher Seite in dem ersten Punkte Friedrich Lisch, in dem zweiten Punkte K. J. Clement zu völlig gleichen Anschauungen gelangt sind, so darf man nicht vergessen, daß beide Forscher dem nordisch-skandinavischen Kulturkreise am nächsten standen, wenn auch von „Beeinflussung" nicht die Rede sein kann. In diesem Falle trug derselbe Boden die gleichen Früchte.

Man vergleiche damit doch einmal das bis dahin überlieferte Bild altgermanischer Geschichte. Es ist doch — in kurzen Zügen — so: seit der Zeit des Humanismus hat man die Germanen nur in ihrem Verhältnisse zu der klassischen Welt, vor allen den Römern, beurteilt, hat die geschichtlichen Folgen der Germanenzüge und besonders der Völkerwanderung untersucht und ist auch so trotz der Schwierigkeit des Sonderns und Sichtens zu höchst beachtenswerten Ergebnissen gelangt. Aber selbst da, wo der Gedanke eines vorgeschichtlichen germanischen Europas auftaucht (wie bei Leibniz), sehen wir ihn mit Kelten und Skythen verknüpft, also im Bereiche südlich-antiker Vorstellungen. Jetzt mit einem Male erhielt die germanische Welt *ihren eigentümlichen Schwerpunkt in sich selber!* Das bedeutet letzten Endes die Ablösung des humanistischen Ideals zugunsten des *germanischen*. Allzu eifrigen Seelen sei gesagt, daß es sich hier nicht um die Ausschaltung des „humanistischen" Ideenkreises handeln kann, bin ich doch auch der Ansicht, daß sich ohne Kenntnis griechischer Sprache und Kultur die Fernwirkungen germanischen Lebens gar nicht ermessen lassen. Wohl aber kommt die *Führerschaft* dem germanischen Ideale zu. Unsere *eigene Heimat* soll die hohe Warte sein, von der aus wir die Geschichte und Geschicke der Völker bis zu den fernsten Marken überblicken.

Wir wollen uns indessen keiner Täuschung hingeben: die letzten

Fragen geschichtlicher Erkenntnis konnten damals weder von der deutschen noch von der skandinavischen Wissenschaft gelöst werden. Die Bearbeitung der einzelnen Gebiete (die sog. Spezialisierung) hatte hüben wie drüben zur Auflösung althergebrachter Vorstellungen geführt; die Erkenntnis germanischen Lebens reichte nicht über die rein geschichtliche Sehweite hinaus, und die antike klassische Kultur genoß noch immer einen erheblichen zeitlichen Vorsprung vor der germanischen. Ja, wenn es gelungen wäre, die ganze vorgeschichtliche Zeit in der Heimat für das Germanentum zurückzugewinnen! Aber mit Sven Nilsson begannen die Untersuchungen vorzeitlicher Schädel mit dem Ergebnisse, daß der langschädeligen germanischen Bevölkerung in Schweden eine kurzschädelige, den heutigen Lappländern ähnliche, vorausgegangen sein müsse. „Die Lehre vom Lappländertum der Urbevölkerung Europas wurde von Historikern und Sprachforschern willig aufgenommen und weiter ausgebaut. Man fand die Tschuden Nordeuropas und die Basken (Iberer) in Südwesteuropa einander nahe verwandt, und indem man sich der einstigen großen Ausdehnung des iberischen Stammes am westlichen Becken des Mittelmeeres erinnerte, glaubte man mit Grund annehmen zu dürfen, daß die großen Völkerbewegungen in Hochasien zuerst die *turanischen* Familien nach dem Westen getrieben und ein Teil derselben, die iberischen, über die südlichen, ein anderer, die finnlappischen Stämme, über den nördlichen Teil Europas sich ergossen habe." (Hoernes.)

Gleichzeitig mit Nilsson veröffentlichte der Schwede *Anders Retzius* (1796—1860, Vater des uns bekannteren Gustav Retzius) eine Rassenlehre, die als eine Verfeinerung der Linné-Blumenbachschen bezeichnet werden muß. Retzius erkannte das von Blumenbach aufgestellte System als nicht ausreichend, weil sich auch im „kaukasischen" Stamme verschiedene Formen der Schädelbildung zeigten. Er teilte darum die europäische Bevölkerung in „orthognathe Dolichokephale" und „orthognathe Brachykephale" und faßte unter der ersten Gruppe die Gallier, Kelten, Briten, Schotten, Germanen und Skandinavier — alles Völker mit höher entwickelter Kultur —, unter der zweiten die Türken, die alten Awaren, Slawen, Lappländer, Tschuden, Basken zusammen. Retzius' Karte, die die Verteilung der lang- und kurzschädeligen Völker über den ganzen Erdball veranschaulicht (1842 veröffentlicht), stimmt nach Hoernes im allgemeinen ziemlich genau mit den gegenwärtigen Kenntnissen überein. Vgl. die Kartenskizzen nach Retzius auf S. 29 und Ripley auf S. 72 der „Natur- und Urgeschichte des Menschen".

In einer tief schürfenden Arbeit „Über die Anwendung anthropologischer Gesichtspunkte in der Kulturgeschichte“ [1]) bespricht Dr. R. Weinberg auch die Lehre Retzius'. Es heißt darin: „Die edlere Gesichtsbildung ist Begleiterscheinung einer höheren Gehirnentwickelung. ‚Es scheint (nach Retzius), als ob man schon a priori anzunehmen berechtigt wäre, daß, insofern eine jede Volksrasse oder jeder Stamm eine gewisse psychische Individualität besitzen soll, diese sich besonders in der Bildung des Gehirns ausprägen müsse‘, ein Satz, der, wie Retzius hervorhebt, ‚mit den Grundsätzen der Physiologie vollkommen übereinstimmt.‘ Über Retzius' eigentliche Meinung, was diese ‚Ausprägung in der Gehirnbildung‘ für die Menschheitsentwickelung zu bedeuten habe, dürfen wir uns keinen Zweifeln hingeben. Denn er kommt zu dem Schlusse, daß, ‚wo solche nationale Verschiedenheiten in der Bildung (der Gehirnhemisphären) vorkommen, sie, soweit anatomische Charaktere in dieser Hinsicht gültige Zeugnisse abgeben können, eine tief begründete Verschiedenheit in den Stammesverhältnissen erweisen‘. Fassen wir zusammen: Innerlich sind die Menschenstämme grundverschieden. Das ist die erste These, die wir bei Retzius finden. Die zweite sagt aus, daß die ‚psychischen Individualitäten‘ der Stämme auf besonderen Ausbildungsstufen des Zentralnervensystems beruhen. In der dritten erkennen wir den Zusammenhang der Zivilisationen mit den organischen Quellen, die sie hervorbringen. — Gobineau ist an den Entdeckungen des schwedischen Anatomen, die ein ganzes Jahrzehnt vor dem Erscheinen seines Essai an die Öffentlichkeit traten, vorbeigegangen, ohne zu ahnen, welch sichere Grundlagen der Rassetheorie vorbereitet waren.“

Gegen den hier erhobenen Vorwurf hat Prof. Schemann in seinem Buche „Gobineaus Rassenwerk“, 1910, S. 186, Gobineau in Schutz genommen. Vgl. mit diesen Ausführungen auch das auf S. 74/75 über C. G. Carus gesagte.

An der einmal bestehenden Meinung, daß die Germanen erst die letzte Kulturperiode in Skandinavien heraufgeführt haben, dürfte auch Retzius nichts geändert haben, und wenn Prof. Schaaffhausen in einem Vortrage berichtete, „die heutige skandinavische Bevölkerung soll nach Retzius sich die lange Schädelform der Vorzeit bewahrt haben“, so wird man in diesem Falle die „Vorzeit“ nicht über das Eisenalter hinausdatieren dürfen. Bis zum Schlusse unseres Zeitabschnitts, und noch darüber hinaus, begegnen wir wohl überall der gleichen Anschauung. So gleich in dem ersten großen norwegischen Geschichtswerke, „Det norske Folks Historie“ von Peter Andreas Munch, dessen vier erste Kapitel auch in deutscher Übersetzung erschienen sind: „Die nordisch-germanischen Völker, ihre ältesten Heimath-Sitze, Wanderzüge und Zustände“, 1853, und „Das heroische Zeitalter der nordisch-germanischen Völker und die Wikinger-Züge“, 1854. Übersetzer war Georg Friedrich Claussen. Auch nach Munch befanden sich die Vorfahren der Germanen nur im Besitze des Eisens. Bronze und Stein deuteten auf ungermanische Bevölkerung. Somit müßten die Germanen in Skandinavien eingewandert sein, und zwar, wie Munch annahm, von Rußland her: „Man muß wohl ihre Heimat nördlich von den scytho-sarmatischen Völkern suchen, indeß wohl nicht weiter nach Süden, als in den oberen Gegenden der Wolga und des Dons.“ Ihre Auswanderung aus dem heutigen Mittel-Rußland „müßte in fernem Altertume, wenigstens mehr als 3—400 Jahre vor Chr. nach dem Westen und zwar über die Ostsee begonnen haben“. Besonders fesselt natürlich an den deutschen Übersetzungen der zweitgenannte Teil, doch reicht die Geschichte der Wikinger hier nicht völlig bis zur Entdeckung Amerikas.

[1]) In der Polit. Anthrop. Revue, Juni 1907. In diesem Aufsatze wird auch der aus Dr. Wilsers Germanenbuche bekannte deutsche Anthropologe Karl Fr. Burdach (Anthropologie für das gebildete Publikum, 1837, 2. Aufl. 1847) eingehend besprochen.

An größeren der Veranschaulichung von Vorzeitdenkmälern dienenden Tafelwerken sind in diesem Jahrzehnt hervorzuheben: der noch von Thomsen 1857 herausgegebene „Atlas for nordisk oldkyndighed fremstillende pröver fra Bronzealderen og fra Jernalderen“ (Atlas de l'archéologie du Nord; enthält sehr feine Abbildungen, der begleitende Text in dänischer und französischer Sprache) und „Nordiske oldsager i det Kongelige Museum i Kjöbenhavn“, beschrieben von Worsaae, 1859. Die in Thomsens Atlas abgebildeten etwa 50 mit Runeninschrift versehenen Goldbrakteaten veranlaßten den Marburger Germanisten Prof. F. Dietrich, „die Runeninschriften der Goldbrakteaten zu entziffern und nach ihrer geschichtlichen Bedeutung zu würdigen“ (1865).

Die Darstellung der skandinavischen Germanenforschung würde unvollständig sein, wenn der Runen nicht wenigstens kurz gedacht würde.

Das gesamte Bild vor- und volksgeschichtlicher Forschung in Skandinavien spiegelt sich wohl am deutlichsten in den Fachzeitschriften ab (Nordisk Tidskrift for Oldkyndighed, 1832—1836, von da ab Annaler, später Aarböger for nordisk Oldkyndighed und die Antiquarisk Tidskrift von 1843—1864). In diesen Zeitschriften spielen die

Erklärungen einheimischer und auswärtiger Runensteine eine besonders hervorragende Rolle, was kein Wunder ist, da der Norden über die bedeutendste Anzahl von Runeninschriften verfügt und die auswärtigen Runensteine doch nur Zeugen der Wikingerfahrten sind. Allerdings ist mir in den nordischen Zeitschriften bis zum Jahre 1874, in dem Ludwig Wimmer seine berühmte Arbeit „Runeskriftens oprindelse og udvikling i Norden“ in den Aarböger f. n. o. veröffentlichte, kein Aufsatz bekannt geworden, der eine umfassende Geschichte der Runen gebracht hätte. Nach den bereits vorliegenden Werken (Magnussen, Liljegreen) war dies auch wohl nicht nötig. Immerhin scheinen auch auf diesem Gebiete deutsche Gelehrte bahnbrechende Arbeiten geliefert zu haben: Wilhelm Grimm, Über deutsche Runen, 1821, R. v. Liliencron und K. Müllenhoff, Zur Runenlehre, 1852, J. Zacher, Das gothische Alphabet Vulfilas und das Runenalphabet, 1855. Bemerkenswert ist, daß unter den deutschen Gelehrten mehrere für die Selbständigkeit der Runen eingetreten sind, so schon Jakob Grimm am Beginn seiner deutschen Grammatik (1822, 2. Aufl.)[1]), R. v. Liliencron, 1852, H. Steinthal, Die Entwickelung der Schrift, 1852[2]).

Dafür boten aber die nordischen Veröffentlichungen eine fast unerschöpfliche Stoffsammlung, die, was Inhalt einzelner Runendenkmäler und ihre Verbreitung betrifft, die weite Ausdehnung der Wikingerfahrten veranschaulicht. Da gibt es schwedische und dänische Runensteine, die sich auf Englandfahrten beziehen; andere zeigen Verbindung mit dem Warägerstaate (Rußland); dänische Steine in England zeugen von der

[1]) „Die angenommene Herleitung der Runenschrift aus den lateinischen oder griechischen Buchstaben, so wie die Einschränkung der Runen auf bloß Skandinavien, muß bei gründlicher Forschung schwinden.“ Dieser und die folgenden Sätze sind von G. Pfahler, Handbuch deutscher Alterthümer, 2. Aufl., 1868, gleichlautend übernommen worden (S. 672/673).

[2]) Führt zunächst aus Liliencron an: „Die Deutschen verstanden unter der allen Dingen inwohnenden Rune die Wahrheit (bei Liliencron: Wesenheit) der Dinge; indem man also der gleichsam von den Dingen abgeschabten Rune durch den Zauberspruch Leben einhaucht, setzt man auf solche Art die Wesenheit der Dinge in zauberkräftig wirkende Bewegung. Wir haben also nur (bei Liliencron: nun) die Runen als mystische Zeichen dahin zu bestimmen, daß sie in ihrer Reihe nicht die Buchstaben in unserm Sinn, sondern die Zahl der Anlaute darstellten, auf deren Gleichklang die altgermanische Poesie gebaut ward.“ Er fährt dann fort: „Durch die Alliteration waren die Deutschen auf ein nach dem Principe der Akrophonie gebildetes Alphabet geraten, das eben nur auf seine schriftliche Anwendung harrte. Als daher die Deutschen die Römer schreiben sahen, so verstanden sie die Sache sogleich. Es brauchte Niemand erst ein Alphabet zu erfinden, sondern man griff schnell zu den Runen, die man schon hatte.“

Eroberung des Inselreiches durch die Dänen; bis zum Jahre 1687 befand sich in der Hafenstadt Athens, Piraeus, das marmorne Bild eines sitzenden Löwen, dessen Seiten Spruchbänder mit nordischer Runenschrift enthielten (seit 1687 befindet sich der Löwe in Venedig). Selbst über Runenfunde im fernen Amerika wußten die „Annaler“ zu berichten. Auch die zeitliche Ausdehnung der Runenschriften ist beträchtlich. Als die älteste bisher bekannte Runeninschrift gilt noch immer die des 1734 bei Gallehus, Kreis Tondern, gefundenen goldenen Horns, die der Bibelübersetzung durch Wulfila noch vorausliegt und „aus einer Zeit stammt, als die gotischen Wandalen noch in Jütland saßen“ [1]). Ich gebe diese Inschrift als erste auf der beigegebenen Tafel wieder. Sie bedeutet:

„Ek Hlewagastis Holtingas horna tawido“ oder übersetzt:
„Ich Hlewagast, der Holting (vermutlich ‚Holsteiner‘) fertigte das Horn an.“

In der Sprache Wulfilas würde der Satz lauten: „Ik Hliugasts Hultings haurn tawida.“

In eine vielleicht sieben Jahrhunderte spätere Zeit führt uns die zweite Schrift auf der Tafel, die von einem bei Busdorf im Süden der Stadt Schleswig errichteten Steine stammt. Die Inschrift lautet:

Suin kunukr sati	wortweise übersetzt:	Sven König setzte
stin uftir Skartha		Stein nach Skartha
sin himthiga jas was		seinem Heimdegen, der war
farin westr jan nu		gefahren westwärts, aber nun
warth tauthr at Hithabu		ward getötet bei Haithabu.

Die zweite und vierte Reihe dieser Inschrift steht auf dem Kopfe. Man hat sich also, wie auf vielen Runensteinen zu sehen, ein Band hinzuzudenken, das die Schrift trägt, diesem Steine aber fehlt. Der Stein berichtet von einer Englandfahrt (westwärts), die König Sven mit seinem Waffengefährten Skartha unternommen hatte, jetzt sei dieser aber in einem Kampfe bei Haithabu (das alte Schleswig, ein berühmter, oft genannter Ort, das heutige Haddebye dürfte den Namen bewahrt haben) gefallen. Der Stein, der von P. G. Thorsen, De Danske runemindesmaerker, I, 1864, S. 91—138, ausführlich beschrieben wurde, ist etwa um 1000 n. Chr. errichtet worden. Wieder aufgefunden wurde er im Jahre 1857. Die „Annaler“ von 1859 berichteten über den

[1]) Vgl. F. X. G. Schuster, Die Runen und ihre kulturgeschichtliche Bedeutung (Sonderdruck aus dem Deutschen Herold, 1919) S. 14. In dieser Schrift reichhaltige, allerdings noch ergänzbare Literaturangaben.

Fund und zugleich über den Verkauf desselben an die Schleswigsche Regierung. Der „Kauf-Contract zwischen dem Halbhufner Franz Tams in Bustorff als dem Verkäufer und dem Kammerrath, Hausvogt Mohns in Schleswig Namens und im Auftrage des Königlichen Ministerii für das Herzogthum Schleswig als Käufer" findet sich hier abgedruckt. Danach hat Tams für das etwa 16 Quadratruten große Gelände mitsamt dem Steine 100 Reichstaler erhalten und zugleich die Verpflichtung übernommen, „den Grabhügel, an welchem der am Fuße desselben gefundene Runenstein aufgestellt worden, innerhalb 4 Wochen mit einem wahrhaften Erdwall einzufriedigen"; auch verbleiben alle Königlichen und Communal-Abgaben, die auf dem Landstück ruhen, auch künftig bei dem Besitze des Verkäufers. Ein Wunder, daß der Verkäufer nicht noch die „Protocollations- und Contracts-Kosten" hat bezahlen müssen! Seit Jahren steht der Stein in einer Fichten-Schonung, und so erweckt er in dem Besucher den Eindruck eines germanischen Heiligtums. Die Runenschrift ist nach ihrem Charakter wohl die verbreitetste der ganzen Wikingerzeit.

Eine jüngere Runenschrift, vielleicht um 1300, zeigt die dritte Schriftprobe nach einem im Stockholmer Museum vorhandenen Taufbecken aus der Kirche zu Buseryd in Småland (abgebildet im Führer, herausgegeben von O. Montelius, übersetzt von J. Mestorf, 1876, auf S. 122 u. 123):

„Arinbjorn görthe mik	„Arnbjörn machte mich,
Vitkunder prester skref mik	Widkunn der Priester schrieb mich,
ok här skal um stund stanta"	und hier werde ich lange stehen."

Noch weit über diese Zeit hinaus erhalten sich die Runen — sogar im schriftlichen Verkehr! —, und erst im 17. Jahrhundert ziehen sie sich ins Innere Skandinaviens zurück. Die letzte nachweisbare Runen-Urkunde stammt aus dem Jahre 1795 (Dalekarlien). „Aber noch heute sind die Runenkenntnisse im oberen Dalekarlien nicht ausgestorben; 1905 gab es wenigstens noch alte Leute, die dalekarlische Runen lesen konnten" (Otto v. Friesen in Hoops' Reallexikon, 1918). Leider verbietet der Raum, noch näher auf dieses so vielseitige und interessante Gebiet einzugehen.

Zu den Runen in Amerika und anderen dort gefundenen Altertümern ist zu bemerken, daß die neuere Forschung das Vorhandensein irgendwelcher Überreste aus normannischer Zeit in Amerika bestreitet, wenn sie auch selbstverständlich die Entdeckung Amerikas durch die

Normannen bestehen lassen muß. „Wie zurückhaltend man mit den letzten Deutungen sein muß," schreibt Dr. Conrad Müller, „Altgermanische Meeresherrschaft", 1914, S. 385, „dafür gab der ehedem berühmte ‚Normannenturm' in Newport (Rhode-Island) eine Warnung, der sich hinterher als die Ruine einer Windmühle des 17. Jahrhunderts entpuppt hat." Diese neueren, die älteren dänischen Veröffentlichungen Rafns einschränkenden, Forschungen haben wohl ihren Mittelpunkt in Gustav Storms „Studier over Vinlandsreiserne", Aarb. f. n. o. og hist., 1887. Wenn ich indessen die von Rafn gegebenen Abbildungen des Newport-Turms betrachte, finde ich darin nichts, was an die Ruine einer Mühle erinnerte; höchstens könnte ich mir denken, daß ein Mühlenbesitzer des 17. Jahrhunderts die einmal vorgefundenen Anlagen zu einer Mühle verwandt hat. Aus den neueren Veröffentlichungen geht hervor, daß die spätere Ausschmückung der Amerika-Entdeckung durch jüngere nordische Sagen letzten Endes zu der Frage führt, ob Kolumbus Kenntnis von seinen normannischen Vorgängern hatte, und ob sich auf diese Weise ein Zusammenhang zwischen der Entdeckung vom Jahre 1000 und der von 1492 feststellen läßt. Würde man diese Frage bejahen können, so würden die Ausführungen L. von Rankes und Wilhelm Wackernagels (s. S. 50) erhöhte Bedeutung erhalten. Die älteste mir bekannte, dahin zielende Bemerkung findet sich in A. M. Strinnholms Wikingszügen, übersetzt von Dr. C. F. Frisch, I, 1839, S. 252/3: „Indessen scheint ein dunkles Gerücht von den Entdeckungsreisen der Nordmannen zu den Normanden in Frankreich (Ordericus Vitalis, ein anglo-normannischer Mönch, welcher gegen Ende des 11. Jahrhunderts lebte und eine Historia Ecclesiastica geschrieben hat — s. bei Duchesne, Script. Normann. —, weiß von Winland zu erzählen als von Norwegens jenseits des Meeres gelegenen Besitzungen) und durch sie und ihre Gemeinschaft mit Italien vielleicht auch zu den großen italienischen Handelsstädten gekommen zu sein, und vielleicht dazu beigetragen zu haben, eine Vermutung von fernen, im Westen liegenden, unbekannten Ländern zu wecken und zu unterhalten. Unter den kostbaren Sammlungen der St.-Marcus-Bibliothek in Venedig werden zwei alte Karten vom Jahre 1436 verwahrt, auf welchen in weiter Ferne im Atlantischen Meere unter derselben Breite mit der Meerenge von Gibraltar und vom Kap Finisterre zwei Inseln angezeichnet sind, welche unter den Gelehrten viele Untersuchungen und ungleiche Meinungen veranlaßt haben, was unter diesen Inseln zu verstehen ist."

Mit großer Sicherheit sprach sich Rasmus B. Anderson, Die erste Entdeckung von Amerika, 1888, für die Bekanntschaft des

Kolumbus mit den normannischen Amerikafahrten aus und führte fünf Gründe für seine Überzeugung an, unter denen die Erwähnung Vinlands[1]) durch Adam von Bremen, dessen Werk 1073 herauskam und „von allen Gebildeten in Europa gelesen wurde“, wohl der stichhaltigste ist. Die betreffende Stelle bei Adam v. Bremen lautet nach der Lindenbrogschen Ausgabe: „Praeterea unam adhuc insulam recitavit a multis repertam in illo Oceano, quae dicitur Winland, eo quod ibi vites sponte nascantur, vinum optimum ferentes. Nam et fruges ibi non seminatas abundare non fabulosa opinione, sed certa Danorum comperimus relatione“ („Außerdem erzählte er, daß noch eine Insel in jenem Ocean von vielen Leuten gefunden sei, welche Winland heiße, darum weil dort Weinstöcke wild wüchsen, die den besten Wein trügen. Daß dort auch Feldfrüchte ungesäet im Überflusse vorhanden sind, erfahren wir nicht durch fabelhafte Meinung, sondern zuverlässige Erzählung der Dänen.“ Übers. von Dr. J. C. M. Laurent). Kolumbus' Besuch auf Island im Jahre 1477, der in seiner eigenen Biographie und sonstigen Berichten erwähnt und von Anderson „als Krone des Ganzen“ bezeichnet wird, wird von der heutigen Forschung als sagenhaft abgelehnt. Wie die Dinge heute stehen, scheinen mir in der Frage, ob Columbus von der normannischen Vorentdeckung Kenntnis gehabt habe, Für und Wider gleichmäßig verteilt zu sein. Vgl. zu diesem Thema noch:

Prof. Dr. S. Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, 1881,
Derselbe, Die Entdeckungsgeschichte der neuen Welt in der Hamburg. Festschrift zur Erinnerung an die Entdeckung Amerikas, 1892,
Fridtjof Nansen, Nebelheim, Bd. I, 1911,
Dr. Gustav Neckel, Die erste Entdeckung Amerikas im Jahre 1000 n. Chr. (Voigtländers Quellenbücher, Bd. 43),
Dr. Conrad Müller, Altgermanische Meeresherrschaft, 1914, Kap. 46.

Nach Dr. Neckels Ansicht „hängen die Vinlandreisen mit der europäischen Besiedelung der Neuen Welt so wenig zusammen wie die altgermanische Kulturwelt mit der modernen Bildung. Diese hat ihre Wurzeln in den Mittelmeerländern, in der griechischen, römischen, jüdischen Kultur. Dort liegen auch die Voraussetzungen für die Gedanken

[1]) Unter „Vinland“ (Weinland) hat man Neuschottland und die nahe gelegene Küste der heutigen Nordoststaaten der Union zu verstehen. Zwei weitere uns überlieferte normannisch-amerikanische Benennungen sind: Helluland (Steinland) = Labrador und Markland (Waldland) = Neufundland. Das oftgenannte „Hvitramanna-Land“ (Weißmänner-Land) soll sagenhaft sein.

des Kolumbus.“ Das ist bedingt wohl richtig, aber wenn wir uns dessen erinnern, daß in der antiken Mittelmeerkultur viel nordische (germanische) Keime stecken, so ist wohl nicht zuviel gewagt, wenn auch für das Mittelalter ein Hinüberspielen nordischen Lebens nach dem Süden angenommen wird.

Die frühgeschichtlichen germanischen Seefahrten erhielten 1863 durch die im Nydamer Moor gefundenen zwei Schiffe eine schöne Bestätigung. Das eine derselben, aus Fichtenholz gebaut, ging 1864 während der Kriegswirren verloren, das andere, aus Eichenholz gefertigte, gelangte zunächst ans Flensburger, später ans Kieler Museum. Dieses Nydamer Boot bewahrt bis heute den Rang des ältesten bekannten germanischen Seeschiffs. Dem Aussehen nach stimmt es mit der Schilderung überein, die Tacitus, Germania, Kap. 44, von den Schiffen der Suionen gegeben hat. Das Schiff hat eine Länge von 24 Metern zwischen den Steven, und es konnte bis etwa 40 Ruderer aufnehmen. „Jedenfalls scheint der hervorragende Bau auf eine nicht geringe Seetüchtigkeit und lange nautische Entwickelung hinzuweisen.“ (Prof. Dr. W. Vogel in Hoops' Reallexikon, 4. Bd., 1918.)

Weitere Funde von Wikingerbooten wurden gehoben: 1867 bei Tune, 1880 bei Gokstad, 1903 bei Oseberg, sämtlich im Kristiania-Fjord. Treffliche Abbildungen der Boote von Nydam, Gokstad, Oseberg u. a. bietet der 4. Band des genannten Reallexikons von Hoops. „In einem nach dem Gokstad-Muster gebauten Boote haben 1892 ein norwegischer Kapitän und eine norwegische Mannschaft wohlbehalten den Ozean durchquert, um in Amerika die Entdeckeransprüche ihres Stammes neben den spanischen zur Geltung zu bringen.“ (Dr. G. Neckel.)

Die Leser werden herausgefühlt haben, daß die Germanenforschung in Skandinavien in erster Linie durch vorgeschichtliche Untersuchungen begrenzt wird. Sie verflicht sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts so sehr mit den gleich gerichteten Bestrebungen in Deutschland, daß ihre weitere Entwicklung bis zum Ende des gegebenen Zeitabschnitts — um Wiederholungen aus dem fünften Kapitel zu vermeiden — kurz gefaßt werden kann. Zu diesen Wiederholungen würden Bemerkungen über Sven Nilssons „Ureinwohner des Scandinavischen Nordens, das Bronzealter“, 1866, „das Steinalter“, 1867, und C. F. Wiborgs „Der Einfluß der klassischen Völker auf den Norden“, 1867 (sämtlich von Johanna Mestorf übersetzt) gehören. Über die

Phönizier-Theorie Nilssons ist noch auf Prof. Kossinnas deutsche Vorgeschichte, 3. Aufl., 1921, S. 46 ff. zu verweisen.

Der Altmeister Thomsen starb 1865 76jährig. Sein Nachfolger als Museumsdirektor wurde Worsaae, der dieses Amt 20 Jahre lang bis zu seinem Tode verwaltete. Worsaae verdanken wir (schon in seinem Werke „Nordiske Oldsager“, 1859) eine schärfere Einteilung der einzelnen Kulturperioden. Er unterschied:

in der Steinzeit eine ältere (Kjökkenmöddinger) und eine jüngere (Grabkammern),

in der Bronzezeit eine ältere mit Leichenbestattung und feiner ausgeführten Bronzearbeiten und eine jüngere mit Leichenverbrennung und weniger feinen Formen,

in der Eisenzeit, die nunmehr das erste nachchristliche Jahrtausend umfaßt, eine ältere, eine mittlere und eine jüngere.

Inwieweit diese Einteilung die spätere Forschung bestimmt hat, wie sie zum Teil bestritten, zum Teil bestätigt wurde, wird im dritten Teile besprochen werden.

Alle bisherigen Veröffentlichungen nordischer Altertümer wurden durch vollendet schöne Wiedergabe, zu großem Teile in den Farben der Originale, von P. A. Madsens „Afbildninger af danske oldsager og mindesmaerker“ in den Schatten gestellt. Nach den Bezeichnungen einzelner Blätter zu urteilen, sind die ersten Lieferungen dieser wundervollen Folge 1862 oder 1863 erschienen.

Neben den Arbeiten Worsaaes, Nilssons und Wiborgs tritt nunmehr eine größere Anteilnahme an der eisenzeitlichen Kultur hervor, wohl schon deshalb, weil man erst in dieser Ausdrucksformen germanischen Geistes erblickte. Die schon oben erwähnte Annahme, daß mit jeder neuen Kulturform ein anderes Volk im europäischen Norden erschienen wäre, hatte sich also noch nicht überlebt. Im stärksten Widerspruche zu den gleichzeitigen Veröffentlichungen Worsaaes hatte schon 1844 der damalige schwedische Reichsantiquar Bror Emil Hildebrand eine vierfache Gliederung der Eisenzeit angenommen und ihren Beginn etwa mit dem Beginn unserer Zeitrechnung angesetzt. Sein Sohn, der spätere Reichsantiquar Hans Hildebrand, setzte diese Forschungen fort in dem Werke „Svenska folket under hednatiden“, 1866 (nach der 2. Auflage unter dem Titel „Das heidnische Zeitalter in Schweden“ 1873 von Johanna Mestorf übersetzt); ihm folgte die Dissertation des damals 26jährigen Oskar Montelius über das Eisenalter (Från Jernåldern, 1869). Das Hauptgebiet Montelius' wurde bekanntlich die nordische Bronzezeit und ihre Gliederung (erste Arbeit dieser Art war der Vortrag auf dem Kongresse von Bologna, 1871: sur les époques de l'âge du bronze en Suède).

Die bis dahin aus nordischen Arbeiten gewonnenen Erkenntnisse stellte Johanna Mestorf in einem Artikel „Das ältere Eisenalter in Skandinavien“ zusammen, der im 1. Jahrgang des Correspondenzblattes der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1870, veröffentlicht wurde. Nach ihr „stimmen die Archäologen der drei nordischen Reiche darin überein: 1. daß eine Teilung des Eisenalters in eine ältere und eine jüngere Periode geboten ist; 2. in der Annahme, daß vielleicht schon im 1., gewiß aber im 3. Jahrhundert n. Chr. der Gebrauch des Eisens zu Waffen und schneidenden Werkzeugen im Norden allgemein verbreitet gewesen ist . . . Völlige Übereinstimmung herrscht auch in der Überzeugung, daß mit der Einführung eiserner Waffen das Auftreten einer neuen Völkerschaft verknüpft sei. Dies ist von mehreren Seiten bestritten worden. Herr Dr. v. Maack (Archiv f. Anthr., 3. Bd., S. 267 ff.) nennt die Hypothese, daß ein eiserne Waffen führendes Volk das Bronzevolk verdrängt habe, ‚ein Phantasiegebilde dänischer Archäologen‘, ohne diesen Ausspruch durch Hinweise auf entsprechende Funde zu motivieren[1]) . . . Es steht fest, daß im Norden, wo die Perioden sich viel schärfer abgrenzen als in Mitteleuropa, die Bronzecultur ein Ende nahm, als ein eiserne Waffen führendes germanisches Volk zuerst die skandinavische Erde betrat. Diese neuen Einwanderer standen auf hoher Culturstufe, entwickelten eine blühende Industrie, trieben Handel mit weit entfernten Ländern; sie waren prachtliebend in Kleidung, Schmuck und Geräten

[1]) Von Dr. v. Maack ist besonders erwähnenswert die kleine Schrift „Das urgeschichtliche Schleswig-Holsteinische Land. Ein Beitrag zur historischen Geographie“, 1860, 2. stark vermehrte Aufl. 1869. Wir finden hier einige schon von Pytheas (durch Plinius u. a.) überlieferte geographische Namen m. E. richtig auf Schleswig-Holstein bezogen. Bei manchen Erklärungen, wie Gleichsetzung der Bernsteininsel Basileia mit Wesseln, dem Mutterorte Wesselburens, konnte er sich auf Redslobs „Thule“, 1855, stützen. Ihm eigen scheint die Überzeugung zu sein, daß unter der „im grauen Altertum hochheilig gehaltenen Insel Nerthus“ nur das holsteinische Oldenburg und Fehmarn, die in der Vorzeit eine gemeinsame Insel gebildet hätten, verstanden werden könne. Schon der Name „Heiligenhafen“, in alten Chroniken „de Stadt tho der hilligen Havene“ genannt, gäbe einen Anhaltspunkt dafür. Neuerdings hat Dr. K. Claßen die sich hierauf beziehenden Arbeiten v. Maacks in dem Aufsatze „Der Dienst der Nerthus, die älteste geschichtliche Kunde aus Holstein“ (Corresp.-Blatt d. d. Ges. f. Anthrop., Ethnol. und Urg., 1914, S. 80 ff.) wieder zu Ehren gebracht.

und besaßen eine ausgebildete Schrift, die uns Proben bewahrt von der Sprache, die sie redeten, einem Idiom, das weder auf deutschen noch auf skandinavischen Stamm zurückgeführt werden kann, aber als nah verwandter Sproß aus gothischer Wurzel betrachtet werden darf (Gislason)."

Man wird Johanna Mestorf ganz sicher scharfen, kritischen Sinn nicht absprechen dürfen; vielleicht war sie die geeignetste Persönlichkeit, das Band zwischen nordischer und deutscher Vorgeschichtsforschung enger zu knüpfen. Denn das darf nicht außer acht gelassen werden: die Spannung zwischen dem sog. „nordischen" System der drei Kulturperioden und der Lindenschmit-Schule gewann gerade durch Hildebrands Schrift an Schärfe. Die Widersprüche erklärten sich aus folgenden Erwägungen: die Annahme nordischer Archäologen, daß mit jedem neuen Kulturabschnitte ein neues Volk aufgetreten sei, verträgt sich nicht mit der Lehre des Tacitus, daß die Germanen Ureinwohner ihres Landes sind. Infolgedessen muß auch die Theorie der drei Kulturperioden falsch sein. Wie einfach würde sich die Lösung darstellen, wenn man annähme, daß ein bereits mit dem Eisen vertrautes Volk die schönen Bronze-Arbeiten von außen bezogen habe — „wie auch heute noch die am wenigsten in der Kultur vorgeschrittenen Stämme den stärksten Begehr nach fremdem Tand und Schmuckgerät zeigen". Man wundert sich, den taciteischen Standpunkt von dem größten Gegner Hildebrands, Christian Hostmann, vertreten zu sehen mit der Bemerkung, daß dieser „durch die neuere historische Forschung seine Bestätigung fand" [1]), und dies zu einer Zeit, als die Forscher, die sich in dieser Hinsicht zu Tacitus bekannten, doch wirklich in der Minderheit waren. Erst

[1]) Bei dieser Gelegenheit fiel das von mir in der Einleitung des ersten Teils erwähnte Wort „das längst Gefundene wird wieder verscharrt", und gerade an dieser Stelle in einem Zusammenhang, den man billigen kann („Zur Geschichte und Kritik des nord. Systems der drei Kulturperioden", 1875). Dr. Christian Hostmann begann mit einer sehr vernünftigen Inauguraldissertation über altgermanische Landwirtschaft, 1855, in der die Versuche, die Germanen als „Barbaren" zu bezeichnen und mit den „Wilden" zu vergleichen, kräftig zurückgewiesen wurden. Selbst Vater Arndt geht dem Verfasser noch nicht weit genug in der Annahme, „daß in damaliger Zeit wenigstens ein Drittel des jetzt cultivirten Landes in Cultur gewesen sein müsse". Die sehr lesenswerte Schrift ist durch ausgiebige Quellenangaben aus antiken Schriftstellern ausgezeichnet. Es bleibt nur zu bedauern, daß Hostmann später seiner ursprünglichen Anschauung untreu wurde — ganz schlimm sieht es in den „Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie", 1890, aus — und daß der Kampf um die Anerkennung der Bronzezeit ihn zu offensichtlichen Ungerechtigkeiten gegen die Kulturfähigkeit der Germanen hinriß.

die folgenden Jahrzehnte haben diese Widersprüche befriedigend zu lösen vermocht.

Das eine muß man der skandinavischen Vorgeschichtsforschung zugestehen: Dank einer in die Jahrhunderte gehenden Übung zeigte sie ein Bild innerer Geschlossenheit und Stetigkeit, wie es die deutsche Wissenschaft im gleichen Ausmaße nicht aufweisen konnte. Allerdings würde ohne die deutsche Mitarbeit bis zur Gegenwart das Bild des vorgeschichtlichen Europa nicht die Abrundung erfahren, nicht die Schärfe erreicht haben, die wir heute an ihm bewundern. Auf die Vertreter der nordischen Germanenforschung trifft das Wort Platos zu, das Whewell seinem berühmten Werke über die Geschichte der induktiven Wissenschaften voransetzte: „*Λαμπάδια ἔχοντες διαδώσουσιν ἀλλήλοις*". Oder wie Wolfgang Menzel denselben Gedanken poetisch schön in seiner Deutschen Literatur, 1828, gefaßt hat: „Immer neue Meister erben das Instrument, das nie verwüstet wird. Es reihen sich Blumen an Blumen, und Menschen an Menschen. Der Himmel ist gewölbt aus vielen Sternen und Gottes Tempel ruht auf vielen Säulen."

Beispiele der drei Hauptgruppen nordischer Runenschrift.

Text s. Seite 167 und 168.

I

II

III

8. Schlußbemerkung.

„Auch wird dies Buch von einem vollen Leben
zuletzt doch nur ein schöner Auszug eben."
Eduard Mörike.

Leider fließt ein Stoff wie der vorliegende nicht immer ruhig und unbehindert dahin. Von dem stärksten Widerstande will ich kurz berichten.

„Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
durch die man zu den Quellen steigt!"

Hier müßte es heißen: wie schwer sind nicht die Quellen zu erwerben! Mein natürlicher Wunsch war es und wird es bleiben, nur über solche Werke und Schriften zu berichten, die ich selbst sehen und lesen konnte. Aber wie manches Mal ruht ein Schatz in unsichtbarer Tiefe! Ich habe die Erfahrung gemacht — wenigstens vor dem Kriege war es so —, daß es leichter ist, eine germanistische Bücherei aus dem 16. Jahrhundert anzulegen, als das einschlägige Schrifttum zwischen 1806 und 1848 auch nur einigermaßen vollständig zusammenzubringen. Woran liegt das? Ich möchte doch nicht ohne weiteres an den Vernichtungswillen eines der Aufklärung über deutsche Vorzeit und Kultur feindlichen Zeitalters glauben. Unachtsamkeit und Unwissenheit mögen hier mit im Spiele sein. Das Gefühl, den Titel irgendeines vielversprechenden Werkes zu kennen, ohne zu ihm selbst gelangen zu können, ist dem eines gewissen Tantalus sicher nicht unähnlich. Um nur eines zu nennen: wo verbirgt sich die 2. Auflage von Barths „Teutschlands Urgeschichte" (5 Bände, 1841—1846)?

Das (vielleicht ja nur scheinbare) Versiegen wichtiger Quellen hat eine sehr positive Parallele. Im Sommer 1921 bat mich ein Berliner Freund der Germanenforschung (Herr Albert Kunkel), zu untersuchen, auf welche geheimen Ursachen das fast völlige Verschwinden antiker Berichte über germanische Geschichte zurückzuführen sei. Im Grazer „Michel" vom 4. Juni 1922 hat Dr. Adolf Harpf in der Besprechung von Otto Sigfrid Reuters „Rätsel der Edda" den gleichen

Stoff aufgenommen. Wir lesen da: „Es kann kaum ein Zufall sein, daß gerade die wichtigsten Nachrichtenquellen altrömischer Herkunft, welche Licht über das Germanentum verbreiteten, ausnahmslos und unwiederbringlich verloren sind. So weisen die Annalen des Tacitus gerade in der erwähnten Richtung entscheidende Lücken auf. Zwanzig Bücher über die sämtlichen Kriege, welche die Römer mit den Germanen führten, hatte der ältere Plinius hinterlassen, und Tacitus konnte sie für seine Darstellung benützen[1]). Sie sind sämtlich verloren. Auch das Werk des L. Antistius Vetus, der im Jahre 58 n. Chr. Befehlshaber in Deutschland war, ist uns nicht erhalten. Desgleichen sind die Schriften des Pytheas von Massilia, des Poseidonios von Rhodos und des Sallust Historien über Deutschland gleich dem 104. Buche des Livius, das ganz über Deutschland handelte, verloren. Aufidius Bassus hatte die Feldzüge gegen die Germanen beschrieben. Das Werk ist ebensowenig erhalten, wie des Plinius Fortsetzung dazu. Dasselbe gilt von Cassiodorus, Ablavius u. a. m. Das alles kann doch wohl kein bloßer Zufall mehr sein, sondern weist offenkundig genug auf die absichtliche Unterdrückung der Kunde vom Germanentum durch die vereinte Bemühung des von jeher geschlossenen Weltringes der Germanenfeinde hin, wie ja auch die bruchstückartige Erhaltung der Edda an mehreren Stellen geradezu auf absichtliche Zerstörungen des Sinnes schließen läßt."

Nun frage ich noch: ist es ein Zufall, daß gerade das so germanenfeindliche Werk des Vellejus Paterculus wieder aufgetaucht ist? Ob man dieses Werk liest oder französische und englische Auslassungen über Deutschland während des Weltkrieges und nach dem sogenannten Friedensschlusse, das kommt im Grunde auf genau dasselbe hinaus. Angesichts der augenblicklichen Lage habe ich mich wohl hundertmal gefragt, ob es recht ist, das Kapitel über Frankreich und die Germanenforschung aufzunehmen. Schließlich sagte ich mir: Beziehungen, die einmal bestanden, brauchen nicht hinwegdisputiert zu werden; ob aber diese Beziehungen sich wiederherstellen lassen, das soll weder unsere Sorge noch unser Interesse sein. Vergessen wir doch nicht, daß in Frankreich selbst berühmte Männer der Wissenschaft zu bloßen Charlatanen herabsinken, wenn ihr Land sich im Konflikt mit Deutschland befindet. Welche Entgleisungen ließ sich z. B. der „berühmte" Anthropologe Quatrefages während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 zuschulden kommen! Prof. Virchow wußte Ergötzliches darüber zu berichten. In der Revue de deux Mondes vom Januar 1871 hatte Quatrefages die ganze Bevölkerung östlich von der Elbe für finnisch erklärt. Am Schlusse seiner Untersuchung „fand er seine Ansicht wesentlich bestätigt durch den letzten Krieg, in dem die Naturanlagen jener finnischen Bevölkerung, wie Rache, Mord, Plünderung, recht deutlich wieder hervorgetreten seien" [1]).

[1]) Den verbindenden Fäden zwischen den „Bella Germaniae" des Plinius und der Germania des Tacitus ist Prof. Dr. Eduard Norden mit philologischer Schärfe nachgegangen („Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania", 1920).

Es kann nun doch wohl keinem Zweifel unterliegen, daß das Germanentum schon seit Jahrtausenden von feindlichen Kräften eingeschnürt wurde. Kurz vor dem Kriege hat der Bozener Karl Felix Wolff im Deutschen Volkswart und im Mannus auf die politische Einkreisung Germaniens seit dem Altertum hingewiesen. Ihr gesellt sich also die literarische bei. Das Thema ist für unser deutsches Volkstum zu wichtig, um achtlos daran vorüberzugehen. Ohne selbst auf aufklärende Mitarbeit zu verzichten, stelle ich es hiermit zur öffentlichen Erörterung.

An der in der Einleitung des 1. Teils ausgegebenen Losung, in erster Linie über Rasse, Heimat und Kultur der Germanen zu berichten, wurde auch in dem vorliegenden Bande nichts geändert. Mit den bekannten Geschichten germanischer Philologie steht also das hier Mitgeteilte nur in losem Zusammenhang, denn jene Dreiheit bedeutet für uns Deutsche etwas „Unmeßbares" und „Unwägbares". Dennoch verkörpern sich in ihr die uns angeborenen Kräfte, die über das Leben des einzelnen hinausreichen und darum im stärksten Sinne unsere völkische Zukunft beeinflussen müssen. „Alles Erworbene", schrieb der 24jährige Hebbel in sein Tagebuch, „hat nur auf die irdischen Kreise Bezug und Einfluß, nur das Angeborene reicht darüber hinaus."

Hamburg, Sommersonnenwende 1922.

Theobald Bieder.

[1]) Vgl. H. Kiepert im Correspondenzblatt d. deutschen Gesellschaft f. Anthrop., Ethnol. u. Urgeschichte, 1871, S. 83.

PART 3

Geschichte der Germanenforschung

Dritter Teil

Früher erschien:

Erster Teil: 1500—1806 . . Mk. 2.—
Zweiter Teil: 1806—1870 . . Mk. 3.—

Geschichte der Germanenforschung

Von

Theobald Bieder

Dritter Teil
(Von 1870 bis zur Gegenwart):
Heimat der Germanen und Indogermanen
Germania des Tacitus

Theodor  Weicher
Leipzig Berlin

1925

Druck von Oskar Bonde in Altenburg, Thür.

Vorwort.

Ein Erlebnis, das ich vor etwa 25 Jahren hatte, darf vielleicht auf allgemeine Geltung Anspruch erheben: wer aus dem Kreise humanistischer Erziehung sich der germanischen Geschichte zuwendet, glaubt hier ein unbebautes oder wenigstens sehr anbaufähiges Gebiet vorzufinden. Allmählich weitet sich der Blick, er dringt tiefer, eine Fülle ungeahnter Erscheinungen enthüllt sich ihm, und überraschend zeigt sich dem Jünger der Germanenkunde, daß nicht nur bereits in alle Winkel unserer Vor- und Frühzeit hineingeleuchtet wurde, sondern daß auch heute noch Probleme im Mittelpunkte öffentlicher Erörterungen stehen, die schon vor etlichen Jahrhunderten die deutsche Gelehrtenwelt im tiefsten beschäftigten. Diese rein persönlich erworbene Erkenntnis, die durchaus nicht vereinzelt dazustehen braucht, erweckte in mir den Wunsch, dem Entwicklungsgang des ganzen Gebietes nachzugehen und zu untersuchen, wie ein Baustein sich an den andern reiht. Meine Lehrmeisterin wurde meine vier Jahrhunderte umspannende germanengeschichtliche Bücherei, und mit dem Wachsen derselben wuchs in mir auch der Wunsch nach Mitteilung, wobei mir wohl Goethes Verse vorschweben mochten:

„Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?"

So entstand aus kleinen Anfängen (den „Beiträgen" in der Politisch-Anthropologischen Revue, 1909) die gegenwärtige Geschichte der Germanenforschung. Beim Abschlusse des dritten Bandes zeigt es sich mir besonders deutlich, daß ich — wie im Vorworte des 1. Teiles ausgedrückt — nur die großen Linien der Entwicklung festhalten konnte. Die Freude an dem Stoffe selbst und an den Kräften, die ihn in mühevoller Arbeit zusammen getragen haben, hätte mich veranlassen sollen, noch genauer auf jede einzelne Erscheinung einzugehen (was besonders auf den 1. Teil zutrifft) und noch manch anderen Kräften Raum zu geben, die bisher nicht berücksichtigt wurden. Daraus wäre allerdings eine Arbeit entstanden, die den Umfang eines übersichtlichen Handbuches erheblich überschritten hätte. Den Plan einer künftigen Erweiterung möchte ich aber doch nicht aufgeben.

Die Entwicklung meiner Arbeit hat Änderungen in der Behandlung des Stoffes mit sich gebracht: während dieser im 1. Teile chrono-

logisch, im 2. Teile nach einzelnen Gebieten geordnet war, liegt der Behandlung der Gegenwart die den ganzen Plan beherrschende Dreiheit: Heimat, Kultur und Rasse zugrunde. Dabei hat sich die Notwendigkeit herausgestellt, den für die Gegenwart überreichlich fließenden Stoff zu teilen und das Werk auf vier Teile auszudehnen, wenn die Leser nicht allzu lange auf die Fortsetzung warten sollten. Der vorliegende Teil enthält die Untersuchungen über die Urheimat der Germanen und Indogermanen, sowie ein Kapitel über die Stellung der taciteischen Germania innerhalb des antiken Schrifttums. Die „Heimatsfragen" glaubte ich so gestaltet zu haben, daß aus ihnen bereits der Entwicklungsgang der Germanenforschung während der letzten fünf Jahrzehnte ersichtlich ist. Der vierte (Schluß-)Teil wird die Kulturfragen (dabei Mythologie, Vorgeschichte, Runenforschung usw.) und die Rassenfragen enthalten.

Und wie ein Werk nicht selten erst in seinem Werden seiner Bestimmung entgegenwächst, so darf auch wohl meine Geschichtsdarstellung jetzt als Parallele zu Dr. Ludwig Wilsers Germanenwerke angesprochen werden. Verzeichnet dieses (horizontal gedacht) den gegenwärtigen Stand der Germanenkunde, so verfolgt meine Darstellung in vertikaler Richtung die Entwicklung derselben von den Anfängen an. Gemeinsam ist beiden der Dienst für die Gegenwart. Herr Dr. Wilser hat am 19. November 1923 die arbeitsfrohen Augen für immer geschlossen. Um die Einheitlichkeit in der Behandlung des Stoffes zu wahren, hat Herr Theodor Weicher als Verleger nach Übereinkunft mit Frau Dr. Wilser die Fortführung des Germanenwerkes mir anvertraut.

Besonderen Dank schulde ich Herrn Prof. Dr. Friedrich Koepp (jetzt: Göttingen) und Herrn Prof. Dr. Georg Wolff, Frankfurt a. M. für das Mitlesen der Korrekturen und manche freundlichen Hinweise. Nicht minder danke ich der Hamburgischen Staats- und Universitäts-Bibliothek für ihr stetes Entgegenkommen in der Benützung ihrer Bestände und dem Herrn Verleger für seine warme Anteilnahme an meiner Arbeit.

Hamburg, Ende November 1924.

Theobald Bieder.

Inhalt.

1. Vorhalle.

„Das Wappen Stormarns ist der wilde Schwan,
Der den gezackten Halsring trägt als Zier.
Die Hauptstadt Stormarns, Hamburg, ging voran:
Auf ihrer Alster zieht das stolze Tier
Seit Urzeiten die blanke Wasserbahn,
Gleichsam der Hansa schwimmendes Panier.
Die Stormarn schwuren auf den Schwan den Eid,
Und den Walküren war der Schwan geweiht."
Detlev von Liliencron (Poggfred).

Ein Vers — und welcher Ausblick in mythische und geschichtliche Tiefen von engster Scholle aus! Aus ihm läßt sich erkennen, wie Vorgeschichtsforschung sich auf engster Heimatsforschung erheben muß. Diese Erkenntnis wird bestimmend für den jetzt zu behandelnden Zeitabschnitt und besonders für die letzten zwei Jahrzehnte, in denen Heimatskunst, Heimats- und Denkmäler-Schutz ein enges Band um Vergangenheit und Gegenwart gewoben haben. Die germanisch-deutsche Vergangenheit nicht mehr an die Peripherie unseres Erkenntnisdranges zu verlegen, sondern aus ihr heraus die Gegenwart verstehen zu lernen, damit wir im wahren Sinne „bodenständig" werden, d. h. die Fähigkeit gewinnen, unsere mehrtausendjährige Geschichte in unserer eigenen Brust nachzuerleben und so völlig mit dem Germanentum zu verwachsen, das war allerdings „ein Ziel, aufs innigste zu wünschen".

Bereits im Jahre 1869 begrüßte der leider viel zu wenig bekannte Johannes Wedde in den „Liedern eines Patreyka" Karl Simrock mit den Worten:

„Doch am meisten preist dich deine Edda, o du Meister,
Deiner Bücher das Beste,
Wo die Losung du gegeben, die mit goldenen Lettern
Prangen wird in Walhall:
»Unsere alten Götter, Auferstehung begehren sie
Im Herzen, nicht im Hörsaal.«
Was geredet die Wala einst am rauschenden Eichenwald,
Auf umbraustem Felsgestein, an brüllender Brandungsflut,
Durch dich tönt's uns noch heute mit dem meertiefen Fragewort,
Bewegend unser Innerstes: »Wißt ihr, was das bedeutet?«"

In der wertvollen Schrift Joh. Herm. Müllers „Der Sozialdemokrat Johannes Wedde als literarische Größe“ (Hamburg 1901) berichtet der Verfasser von zwei jetzt über vier Jahrzehnte zurückliegenden Aufsätzen Weddes, deren erster die Überschrift „Wie ein Knabe aufwuchs vor 2000 Jahren“ trägt. Müller bemerkt dazu: „Ich möchte das Kind oder den Erwachsenen sehen, dem beim Hören oder Lesen dieser Schilderung das Blut nicht freudig erregt würde, dem es nicht zum stolzen Bewußtsein käme, daß auch er etwas von der Art in sich hat, wie jene Knaben vor 2000 Jahren.“ Es heißt dann weiter: „Der zweite Aufsatz „Aus deutschem Walde“ berichtet voll lebhafter Anschaulichkeit über zwei wohlgelungene pädagogische Experimente. Wedde hatte sich als derzeitiger Lehrer vor die neuartige Aufgabe gestellt, wirklich einmal praktisch den Versuch durchzuführen, die germanische Vorzeit in den Seelen seiner Schüler aufleben zu lassen. Zu diesem Zwecke hatte er seine Schützlinge, sogar unter Mitbenutzung der Nacht, in den Sachsenwald hinausgeführt, dort in zwei Stämme geteilt, ihnen Land als Stammesbesitz angewiesen und sie nach einem festgestellten Spielplan eine Fehde austragen lassen ... Wedde lag bei diesen Versuchen daran, die Erziehung wieder in engeren, organischeren Zusammenhang mit dem Leben in der Natur zu bringen, die Kinder zur Freiheit und Selbstbestimmung zu führen, und eine eigenartige Entwicklung ihrer Persönlichkeit überhaupt in die Wege zu leiten, Bestrebungen, in denen er sich auch mit Lagarde berührt.“

In der Tat: das können wir wohl als im besten Sinne „angewandte“, verlebendigte Germanistik bezeichnen, wenn auch sie sich nur auf ein kleines Heimatsgebiet beschränkte. Da wir nun aber bereits im 5. Abschnitte des zweiten Teiles erkannt haben, wie die Vorgeschichtsforschung sich bereits vor mehr als 50 Jahren zu einer europäischen Bedeutung emporgeschwungen hatte — was verhundertfachte Heimatsforschungen voraussetzt —, so sind wir wohl berechtigt, Hebbels Vers auf Goethes Selbstbiographie auch auf sie zu übertragen:

> „Anfangs ist es ein Punkt, der leise zum Kreise sich öffnet,
> Aber, wachsend, umfaßt dieser am Ende die Welt.“

Also auch „die Welt“? Jawohl! Die Germanenforschung ist — wie wohl andere Gebiete auch — so innig mit den verschiedensten Zweigen der Wissenschaften, nicht nur der Philologie in allen ihren Abteilungen, sondern auch der Kunstgeschichte und den Naturwissenschaften, verflochten, daß es ungeachtet aller Notwendigkeit der „Spezialisierung“ für den unparteiischen Beobachter und Forscher doch eines umfassenden Blickes bedarf. Wie z. B. der Pionier des Spatens auch geologisch geschult sein muß, so kann der Mythologe der Astronomie nicht völlig entraten, denn vom Himmel her sind der Menschheit noch immer die bedeutendsten Anregungen zugeflossen. Soll ich hier ein Beispiel aus vielen herausgreifen, so verweise ich auf Prof. P. Jensens Erklärung des Gilgamesch-Epos (1906). Im übrigen wird an einen Germanen dadurch, daß Vielseitigkeit von ihm verlangt wird, keine übertriebene Forderung gestellt, denn ihm hat die Natur einen Drang zur Universalität mitgegeben. Es ist doch wohl kein Zufall, daß der erste begeisterte Sänger des Unendlichen, Giordano Bruno, germanischer Herkunft war, und daß die Schöpfer der mathematischen Grundlagen für die Unendlichkeitslehre, Leibniz und Newton, ebenfalls germanischem Blute entstammten.

Aber bleiben wir zunächst auf der „festgegründeten Erde“. Wie hat sich auch hier das Gesichtsfeld der Germanenkunde ins Universale erweitert! Der Gedanke eines vorgeschichtlichen und eines mittelalterlichen germanischen Europas, der schon in der Frühzeit des deutschen Humanismus blitzartig aufleuchtete, dem Leibniz und dann in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bedeutende Gelehrte ihre Stimmen liehen, hat sich auch in der Neuzeit trotz mannigfacher Widersprüche durchgesetzt. Insonderheit hat die früh gesuchte Verbindung zwischen Germanentum und Griechentum eine immer festere Grundlage erhalten, und mit Freude begrüßen wir auch Arbeiten der klassischen Philologie auf diesem Gebiete. Die Erweiterung zum Indogermanentum hat uns, wie wir sahen, zunächst eine Entfremdung, um nicht zu sagen: Entwurzelung gebracht, und besonders dieser Band wird von heftigen Kämpfen um die „Urheimat“ zu berichten haben, die lange in Mittel-Asien, dann in Südrußland gesucht wurde, bis sich endlich die Mehrheit der Forscher auf Nord-Europa einigte. Daß in diese Kämpfe auch der Streit um die Anerkennung germanischer Kulturfähigkeit verflochten ist, bedarf kaum des Hinweises.

Wir wollen es indessen nicht beklagen, daß die Entwicklung gerade diesen Verlauf genommen hat. Nur so konnten alle Adern unserer frühesten Geschichte bloßgelegt werden. Wo die frühere Forschung in ihren Ergebnissen mit der heutigen übereinstimmte, erschien sie nicht selten nur als ein Empfinden für das Richtige, dem aber noch die völlige wissenschaftliche Begründung fehlte. Wie auf dem Gebiete der Astronomie J. J. von Littrow in der Einleitung zu seinen „Wundern des Himmels“ zugab, „daß die schönsten und wichtigsten Entdeckungen, deren wir uns rühmen, nur durch Zufall und auf Abwegen gemacht wurden, auf welchen man, ganz andere Schätze suchend und nicht findend, jahrhundertelang ohne Rat und Steuer herumgeirrt ist“, so bedurfte auch

die Entwicklung der Germanenforschung der Umwege, der immer wieder erneuten Zweifel, um das umfassende und doch einheitliche Bild neuzeitlicher Forschung herauszuarbeiten.

Und eben darum darf auf unserem Gebiete das Spezialisieren nicht zur Einseitigkeit führen, denn erst im größeren Zusammenhange wächst die Sicherheit der einzelnen Ergebnisse, an deren Zustandekommen die verschiedensten Gebiete beteiligt sind, seien es Philologie, Archäologie, Mythologie oder Rassenkunde. Daß wir uns überall schon ein völlig abschließendes Urteil bilden könnten, wäre eine verstiegene Behauptung, aber wir können (im Sinne Hebbels) sagen, daß wir das Ziel wohl erkannt haben, ohne doch die letzten Gründe zu erreichen. Und das ist gut so, auf daß alles

„ein wechselnd Weben,
ein glühend Leben"

bleibe.

* * *

„Das Wappen Stormarns ist der wilde Schwan." Wie und wann kam der Schwan in Stormarns Wappen? — eine Frage, die namentlich meinen für die Germanenkunde zu früh verstorbenen Freund Paul Weber (geb. 9. Juni 1873 zu Wandsbek, gest. daselbst 21. Juli 1913) lebhaft beschäftigte. Leider hat sich in seinem handschriftlichen Nachlasse nichts Abschließendes darüber vorgefunden, sondern nur eine Anzahl Notizen mythologischen Inhalts, die auf den Schwan Bezug haben. Weber ist mit besonderer Liebe den vorgeschichtlichen und mythologischen Spuren in Schleswig-Holstein nachgegangen, und die besten Quellenwerke, wie Jakob Grimms und Simrocks Mythologie, Waitz' schleswig-holsteinische Geschichte, das berühmte Sagenbuch Müllenhoffs, die vorgeschichtlichen Werke Johanna Mestorfs, waren sein täglicher Umgang. Seine Notizen über Vorzeit und Geschichte Schleswig-Holsteins füllen einen stattlichen Oktavband, aber nur ein fertig abgeschlossener Aufsatz „Aus Stormarns Vorzeit" liegt vor, der bereits am 10. August 1904 in den Hamburger „Deutsch-sozialen Blättern" abgedruckt wurde. „Man kann nicht besser Vaterlandsliebe in die Herzen der Menschen verpflanzen," heißt es am Schlusse desselben in schöner Übereinstimmung mit Wedde-Simrock, „als indem man ihnen die engere Heimat näher bringt; dann spinnen sich die geheimnisvollen Fäden an, welche die Seele des Menschen an die Heimat heften und sie immer wieder dahin zurückziehen, wenn ihn das Geschick im Wirbelsturme des Lebens in weite Fernen entführt hat, und die ihn zum Kampfe

anspornen, wenn die Freiheit des Landes einmal von Feinden bedroht sein sollte." Paul Weber ist selbst in die Fremde entführt worden; er hat — natürlich ohne jemals die seelische Verbindung mit der Heimat zu verlieren — mehrere Jahre in Veracruz, in Punta Arenas (Süd-Chile) und in Bilbao gelebt. An letzterem Orte hat er eifrig baskische Studien getrieben. Über die engere Heimat hinaus wurde er durch sein mannhaftes Eintreten für die deutsche Schrift bekannt. Sein Tod bedeutete für den germanistisch gerichteten Freundeskreis in Hamburg einen schmerzlichen Verlust.

---

2. Karl Müllenhoff. Das Jahr 1870.

Die Mythen vom Schwan hatte 1861 Paulus Cassel in der kleinen Schrift „Der Schwan in Sage und Leben“ zusammengetragen, in der es S. 49 heißt: „Apollos Licht kommt vom Osten, aber sein Lied vom Norden herab. Bei den Hyperboreern, die hoch im Norden wohnen, ist seine alte Stätte, wie die Dichter sagen. Von da kommen seine Priester und Lieder. Dort sei auch seine Mutter geboren. Eine musische Stadt sei dort, wo er Tag für Tag gefeiert wird. Die Kinder des Boreas seien die Priester, Männer von gewaltigem Wuchs, sechs Ellen hoch. Aber die Weihe geben die Schwäne, die von dort aus Apollos Begleiter sind. Wenn, erzählt Alian den Dichtern nach, zur gewohnten Zeit dort der Opferdienst verrichtet wird, kommen ganze Völker von Schwänen herab, reinigen erst den Tempel und beginnen dann im Chore mit den Lautenschlägern das Lied; nie sangen sie, so setzt der prosaische Erzähler hinzu, eine falsche Note, und vom Blatt wissen sie die heiligen Lieder der dortigen Künstler. Nach vollendetem Hymnus fliegen sie davon.“ In einer Anmerkung meint Cassel, daß der Zusammenhang zwischen Apollo, Hyperboäern und den Schwänen nicht bloß ein symbolischer, sondern auch ein historischer gewesen sein muß.

Wie ein Nachklang aus dem anziehenden Büchlein Cassels erscheint es, wenn Karl Müllenhoff seine groß angelegte „Deutsche Altertumskunde“, deren erster Band mit den zwei Hauptteilen „Die Phönizier“ und „Pytheas von Massalia“ 1870 erschien, mit dem Hinweise auf die nordeuropäische Heimat der griechischen Überlieferung vom Singschwan beginnt. Ein Nachklang und zugleich ein Ausdruck der Sehnsucht, den im wissenschaftlichen Schrifttum längst vermißten Einklang mit dem germanischen Nordeuropa wiederzugewinnen. Nach des Verfassers eigenen Worten geht jedoch die Anregung, den nordischen Singschwan mit dem aus der Antike überlieferten griechischen in Parallele zu stellen, auf Klaus Groths Quickborn zurück. Dieses monumentale Werk, das trotz seiner fünf Bände nicht zum Abschlusse gelangt ist, bildet einen Markstein

in der Geschichte der Germanenforschung, und ich trage kein Bedenken, von dem Erscheinen des ersten Bandes an eine neue Epoche auf unserem Gebiete zu datieren. Einige andere, ebenfalls nicht unwichtige gleichzeitige Erscheinungen vervollständigen den Eindruck, daß mit 1870 ein neues Leben im Aufstiege begriffen ist. Ob eine Verbindung mit dem politischen Aufschwunge, dem nationalen Gemeinschaftsgefühl vorhanden ist, mag dahingestellt bleiben. Aber es bedeutet doch einen neuen Ton, wenn von philologischer Seite — und Müllenhoff war in erster Linie Philologe — das Hauptgewicht darauf gelegt wurde, „daß wir endlich einmal den Weg, der von der alten Welt herüber in die unsre führt, vollständig und klar übersehen und vom deutschen Altertum aus nach allen Seiten hin möglichst freie Aussicht gewinnen“. (Vorwort.) Noch an seinem 60. Geburtstage (8. September 1878) sprach Müllenhoff nach der von Max Rödiger verfaßten Einleitung zur 2. Auflage, 1890, „von der Pflicht, der wir uns geweiht haben, die Nation, in die uns Gott gepflanzt hat, zu wahrhaftiger, lauterer und voller Erkenntnis ihrer selbst hinzuleiten“.

Prof. Max Rödiger gebührt unser Dank dafür, daß er uns auch mit der Entstehung des Müllenhoffschen Werkes bekannt gemacht hat. Den ersten Anstoß gab Jakob Grimms Geschichte der deutschen Sprache (1848), in der der Altmeister germanischer Altertumskunde „die großen Gesetze, die nach seinen eigenen Entdeckungen das Wesen unserer Sprache ausmachen und bedingen, mit Willkür gehandhabt oder völlig unter die Füße getreten hat, wofür der Versuch, das Gothische und Getische zu kombinieren, das erste beklagenswerte Beispiel gegeben hat“ (vergl. 2. Teil, S. 145/146). Es ist also aus dem Widerspruch gegen einen Mann hervorgegangen, dessen Müllenhoff sonst stets mit großer Verehrung gedenkt. Der erste Entwurf eines Vorworts zum 1. Bande ist denn auch bereits aus dem Jahre 1855 nachweisbar. Aus jener früheren Zeit stammte auch Müllenhoffs Überzeugung, der er fortan treu geblieben ist, „daß die Archäologie, so gut wie die deutsche Altertumskunde überhaupt, sich auf den Boden des Ur- oder Gemeingermanischen stellen muß“ und „daß die erste notwendige und wichtigste Aufgabe der deutschen Altertumskunde unstreitig der philologischen Forschung zufalle“. Bei einem Manne, der jahrelang Vorstandsmitglied der Königlich Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Altertümer war — er hat den 13. und 14. Bericht derselben, 1848/49, erstattet — und auch zu jener Zeit die Kieler Sammlung betreute, muß dieses letzte Urteil über-

raschen, denn es läßt sich doch eine weit ins germanische Altertum zurückreichende Vorgeschichtsforschung denken, die jenseits aller philologischen Untersuchungen liegt. Wir werden indessen bald die Gründe für dieses Urteil erfahren.

Müllenhoff hatte den Plan, sein Werk mit dem ersten Aufleuchten einer Kunde vom europäischen Norden in der griechischen Mythe und Heldendichtung zu beginnen, dann die durch Reisen griechischer Seefahrer gewonnenen Kenntnisse zu schildern, die natürlich das geographische Bild festigen mußten, um so allmählich das alte Germanien vor uns erstehen zu lassen. Er hat also den Stoff „von außen her" angepackt und eine Art „Einkreisungspolitik" auf wissenschaftlichem Boden geübt. Dabei können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, daß ihn ein bestimmtes Gefühl geleitet hat, nach einer inneren Verbindung zwischen Germanen und Griechen zu suchen. Daß er sein Ziel in dieser Beziehung nicht völlig erreicht hat, erklärt sich aus seiner Abhängigkeit von dem Phönizier-Kultus Movers'. Leider hat Prof. Kossinna recht, wenn er (Deutsche Vorgeschichte, 2. Aufl., S. 46) schreibt, daß der Einfluß des bändereichen Werkes über die Phönizier (von Movers) den ersten Band der berühmten Deutschen Altertumskunde Müllenhoffs in so bedauerlicher Weise tief geschädigt habe. Unsichtbare Fesseln ketten den Verfasser an eine von unserm heutigen Standpunkte aus veraltete Anschauung und verhindern ein völliges Aufgehen in der germanischen Gedankenwelt. Wer hätte wohl, wenn er Müllenhoffs Kapitel „Der Odysseusmythus in Deutschland" (in Gestalt des Spielmannsliedes vom Orendel)[1]) liest, nicht den Eindruck, wie sehr dem Verfasser daran lag, das Zusammenklingen germanischer und griechischer Mythen, doch zweifellos aus der Urverwandtschaft geboren, erkenntlich zu machen, und wen würde Müllenhoffs Schlußfolgerung nicht enttäuschen? Ganz offensichtlich strebt doch seine Darstellung nach einer Lösung, wie sie — abgesehen von mannigfachen früheren Hinweisen wie bei Grimm, Mythologie, 2. Aufl., Vilmars Literaturgeschichte und Mannhardts „Götterwelt der deutschen und nordischen Völker" — Friedrich Münscher in der der Niederschrift jenes Kapitels um einige Jahre vorausgehenden Programmschrift „Beiträge zur Erklärung der Germania des Tacitus", 1863, gegeben hat, wo es S. 19 heißt: „Auch die Anwesenheit des Ulysses bei den Germanen werden wir wohl nicht glaublicher finden als Tacitus, der sie als bloße

[1]) Wem der Orendel-Stoff etwa unbekannt ist, findet einen Überblick in jeder größeren deutschen Literaturgeschichte. Ausgaben: Ludwig Ettmüller, Orendel und Bride, eine Rune des deutschen Heidenthums, 1858; Arnold E. Berger, Orendel, ein deutsches Spielmannsgedicht, Bonn 1888.

Vermutung anderer Gelehrten anführt („quidam opinantur"); aber es ist gewiß interessant, daß die Sagen des Mittelalters uns eine Lösung des Rätsels bieten, wie eine solche Vermutung sich habe bilden können. Eine der ältesten Sagen unseres Volkes, die sich später mit der christlichen Legende von dem ungenähten Rock des Herrn verbunden hat, meldet nämlich, daß einst der Held Namens Orendel (in der nordischen Heldensage heißt er Orvandil), Sohn des Königs Eigil, aus den Rheingegenden ausgezogen und nach ähnlichen Schicksalen, wie sie von Ulysses erzählt werden, in die Heimat zurückgekehrt sei; ferner führen noch bis auf den heutigen Tag manche seltsam geformte Felsen am Rhein den Namen Eigelsteine, offenbar mit Beziehung auf Eigil[1]), den Vater des seefahrenden Helden Orendel. Es lag gar nicht fern, daß griechische oder römische Schriftsteller, welches alles Fremde auf das Einheimische zurückzuführen suchten, in dem abenteuernden Helden ihren Ulysses und in den Eigelsteinen Altäre, die an Laertes, den Vater ihres Helden, erinnerten, wiederzuerkennen glaubten." Münschers Ansicht trat dann 1868 L. Curtze bei („Die Germania des Tacitus ausführlich erklärt, Kap. 1—10), der S. 96 ff. auch die gegnerischen Stimmen namhaft gemacht hat. Diese Arbeit hat Müllenhoff bei der Niederschrift des 1. Bandes nicht vorgelegen. Aber auch er hat sich den Gegnern angeschlossen: „Wo man übereinstimmende Sagen bei verschiedenen Völkern findet, ist man immer geneigt, entweder Entlehnung oder Urgemeinschaft anzunehmen, ohne ein drittes, die Möglichkeit gleicher und übereinstimmender Erfindung, in Anschlag zu bringen ... Daß der Mythus den Griechen und Germanen urgemein war, ist nicht anzunehmen, weil dem arischen Urvolk, wenn auch nicht die Kenntnis des Nachens und Fahrzeugs, doch die Anschaunng des Meeres gebrach." Abgesehen davon, daß in letzterem Punkte die neuere Forschung ganz anderer Ansicht geworden ist[2]), hat Müllenhoff die Orendelsage wie die

[1]) Diesen Eigelsteinen entspricht ein Orendelstein bei Öhringen in Württemberg (ein anderer in Tirol an der Sarner Straße, hier „Rendelstein" genannt). Siehe Dr. O. Keller, Vicus Aurelii oder Öhringen zur Zeit der Römer, Winckelmann-Programm 1871, Taf. 1. In dieser Schrift, S. 33—38, gute Literaturangaben zu den Überlieferungen von Eigel und Orendel. Nach Keller „scheint die Orendelsage aus jener Vermengung germanischen und byzantinisch-römischen Wesens hervorgegangen zu sein, wie sie das Lagerleben des 4. bis 7. Jahrhunderts mit sich bringen mußte".

[2]) Aus vielen Belegen dafür greife ich nur einen heraus: Otto Schrader („Die Deutschen und das Meer" in den Wissenschaftl. Beiheften zur Zeitschrift des Allg. Deutschen Sprachvereins, Heft 11, 1896): „Unser Wort »Meer«, urverwandt mit lat. mare, altgallischem mori, sowie litu-slawischen Wörtern, führt uns sofort in die entfernteste Epoche unserer Vorgeschichte, in die Zeit, in der die Germanen mit den übrigen Indogermanen oder großen Teilen derselben noch ein Volk bildeten, in die indogermanische Urzeit."

Odyssee einseitig als Schiffermythen aufgefaßt, ohne zu erkennen, daß es sich bei beiden auch um Spiegelungen eines wohl über die ganze indogermanische Welt verbreiteten Jahreszeitenmythus handelte, wie dies Dr. Ludwig Beer sehr fein und ausführlich in seiner Arbeit über den Stoff des Spielmannsgedichtes Orendel (in Paul und Braunes Beiträgen, XIII, 1888) auseinandergesetzt hat.

Karl Penka (Origines Ariacae, 1883, S. 55ff., und „Die Herkunft der Arier", 1886, S. 175/176) verlegt die Orendel-Odysseus-Sage in die arische Urzeit: „Allen diesen Sagen liegen jedoch in der Regel wirkliche Vorgänge zugrunde, und ich nehme keinen Anstand, auch in diesen Erzählungen von den nordischen Seefahrten des Orendel-Odysseus Erinnerungen an wirklich unternommene Meerfahrten eines altarischen Seekönigs zu erkennen." Daß Ernst Krause (Carus Sterne), der ja mit Penka vieles gemein hat, auch die Orendel-Sage als Stütze für seine Überzeugung von der Abhängigkeit griechischer Mythen von den germanischen heranzieht (s. Tuisko-Land, S. 535ff.), wird nicht überraschen. Wenn Krause am Schlusse bemerkt, daß L. Beer in der bereits erwähnten Arbeit und Berger in seiner Orendel-Ausgabe zu wesentlich denselben Schlüssen gekommen seien wie er selbst, so muß ich bekennen, daß ich diese Übereinstimmung gerade in dem Hauptpunkte, auf den es Krause ankam, nämlich im Orendel das Urbild des Odysseus zu erblicken, nicht gefunden habe. Die Berührungspunkte liegen in der mythischen Ausdeutung. Ohne die Bergersche Arbeit in ihrem Werte irgendwie herabsetzen zu wollen, möchte ich doch betonen, daß diejenige Beers von so hohen Gesichtspunkten aus geleitet ist — allen Beziehungen zum Orendel von Skandinavien bis nach Indien wird darin nachgegangen —, daß jeder Leser durch sie eine starke innere Bereicherung erfahren wird. Sollte es sich im Laufe unserer Untersuchungen als sicher herausstellen, daß auch die Griechen Abkömmlinge Nord-Europas sind (wie dies schon Bulwer geahnt hat), so würde allerdings wahrscheinlich dem germanischen Bereiche die „Priorität" der Mythenbildung zufallen. Aber zunächst auch nur „wahrscheinlich", denn diese könnte sich im Norden ja auch als Rückstrahlung aus dem Süden erweisen. Dahin gehörende Untersuchungen bleiben einem späteren Kapitel vorbehalten.

Mit diesen etwas länger ausgesponnenen Betrachtungen über die Orendel-Sage, die ja nur einen Ausschnitt aus dem mythischen Gesamtbilde darstellt, sollte nur auf die Möglichkeit einer Ausgleichung zwischen Germanischem und Griechischem hingewiesen werden. Müllenhoff scheint das Ziel wohl erkannt zu haben, ohne es doch zu erreichen, denn im entscheidenden Augenblicke läßt er den so fein gesponnenen Faden

wieder fallen — und alles ist wieder wie zuvor. Ihm bleibt aber das Verdienst, diese Fragen ins Rollen gebracht zu haben, ein Verdienst, das auch Beer voll anerkannt hat. Von grundlegender Bedeutung bleiben indessen Müllenhoffs Untersuchungen über Aviens ora maritima, den alten Periplus und die in dem Buche „Pytheas" zusammengefaßte Entwicklung der griechischen Geographie, vor deren rastlosen Arbeiten, unterstützt durch die kühne Fahrt des Pytheas, die über dem germanischen Norden lagernde „kimmerische Nacht" allmählich weichen mußte. Eine kleine geographisch (weiter nach Norden hinauf) und zeitlich (ins Mittelalter hinein) weiter reichende Ergänzung lieferte 1871 Karl Weinhold in der Abhandlung „Die Polargegenden Europas nach den Vorstellungen des deutschen Mittelalters" (Sitzungsberichte der phil.-hist. Kl. der Wiener Akademie, LXVIII). Eine erste zusammenfassende Darstellung der antiken Berichte über den germanischen Norden von Hekatäus von Milet an bis Tacitus (eigentlich nur bis Sueton) gab Oskar Brenner 1877 in seiner Inauguraldissertation.

Das unverkennbare Hinüberneigen zum Griechentum, das aus Müllenhoffs Darstellung trotz allem hervorgeht, findet ein merkwürdiges gleichzeitiges Gegenspiel in dem Aufsatze „Zur Geschichte der Anfänge griechischer Kunst" [1]) von Prof. Alexander Conze, dem nachmals so berühmten Pergamon-Forscher. Er erkennt den frühen, geometrischen Stil der griechischen Vasen nicht als orientalisch an, im Gegenteil, er findet, „daß die Gesamteinteilung der zu verzierenden Fläche in parallel horizontal umherlaufende Banden und deren Teilung in Felder durch senkrechte Linien im Norden ebenso vorherrscht wie auf den griechischen Vasen, daß ferner die Bevorzugung des obersten Teils des Gefäßkörpers beim Verzieren des Körpers dort sich ebenso findet, ja im Zusammenhange hiermit findet sich auch die in eine obere und untere Abschrägung geteilte Gefäßform im Norden wie unter diesen Gefäßen griechischen Fundorts wieder; die obere Abschrägung trägt dann hier wie dort das Hauptornament. . . . . So stehen die Verfertiger jener altgriechischen Gefäße ganz auf der bezeichneten Kunststufe ihrer nordischen Stammesverwandten und man wird die Gleichheit mit guter Zuversicht als gemeinsame Mitgift an Kunstfertigkeit schon von ihrer gemeinsamen Heimat her ansehen dürfen. . . . Man wird in das Kulturbild jener Urzeit, wie es namentlich Kuhn als erkennbar zeigte, zu allem, was dazu die Sprach- und Mythenforschung geliefert hat, auch einen Vorrat von Kunstformen und ein System ihrer Ver-

[1]) Sitzungsberichte der phil.-hist. Kl. der Wiener Akademie, Bd. LXIV, 1870.

wendung aufnehmen dürfen, wie es uns die nordeuropäischen Funde der Bronzezeit, welche doch am wahrscheinlichsten mit dem Auftreten der Indogermanen anhebt, in gleicher Weise wie jene indo-germanisch-griechischen Tongefäße noch aus der gemeinsamen Quelle abgeleitet aufweisen". Auch hier strebt der Verfasser offenbar nach einer Verbindung zwischen Griechen und Germanen, und sie wäre ihm vielleicht auch gelungen, wenn nicht das alte Vorurteil indogermanischer Einwanderung aus Asien dem im Wege gestanden hätte. So konstruiert er denn ein langgestrecktes, spitzwinkliges Dreieck, dessen in Nebel gehüllter Scheitel in Asien liegt, während an den Winkeln der Basis sich seltsamerweise die gleichartigen Kunstformen zeigen. Besondere Beachtung verdient, daß Alexander Conze Wibel gegen Nilsson, Rougemont, Lindenschmit und Wiberg in Schutz nimmt, die phönizischen und etruskischen Einflüsse auf den Stil der nordischen Bronzezeit also glatt ablehnt. Über Wibel s. 2. Teil, S. 121 ff.

Auch Müllenhoff stand völlig auf dem Boden der Einwanderungshypothese. Zwar zeigte eine sehr frühe größere Arbeit von ihm in den Nordalbingischen Studien I, 1844 („Die deutschen Völker an Nord- und Ostsee in ältester Zeit") gute Ansätze. „Uns ist am wahrscheinlichsten," heißt es da, „daß des Jordanis Ausdruck „vagina gentium" seinen Sinn trifft . . . . . Scandinavia ist der Schoß, aus dem die Völker hervorgingen. Wir dürfen einem so allgemeinen Glauben der deutschen Völker, die dorthin ihren Ursitz verlegten, sicherlich eine hohe Bedeutung beilegen. Die Untersuchung, zu der wir oben schon Andeutungen gaben, wird auch unzweifelhaft ihn bestätigen." Soweit wäre alles ganz schön, aber auf der nächsten Seite lesen wir: „Man wird darauf geführt, daß, als der Stamm der Germanen in Europa einzog, er entweder von einem größeren ihm nachfolgenden nordwärts gedrängt wurde, bis seine Kraft immer mehr erstarkte, oder daß er, später kommend, den Weg nach der Ostsee einschlagen mußte." Im übrigen ist diese Arbeit immer noch sehr lesenswert, wenn ihr Verfasser sie auch später nicht mehr in allen Teilen aufrechterhalten konnte.

Innerhalb der „Deutschen Altertumskunde" ist der erst 1892 aus dem Nachlasse herausgegebene 3. Band dem Ursprunge der Germanen gewidmet. Auch hier bekennt sich Müllenhoff zur asiatischen Herkunft der Arier, wobei er sich nicht auf eine bestimmte Gegend festlegt („. . . . so bleibt nördlicher am oberen Oxus und Jaxartes Raum genug für die Urheimat der Arier, wenn nicht andere Gründe gegen diese Lokalisierung sprechen".) Wie aber nach Müllenhoff die Trennung der westarischen Stämme erst in Europa sich vollzogen hat und die Nationalität „der anderen indogermanischen Völker" erst in ihren historischen Wohnsitzen begründet wurde, so haben die Germanen ihre Sonderart im Norden Europas erhalten, „wo ein verzweifelter, fast hoffnungsloser Kampf ums Dasein ihrer wartetete. Allein, indem er mit ausdauernder Kraft siegreich bestanden ward, gingen die Ankömmlinge aus ihm, wenn auch nach großen Leiden und Verlusten, endlich als eine propria et sincera et tantum sui similis gens hervor". (S. 168.) Später (Bd. 3, S. 194 ff.) und am Beginn des 5. Bandes wird das Gebiet zwischen Oder und Elbe unterhalb des Gebirges als älteste und eigentliche Heimat der Germanen bezeichnet, in der sie zu einer gens tantum sui similis erwuchsen. Man hat also immer zu ergänzen: nachdem sie als Arier dorthin gekommen sind. Es ist dies das Gebiet des germanischen Volksstammes der Semnonen, die sich nach Tacitus, Germania, c. 39, für das Hauptvolk der Sweben hielten. Ihr heiliger Hain, der Aufenthalt des allwaltenden Gottes („regnator omnium deus"), weise auf die Ursprünge des ganzen Stammes hin. Georg Ammon bemerkt dazu in seinem Germania-Kommentar (1913): „Die Annahme der Semnonen oder anderer, daß hier die Geburtsstätte des Stammes sei, liegt der modernen, daß die Urgermanen an der nordwestlichen Ostsee (Rügen) anzusetzen seien, nicht allzuferne[1])." Wir wissen heute allerdings, daß dies nur ein Teil des germanischen Heimatsbereiches ist.

Die eigentliche Geburtsstunde des Germanentums fällt nach Müllenhoff mit dem Punkte zusammen, „wo es aus der Gemeinschaft der nächsten Verwandten heraustrat und zu einem Volk von eigenem, besonderem Gepräge wurde. Sprachlich ausgedrückt ist dieser

[1]) Allen denen, die sich um die Erklärung dieser berühmten Stelle bemühen, gibt Prof. Eduard Norden (German. Urgeschichte in Tacitus' Germania) eine bittere Pille zu schlucken. Es handelt sich hier lediglich um eine „Reflexion" seitens des Geschichtschreibers: „Um die Identifikation dieses „Allherrscher Gottes" bemüht man sich in Büchern über altgermanische Religionsgeschichte bis auf den heutigen Tag. Aber es liegt hier nichts vor als eine religiöse Formel der göttlichen Allmacht . . . . Auch über die „initia gentis" hat man sich den Kopf zerbrochen, statt sich zu erinnern, daß initia ein üblicher Ausdruck der Einweihung in die Mysterien ist: aus der geheimnisvollen Nacht des Semnonenhaines tritt das Volk gewissermaßen in das Licht der Welt ein, es ist sozusagen seine Primiz . . . . . Das alles ist ein zwar sprachlich schön verbrämtes, aber für Germanisches inhaltsleeres Gedankenkleid, dessen weihevoller Faltenwurf Tacitus, dem Mitgliede des Priesterkollegiums der XV viri sacris faciundis, besser steht als den Semnonen." Ähnlich spricht sich Karl Trüdinger aus: „Tacitus ist der Künstler, der eine erhöhte und persönlich gestimmte Wirklichkeit vermitteln will. Man denke an die Schilderung des heiligen Hains bei den Semnonen, an das Nerthusfest, an das Gespensterheer der Harier." Über diese beiden Forscher vgl. das „Germania"-Kapitel am Schlusse dieses Bandes.

Punkt die Verschiebung der stummen Konsonanten, die sog. Lautverschiebung. Sie ist das erste und älteste Merkmal der vollzogenen Abtrennung und das erste Anzeichen einer besonderen Entwicklung der Germanen". (S. 196.) Der Begriff „Germane" wird hier also in erster Linie sprachlich, nicht rassisch aufgefaßt, und daher erklärt sich auch Müllenhoffs eigentümliche Stellung zur Archäologie.

Indessen war gerade das Jahr 1870 von vier bedeutsamen Kundgebungen für die europäische Heimat der Arier umrahmt, deren erste eigentlich schon in dem zweiten Teile hätte erwähnt werden müssen; sie ist mir indessen erst während der Niederschrift der vorliegenden Arbeit bekannt geworden. Es handelt sich um die „Geschichte des Schweizervolkes und seiner Kultur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" des bekannten Kulturhistorikers Otto Henne-Am Rhyn, deren erster Band 1865 erschien. Die Untersuchung über die Urbevölkerung der Schweiz gibt dem Verfasser Veranlassung, der Frage nach der europäischen Urbevölkerung im allgemeinen näher zu treten. Er verweist auf die Berichte Herodots und Strabos, nach denen die Stämme Vorderasiens aus Europa dahin eingewandert sind, und fährt dann fort: „Wenn wir beobachten, wie in Iran und Hindostan der herrschende Stamm unsere Körperbildung besitzt und eine Sprache spricht, die mit dem Griechischen, Lateinischen, Deutschen und besonders mit dem Lettischen die größte Familienähnlichkeit, hat und wie auch die Sagen dieser Völker mit den europäischen in allem Wesentlichen übereinstimmen; wenn wir dagegen keine, auch nicht die entferntesten Spuren besitzen, daß andere als mongolische Stämme von Osten her in Europa eingewandert seien, so gewinnt die Annahme, daß Europa der Ursitz der weißen oder atlantischen Menschenrasse sei, immer mehr Wahrscheinlichkeit." Der Verfasser beruft sich in einer Anmerkung auf die beiden Werke Dr. A. Hennes „Allgemeine Geschichte", 1. Buch, 1845, und „Das Dasein alteuropäischer Bevölkerung und Kultur", 1847. In beiden mir bis jetzt noch unbekannten Werken dürfte derselbe Standpunkt vertreten sein wie in der „Schweizerchronik" (1840) des gleichen Verfassers, in der nach Dr. Wilser „der Versuch gewagt wurde, unser nordwestliches Vaterland als eine viel ältere Wiege der Menschheit und ihrer Kultur, als die eigentliche Heimat fast aller Gottheiten darzustellen". Dies zur Ergänzung meiner früheren Mitteilungen.

Weist das Werk Henne-Am Rhyns in seinem urgeschichtlichen Teile in den Gedankenkreis der Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück — womit aber nicht gesagt sein soll, daß es für unsere Zeit jeden Wert verloren habe —, so darf die zweite von Theodor Benfey ausgehende Kundgebung als Einleitung zu den im folgenden Abschnitte zu besprechenden Kämpfen der Sprachwissenschaft um die Feststellung der Germanenheimat betrachtet werden. In der Vorrede zu A. Ficks Wörterbuch der indogermanischen Ursprache, 1868, führte Benfey aus: „Seitdem es durch die geologischen Untersuchungen feststeht, daß Europa seit undenkbaren Zeiten der Wohnsitz von Menschen war, zerfallen alle Gründe, welche man bisher für die Einwanderung der Indogermanen von Asien aus geltend gemacht hat, und die wesentlich auf den mit unserer frühsten Bildung uns eingeprägten Vorurteilen beruhen, in ihr Nichts." Dem könnte man hinzufügen, daß ja schon damals, zunächst in Frankreich, dann auch in anderen Ländern, Reste entwickelter Kulturen bekannt waren, mit deren Alter sich keine andere bis dahin erschlossene, sei es im Orient, sei es in Ägypten, messen konnte. Gegen Benfeys sprachliche Begründungen, wie, daß den Urindogermanen die Namen für Löwe und Tiger fehlten, ist Müllenhoff mit Recht entgegengetreten, indem er darauf hinwies, daß Namen sich verlieren können, wenn ein Volk den Trägern dieser Namen nicht mehr begegnet. Aber auch A. Fick selbst hat nach Prof. Otto Schrader[1]) „in der 2. Auflage seines Vergleichenden Wörterbuchs (1870—1871) stillschweigend gegen die Bemerkungen Benfeys der 1. Auflage Protest erhoben, indem er die Urheimat der Indogermanen in die weiten Gründe Turans zwischen Ural, Bolor und Hindukusch, verlegt". Wie ebenfalls Otto Schrader mitteilt, hat Benfey später (1875) die Gegend nordwärts des Schwarzen Meeres von den Mündungen der Donau bis zum Kaspisee zum Schauplatz der indogermanischen Entwicklung gemacht, während er früher auf eine geauere Lokalisierung verzichtete.

Das dritte Bekenntnis zur europäischen Urheimat stammt von Lazarus Geiger (Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit, 1871). In dem 6. Aufsatze dieses Büchleins „Über den Ursitz der Indogermanen" heißt es: „Die Urheimat der Indogermanen ist, wie ich glaube, in Deutschland, vielleicht insbesondere im mittleren und westlichen zu suchen ..... Der merkwürdige lichte Typus, die Farbenverbindung der blonden Haare und blauen Augen ist im wesentlichen auf indogermanische Völker beschränkt. Im Norden nehmen finnische Nachbarvölker einigen Anteil an dieser Originalität, außerdem findet sie sich gar nicht.... Schon dies spricht dafür, daß die Indogermanen da am unvermischtesten geblieben sind, wo sich der blonde Typus am reinsten zeigt; und es ist bekannt, wie sehr dieser gerade bei den Germanen den Römern auf-

[1]) „Sprachvergleichung und Urgeschichte", 3. Aufl., 1906, S. 99.

fiel[1]) .... Schon auf einem ägyptischen Denkmale des 14. Jahrh. v. Chr. findet sich in einer Gruppierung verschiedener Menschenrassen, neben Ägyptern, Negern und Semiten auch eine meisterhaft treue Darstellung eines Mannes mit der vollendetsten weißen Hautfarbe, blauen Augen und blonden Haaren. Bereits Champollion hat in diesem überraschenden Bilde einen Europäer erkannt." Man findet diese vier Rassen u. a. auf Tafel 5 der „Illustrirten Culturgeschichte" von Karl Faulmann (1881) abgebildet. Der begleitende Text stimmt mit der Auffassung Geigers und Champollions überein: „Der Ursitz dieser (weißen) Rasse muß aber in Europa zu suchen sein, denn dieses hat zu allen Zeiten weiße Völker als überschäumende Kraft seiner nie verweichlichten Völker an die afrikanische Küste geworfen, und dieselben blonden Köpfe mit den unwirschen blauen Augen, welche später die Römer in Schrecken setzten, sehen wir schon früher mit den Ägyptern streiten oder als Söldner in ihre Dienste treten." Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der ägyptische Maler diesem Vertreter der weißen Rasse „sogar hellrote Konturen gab, um die lichte Hautfarbe nicht durch die schwarzen Linien der Zeichnung zu stören".

Die vierte Stimme für die europäische Germanenheimat (Johann Gustav Cuno, 1872) spare ich, weil sie ausführlicher besprochen werden muß, für den folgenden Abschnitt auf.

Bei dem Zusammenklang Geiger-Faulmann ist aber wohl noch der Hinweis darauf am Platze, daß 1870 auch wieder der Gedanke eines germanischen Europa zum Ausdruck kam, und zwar in der Schrift „Der deutsche Name Germanen und die ethnographische Frage vom linken Rheinufer" von Prof. Dr. Watterich. Am Anfang der vom 6. August 1870 — dem Tage von Wörth und den Spicherer Höhen — datierten Vorrede schreibt der Verfasser, daß das germanische Element nicht nur auf die durch ihre Sprache als stammverwandt sich ausweisenden Länder beschränke, sondern daß auch „Spaniens, Italiens, Frankreichs Geschicke durch Glieder der großen Germanenfamilie, durch Goten, Langobarden, Burgunder, Franken und andere in der letzten

[1]) Dr. Wilser bemerkt zu diesem Aufsatze: „Hätte Geiger die Fortschritte der Anthropologie erlebt, so würde er gelernt haben, daß dieser Rassentypus mit all seinen Merkmalen nicht in Deutschland, sondern in Schweden sich am reinsten erhalten hat." Geiger begründet später seine Ansicht auch aus Beispielen aus der Tier- und Pflanzenwelt; es würde aber zu weit führen, hier auf alles einzugehen. Wenn einmal eine von mir sehnlichst erhoffte Bücherei unserer „germanischen Klassiker" zustande käme, müßte dieses im Originale fast 40 Seiten füllende Kapitel ganz darin aufgenommen werden. Ähnlich sprach ich mich schon im 2. Bande über Clement aus.

ethnographischen Feststellung mächtig bestimmt worden sind. Das ganze moderne Europa trägt im gewissen Sinne germanisches Gepräge". Mit der Erklärung des Germanennamens (Germanen = Männer des Wurfspeeres) wird sich die neuere Forschung nicht befreunden, und wenn der Verfasser noch soviele mit ger und man zusammengesetzte Wörter als analoge Beispiele bringt. So ähnlich las man's schon bei den deutschen Humanisten des 16. Jahrhunderts. Bestechend könnte zunächst die versuchte Parallele von Ger-manen und dem von Plinius überlieferten Volksstamm der Toxandri (am rechten Unterlauf der Schelde) als eine Zusammensetzung von griech. τόξον und ἀνήρ wirken, doch scheint die Lesart „Texuandri" besser belegt zu sein, und damit würde auch dieser Vergleich hinfällig werden. Vgl. zu „Texuandri" besonders Rud. Much, Deutsche Stammsitze, 1892, S. 156, u. Eduard Norden, Urgeschichte in Tacitus' Germania, S. 382 ff.[1]).

Dafür, daß auch das Interesse an den Rassenfragen nicht einschlummerte, sorgte neben dem Archiv für Anthropologie Adolf Bastian, der Meister der vergleichenden Völkerkunde (der ganz strenge Wissenschaftler sagt „komparative Ethnologie") in seinen Werken „Das Beständige in den Menschenrassen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit" (1868) und „Ethnologische Forschungen", 2 Bde., 1871 und 1873. Er ist der Ansicht, daß schon die Rassen der Urzeit nicht mehr „rein" gewesen zu sein brauchen; in der geschichtlichen Zeit bewahren aber die Rassen ihren „konstanten" Charakter. Ob sich das Geschlecht bei Rassenmischungen verbessere oder verschlechtere, käme völlig auf die Art der Mischung an. „Da nun aus zufälligen politischen Conjuncturen die heutzutage gerade am Meisten auffallenden Mischungen solche sind, wo hochcivilisirte Rassen sich in einzelnen Individuen mit tiefer stehenden verbinden, so weist man auf die Inferiorität des Zambo, des Mulatten, des Mestizen hin, um die degradirende Folgewirkung der Rassenmischung darzulegen." Daß Bastian zuweilen sich auf den von mir im 2. Bande ausführlicher behandelten Hermann Müller bezieht (in den Ethn. Forsch.), scheint mir wertvoll genug zu sein, hier festzustellen.

Wenn ich nun noch als besondere Erscheinung des Jahres 1870 die am 1. April zu Mainz erfolgte Gründung der „Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" nenne, die mit ihrem vom Mai desselben Jahres ab erschei-

[1]) Es fällt mir auf, daß die ältere Literatur nur die Form „Toxandri" zu kennen scheint, so auch Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 210, Spruners Atlas antiquus, 1855, Taf. 8 (Germania magna), dagegen enthält Taf. 6 (Gallia) die Form „Taxandri".

nenden „Correspondenzblatt" und der seit 1869 unter Bastians Mitwirkung erscheinenden „Zeitschrift für Ethnologie" auch den uns beschäftigenden Fragen einen wertvollen Stützpunkt lieferte, so glaube ich, angesichts der Vereinigung so wertvoller Kräfte: Müllenhoff, Benfey, Geiger, Cuno, Bastian und die genannte Gesellschaft, mit Recht vom Jahre 1870 ab einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Germanenforschung rechnen zu dürfen.

Es wird nun vielleicht interessieren, etwas über den Widerhall zu erfahren, den der erste Band des Müllenhoffschen Werkes bei der deutschen Gelehrtenwelt erfahren hat. Einige Besprechungen sind in der 2. Auflage, Vorwort XXX, aufgeführt. Ich greife aus ihnen diejenige *Wilhelm Scherers* heraus, weil sie durch die Wiederaufnahme in seine „Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Österreich", 1874, weitere Verbreitung gefunden hat. „Es ist eine breite Unterlage," heißt es da, „auf der sich der Bau dieser deutschen Altertumskunde erhebt. Das Zuständliche der Antiquitäten löst Müllenhoff in Erzählung auf. So wie das Wesen der Germanen den Griechen und Römern nach und nach klar wurde, so führt uns der Verfasser allmählich in dasselbe ein. *Das Heldentum unserer Vorfahren, wie es sich auf allen Lebensgebieten offenbarte, muß der Kern des Buches werden.* Noch hat es sich in diesem ersten Bande nicht enthüllt. Aber wir werden gelegentlich darauf vorbereitet durch jene Erzählung von den Nordseevölkern, welche die eindringende Flut in voller Rüstung mit ihren Speeren bekämpften. Das ist nur ein erstes fernes Wetterleuchten germanischen Heldentums, das den Griechen sichtbar wird...... Ich fürchte nicht, den Wert der germanischen Studien zu überschätzen, wenn ich glaube, *daß die deutsche Altertumskunde, wie Müllenhoff ihre Aufgabe faßt, auch mit dem lebendigen Interesse der Gegenwart in einigem Zusammenhang steht.*" Das letztere werden wir Scherer gewiß gern zugestehen, doch bleibt die Frage offen, ob er seine Erwartungen in bezug auf die folgenden Bände auch wirklich erfüllt gesehen hat. Müllenhoff war doch schließlich ein Mann von außerordentlicher *philologischer* Schärfe, dem analysierende Kritik näher lag als die Herausarbeitung eines Gesamtbildes; allerdings ein Mann, der seine Umgebung turmhoch überragt hat — auch Scherer mit inbegriffen. Dieser hat seinen Aufsatz über Müllenhoff „Die Entdeckung Germaniens" überschrieben, ein Titel, der uns alle wohl wenig befriedigt. Es hat den Anschein, als sei einzig die südliche antike Welt der

ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, als bestände zwischen ihr und dem Germanentum überhaupt keine innere Verbindung, und endlich: als hätten die Germanen erst auf ihre „Entdeckung" gewartet[1]). Wenn eine neuere Schrift den Titel führt „Die Entdeckung des germanischen Nordens im Altertum" (von D. *Detlefsen*, 1904), so klingt das doch etwas anders. Und was sollen wir dazu sagen, daß Scherer in einem anderen Aufsatze (über den Ursprung der deutschen Nationalität) schreiben konnte: „.... und so oft ich in diesen Tagen überlegte, wovon ich heute sprechen würde, immer stand dieser Homer vor mir und dieser Apollo und die Heiterkeit und Klarheit der olympischen Götter und das Sonnige der griechischen Poesie — *und immer empfand ich es wie einen dumpfen, schwülen Druck, wenn ich wieder in das Dunkel germanischer Wälder zurückkehrte an die Stelle des Ursprungs unserer Nation*"! Aber seien wir gerecht: es prägt sich darin nur die landläufige Stimmung jener Zeit aus — die von manchen Seiten, auch im Schulbetriebe, bis auf die Gegenwart genährt wird —, und es scheint fast unbegreiflich, daß die Jahre 1870/71 keine tieferen Gefühle, kein Verständnis für unsere Vergangenheit ausgelöst haben sollen. (Müllenhoffs Werk ist ja, wie wir sahen, nicht unmittelbar an diese Zeit gebunden, sondern geht in seinem Entwurfe weiter zurück). Männer wie *Nietzsche*, *Paul de Lagarde* und *Wedde* waren einig in der Klage, daß die Erfolge des deutsch-französischen Krieges einseitig dem politischen Leben, *aber nicht der deutschen Kultur*, zugute gekommen seien. Noch 1878 durfte Lagarde schreiben: „Wir haben nie eine deutsche Geschichte gehabt, *wenn nicht etwa der regelrecht fortschreitende Verlust deutschen Wesens deutsche Geschichte sein soll.*" Bald darauf finden sich bei ihm die schönen Worte: „Das Deutschland, welches wir lieben und zu sehen begehren, hat nie existiert und wird vielleicht nie existieren. Das Ideal ist eben etwas, das zugleich ist und nicht ist. Es ist die im tiefsten Herzen der Menschen leuchtende Sonne, um welche unsere Gedanken und Kräfte, um welche auch alle die Mittelpunkte schwingen, welche unser Leben umkreist, eine Sonne, deren Schein fahl und bleich wird, wann sie aus den Tiefen der Seelen an das Tageslicht emportaucht. Die Blumen und Bäume freuen sich an Hyperions Strahlen, die Menschen gedeihen nur an der geheimnisvollen Wärme eines nie gesehenen Sternes." Mögen auch nüchterne Beobachter „die

[1]) Auch in Prof. Friedr. Kauffmanns Deutscher Altertumskunde, 1913, trägt ein Kapitel den Titel „Entdeckung Deutschlands".

starke Betonung des nationalen Pathos als ein Zeichen mangelnden Nationseins" ausgeben (Hermann Ullrich), so wollen wir uns doch darüber freuen, daß das Feuer nationalen Bewußtseins aus uns herausgeschlagen worden ist, daß „die unsichtbare Sonne" unser ganzes Leben überstrahlt und erwärmt. Daß es dahin gelangen konnte, verdanken wir neben Treitschke und Lagarde besonders dem Rembrandt-Buche Julius Langbehns. Vorbereitende Wirkung lösten allerdings — das wollen wir nicht vergessen — einige literarische Erscheinungen aus wie Gustav Freytags „Ahnen" (diese verdanken ihre Entstehung allerdings „den mächtigen Eindrücken" des französischen Krieges) und die Romane Felix Dahns (besonders „Ein Kampf um Rom"), sowie die Eröffnung des Bayreuther Festspielhauses, 1876, mit Richard Wagners „Ring des Nibelungen".

---

3. Heimat.

Die Lehre von der europäischen Heimat der Germanen und Indogermanen in Kampf und Sieg [1].

a) Die Arbeiten von 1871 bis 1880.

Wenn die Zeit um und nach 1870 als ein besonderes Erbstück von der vorhergehenden Periode auch die zuletzt ja sehr vereinzelt gebliebene Lehre von der europäischen Heimat der Germanen und Indogermanen übernommen hat, so dürfen wir dies mit voller Berechtigung auf das Konto R. G. Lathams setzen, denn die Gelehrten, die hier zunächst besprochen werden sollen, gewannen ihre Überzeugungen ebenso wie Latham der Hauptsache nach aus philologischen Untersuchungen. Und die Philologie, die scheinbar mit mathematischer Schärfe die Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen Völker festzustellen wußte, besaß zu jener Zeit eine höhere Beweiskraft als die sagendurchtränkten Berichte der Griechen und Römer, als die Darstellungen der ersten germanischen Geschichtschreiber wie Jordanes und Paulus Diaconus, ja selbst als die taciteische Germania. Aber gerade die Erklärung dieser Germania war es, die Latham auf den richtigen Weg brachte. Die anthropologischen

[1] In diesem Abschnitte werden die Untersuchungen über die „Urheimat" nach Möglichkeit in zeitlicher Reihenfolge gegeben ohne Rücksicht auf die getrennten Arbeitsgebiete (wie Sprachwissenschaft, Vorgeschichte und Anthropologie). Wollte ich hier sichten, würde die Gefahr nahe liegen, ein Gebiet gegen das andere auszuspielen, eine Gefahr, der z. B. Otto Schrader nicht entgangen ist, wenn er (Sprachvergl. und Urgeschichte, 3. Aufl., S. 117) behauptete, die Anthropologie habe um 1902 „den Schauplatz der indogermanischen Frage fast kampfunfähig verlassen", nunmehr sei an ihre Stelle die prähistorische Archäologie getreten. Darin liegt m. E. eine gewisse Ungerechtigkeit. In Wirklichkeit haben alle Gebiete in edlem Wettstreite sich um die Ergründung der Urheimat bemüht. Darum darf auch wohl ein Geschichtschreiber sämtliche Leistungen unter dem einen Gesichtspunkte „Heimatsfragen" zusammenfassen.

und vorgeschichtlichen Forschungen waren noch nicht zu der allgemeinen Anerkennung durchgedrungen, deren sich die Philologie erfreute. Und so hat denn — mit gewissen Einschränkungen — H. St. Chamberlain recht, wenn er einmal[1]) schreibt: „Daß die Rassenfrage trotz der Herren Anthropologen (gemeint ist die Schule Virchows) nach und nach gesichtet und die Hauptelemente des Problems wenigstens bis zur klaren Fragestellung durchgearbeitet wurden, verdanken wir der vergleichenden Philologie des vergangenen Jahrhunderts." Zum mindesten hat diese Wissenschaft zur Sichtung der Völkerschaften beigetragen und auch Licht über Kulturzustände älterer Zeit verbreitet, und wenn wir sie jetzt — 20 Jahre nach dem Auftreten Lathams — in verschiedenen Werken auf dem Boden europäischer Germanenheimat finden, so ist es wohl möglich, daß sie in dieser Beziehung auch auf andere Wissenschaften, z. B. auf die Anthropologie, befruchtend einwirken konnte.

Es ist nun wohl, bevor wir weitergehen, angebracht, die Stellung Lathams zu dieser Frage aus einem Satze der Germania-Ausgabe von 1851 kennenzulernen, weil wir ähnlichen Gründen auf deutscher Seite begegnen werden. Er schreibt in den „Epilegomena", S. CXLII: „As I take exceptions to the Indo-European character of the Keltic tongues, and although I am, perhaps, the only philologist who does, I take no advantage of the current opinion, by which the contrast between the differences between the so-called Indo-European tongues of Europe and the comparative homogeneousness of those of Asia would be heightened. — I wish to reduce the question to its logical form which is, that where we have two branches of the same division of speech separated from each other, one of which is the larger in area and the more diversified by varieties, and the other smaller and comparatively homogeneous, the presumtion is in favour of the latter being derived from the former, rather than the former from the latter. To deduce the Indo-Europeans of Europe from the Indo-Europeans of Asia, in ethnology, is like deriving the reptiles of Great-Britain from those of Ireland in erpetology." Oder in der Schraderschen Übersetzung (der letzten Sätze): „Wenn wir zwei Zweige derselben Sprachklasse besitzen, die getrennt voneinander sind, und von denen einer ein größeres Gebiet hat und mehr Varietäten zeigt, während der andere geringeren Umfang und größere Homogenität besitzt, so ist anzunehmen, daß der letztere von dem ersteren abstammt und nicht umgekehrt. Die Indo-Europäer Europas von den Indo-Europäern Asiens ableiten,

[1]) „Grundlagen des 19. Jahrh.", Vorwort zur 4. Aufl., S. XXXV.

ist in der Ethnologie dasselbe, als wenn man in der Herpetologie die Reptilien Großbritanniens von denen Irlands ableiten wollte."

Ganz ähnlich erscheinen die Gründe, die Johann Gustav Cuno veranlaßt haben, die Urheimat der Indogermanen in Europa zu suchen. Seine Absicht war es, die Geschichte zweier großer Völker zu schreiben, die eigentlich keine in sich geschlossene Geschichte hatten, aber doch wirkungsvoll in die Geschichte der Griechen und Römer übergriffen und zudem den Vorzug genossen, daß „die von ihnen bewohnten Länder zu den Geburtsstätten der neueren Geschichte gehörten". So entstanden die beiden großen Werke „Die Skythen. Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde I", 1871, und „Die Kelten" mit dem führenden Titel „Vorgeschichte Roms", 1878. In ersterem lesen wir: „Gewiß waren die Indogermanen nicht ein Völkchen, sondern ein großes viele Millionen zählendes Volk, das über ein ungeheueres Gebiet verbreitet war .... Es gibt aber auf unserem Planeten keinen bewohnbaren Raum, der an Größe und Gleichartigkeit in geographischer und klimatischer Beziehung auch nur entfernt ähnlich wäre dem Osten Europas zwischen dem 45. und 60. Breitengrade und dem mit ihm zusammenhängenden nördlichen Deutschland und nördlichen und westlichen Frankreich. (S. 31.) .... Völkerwanderungen aus weiter Ferne haben niemals neue Völker geschaffen, nur große festgegründete Staaten haben Kolonien gestiftet; zivilisierte Völker, indem sie mit dem Verhältnisse der Herren die der Lehrer und Gesetzgeber vereinigten, haben in rohe und halbzivilisierte, welche sie unterjocht hatten, ihre Sprache gepflanzt, aber auch nur dann, wenn ihre Scharen ungeheuer groß waren und fort und fort durch nachfolgende noch vermehrt wurden. (S. 35.) .... In den Dingen liegt nichts, was die Forscher zu der Annahme einer Einwanderung oder gar wiederholter massenhafter Einwanderungen der Indogermanen aus Asien veranlaßt hätte, die Gründe liegen in den Forschern: es ist zumeist die Vorstellung, welche aus einer uralten Kultur den Anfang und Ausgangspunkt aller Kultur überhaupt macht. Jene Annahme hat aber auch nicht einmal den Vorteil einer wissenschaftlichen Hilfskonstruktion, denn sie weckt die Frage nach der Entstehung des indogermanischen Urvolkes in Asien. Und wenn wir diese Frage nicht beantworten können, warum sollen wir jenes Volk nicht in Europa entstanden denken, wo wir seine Hauptmasse am Anfange unserer historischen Kenntnis finden." (S. 37.)

Wenn dann in der Folge Cuno auf die Berührungen zwischen dem indogermanischen und dem finnischen Sprachstamme hinweist, so ist das eine wertvolle Parallele zu den Übereinstimmungen, die Geiger

in anthropologischer Hinsicht zwischen beiden Stämmen feststellen konnte. Die von Cuno erstrebte Verbindung zwischen Litauern und Griechen ist vielleicht nicht tief genug begründet, doch scheint daraus hervorzugehen, daß er auch die Griechen als ein nordisches Volk ansah. Und damit würde er die Brücke bilden zwischen Bulwer (s. 2. Teil, S. 30/31) und neueren Forschern, unter denen z. B. Otto Hauser (in seiner Ausgabe der Ilias) rundweg erklärt, daß die Ursitze der Griechen sich an der Ostsee befanden.

Cunos Bekenntnis zur europäischen Heimat der Indogermanen kommt natürlich auch in seinem zweiten Werke (über die Kelten) zum Ausdruck. „Die Hypothese von der Einwanderung der Indogermanen aus Asien," heißt es dort, „welche so ungeheuere Verbreitung gefunden und sich allmählich zu einem Dogma verhärtet hat, ist mit nichten eine Tochter der Sprachvergleichung, zu welcher sie sich vielmehr verhält wie die Astrologie zur Astronomie; in der mosaischen Völkertafel, in den Genealogien der Griechen ist ihr Vorbild, die Vorstellung, daß Asien die Wiege des Menschengeschlechtes sei, hat hier ein modernes Kleid empfangen." So ganz stimmt das wohl nicht; wir haben den Entwicklungsgang der Forschung doch wohl „objektiv" verfolgt und doch nur feststellen können, daß eben auch die Sprachforschung an der Aufrichtung des Dogmas von der asiatischen Heimat der Indogermanen beteiligt ist. Ja gerade zu der Zeit, in die Cunos bestes Wirken fällt, hat es nicht an Stimmen gefehlt, die auch das Semitische in den indogermanischen Sprachenbereich einbeziehen wollten. Cuno fährt dann fort: „Daß das indogermanische Urvolk da entstanden ist, wo wir dasselbe beim Beginn unserer Geschichte zu einer mannigfachen, weitverzweigten Familie von Völkern entwickelt finden, ist zunächst ein sich von selbst darbietender Gedanke, welchen wir so lange festhalten müssen, bis er entweder durch geschichtliche Tatsachen widerlegt oder durch andere Erwägungen und Erscheinungen als unhaltbar sich erwiesen hat."

Eine völlig modern anmutende Feststellung möchte ich noch aus dem Skythen-Werke erwähnen. Cuno berichtet die bekannte Tatsache, daß die Germanen bei griechischen Schriftstellern (vgl. z. B. Plutarch, Leben des Marius, Kap. 11) als „Keltoskythen" erscheinen, und bemerkt dazu: „So wenig also ist unser Volk vor den Wanderungen der Cimbern und Teutonen bekannt gewesen, daß man es nur durch eine Negation zu bezeichnen wußte; denn Keltoskythen kann nicht bedeuten »eine Verbindung von Kelten und Skythen«, sondern es kann nur bedeuten, »ein Volk, das man weder keltisch noch skythisch nennen kann«, oder, wie sich Strabons Quellen ausgedrückt haben mögen, »das zwischen Kelten

und Skythen in der Mitte steht«. Zu ihren südlichen und westlichen Nachbarn können die Germanen vor der cimbrischen Wanderung in keine Beziehung getreten sein, denn alsdann würde bestimmte Kunde von ihnen zu den Griechen und Römern gelangt sein."

Es bedeutet doch wohl nichts anderes, wenn nach einer Mitteilung Prof. E. Nordens in den Ergänzungen zu seinem Germania-Buche, 1922, Prof. A. Kiekebusch schreibt: „Den Begriff ‚Keltoskythen' fasse ich auf als einen erheblichen Fortschritt ethnologischer Erkenntnis. Der Name ist meiner Ansicht nach nicht Bezeichnung für Mischlinge von Kelten und Skythen, sondern für ein Volk, das weder als ‚Kelten' noch als ‚Skythen' angesehen werden darf, wohl aber zwischen beiden wohnt und zu beiden in Beziehung steht." Wie Cuno spricht sich übrigens auch Müllenhoff, D. A., II, S. 170, aus: „Dem Posidonius geht unleugbar schon der Begriff eines eigentümlichen, nicht skythischen und nicht keltischen Nordvolkes auf. Nur fehlt ihm noch der unterscheidende Name dafür. Er würde sonst nicht die Hypothese eines Mischvolkes und für dies nicht auf Keltoskythen gekommen sein, wenn er von Germanen gewußt hätte." Wenn diese Auffassungen richtig sind — und ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln — so hat nicht nur Poseidonios Scharfsinn bewiesen, als er den Ausdruck „Keltoskythen" prägte, sondern auch Cuno, als er diesen Ausdruck auf die richtige Grundlage zurückzuführen wußte. Wie ganz anders steht es z. B. um die oft gehörte Form „Keltogermanen"! Hier fließen tatsächlich beide Begriffe ineinander über.

Unmittelbar an Cunos Skythen-Buch schließen sich zwei Aufsätze Friedrich Spiegels im „Ausland", 1871, an: „Das Urland der Indogermanen" und „Die Skythen des Altertums". Sowohl Prof. Schrader als auch Dr. Wilser sehen in Spiegel einen Vertreter des europäischen Standpunktes. Das ist insofern richtig, als er sich streng gegen die Ansicht einer Auswanderung der Indogermanen aus Zentral-Asien gewandt hat. Ob er aber von der europäischen Heimat der Indogermanen völlig überzeugt war, lassen die Aufsätze nicht deutlich erkennen. Er schließt sich Cunos Meinung an, daß das indogermanische Urvolk sehr zahlreich gewesen sein muß und vielleicht auch die von Cuno beschriebene Urheimat bewohnt hat; er empfiehlt aber, die Ausbreitung desselben weniger auf Wanderungen als auf allmähliche Ausdehnung zurückzuführen. „Indem das indogermanische Urvolk sich immer mehr ausdehnte," schreibt er in dem erstgenannten Aufsatze, „an verschiedenen Stellen seiner Grenzen andere Völker nicht bloß in sich aufnahm, sondern auch deren Anschauungen sich aneignete, mußten Verschiedenheiten ent-

stehen, welche sich zuerst in der Bildung von Dialekten zeigten", so daß schließlich einzelne Teile sich ganz von der ursprünglichen Mutter ablösten. „Wie diese allmähliche Ausdehnung von den Ebenen Südeuropas aus vor sich gegangen ist, läßt sich ungefähr denken. Das Fortrücken von Osten nach Westen in Europa selbst macht keine Schwierigkeit, zugleich aber müßten die indogermanischen Völker von der sarmatischen Tiefebene auch gegen Süden sich ausgedehnt und zuerst nach Eran, später auch nach Indien eine neue Bevölkerung gesendet haben. Nicht unmöglich wäre es bei dieser Annahme, daß die Züge der Kimmerier und Skythen, von denen selbst die älteste Geschichte nur dunkle Erinnerung bewahrt hat, noch in die Reihe dieser altindogermanischen Wanderungen gehörten, die dann in der Begründung der mächtigen semitischen Monarchien in Vorderasien ihre Schranke gefunden hätten. Wir müssen indessen wiederholen, daß wir der Ansicht von der Ausdehnung der Indogermanen von Südeuropa aus keinen höheren Rang zugestehen können als den einer mit der Wanderungstheorie (wobei doch zweifellos „aus Asien" zu ergänzen ist) gleichstehenden Hypothese." Deutlicher spricht sich allerdings Spiegel in dem zweiten Aufsatze aus, der nach eingehenden ethnologischen und mythologischeu Vergleichungen zu dem Schlusse gelangt, daß durch die Forschungen Müllenhoffs und Cunos „die Frage nach der Herkunft der Skythen insoweit festgestellt ist, daß die frühere Ansicht als beseitigt gelten darf, die Skythen des Herodot seien ihrer Hauptmasse nach dieselben turanischen Horden gewesen, welche seit Menschengedenken im Norden von Eran herumstreifen und Einfälle in das Land der Indogermanen machen", daß sie vielmehr selbst den Indogermanen beizuzählen sind. Der Aufsatz schließt: „Wir werden die Kimmerier in derselben Gegend suchen müssen, aus welcher auch die Skythen kamen, und wenn wir auch Herodots Nachricht nicht sehr glaublich finden, daß die Kimmerier von den Skythen aus ihren Wohnsitzen vertrieben worden seien, so werden wir doch auch nicht geneigt sein, dieselben für ein nur mythisches Volk zu halten. Demnach können die von Europa ausgehenden Wanderzüge kaum abgeleugnet werden." Eine Abschwächung dieses Standpunktes findet sich in einer zweiteiligen Arbeit Spiegels im folgenden Jahrgange des „Auslands" („Zwei ethnographische Fragen": I. Eran und Turan. II. Eran und die Semiten). Im ersten Teile lernen wir in A. Höfer („Die Heimat des indogermanischen Urvolks" in Kuhns Zeitschrift für Sprachwissenschaft, 20) einen Gegner der von Latham, Geiger und Benfey vertretenen Ansicht kennen, „daß Europa als ältester Ursitz der Indogermanen Asien verdrängen solle". Spiegel bemerkt dazu: „Wir sind bei diesem Streite durchaus unbeteiligt, wir haben die Ansicht von der europäischen Abkunft der Indogermanen nicht aufgestellt und können es also ihren Urhebern überlassen, sie zu vertreten." Nur die Auswanderung der Indogermanen aus Zentralasien wird erneut bekämpft, aber es muß „jedem unbenommen bleiben, das Urland der Indogermanen dahin zu verlegen, wo es ihm am besten dünkt". Der zweite Teil dient der Untersuchung, ob sich ein Zusammenhang zwischen Indogermanen und Semiten nachweisen lasse, aber „aus geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Gründen sei die Abstammung der Semiten — auch der biblischen Semiten — von den Indogermanen nicht zn beweisen". Zu erwähnen wäre hier noch das die gleichen Anschauungen wiedergebende größere Werk Spiegels „Eranische Altertumskunde", 1871.

Wenn übrigens in Spiegel wirklich einmal der Gedanke an die europäische Abkunft der Indogermanen Wurzel geschlagen hat, so muß derselbe später völlig erstickt worden sein, denn in dem 1887 erschienenen Werke „Die arische Periode und ihre Zustände" sehen wir Spiegel völlig im Banne der asiatischen Hypothese. Er schreibt hier am Schlusse: „Fragen wir nach der Urheimat der Arier und beziehungsweise der Indokelten, so haben wir weder bei den Indern noch auch bei den Eraniern die Spur von einer Erinnerung finden können, daß sie von anderswoher in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert seien ..... Ob nun das arische Volk aus dem Norden des Hindukusch-Gebirges herabgestiegen ist und sich von da nach Osten und Westen verbreitete oder ob es umgekehrt von den Ebenen ausgehend nach und nach in das Gebirge vordrang und sich dort festsetzte, wird sich kaum sicher ermitteln lassen, die Wahrscheinlichkeit scheint mir mehr für die letztere Annahme zu sprechen." Wenn nun auch Spiegel am Anfang seines Buches die verschiedenen Meinungen (Benfey, Cuno usw.) wohlwollend erörtert hat, ohne sich für ein bestimmtes Urland zu entscheiden, so kann man doch aus den hier wiedergegebenen Sätzen nur den Schluß ziehen, daß er bedenklich nach Asien hinneigt. Das trifft selbst dann zu, wenn die „Arier" hier eben die asiatischen Indogermanen sind, denn eine zweifache Urquelle liegt doch außerhalb der Erörterung.

Ein ganz anderes Aussehen gewinnt die Frage nach der Urheimat, wenn sie von dem Gebiete der Philologie auf das der Anthropologie übertragen wird. Da war es Frau Clémence Royer, die auf dem internationalen Kongreß für Anthropologie und Archäologie zu Brüssel, 1872, einen kräftigen Vorstoß zugunsten Europas unternahm. Sie sprach

dort — in Übereinstimmung mit Quatrefages [1]) — die Überzeugung aus, daß die heutigen europäischen Bevölkerungen in direkter Linie von den ureuropäischen Höhlenbewohnern abstammten, „dont l'atavisme et les croisements successifs peuvent faire reparaître les types jusque chez nos contemporains". Die in Europa herrschende blonde Rasse könne man in zwei Unterabteilungen scheiden: „L'une, d'un blond cendré.... est généralement de petite taille, à tête ronde ou ovale, souvent brachycéphale.... L'autre partant chez l'enfant d'un blanc jaunâtre, passe, par tous le tons du blond soufre et du blond ardent, jusqu'au châtain doré..... Cette race est de plus haute taille, elle a la carrure plus large, les membres plus forts, la tête et la face plus longues, les traits plus accentués, le système pileux plus développé, une carnation plus riche, une nuance de peau qui, chez la femme surtout, acquiert un incomparable éclat, et des yeux qui passent du bleu faience au vert et à l'orange. Elle est plus septentrionale que l'autre. On la retrouve surtout, avec tous ses caractères, en Ecosse, en Scandinavie, dans l'Allemagne du Nord. Il est toutefois certain, qu'elle a fourni, aux populations de l'Europe moyenne, où domine le typ blond cendré, de très nombreux éléments ethnologiques, auxquels se sont alliés des éléments bruns venus du Midi." Frau Royer hat ihre Anschauungen auch später noch in manchen Vorträgen und Aufsätzen niedergelegt; so auch 1889, als durch Vacher de Lapouge die Erörterungen über die Heimat der Arier in die Pariser anthropologische Gesellschaft getragen wurden (vgl. Reinach, l'origine des Aryens, 1892, S. 85 ff.). Der Gedanke, die noch lebenden Rassen Europas mit den hier ansässigen Urrassen zu verbinden, mutet ganz neuzeitlich an und weist auf mehrere „Schöpfungszentren" auf unserem Planeten hin, da man ja Asien als einen Schöpfungsherd auch nicht ausschließen wollte. Wer sich über die Entwicklung dieser „polygenetischen" Richtung unterrichten will, sei auf die Darstellung bei Hörnes, Natur- und Urgeschichte des Menschen, I, S. 204 ff. verwiesen. Über den augenblicklichen Stand der Forschung belehren u. a. die Schriften von Th. Arldt („Stammesgeschichte der Primaten und die Entwicklung der Menschenrassen", Berlin 1915) und Maurus Horst („Die ‚natürlichen' Grundstämme der Menschheit", 2. Aufl., Berlin 1918/9). Eine zweite Schrift des letzteren „Die ‚Klima'-Zeitalter der Erde als Formationen- und Lebensgestalter", Berlin 1918, ist in geologischen Fachkreisen nicht unangefochten geblieben. Der engeren Germanenforschung liegen diese Werke ferner, aber wer über die Germanenforschung hinaus den anthropologischen Faden bis zum Anfang zurückspinnen will, wird an ihnen nicht vorübergehen dürfen. (Vgl. dazu auch die ersten Kapitel in Otto Hausers „Rasse und Rassenfragen in Deutschland", 1915).

[1]) Wie Frau Royer sich ausdrückte. Wenn man allerdings an Quatrefages selbst herantritt, wird man wieder daran irre. In seinem 1878 in deutscher Übersetzung erschienenen Werke „Das Menschengeschlecht" heißt es ganz allgemein: „Keine von allen bisher gesammelten Tatsachen kann Veranlassung dazu geben, die Wiege des Menschengeschlechts anderswo als in Asien zu suchen." (Bd. I, S. 209.)

Im Jahre 1872 stellte Joh. Schmidt in seiner Schrift „Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen" der Stammbaumtheorie Schleichers (vgl. die Skizze auf S. 39, Bd. 2) seine „Wellen"- oder „Übergangs"-Theorie entgegen, die man kurz folgendermaßen kennzeichnen kann: auf einem weiten geographischen Gebiete haben sich einzelne, voneinander abweichende Sprachen-Mittelpunkte gebildet. Von ihnen aus haben sich die einzelnen Sprachen oder Dialekte strahlenförmig so ausgebreitet, daß sie in der Peripherie andere Kreise indogermanischer Sprachgruppen schneiden und so sprachliche Übergänge schaffen mußten, so daß asiatische Sprachen sich mit europäischen, europäische mit asiatischen sich verbinden können; „wie Europa — Asien geographisch keine Grenzen haben, so schwindet auch die bisher gezogene scharfe Demarkationslinie zwischen den arischen und europäischen Sprachen". Kartographische Darstellungen dieser Theorie, die allerdings nicht völlig miteinander übereinstimmen, findet man bei Schrader I, S. 65, E. de Michelis, l'origine degli Indo-Europei, S. 204, und H. Hirt, Indogermanen, I, S. 93. Schmidt selbst hat auf eine solche verzichtet und an deren Stelle folgende Grundlage gegeben: „Wollen wir nun die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen in einem Bilde darstellen, welches die Entstehung ihrer Verschiedenheiten veranschaulicht, so müssen wir die Idee des Stammbaumes gänzlich aufgeben. Ich möchte an seine Stelle das Bild der Welle setzen, welche sich in konzentrischen mit der Entfernung vom Mittelpunkte immer schwächer werdenden Ringen ausbreitet. Daß unser Sprachgebiet keinen Kreis bildet, sondern höchstens einen Kreissektor, daß die ursprünglichste Sprache nicht im Mittelpunkte, sondern an dem einen Ende des Gebietes liegt, tut nichts zur Sache. Mir scheint auch das Bild einer schiefen vom Sanskrit zum Keltischen in ununterbrochener Linie geneigten Ebene nicht unpassend." Daß nach Schmidt somit die ganze Sprachen- und damit auch Völker-Bewegung ost-westlich gerichtet ist, kann garnicht zweifelhaft sein, und Prof. R. v. Lichtenberg muß sich geirrt haben, als er in der „Heimat der Arier" (Deutsche

Geschichtsblätter, Bd. XIV) meinte, in der „Wellentheorie sei der Glaube an die asiatische Heimat der Arier vollbewußt verlassen worden". Das Gegenteil ist der Fall, und wir werden Schmidt später noch auf dem gleichen Standpunkte finden.

Man muß allerdings zugeben, daß sich auf Grund der Wellentheorie auch der europäische Ursprung der Indogermanen rechtfertigen läßt, wie dies fünfzehn Jahre später Rudolf Meringer in der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. ausgedrückt hat: „Wäre Asien das Heimatland der Indogermanen, dann müßten die Völker dort in derselben Ordnung ansässig gewesen sein wie später in Europa, d. h. der ganze Völkerkomplex müßte sich, ohne im großen ganzen die Lage seiner Teile zueinander zu ändern, von Asien nach Europa verschoben haben. Wie ist das denkbar? Dagegen ist alles klar, wenn Europa die Heimat ist. Von einem Punkte haben dann die Ausbreitungen stattgefunden, und die peripheren Glieder wanderten am weitesten, so vor allen die Urarier. Kurz, mich dünkt, wer Schmidts Resultate betreffs der Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen annimmt, muß dann auch die europäische Hypothese anerkennen." Schmidt entgegnete 1890 darauf, es sei ebensogut denkbar, daß die Völker in der historischen Anordnung schon in Asien gesessen haben und dann phalanxartig, die Kelten an der Spitze, nach Europa gerückt sind.

Gegenüber dem von Schmidt angeregten, ihm aber oft widersprechenden Werk von August Fick „Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas", 1873, kann man zweifelhaft sein, ob sein Verfasser sich zur europäischen oder asiatischen Heimat der Indogermanen bekennt. „Wenn wir sehen," schreibt Fick, „daß es eine auf der höheren geistigen Begabung beruhende Eigenart des indogermanischen Stammes ist, schon in frühen Zeiten große nationale Verbände zu bilden, wenn, wie wir zeigten, schon ums Jahr 2000 vor unserer Zeitrechnung die Indogermanen Asiens eine Volkseinheit darzustellen vermochten, deren Sitze von Medien bis zum Indus reichten, so ist durchaus nicht abzusehen, warum die Indogermanen Europas nicht befähigt gewesen, gleichzeitig mit den Ariern, und von diesen gesondert, eine große sprachlich geeinigte Nation zu bilden, deren Sitze den größten Teil des kontinentalen Westeuropas einnehmen."

Auf der Grenze Europa/Asien standen Friedrich Müller (Allgemeine Ethnographie, 1873) und Oscar Peschel (Völkerkunde, 1874), beide allerdings von Dr. Wilser — wie mir scheint: mit Unrecht — für Europa in Anspruch genommen. Ersterer billigte zwar die Gründe Benfeys und Geigers und nahm als Ausstrahlungsgebiet das südöstliche Europa an, doch seien die Ur-Indogermanen erst aus Armenien dahin gelangt. Letzterer meinte, jeder Erdkundige würde „sich dahin entscheiden, daß die Indoeuropäer beide Abhänge des Kaukasus, auch die merkwürdige Darielschlucht[1]) bewohnten und den Pontus und das Kaspische Meer, wenn nicht beide gleichzeitig kannten."

Dem Anschein nach hat sich auch Albert Jahn in der „Geschichte der Burgundionen und Burgundiens bis zum Ende der 1. Dynastie", Bd. 1, 1874, zur europäischen, genauer: nordeuropäischen Heimat der Burgunden und der Germanen überhaupt bekannt: „Es ist beachtenswert, daß der Verfasser der Passio S. Sigismundi, wie Jordanis die Gothen, so die Burgundionen aus Scandinavien läßt hergekommen sein: obschon sagenhaft und zunächst aus der analogen langobardischen Sage entlehnt, deutet dies immerhin eine nordisch-germanische Abstammung an." Nach seiner Meinung ist der Ursitz der Burgunden das heutige Pommern, von wo aus sie sich durch kolonisatorische Übersiedlung nach Bornholm auch nach Skandinavien verbreitet hätten. Dagegen habe aus dem Umstande, daß „die alte Edda Glieder des burgundionischen Königsgeschlechts als gotnisch (gothisch) und Gotnen (Gothen) bezeichnet, wie auch daß in einem späteren Bestandteile der Edda der burgundionischen Dynastie gleiche Abstammung wie derjenigen der Norwegen, Dänen, Jüten und Sachsen zugeschrieben wird", Beauvais (Histoire légendaire des Francs et des Burgondes, 1867) den skandinavischen Ursprung der Burgundionen vergeblich zu stützen gesucht.

Inzwischen war aber bereits eine scharfe Reaktion gegen die Annahme der europäischen Germanen- und Indogermanen-Heimat eingetreten. Das Jahr 1873 brachte die kleine gegen Benfeys Beweisführung gerichtete Schrift von Carl Pauli „Die Benennung des Löwen bei den Indogermanen", in der sich der Verfasser dem Widerspruche Höfers „gegen die neuerdings aufgetauchte Hypothese, daß der Ursitz der Indogermanen in Europa gewesen sei" anschließt, und Victor Hehns Schrift über das Salz. Das Wort für „Salz" fände sich nur in den europäischen Sprachen, die asiatischen Indogermanen, also der Urkern, hätten keine Kenntnis davon gehabt. Berühmt wurde desselben Verfassers Buch „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergange aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa", dessen Vorwort zur 2. Auflage, 1874[2]), einen heftigen Ausfall gegen die Ver-

[1]) Zwischen Wladikawkas diesseits und Tiflis jenseits des Kaukasus.

[2]) Nach Schrader I, S. 101, fehlt diese Vorrede den späteren Auflagen dieses Werkes. Die sich in meinem Besitze befindende 3. Auflage desselben enthält jedoch das Vorwort zur vorhergehenden und somit auch wortgetreu die oben angeführte Stelle.

fechter der europäischen Urheimat unternahm: „Längst hatten Anthropologen und Ethnologen die Lehre von der Einwanderung der indoeuropäischen Völker aus Asien und ihrer ursprünglichen Einheit als ein Joch empfunden, das sie bei ihren Operationen mit Menschenracen, Lang- und Kurzschädeln, Stein- und Bronzealter usw. in der freien Bewegung hinderte. Da geschah es, daß in England, dem Lande der Sonderbarkeiten, ein origineller Kopf (d. h. Latham) es sich einfallen ließ, den Ursitz der Indogermanen vielmehr nach Europa zu verlegen; ein Göttinger Professor (Benfey) eignete sich aus irgend einer Grille den Fund an; ein geistreicher Dilettant in Frankfurt (d. h. Geiger) stellte die Wiege des arischen Stammes an den Fuß des Taunus und malte die Szenerie weiter aus. Danach also hat Asien, der ungeheure Weltteil, die officina gentium, einen großen Teil seiner Bevölkerung von einem seiner vorgestreckten Glieder, einer kleinen, an Naturgaben armen, in den Ozean hinausreichenden Halbinsel erhalten! Alle übrigen Wanderungen, deren die Geschichte gedenkt, gingen von Ost nach West und brachten neue Lebensformen, auch wohl Zerstörung ins Abendland, nur diese älteste und größte ging in umgekehrter Richtung und überschwemmte Steppen und Wüsten, Gebirge und Sonnenländer in unermeßlicher Erstreckung! Und die Stätte des ersten Ursprungs, zu der uns wie in die Kinderzeit unseres Geschlechts dunkle Erinnerungen zurückführen, die Stätte der frühesten sich regenden Fertigkeiten und noch unsicheren Schritte, wo, wie wir ahnen, Arier und Semiten neben einander wohnten, ja vielleicht gar eins waren, — sie lag nicht etwa im Quellgebiet des Oxus, am asiatischen Taurus oder indischen Kaukasus, sondern in den sumpfigen, spur- und weglosen, nur von den Fährten der Elene und Auerochsen durchbrochenen Wäldern Germaniens! ..... Und worauf stützt sich dieser ungeheuerliche Gedanke? Auf einige abgerissene, leichtgewogene Observationen, von denen keine einzige einer näheren Untersuchung Stand hält." Unangenehm fällt in diesen Sätzen — von denen natürlich kein einziger der neueren Forschung „Stand hält" — die Anrempelung der Anthropologen und Ethnologen auf, sind wir doch heute mehr denn je davon überzeugt, daß Anthropologie und Prähistorie die europäische Heimat der Indogermanen am sichersten begründet haben. Daß alle geschichtlichen Wanderungen von Ost nach West gegangen sind, ist ein grober Irrtum. Zu dem Kapitel Arier/Semiten führe ich eine Stelle aus Poesches Arier-Buche, 1878, an: „Nach diesem Prinzip erscheinen natürlich Seligmanns „schwarzhaarige semitische Arier" (Geogr. Jahrb. 1866) einfach als eine contradictio in adjecto, nicht um ein Haar besser wie hölzernes Eisen. Ebensowenig existierte je die „ario-semitische Menschheit

A. v. Kremers, deren Wiege er in Zentralasien sieht. (Ausland 1875, Nr. 1)." Und mit solchen sich selbst widersprechenden Meinungen suchte sich Hehn zugunsten seiner Einwanderungstheorie zu befreunden!

Von sonstigen bedeutenden Forschern standen innerhalb des hier behandelten Zeitabschnitts auf dem Boden der Einwanderungstheorie:

Rudolf Virchow, „Die Urbevölkerung Europas", 1874, Heft 193 der von Virchow und v. Holtzendorff herausgegebenen Vortragssammlung: „Setzt man das Ende der Eiszeit auch nur um 9 oder 10 Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung, so ergiebt das doch schon einen so großen Spielraum für die Phantasie, daß wir auch einen mehrmaligen Wechsel der europäischen Urbevölkerung ohne Schwierigkeit zulassen können. Denn um mehr als 2000 Jahre reicht auch die freigebigste Rechnung des Historikers in Europa nirgend zurück. Geben wir diese Zeit der arischen Einwanderung von Asien her, so steht nichts der Möglichkeit entgegen, in einer früheren Periode der Einwanderung von Afrika her eine gleiche Breite zuzugestehen." Dies zur Kennzeichnung der Zeiträume, mit denen man früher auszukommen glaubte. Schon vorher hatte Virchow geschrieben, daß der Satz, „daß alle aus arischer Wurzel hervorgegangenen europäischen Stämme von Osten her eingewandert sind", teils durch geschichtliche und naturwissenschaftliche Forschung, teils endlich durch bloße Analogie gestützt werde.

Friedrich Ratzel, „Vorgeschichte des europäischen Menschen", Bd. 11 der „Naturkräfte": „Der Mensch ist erst verhältnismäßig spät nach Europa eingewandert; er hatte sicherlich den weitaus längsten und schwierigsten Teil der Entwicklung, welche ihn aus der Tierheit zum Herrn der Erde erhob, hinter sich, als er diese rauhere Erde betrat, die seiner ungeschützten Kindheit und ersten Jugend verderblich geworden wäre. — Auf dieser Erkenntnis fortbauend, möchten wir wohl fragen, woher denn die ersten Europäer gekommen und welchen Stämmen sie angehörten, aber wir haben hiervon bloß so viel Kenntnis, als genügend ist, um übertriebene Hypothesen fernzuhalten, denn wir wissen nichts anderes, als daß diese Völker körperlich von den heutigen Europäern so wenig verschieden waren, daß wir sogar zur Annahme gezwungen sind, es seien auch von ihnen nicht wenige Elemente in die Mischung eingegangen, aus der unsere Germanen, Romanen, Slaven, unsere finnisch-ugrischen und baskischen Völker entstanden sind."

W. Boyd Dawkins, „Cave-hunting, researches on the evidence of caves etc.", 1874, deutsche Übersetzung 1876 von D. J. W. Spengel: „Die Höhlen und die Ureinwohner Europas", mit Vorwort

von Oscar Fraaß: „Wir dürfen demnach den Schluß ziehen, daß sowohl in Europa wie in Indien in der Pleistozänzeit paläolithische Menschen gelebt haben. Möglicherweise erklärt sich auch die Identität der Geräte in zwei so weit auseinander gelegenen Gegenden in derselben Weise wie die Identität der arischen Wurzeln, nämlich durch die Annahme, daß ihre Verfertiger von demselben Ausbreitungs-Mittelpunkt ausgegangen sind, und auf denselben Wegen, welche später die vorarischen und arischen Völker bei ihrer Einwanderung in Europa und Indien eingeschlagen haben.“ (S. 339.)

Hans von Wolzogen wendet sich in seiner Arbeit „Der Ursitz der Indogermanen“ in der Zeitschrift für Völkerpsychologie u. Sprachwissenschaft, 8. Bd., 1875, gegen Geigers Ausführungen und kommt — hauptsächlich auf Grund der Wanderung der Drachenkampfmythen — zu dem Schlusse: „Nicht aus germanischem Boden ist also eine der bedeutendsten indogermanischen Mythengestalten erwachsen, sondern aus asiatischem. Der Ursitz der Indogermanen war also nicht Germanien, überhaupt nicht in Europa, sondern in Asien.“ Auch auf diesem Gebiete haben sich die Ansichten inzwischen geändert, wie wir später noch sehen werden.

Friedrich von Hellwald, „Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart“ 1875, bekennt sich zur Ansicht Spiegels (S. 100), schreibt aber vorher: „Da nach den sprachwissenschaftlichen Forschungen der Neuzeit der größte Teil der heutigen Europäer mit diesen arischen Indern in inniger Verwandtschaft steht, so ist die Neugierde nach den Ursitzen dieses Volkes eine ebenso begreifliche als berechtigte. Wie erwähnt, sind sie erst später eingedrungen in das Land der Gangâ, in Indien also eben so gut wie in Europa auf fremden Boden verpflanzt.“ Das Werk ist Ernst Haeckel gewidmet, der einmal die Vermutung aussprach, die Heimat des Menschengeschlechts könne sich eigentlich in Südasien oder Afrika befunden haben (oder auf einem im indischen Ozean untergegangenen Erdteil [Lemurien]) [1].

Joseph Kuhl, „Die Anfänge des Menschengeschlechts und sein einheitlicher Ursprung“, 1875: „Airyana ist zweifellos der Name des Indogermanischen Urlandes nördlich vom Hindu-Kusch, den die einziehenden Eranier mitgenommen haben in die neue Heimat: der neue Name Eran (Iran) ist nichts anderes als eine lautliche Umgestaltung von Airyana“ (S. 61).

[1] Vgl. Ernst Häckel, Über die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechts, 1868, Heft 52/53 der Sammlung Virchow-v. Holtzendorff, S. 68—69.

Anton Baumstark, „Ausführliche Erläuterungen des allgemeinen Teiles der Germania des Tacitus“, 1875, steht nach der Wärme, mit der er Jakob Grimms Geschichte der deutschen Sprache anführt, und nach dem Grade seiner Kritik an Tacitus' Gründen auf seiten der Asien-Anhänger. Sein Kommentar ist außerordentlich reichhaltig und darum nicht zu übergehen, wird aber durch die maßlosen Angriffe auf Andersdenkende oder solche, die die Germania nicht in seinem Sinne übersetzen, beeinträchtigt. Felix Dahn sagt von ihm: „Referent wollte schreiben, seit dem Anfang des 16. Jahrh. sei in deutscher Sprache nichts so Grobes mehr geschrieben worden — aber da fiel ihm die Kapuziner-Predigt in Wallensteins Lager ein, an welche diese Erörterungen auch durch ihren Gesamt-Eindruck: eine gewisse polternd dörperliche Lustigkeit erinnern.“

Wenn auch das 2. und 4. Kapitel der Germania wohl jedem Bearbeiter Anlaß bieten, zur Heimatsfrage Stellung zu nehmen, sehe ich doch von der Anführung der zahlreichen, hauptsächlich für das Gymnasium bestimmten kommentierten Germania-Ausgaben ab.

Arbois de Joubainville, les premiers habitants de l'Europe, in erster Auflage 1877, in zweiter 1889 und 1894 in 2 Bänden erschienen (die 1. Aufl. war mir nicht zugänglich): „Le plus ancien établissement de la race indo-européenne paraît avoir été au nord de la Perse et de l'Afghanistan modernes dans le bassin de l'Jaxarte et celui de l'Oxus où sont aujourd'hui les villes de Buchara et de Samarkand .....“ Der folgende Satz gehört wohl erst der 2. Auflage an, da er sich auf Brugmanns Grundriß der vergl. Grammatik bezieht: „On a supposé récemment que l'Europe pourrait avoir été le berceau de la race indo-européenne, mais la superiorité qui caractérisa la civilisation indo-européenne dès son apparition dans l'histoire, et qui assura sa domination sur les autres civilisations d'Europe, ne s'explique pas sans un contact préalable avec ces empires de la haute Asie qui ont été si grands par les arts de la paix et de la guerre.“

Heinrich Kiepert, „Lehrbuch der alten Geographie“, 1878: „Für die beiden großen asiatischen Gruppen, denen spezieller der Arier-Name anhaftet und deren Sprachcharakter bei treuer Bewahrung der altertümlichsten Formen auf eine relativ späte Trennung von einander, mittelbar also auf ein längeres Verharren in der Nähe der Ursitze schließen läßt, liegt die Gegend ihrer nächsten Berührung in der Nachbarschaft der oberen Täler des Indos und Oxos, die gemeinsame älteste Heimat vielleicht noch weiter nördlich zurück, sicher aber nicht auf indischem Boden, im Ganzen also am östlichen Ende des historischen

Verbreitungsgebietes der ganzen arischen Familie, deren Ursprünge nicht mit Unrecht insgesamt auf jenes Urland zurückgeführt worden sind." (S. 23/24.)

Daß mit der Feststellung dieser Tatsachen kein „Werturteil" über die erwähnten Werke abgegeben werden soll, versteht sich von selbst; sie sollen nur zeigen, mit welchen Widerständen die Lehre von der europäischen Heimat der Indogermanen zu kämpfen hatte, und diese Widerstände wurden auch im folgenden Jahrzehnt noch lange nicht gebrochen, obgleich schon unmittelbar neben Kiepert ein wichtiges und inhaltreiches Buch sich für Europa erklärte. Es war Theodor Poesches Werk „Die Arier. Ein Beitrag zur historischen Anthropologie", 1878. Der Verfasser verlegt die arische Urheimat nach Westrußland, in die Gegend der Rokitno-Sümpfe, denn dort zeigen nach einem ihm zugegangenen Berichte „alle organischen Gebilde, Menschen, Tiere, Bäume, die ausgesprochenste Neigung zum Albinismus! Es ist also dort etwas in Boden, Wasser und Luft, das der Bildung des Pigments in Haaren, Augen und Haut feindlich ist; was an allen Orten der Erde vereinzelt auftritt, der Albinismus organischer Gebilde, er tritt hier massenweise auf und erklärt uns so das Entstehen der großen, blonden Menschenrace!" Beweiskräftig sei ferner die unmittelbare Nähe der litauischen Sprache, die nach dem einstimmigen Urteil der Philologen der indogermanischen Ursprache am nächsten kommen soll. Diese Darlegungen Poesches sind allerdings bereits aus dem Werke Schraders, I, S. 109 ff., bekannt, der bei dieser Gelegenheit eine warme Zustimmung [1]) und eine schroffe Ablehnung [2]) erwähnt. Daß aber eine weitere von Poesche vorgetragene Mutmaßung nicht zitiert wird, halte ich für bedauerlich, weil mir in ihr

[1]) Alexander Ecker (Archiv f. Anthrop. XI) bezeichnete zwei Sätze aus Poesches Buch als einen großen Fortschritt der Wissenschaft: 1) daß die Blonden oder Arier einen besonderen wohlcharakterisierten Menschenstamm bilden, 2) daß die Heimat dieses Stammes nicht in Asien, sondern in Osteuropa zu suchen ist.

[2]) W. Tomaschek (Zeitschr. f. d. österr. Gymn. XXIX) faßt die Blondheit, den Mangel an Farbstoff in Haut, Haar und Auge, als eine Abnormität im menschlichen Typus auf. „Der Satz Linnés nimium ne crede colori gilt auch für den Menschen, namentlich die Farbe der Augen kann im geringsten Grade Anspruch darauf machen, einen Rassencharakter darzustellen." Übrigens erblickte Tomaschek schon damals in Osteuropa die Heimat der Indogermanen. — Eine dritte mir bekannte — und zwar großenteils ablehnende — Besprechung hat C. M. (Mehlis) im „Ausland", 1878, veröffentlicht. Der „Albinismus" ist nach ihm eine Entartungserscheinung, er könne unmöglich das kraftvolle Ariervolk geschaffen haben. Mit Recht wendet sich Mehlis gegen Poesches — von mir bereits im 1. Teile, S. 98, erwähntes — Bestreben, einige kerngermanische Völkerschaften zu Slawen umzuwandeln.

ein Übergang zu jüngsten Erkenntnissen enthalten zu sein scheint. Sie findet sich auf S. 74: „Ich will nicht verhehlen, daß ich durchaus keinen Grund sehe, einen Zusammenhang der Arier mit den alten Dolichocephalen Westeuropas, z. B. den Cromagnonleuten, für unmöglich zu halten. Ebenso will ich auf einen Umstand aufmerksam machen, der mir von Wichtigkeit in der Diskussion dieser Frage zu sein scheint. Im Osten der Arier sehen wir die extrem kurzköpfigen Mongolen in ihren vielen Verzweigungen; an sie stoßen die Slaven, von allen Ariern die kurzköpfigsten, wie anzunehmen zunächst liegt, weil am meisten mit Mongolen vermischt. Die uralten Langköpfe hingegen finden sich hauptsächlich im westlichen Europa. Deutet das nicht eine Ostwanderung der ältesten Arier, oder ihrer Urrace an, die zum Stehen kam, als sie mit kräftigeren und zahlreicheren Stämmen der Brachycephalen zusammentraf?"

Dr. Sigmund Feist hätte wahrlich nicht nötig gehabt, seine Kritik an Prof. Kossinna zu üben, wenn er das anthropologische Schrifttum ein wenig zurückverfolgt hätte [1]). Da nun das Buch Poesches hauptsächlich auf anthropologischen Beobachtungen fußt, werden wir ihm in dem Kapitel über Rassenfragen noch einmal begegnen. Hier seien nur noch einige Sätze aus dem Schlußkapitel festgehalten: „Das ethnographische Menschheitsspektrum würde sich also ungefähr so darstellen: in der Mitte zwischen Äquator und Nordpol, jedoch dem letzteren näher, ein breites Band heller, blonder Völker rings um die Erde; von da aus nach Nordpol und Äquator zu Bänder immer dunkler werdender Völker. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich auf der südlichen Erdhälfte, gleichsam als Reflex der ersteren, wie ein sekundärer Regenbogen. — Anders zeigt sich das linguistische Menschheitsspektrum. Hier ist die offenbare Tendenz, nach den Polen zu arische Ursprachen zu haben, germanisch und slavisch; auf beiden Seiten des Äquators romanische Sprachen, und zwar portugiesisch dem Äquator zunächst. — Ich nehme also für die Ausbreitung der arischen Sprache viel größeren Raum für die Zukunft in Anspruch, als für die Ausbreitung des physischen Typus der Arier."

Gleich das folgende Jahr (1879) brachte wieder Rückfälle in die Asien-Hypothese. Zunächst sei eine Arbeit Fritz Hommels „Arier und Semiten" im Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft usw., 1879,

[1]) „Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen", 1913, S. 496: „Gustaf Kossinna . . . begnügt sich nicht damit, das Dogma von der Dolichokephalie des indogerm. Urvolkes und dessen Identität mit der nordischen Rasse unentwegt festzuhalten, sondern will diesen Menschentypus sogar bis zu einer der paläolithischen Rassen Westfrankreichs, dem dolichokephalen Cro-magnon-Typus, zurückverfolgen."

erwähnt, die schon wegen der damals von verschiedenen Seiten vermuteten engeren Beziehungen zwischen beiden Völkergruppen interessant ist. Hommels Stellung zur Urheimat ist in folgendem Satze festgelegt: „Mir steht es zunächst fest, daß ein Punkt, wo die Indogermanen noch als vereinigtes Volk saßen, der Südrand des Kaspischen Meeres und der Strich, der sich von da bis gegen das schwarze hinzieht, gewesen sein muß . . . . . . daß sie aber in einer früheren Periode gleich den Semiten weiter östlich gesessen haben, und zwar wiederum nördlicher und in einem etwas kälteren Klima als diese, also etwa in Baktrien, und daß die große Wanderung vom Westen des Hindukusch nach dem Kaspischen Meere in ziemlich aufeinanderfolgender Ordnung zuerst von Semiten und später von Indogermanen, vielleicht beidemal weil turanische Völker nachdrängten, unternommen wurde." Weitere Arbeiten Hommels aus jener Zeit erwähnt Otto Schrader, Sprachvergleichung, I, 3. Aufl., S. 104/105.

Nach Wilhelm Arnold (Deutsche Urzeit, 1879) wird „die Heimat des arischen Urvolkes in Asien zwischen den Abhängen des Kaukasus und dem Kaspischen Meere gesucht". Der Weg der Germanen und der sprachlich mit ihnen nah verwandten Slawen muß durch die südlichen Teile der Bucharei und die Wüste von Chiwa gegangen sein. Die Kelten haben zuerst unter den indogermanischen Völkern den europäischen Boden betreten und (nach Arnold) bereits um 2000 v. Chr. den äußersten Westrand Europas erreicht. Ähnlich wie Arnold verlegt F. A. K. v. Specht („Das Festland Asien-Europa und seine Völkerstämme", 1879) das Urland der Arier nach dem Hinduh-Kusch, dem „Nabel der Erde". Interessant ist seine Auseinandersetzung mit Geiger (S. 40): „Wenn die Angabe bei Geiger begründet ist, daß die Indogermanen den Bogen noch nicht geführt hätten (s. Geiger, S. 125, der seine Ansicht darauf stützt, daß die Ausdrücke für Pfeil und Bogen bei allen Völkern der indogermanischen Gruppe verschieden lauten), so müßte die Erfindung des Bogens von ihnen in Europa erst, und zwar schon in sehr weit zurückliegender Urzeit gemacht worden sein, womit gleichzeitig eine Andeutung von dem Zeitabschnitt gegeben wäre, in welchem die erste Einwanderung der Indogermanen vor sich gegangen. Denn da man in den jüngsten Tertiärschichten der Gebirgsablagerungen bereits Pfeilspitzen vorgefunden, so muß also die Einwanderung lange vor dieser Zeit stattgehabt haben. Die Einwanderung würde also 3—400 000 Jahre mindestens zurückreichen." Man vergleiche mit dieser Zahl das oben bei Virchow Gesagte. Selbst Georg Kaufmann, „Die Germanen der Urzeit", 1880 (erster und einziger Teil einer „Deutschen Geschichte bis auf Karl den Großen"), der unseren Vorfahren manche Vorrechte in bezug auf kulturelle Selbständigkeit einräumte, konnte sich von dem Vorurteil einer asiatischen Heimat der Arier nicht befreien. Daß populäre Werke wie Ludwig Stackes „Deutsche Geschichte", 1. Aufl.. 1880 — hier wie in späteren Auflagen —, ebenso Robert Königs „Deutsche Literaturgeschichte" von der 1. Aufl., 1878, an bis zur letzten (1922!) an dem Märchen von der asiatischen Herkunft der Germanen festhalten, muß tief bedauert werden. Gerade solche Werke verhindern durch ihre große Verbreitung das Eindringen richtiger Erkenntnis in die Kreise der Gebildeten und tragen Schuld daran, daß diese öde Fabel noch immer wieder in den Schulbüchern erscheint. Seit 1905 ist Stackes Geschichte glücklicherweise abgelöst worden durch das dreibändige Geschichtswerk Eduard Heycks, das wenigstens der vorgeschichtlichen Zeit etwas mehr Rechnung trägt und deshalb „bodenständiger" wirkt. In der Heimatfrage befriedigt aber auch dieses Werk nicht (älteste indogermanische Heimat die südrussischen und transkaspischen Steppen, also ähnlich wie seit 1890 Otto Schrader).

Ein völliger Umschwung zugunsten Europas vollzog sich sodann in Ludwig Lindenschmits „Handbuch der deutschen Altertumskunde", dessen erste Lieferung — allerdings schon die Hälfte des Ganzen enthaltend — 1880 erschien. Nach der früheren Zusammenarbeit mit seinem früh verstorbenen Bruder Wilhelm (vgl. die Rätsel der Vorwelt, 1846) wäre für den Verfasser eine andere Stellungnahme auch kaum denkbar gewesen. Lindenschmit betont zunächst — wohl im bewußten Gegensatze zu V. Hehn —, daß alle Wanderungen der Urzeit sich vom Westen nach Osten bewegt haben, und fährt dann fort: „Warum die Stammsage der gotischen Völker von ihrer Wanderung aus den Ostseeländern nach jenen am Pontus Euxinus als eine „Lüge der Sage" (so hatte sich Jakob Grimm in der Geschichte der deutschen Sprache, S. 169, ausgedrückt) betrachtet werden soll, ist um so weniger einzusehen, als die Rückkehr des königlichen Stammes der Heruler nach den alten Sitzen im Norden dem Bereiche der Geschichte angehört . . . . . Wie aber jene zurückkehrenden Heruler in ihrer Heimat ein vorbehaltenes Besitzrecht wieder antraten, so hatten auch andere deutsche Stämme (Sachsen, Vandalen u. a.) ihren Anteil an dem ursprünglichen Landbesitz für den Fall ihrer Rückkehr gesichert, und dieses durch bestimmte, geschichtliche Zeugnisse verbürgte zähe Festhalten an dem heimatlichen Boden ist doch wohl kaum mit einem vermeintlich ursprünglichen Wandertrieb nach Westen vereinbar." Später: „Selbst bei dem noch so beschränkten Umfange der Untersuchungen über die Stämme und Geschlechter der Menschen dürfen wir doch so viel als gewiß betrachten, daß, wenn ein

ursprünglicher Zusammenhang der sprachverwandten, westöstlichen Völker unfehlbar auch eine übereinstimmende Körperbildung derselben bedingt, der Urtypus der letzteren sicher nicht bei den Hindus und Tadschicks, Bucharen, Beludschen, Parsis und Osseten zu suchen ist. Die Mischung der Völkergeschlechter war schon nach Andeutung der ältesten Nachrichten in den Ländern zwischen Indus, Euphrat und dem Kaspischen Meere so bedeutend, daß denselben mit größerer Berechtigung die Bezeichnung eines Kreuzungspunktes als eines Ausgangspunktes der Rassen zukäme."

Diese Anführungen mögen hier genügen. Daß Lindenschmit in diesem Buche auch seinen früheren ablehnenden Standpunkte dem Dreiperiodensystem gegenüber treu gebieben ist, wird niemand überraschen; doch gehört dieses Kapitel in die Untersuchungen über die Entwicklung der Vorgeschichtsforschung hinein.

In schöner Übereinstimmung mit Lindenschmits Ansicht, daß der indogermanische Urtypus nicht in Asien zu suchen ist, befindet sich der Schluß einer wertvollen Arbeit von Dr. C. Mehlis „Über den Kulturzustand der Sueben bei ihrem Eintritt in die Geschichte", die Anfang 1880 in Ernst Krauses Zeitschrift „Kosmos" (Bd. VI, S. 457 ff.) veröffentlicht wurde. Ja, ich erblicke nicht nur eine Übereinstimmung, sogar eine Steigerung über Lindenschmits Standpunkt hinaus, wenn Mehlis schreibt: „Es ist ein gut angelegtes, muskelgewaltiges Naturvolk, das sich uns in diesen Sueben repräsentiert, welche nach drei Jahrhunderten die Römerwelt in Stücke schlugen. Wenn wir schließlich in ihrem unausgeprägten Kulturzustand, ihrer Waffenmacht, ihrer Kastenneigung, ihrem Lichtdienst, ihrem Aussehen usw. die Eigenschaften der Urarier, die Art der Indogermanen, am Entschiedensten ausgeprägt sahen, wenn wir darin das Grundelement erblicken, von dem aus sich Griechen und Römer, Kelten und Slaven entwickelten, so werden wir im Ganzen kaum gegen die Sätze der vergleichenden Völkerwissenschaft verstoßen." Der Gedanke eines vorgeschichtlichen germanischen Europas, wie er später wieder bei Ludwig Woltmann und Willy Pastor zum Ausdruck gelangt, kann nicht deutlicher ausgesprochen werden, und des weiteren ist der Gedanke, daß hier Mehlis sich unbedingt zur europäischen Heimat der Indogermanen bekannt hat, doch wohl unabweisbar.

Endlich sei hier noch einer kleinen selbständigen Schrift gedacht, in welcher zwar die europäische Heimat der Germanen ebenfalls nicht geradezu verkündet wird, und doch leuchtet sie aus dem ganzen Zusammenhange hervor: „Die alten Germanen in der Universalgeschichte und ihre Eigenart" von Franz Babsch, 1880. Nachdem der Verfasser einen Überblick über die Völker gegeben hat, die bis zu dem Auftreten der Germanen in universalhistorischer Beziehung wichtig sind, schreibt er: „Es ist eine in der Universalgeschichte ausgemachte Tatsache, daß mit dem blutigen Tage am Osning im sogenannten Teutoburgerwalde die Germanen ihren Anspruch auf die Weltherrschaft besiegelten. Die Römer ihrerseits haben in der Niederlage des Varus das Ende, wenn nicht ihrer Weltherrschaft, so doch das Ende ihrer Vorstandschaft, ihres Trägertums der Menschheit gefunden. Das, was man Geschichte der römischen Kaiserzeit nennt, stellt sich vielmehr dar als die Geschichte des Eintritts der Germanen zu dem Amte, das die Römer vor ihnen bekleidet hatten. In der Tat, nach den Römern sind die Germanen in die Universalhistorie als leitende Faktoren der Geschicke der Menschheit einzufügen." So unscheinbar die Schrift äußerlich ist, so überraschend reich und wertvoll ist ihr Inhalt; sie erfüllt schon in sich selber die zwei Jahre vorher von Müllenhoff ausgesprochene Forderung, „unsere Nation zu wahrhaftiger, lauterer und voller Erkenntnis ihrer selbst hinzuleiten". Der politische Beginn der germanischen Geschichte kann nicht besser, als es durch Babsch geschehen ist, gezeichnet werden; daß aber der Beginn ihres eigentlichen Wirkens für die indogermanische Menschheit viel weiter zurückliegt, und daß die Erkenntnis dieser Tatsache allmählich immer mehr zum Durchbruch gelangt, dies eben ist die Aufgabe unserer weiteren Untersuchungen.

Wenn nun auch die letztgenannten Arbeiten einen Fortschritt gegenüber den unmittelbar vorhergegangenen bekunden und somit eine Brücke schlagen zu den Werken, die wir am Beginn dieses Abschnitts besprochen haben, so muß doch zugegeben werden, daß eine allgemeine Klärung in der Heimatfrage noch lange nicht erzielt war. Immer stand hier bis jetzt noch Meinung gegen Meinung.

Anhang: Die „Arier".

Auf S. 35 des 2. Teiles erfuhren wir eine von Dr. S. Feist mitgeteilte Meinungsäußerung des Oxforder Gelehrten Max Müller über die Unverwendbarkeit des Namens „Arier" als Rassenbezeichnung. Jener Satz, der eine gewisse Berühmtheit erlangt hat und namentlich auch von jüdischen Schriftstellern ausgebeutet worden ist, stammt aus dem 1888 erschienenen Werke „Biographies of words and the home of the Aryas". Um dies gleich vorwegzunehmen: die Heimat der Arier wird hier „somewhere in Asia" — irgendwo in Asien, ohne genauere Bezeichnung

der Örtlichkeit — gesucht. Max Müller sah also nunmehr — denn früher glaubte er auch einmal an eine „arische Rasse“ — in den Ariern nur Vertreter einer Sprachengemeinschaft. Da wir nun inzwischen festgestellt haben, daß 1.) bereits 1854 der Ariername auf die gesamten Indogermanen übertragen wurde, 2.) dieser Name seitdem (s. besonders Poesche) auch auf anthropologische Beziehungen angewandt wurde, so scheint hier ein kurzes Eingehen auf die Frage, ob diese Widersprüche nicht schon eine befriedigende Lösung gefunden haben, unerläßlich zu sein, zumal sich seit Poesche die Bezeichnung „Arier“ teils für die Indogermanen, teils für die nordische weiße Rasse mehr und mehr eingebürgert hat.

Daß Max Müller mit seiner Ansicht nicht allein stand, werden wir bei der hart umstrittenen Frage begreiflich finden. S. Reinach erwähnt am Beginne seines Büchleins „l'origine des Aryens“ drei dahin zielende Äußerungen: von R. Hartmann, Die Nigritier, Gabriel de Mortillet im Bull. de la soc. d'anthrop., 1886, und R. Virchow im Korrespondenzblatt der Berliner Gesellschaft, 1889. Die erste Stimme ist von Reinach und allen, die ihm nachgeschrieben haben, nicht genau zitiert; sie steht zwar bei Hartmann, stammt aber von einem Prof. Mayer. Es ist der Mühe wert, den Äußerungen Hartmanns auf S. 185 seines Buches nachzugehen. „Der Sammelname Aryas, Arier“, heißt es dort, „hat nur noch für Philologen Interesse und sollte in der Anthropologie anderen Namen Platz machen, welche für die geographische Umgrenzung oder die wirklich nationale Verwandtschaft der zu behandelnden Völker West- und Inner-Asiens bezeichnender wären. Ein alter tüchtiger Forscher von anatomischer Bildung, Prof. Mayer in Bonn, tut folgenden höchst beherzigenswerten Ausspruch: »Ich habe (daher) auch immer die Idee des Ursprungs der Bewohner der Erde aus Asien oder ihre Abstammung von den sogen. Ariern, die ich als eine Erfindung der Studierstube und als kein Urvolk betrachte, bekämpft. Dieses Urvolk der Arier soll von den unwirtlichen Schneegebirgen des Hindu-Kusch herabgestiegen sein und sich sogar über Europa verbreitet haben. Und doch kennt niemand dieses Eden oder Paradies, und kein Reisender hat bis jetzt es uns aufgeschlossen. Den Namen Arier und Arejer kennt Herodot, aber nicht als Urvolk, sondern als Neben-Tribus im Heere des Xerxes, und der Name Arier bei den Hindus bedeutet auch keinen Menschenstamm, sondern nur eine höhere Rasse, welche die zwei oberen Kasten der Autochthonen Hindostans, der Brahminen und Xitrya bilden« ..... Diejenigen, welche uns nötigen wollen, den Namen der Aryas als einen wohlbezeichnenden anzunehmen, bedenken leider nicht, daß sie damit zugleich eine Menge von Völkerschaften zusammenwerfen, welche die physische Anthropologie zu sondern genötigt ist.“

In diesen Ausführungen, namentlich soweit sie Prof. Mayer angehen, befindet sich allerlei schief Gesehenes. Kein Mensch wird jemals die Abstammung des ganzen Menschengeschlechts von den Ariern behauptet haben, wenigstens ist mir nichts davon bekannt. Herodot berichtet (Buch 7, c. 62), daß die Meder vor alters allseitig Arier genannt wurden (*οἱ δὲ Μῆδοι ..... ἐκαλέοντο πάλαι πρὸς πάντων Ἄριοι*). Von diesen Ariern sind die in c. 66 erwähnten *Ἄριοι*, oder besser *Ἄρειοι*, zu trennen. Der Herausgeber des Herodot, Heinrich Stein, bemerkt dazu: „*Ἄριοι* ... vom altpers. ariya, zend. airya, sanskr. ârya »die Würdigen, Edlen«, eine nicht bloß den Medern, sondern allen eranisch-medischen Stämmen gemeine alte Benennung, womit sie, im Selbstgefühl ihrer höheren und reineren Art, sich von den unreinen Barbaren unterschieden, und die noch im heutigen Eran fortlebt. ..... Die heutige Wissenschaft (ich zitiere nach der Ausgabe von 1866) begreift unter dem Namen Arier alle diese sprachverwandten Stämme des eranischen Hochlands.“ Also auch in bezug auf die Angaben Herodots hat sich Prof. Mayer geirrt. Endlich: wem würden heute die Worte, die Arier hätten bei den Hindus „nur eine höhere Rasse“ bedeutet, nicht ein Lächeln entlocken? Mehr verlangen wir ja gar nicht. Weil „Rasse“ von anthropologischen Untersuchungen nun einmal nicht wegzudenken ist, muß sich also auch der Begriff „Arier“ anthropologisch auswerten lassen[1]).

In diesem Sinne bezeichnete Friedrich von Hellwald in seiner Kulturgeschichte, 1875, die Arier als den „Adel unter den Völkern“, indem er das Wort mit griechischem *ἄριστος* (der „erste“ und auch der „beste“) und *ἀρετή* (mannhafte Tugend, lateinisch: virtus) verglich. Eine Steigerung dieser mit Heinrich Stein trefflich übereinstimmenden Auslegung brachte Hermann Brunnhofer (Urgeschichte der Arier, Bd. III: Vom Aral bis zur Gangâ, 1893). Nach ihm heißt *ἄριστος* der arischeste: „Nur aus dem Stamme ara erklärt sich der Komparativ *ἀρείων* von ara + íyans und der Superlativ *ἄριστος*, der nicht von *ἀρείων* getrennt werden kann, nur aus dem Stamme ar + ishta ..... Der Urgrieche bezeichnete mit arischer (*ἀρείων*) und im höchsten Grade arisch (*ἄριστος*), das Ausgezeichnetste, was ihm in der Heroenzeit bekannt war, nämlich Tüchtigkeit, Tapferkeit und edle Abstammung.“

---

[1]) „Unter den sechs Mederstämmen, die Herodot I, 101, anführt, kommen auch *Ἀριζαντοί* vor, deren Namen Jules Oppert (le peuple et la langue des Mèdes), mit Heranziehung des sanskritischen Arja-zantu, als de la race des Aryas erklärt.“ (J. v. Prašek, Geschichte der Meder und Perser, I.)

Vielleicht sind diese beiden Erklärungen (v. Hellwalds und Brunnhofers) indirekt durch Gobineau beeinflußt worden, der nach der von L. Schemann besorgten deutschen Ausgabe des „Essai“ (Bd. 2, S. 187) sich folgendermaßen äußerte: „Diese Wurzel ar folgte den verschiedenen Zweigen der Race überall hin und nahm ihren Sinn beständig und vor allen anderen ein. Die Griechen zeigen sie, wohlerhalten und an rechter Stelle, in dem Worte Ἄρης, welches das ehrenhafte Wesen par excellence, den Schlachtengott, den vollkommenen Helden personifiziert, und in dem anderen Worte ἀρετή, welches anfangs die Vereinigung der für einen wahrhaften Mann notwendigen Eigenschaften, die Tapferkeit, die Festigkeit, die Weisheit bezeichnet und dann später die Tugend bedeutete .....“

Eine andere schon von Adalbert Kuhn in der Programmschrift „Zur ältesten Geschichte der Indogermanen“, 1845, gegebene Erklärung ist später von Max Müller und Otto v. Corvin wieder aufgenommen worden. Kuhn vermißte bei den Parallelen ἀροῦν, lat. arare usw. („pflügen“) die Entsprechung im Altindischen, doch dürfte dieses die gleiche, inzwischen ausgestorbene, Wurzel mit dem gleichen Begriffe ursprünglich besessen haben, „indem arya nach dem Amarakos'a einen Mann der dritten, vorzugsweise aus Ackerbauern bestehenden Kaste bedeutet.“ Max Müller (Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, 1863, Bd. 1): „Ich will nur die Vermutung aussprechen, daß die Etymologie des Wortes arya uns auf einen Pflüger oder Ackermann hinführt und daß dasselbe mit der Wurzel von arara zusammenhängt.“ Eine Seite vorher heißt es bei demselben: „Arya ist ein Sanskritwort und bedeutet im späteren Sanskrit adelig, von guter Familie.“ Beide Bedeutungen würden einander nicht aufheben. Müller nahm an, daß die Arier sich „Pflüger“ im Gegensatz zu den Nomadenrassen, den Turaniern, genannt hätten, „in deren Originalnamen Tura — die Schnelligkeit des Reiters — liegt.“

Otto von Corvin schrieb in der „Illustrierten Geschichte des Altertums“, 2. Aufl., Bd. 1, 1880: „Diese Völker von heller Hautfarbe und intelligenter als ihre Nachbarn, nannten sich selbst Arja oder Arier, was von dem Sanskritwort ar, pflügen, stammt und die Bedeutung von Hervorragendem, Erstem oder Vornehmstem annahm, weil diejenigen unter den Nomaden, welche zugleich Ackerbau trieben, das größte Ansehen genossen.“ Leider ist allem Anschein nach ein Sanskritwort ar = pflügen nicht zu belegen, wodurch diese Erklärung an Wahrscheinlichkeit einbüßt.

Karl Penka (Origines ariacae, 1883) legt der Wurzel ar die Bedeutung des Hellen, Weißen, Glänzenden bei, indem er auf Wörter

wie ἄργυρος (Silber), ἀργεννός (hell machend) und andere hinweist. Nach ihm ist gerade der helle Typus Träger des „Adels“ — oder wie er schreibt: „Ist es nicht immer die glänzend weiße Hautfarbe, die alten und neuen Schriftstellern als eines der hervorstechendsten Körpermerkmale der unvermischten Germanen und Gallier erschienen ist? Ist es nicht die hellere Hautfarbe, die noch heute die Brahmanen Indiens vor den übrigen Klassen der Bevölkerung auszeichnet?“ Chamberlain erklärt arya als „zu den Freunden gehörig“, d. h. diejenigen, die im Denken und Fühlen miteinander übereinstimmen.

Unter allen diesen Erklärungen — ich habe nur die hervorstechendsten genannt, alle aufzuführen, verbietet der Raum — scheinen mir die sich gücklich ergänzenden von Gobineau, Stein, v. Hellwald und Brunnhofer den größten Anspruch auf Richtigkeit zu haben, und sie dürften auch heute noch den Beifall der berufenen Kreise finden. Die Penkasche Erklärung besticht deshalb, weil wir gewohnt sind, die Arier mit der weißen Rasse gleichzusetzen, doch sind manche seiner Ableitungen sehr weit hergeholt und zweifellos nicht zutreffend; damit verliert aber das Ganze an Sicherheit. Auch ist dabei zu berücksichtigen, daß die helle Hautfarbe am auffallendsten in der nordeuropäischen Heimat in Erscheinung tritt, während sie nach Süden und Osten hin Abstufungen unterworfen ist. Es ist dies ja auch kein Wunder, denn 1.) sind sicher trotz aller ernsthaften Versuche, die Rasse rein zu erhalten, gerade auf Wander- und Eroberungszügen Mischungen vorgekommen, 2.) ist nach Peschels von Dr. Albert Reibmayr[1]) wieder aufgenommener Ansicht die Polhöhe von besonderem Einflusse auf die Hautfarbe, die sich nur in einem gemäßigten Klima, wie es Europa bot, neben dem durch geographische Verhältnisse bedingten „Schutz vor Vermischung mit dunkler gefärbten Rassen“ hell erhalten konnte. Dagegen hat sich zum Teile die Blondheit der Haare nach Asien hinübergerettet (vgl. Spiegel, die arische Periode, 1887, S. 9, über die Forschungen Ujfalvys). So dürfte denn die zunächst nach Asien weisende Bezeichnung „Arier“ weniger auf die äußere Erscheinung, als auf die seelischen Eigenschaften zurückgehen, die den Ariern schließlich die kulturelle Überlegenheit über die Nachbarrassen sicherten. Auch diese Erwägungen lassen an der Richtigkeit der Penkaschen Erklärung zweifeln.

Die Übertragung des Ariernamens auf die gesamten Indogermanen würde dann am besten begründet sein, wenn sich auch in anderen Sprachen

[1]) Dr. Albert Reibmayr, Zur Entwicklungsgeschichte der indogermanischen Rasse. Archiv f. Rassen- u. Gesellschafts-Biologie, 1910, Heft 3.

außer den asiatischen Wörter fänden, die dem „arya“ gleichwertig sind. Einen Versuch nach dieser Richtung hin haben wir in dem Aufsatze Dr. Martin Haugs „Über den ältesten Namen der sogenannten Indogermanen und ihren Stammesgott“, 1854, kennengelernt (vgl. 2. Teil, S. 40). Diesen Versuch habe ich bis vor kurzem für den ersten gehalten. Erst neuerdings bin ich durch einen Aufsatz Gustav Meyers (Verfassers der bekannten griechischen Grammatik) „Von wem stammt die Bezeichnung Indogermanen?“ in den Indogerm. Forschungen, II, 1893, darauf aufmerksam geworden, daß bereits 1819 Friedrich v. Schlegel in einer sehr ausführlichen Besprechung des Werkes „Über den Anfang unserer Geschichte“ von J. G. Rhode in den Wiener Jahrbüchern der Literatur von der „ganzen großen arischen Völkerfamilie“ gesprochen hat (dortselbst S. 459—465).

Nach Schlegel ist die indische Wurzel ari „unstreitig auch eine germanische“ und lautet in der früheren und gotischen Form „ari“ und „ario“. „Es wird nicht befremdend sein,“ schreibt der Verfasser weiter, „wenn ich hinzufüge, daß es für mich schon seit längerer Zeit zur historischen Vermutung geworden ist, für die ich vielfältige Bestätigung gefunden habe, unsere germanischen Vorfahren, während sie noch in Asien waren, dort vorzüglich unter dem Namen der Arier, oder um es mit dem oben erwähnten Griechen angemessener auszudrücken, unter der »ganzen großen arischen Völkerfamilie« zu suchen; wodurch denn die alte Sage und Meinung von der Verwandtschaft der Deutschen, oder germanischen und gotischen Völker mit den Persern auf einmal ein ganz neues Licht erhalten und einen bestimmten historischen Anknüpfungspunkt gewinnen würde“. Der genannte griechische Schriftsteller ist Eudemos, der Schüler des Aristoteles. Schlegel fand von ihm in Creuzers Symbolik und Mythologie den Satz „*πᾶν τὸ Ἄρειον γένος*“ = „der ganze arische Stamm“, doch scheint sowohl Eudemos als auch Creuzer darunter nur die baktrisch-medisch-persischen Stämme unter Einschluß der nächstliegenden (wie Arimaspen) verstanden zu haben. Da auch Rhode — nach seinem Buche „Die heilige Sage des Zendvolks“ zu urteilen, das Werk über den Anfang unserer Geschichte kenne ich noch nicht — der gleichen Anschauung huldigt, so scheint der kühne Gedanke, den Ariernamen auf alle „indogermanischen“ Stämme bis zum westlichen Europa zu übertragen, Friedr. v. Schlegels geistiges Eigentum zu sein. Seine Erklärung des Namens (1819!): „Ari bedeutet was vortrefflich und ausgezeichnet, ruhmvoll, egregium ist; in dem Sinne, wie ein kriegerisches Heldenvolk sich dergleichen Benennungen zu geben pflegt“ stimmt auffallend gut zu den oben angeführten von Gobineau usw.

Nach Haug hat dann 1868 Wilhelm Scherer sein Buch „Zur Geschichte der deutschen Sprache“ mit folgendem Satze begonnen: „Die Germanen sind aus einer größeren Völkereinheit hervorgegangen, welche ich mit dem schönen, klangvollen, bildsamen, vielleicht auch historisch wohlbegründeten Namen der Arier bezeichne.“

Heinrich Zimmer schloß sich in der Schrift „Die Nominalsuffixe a und â in den germanischen Sprachen“ Scherer an, indem er die asiatischen Indogermanen Ostarier, die europäischen Westarier nannte. In Adalbert Bezzenbergers Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen, Bd. 3, verteidigte Zimmer in einem Artikel „Arisch“ seine früher ausgesprochene Ansicht gegen Angriffe Prof. Osthoffs und selbst Bezzenbergers, welche beide den Gebrauch des Wortes „arisch“ als fehlerhaft bemängelt hatten. „Das Wort arya“, schreibt Zimmer, „kommt auch bei europäischen Gliedern unseres Sprachstammes vor, und zwar bei den Kelten, den am weitesten nach Westen vorgeschobenen. Es liegt im Altirischen mehrfach Ableitungen unzweifelhaft zu Grunde. Zuerst dem Namen des Landes, das diese westlichsten der Keltenstämme bewohnen.“ Gemeint ist Irland (*Ἰουερνία* bei Ptolemäus, *Ἰέρνη* bei Aristoteles, in eigener Sprache aber Erin). „Dieser alte Name war kein anderer als der, mit dem die asiatischen Stammesgenossen sich nennen arya“, und diesen Namen „müssen die Iren aus ihrer Urheimat mitgebracht haben; er muß eine Benennung gewesen sein, die sich die Glieder unseres Sprachstammes noch in der Zeit ihres Zusammenseins selbst beilegten: es ist daher „arisch“ nicht nur kürzer und bequemer als „indogermanisch“ oder „indoeuropäisch“, sondern, was noch wichtiger ist, die allein richtige Bezeichnung“. Auf die Wiedergabe der peinlich genauen sprachlichen Untersuchungen darf ich hier wohl verzichten.

So ergänzen sich denn die Ausführungen Haugs und Zimmers in der glücklichsten Weise. Wenn man etwas gegen Zimmer geltend machen kann, so ist es die von ihm angenommene Wanderung der Arier vom Osten her, denn der heutige Gebrauch des Wortes „Arier“ beruht auf der Voraussetzung, daß die nordeuropäische weiße „arische“ Rasse sich mit dem ursprünglichen Indogermanentum deckt. Während letzteres aber ein neuzeitlicher wissenschaftlicher Begriff ist, hat das Wort „Arier“, wie aus den Arbeiten Haugs und Zimmers unzweideutig hervorgeht, den Vorzug der Ursprünglichkeit und zugleich den der Bedeutung des „Höheren, Würdigen, Edlen“, so daß auch im rassischen Sinne die Ablösung des Begriffes „Indogermanen“ durch den der „Arier“ wohl zu rechtfertigen ist. Wir sind zwar gewöhnt, die Indogermanen lediglich als Sprachengemeinschaft zu betrachten, und ver-

gessen darüber, daß hinter einer geschlossenen Sprache auch ein besonderer rassisch bedingter Charakter stehen muß. Soweit sich auch die Sprachen „anlernen" lassen, immer muß der Ursprung einer reinen Sprache mit einer reinen Rasse zusammenfallen. Mit Recht schreibt Dr. *Hans Günther* (Die Rassenkunde des Deutschen Volkes, 1923): „Erst die Auseinandersetzung mit der fremden Umwelt, erst die gesonderte Volkwerdung der nordischen Oberschicht zusammen mit der nichtnordischen Unterschicht schaffen die gesonderte indogermanische Einzelsprache. Jetzt erst entstehen Indisch, Persisch, Griechisch, Italisch usw., jetzt erst ist auch sprachlich die Verbundenheit mit der Nordheimat gelöst." *Die nordeuropäische Heimat der indogermanischen Völker bleibt eben, wie für alle einschlägigen Fragen, so auch für diese die eigentliche Voraussetzung.* So ist auch nur die Wiederaufnahme der so oft angegriffenen Bezeichnung „Indogermanische Rasse" durch Albert Reibmayr zu verstehen, und wir können auch wohl den Einklang damit finden, wenn auch Hans Günther in dem genannten Werke weder für den Begriff der „indogermanischen" noch für den der „arischen" Rasse eintritt. Ich muß hier den Lesern den bereits im 2. Teile, S. 129, erwähnten Satz von *Georg Biedenkapp* aus „Aus Deutschlands Urzeit" ins Gedächtnis zurückrufen, der in knappen und treffenden Worten die Grundlage des hier bestehenden Verhältnisses kennzeichnet. „Zur Zeit also," schreibt Biedenkapp am gleichen Orte, „wo unsere 160sten Großväter und Großmütter lebten, grüßten sich vielleicht die Urahnen eines Kant, Schopenhauer, Buddha, Zarathustra, Sokrates, Caesar und Bismarck als gute Landsleute." Schon zwei Jahre vorher hatte *Prof. Kossinna* die Losung ausgegeben, man sollte künftig „die Indogermanen in der indogermanischen Urheimat überhaupt nur noch Germanen nennen" („Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet", Zeitschr. f. Ethnol., 1902, S. 208). „Germanische Völkerwellen" lautet der Titel eines 1917 erschienenen Buches von Prof. *Theodor Arldt*, wo „germanisch" ebenfalls die sonst übliche Form „indogermanisch" vertritt. Dem Titel entspricht selbstverständlich das Werk, das „unsere ganze Vergangenheit, die wir in der Weltgeschichte zu betrachten pflegen, unter dem Zeichen des Germanentums stehen" läßt und die „germanischen" Wellen bis zu den afrikanischen Gestaden und bis „in Indiens reiche Fluren" verfolgt.

Selbstverständlich sind gegen diese Auffassung Einsprüche in großer Anzahl erhoben worden, und auch wir wollen sie nicht ohne weiteres als „a priori" gegeben betrachten, sondern abwarten, ob der Verlauf unserer Untersuchungen sie zu Recht bestehen lassen wird.

Nebenbei sei noch bemerkt: Das oft gehörte „arisch-germanisch" ist eine verstärkende Doppelbezeichnung und unnötig. „Ariogermanisch" wird besonders von den Kreisen um Guido von List bevorzugt. Werken gegenüber, die mit diesem Begriffe arbeiten, ist in der Regel äußerste Vorsicht geboten.

b) Die Arbeiten von 1881 bis 1900.

An die Spitze dieses Abschnitts gehört das umfassende, in 4 Bänden in Onckens Sammlung erschienene Werk *Felix Dahns* „Die Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker". Der erste Band erschien 1881, der vierte 1889. Der Titel zeigt den unmittelbaren Zusammenhang mit den großen Geschichtschreibern um die Mitte des 19. Jahrhunderts, mit denen Dahn ja schon durch die neue Bearbeitung des großen Werkes über die Völkerwanderung von E. von Wietersheim innerlich verbunden ist. So wurde ein beherrschender Gedanke: die Entstehung der romanischen Staaten auf germanischem Grunde in die neue Zeit hinübergerettet. Andererseits legt die immerhin nicht unbeträchtliche Zeitspanne zwischen dem ersten und dem letzten Bande Zeugnis ab für die peinlich genaue Nachprüfung und Durcharbeitung der schon zwei Jahrzehnte früher von demselben Verfasser begonnenen Sammlung „Die Könige der Germanen". Uns interessiert hier natürlich in ersten Linie, Dahns Stellung zur Germanenheimat zu erfahren, und da müssen wir bekennen, daß er hier und überhaupt bis an sein Lebensende auf dem Boden der Asien-Hypothese stand. Das gleiche wiederholt sich also in seiner kleineren, 1883 und 1888 in 2 Bänden bei F. A. Perthes, Gotha, erschienenen „Deutschen Geschichte", Bd. I: Geschichte der deutschen Urzeit, und ebenso in seinem letzten Buche: „Die Germanen. Volkstümliche Darstellungen aus Geschichte, Recht, Wirtschaft und Kultur", 1905, wo es S. 2 heißt: „Über den Stand der Streitfrage ist dermalen zu sagen, daß die Gründe *gegen* die Lehre (also Asien) durchaus nicht überzeugend, die *für* die westliche Heimat vorgebrachten aber noch viel schwächer sind." So sehr wir diese seine Stellungnahme im Interesse der Wissenschaft bedauern, so gerne und freudig ehren wir ihn als einen aufrechten deutschen Mann und sind dankbar für die fast unerschöpflichen Anregungen, die er besonders der deutschen Jugend — namentlich allerdings durch seine Romane — gegeben hat. Dahn ist aus der Entwicklung der Germanenforschung einfach nicht fortzudenken, und so, wie er die germanische Vergangenheit der deutschen Jugend zu verlebendigen wußte, so stellte er seine Kraft auch in den Dienst des Deutschtums der Gegenwart; seinem alten

Wahnspruche getreu: „Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk" trat er ein für den politischen Zusammenschluß der deutschen Stämme und den Anschluß der Deutsch-Österreicher an das Deutsche Reich. Mächtig bewegen uns heute noch die wuchtigen Klänge seines 1859 verfaßten Gedichtes, „bei dem Gerücht der Kriegserklärung Rußlands, Frankreichs und Italiens an Deutschland":

„Und wenn's beschlossen ist da droben, daß unser Reich versink' in Nacht, —
Noch einmal soll die Welt erproben des deutschen Schwertes alte Macht:
Soll nicht mehr deutsches Wort erschallen, nicht deutsche Sitte mehr bestehn,
So laßt uns stolz und herrlich fallen, nicht tatenlos in Schmach vergehn.

Zieht einst ein Tag die Schuld der Ahnen, die eigne Schuld vors Weltgericht:
Ihr seid die Schergen, ihr Romanen und Slaven, doch die Richter nicht!
Wir beugen uns den Schicksalsmächten: sie strafen furchtbar und gerecht:
Ihr aber seid, mit uns zu rechten, kein ebenbürtiges Geschlecht!

. . . .

Wir stiegen auf in Kampfgewittern, der Heldentod ist unser Recht:
Die Erde soll im Kern erzittern, wann fällt ihr tapferstes Geschlecht:
Brach Etzels Haus in Glut zusammen, als er die Nibelungen zwang,
So soll Europa stehn in Flammen bei der Germanen Untergang."

Ehre diesem deutschen Manne für immer!

Nach diesen Versen, die uns wie für die Gegenwart geschaffen zu sein scheinen, kehren wir zu unseren Untersuchungen zurück. Da finden wir zunächst eine in Dr. Ernst Krauses „Kosmos", Bd. IX, 1881, veröffentlichte Arbeit von Dr. Fligier: Europa, die Heimat der Arier oder Indoeuropäer. Hier wird Ost-Europa „eine wahre vagina gentium" — die Heimat sämtlicher arischen Stämme genannt. „Als Resultat sprachlicher, anthropologischer und archäologischer Forschungen ist anzusehen, daß Inder und Iranier längere Zeit in Osteuropa oder nordwestlichem Asien nebeneinander gewohnt haben. Den Indern folgten nach Asien die Iranier.... Eine zweite arische Einwanderung nach Asien erfolgte über den Hellespont. Die Armenier, Phryger, Lyder, sprachlich am nächsten den Iraniern stehend, folgten einander und drängten die kaukasischen Autochthonen in die Bergschluchten des Kaukasus zurück ..... Am weitesten gegen Norden wohnten die Germanen als Nachbarn der Finnen, wofür die Sprache der Finnen den unwiderleglichen Beweis liefert. Als die am meisten gegen Norden vorgeschobenen Arier sind sie zugleich das blondeste Volk unter allen Ariern usw." Später wird uns das Vordringen der Germanen, hauptsächlich auf Grund von Untersuchungen der von der Krakauer Akademie der Wissenschaften eingesetzten anthropologischen Kommission auf eine uns heute nicht mehr befriedigende Weise verfolgt.

Am Ende des Jahres 1881 (am 29. Dezember) erfolgte von Dr. Ludwig Wilser aus in einem Vortrage über die Keltenfrage im Karlsruher Altertumsverein der Vorstoß nach der Ostsee. Über den gleichen Gegenstand sprach Dr. Wilser Mitte August des folgenden Jahres in der 13. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Frankfurt a. M. Aus diesem Vortrage seien hier nach dem Berichte im Correspondenz-Blatt einige Sätze mitgeteilt: „Nun müssen wir fragen, wo stammen denn die Germanen eigentlich her? Ebensowenig wie bei den Kelten und Galliern liefert die Geschichte einen Beweis dafür, daß sie aus dem Osten, aus Asien gekommen sind. Ihre ganze körperliche Erscheinung spricht für nordeuropäischen Ursprung. Wo noch heute die Hauptmasse der Blonden sitzt, muß auch das blonde Volk herstammen, von diesen Gegenden muß es ausgezogen sein. Die germanische Völkerwanderung bewegt sich wie Strahlen von einem Mittelpunkte aus von Nord nach Süd, nach Südwest, nach Südost .... Auch Sagen, die bei verschiedenen germanischen Völkern, Goten, Longobarden, Burgundern und Angeln in alten Liedern fortlebten, weisen auf ihren Ursprung in Skandinavien hin ..... Ich möchte nur noch sagen, daß, wenn wir den Ursprung der Germanen im Norden annehmen, wir unbedingt auch den aller sprachverwandten Völker aus Nordeuropa annehmen müssen." Unschwer erkennen wir in diesen Worten das Bild wieder, an dem Dr. Wilser (in seinem großen Germanen-Werke und anderen Arbeiten) bis zu seinem Tode festhielt. Ein so unbedingtes Verharren bei dem einmal Erkannten werden wir so leicht nicht wieder finden. Da nun diese beiden Vorträge nicht gerade die große Öffentlichkeit bewegten, die erste Buchveröffentlichung Dr. Wilsers (Die Herkunft der Deutschen) aber erst 1885 erschien, so konnte es geschehen, daß, als Prof. Karl Penka 1883 in seinen „Origines ariacae" die Augen der wissenschaftlichen Welt ebenfalls nach Skandinavien als dem Ausgangspunkte der Indogermanen lenkte, Dr. Wilser später als Anhänger Penkas bezeichnet wurde, wie dies z. B. noch 1906 Otto Schrader (Sprachvergleichung und Urgeschichte I, S. 114) getan hat. So wurden denn Penkas Bücher „Origines ariacae", 1883, und „Die Herkunft der Arier", 1886, das „literarische Ereignis" auf unserem Gebiete. In der „Heimatsfrage" sind es auch unbestritten die ersten neuzeitlich gerichteten Werke, die nicht nur mit sprachlichen, sondern auch mit anthropologischen, ethnologischen und archäologischen Untersuchungen arbeiten. Nach ihrem Verfasser haben sich die Arier in Mitteleuropa aus einer dort ansässigen prähistorischen Rasse entwickelt,

die nach dem Abschmelzen des Eises (Ausdehnung der letzten Eiszeit ersichtlich auf der in dem Werke Hugo Obermaiers „Der Mensch der Vorzeit" enthaltenen Karte), dem Renntier folgend, nach dem Ostseegebiete und Skandinavien zog, dort unter der strengen Zucht des kälteren Klimas ihre bestimmte Eigenart erhielt, und von dort aus sich wieder strahlenförmig nach Süden und Osten ausbreitete und andere (kurzköpfige) Rassen, die sich inzwischen in Europa und Vorderasien verbreitet hatten, überlagerte. So finden wir denn bei Penka schon den Hinweis auf die Blondheit homerischer Helden — ein Thema, das später u. a. Otto Hauser weitergeführt hat —, wie auch in dem alten Rom die Blondheit als Zeichen vornehmer Herkunft galt. Wenn wir gelegentlich von einer „flava Minerva", einer „flava Ceres" usw. lesen, so scheint sich eben in dieser Bezeichnung ein besonderer Adel auszusprechen. Nunmehr erlangten längst vergessene Größen, wie z. B. der lange zu Unrecht geschmähte Olaf Rudbeck und andere schwedische Forscher, wieder das Bürgerrecht in der germanischen Vorgeschichtsforschung. Und ebenso wie Rudbeck dem 2. Teile seiner Atlantica eine Anzahl Rezensionen über den 1. Teil beigab, veröffentlichte Penka in der „Herkunft der Arier" einige höchst bezeichnende Rezensionen über die „Origines ariacae", die dartun, wie zwei namhafte Forscher, die bisher „treu zu Asien" standen, durch Penkas Buch umgestimmt wurden. So habe A. H. Sayce in der „introduction to the science of language", 1880, die Asien-Hypothese noch gegen Latham und Poesche verteidigt, jetzt sei er aber geneigt, die Nachbargebiete der Ostsee für den Ursitz der Arier zu halten, und in den „principles of comparative philology", 1885, erkenne er völlig die baltischen Provinzen und Skandinavien als Arier-Heimat an. Die zweite Rezension (von Ferdinand Justi in der Berliner philologischen Wochenschrift, 1884, Nr. 2) ist unter allen von Penka erwähnten am kürzesten gestreift worden; es verlohnt sich aber, etwas bei ihr zu verweilen, einesteils deshalb, weil hier ein Mann spricht, den wir im 2. Teile, S. 43, als unbedingten Verfechter der Asien-Hypothese kennengelernt haben, anderenteils weil sie die Anschauungen Penkas und die Auswirkungen derselben gut beleuchtet. Die frühere Annahme der Herkunft der Arier aus Asien habe der Kulturströmung von Süden und Osten her entsprochen, die uns Späteren „das Licht der Religion und Wissenschaft" gebracht habe. Dabei habe man aber das Alter der indischen Literatur ebenso wie das der heiligen Urkunden des Zendvolkes überschätzt; letztere reichten nicht über die Achämenidenzeit hinaus. „Geschichtliche Nachrichten aus dem Altertum existieren nur über Wanderungen von Westen nach Osten, wie die der thrakisch-phrygischen Völker und der Galater aus Europa nach Kleinasien, und über solche von Norden nach Süden, wie die der Goten und anderer germanischer Völker; auch von einem Teile der Griechen wird das Einrücken aus dem Norden der Halbinsel ausdrücklich gemeldet, und die Ansicht, daß sie vom kleinasiatischen Festland her sich nach Hellas verbreitet hätten, hat ihre Stütze hauptsächlich in der angeblichen Herkunft der Indogermanen oder Arier aus Asien, während doch die Beschränkung der Griechen auf die Küsten schon a priori eine Ansiedlung von Westen her natürlich erscheinen läßt." Während Justi die aus anthropologischen Beobachtungen gezogenen Schlüsse Penkas billigt, kann er einer Anzahl seiner etymologischen Aufstellungen nicht beitreten, gelegentlich gäbe er allerdings „sehr evidente Etymologien". — „Der Schädeltypus der sogenannten Reihengräberform ist ein eminent germanischer; da ihn nun Gräber in Gebieten, wohin niemals Germanen gekommen sind, und aus Zeiten, in welchen die Germanen als solche noch nicht ans Licht getreten sind, enthalten, so muß er hier als arischer Typus überhaupt betrachtet werden .... Nur das Land kann als Ausgangspunkt der blonden Menschen betrachtet werden, in welchem noch jetzt der blonde Mensch in überwiegender Mehrzahl lebt." [Hier wird die Übereinstimmung mit den schon früher von Dr. Wilser vorgetragenen Ansichten besonders deutlich.] Die Abnahme der dolichokephalen (langschädeligen) Menschen nach Süden hin (blonde Menschen seien immer dolichokephal, während dolichokephale auch dunkelhaarig sein könnten) beweise die Abstammung der Rasse aus dem Norden.

„Es ist klar," so schließt Justi, „daß der Sturz der asiatischen Hypothese viel scharfsinnige Aufstellungen mitreißen muß; er befreit aber den Forscher vielfach von dem unbefriedigenden Gefühl, an manchen Punkten Lücken, deren Vorhandensein ihn seine bessere Überzeugung anzuerkennen zwingt, nur durch unzureichende Beweise oder durch Berufung auf diese und jene Autorität ausfüllen zu müssen. Herr Penka verfügt über ein reiches Wissen und den Mut, den wichtigsten Fragen näher zu treten, ohne vor den Konsequenzen zurückzuscheuen, welche gewiß manchen Widersprüchen ausgesetzt sein werden."

Justi, der ehemals so entschieden für Asien eingetreten war, hat dann auch später sich zur europäischen Herkunft der Indogermanen bekannt, so in seiner „Geschichte Irans" (enthalten im 2. Bande des Grundrisses der iranischen Philologie, 1896/1904): „Die Iranier .... haben sich in unbestimmter Vorzeit samt den Vorfahren der arischen Inder von mit ihnen verwandten indogermanischen Stämmen Europas abgesondert." In der Bestimmung der Ursitze trifft er hier so genau mit

der von J. v. Prašek 1906 gegebenen Darstellung überein, daß man fast an einen inneren Zusammenhang zwischen beiden glauben möchte. Dieser Zusammenhang geht aber vielleicht auf gleichzeitige slawische Forschungen (wie Niederles) zurück. Jedenfalls kommt der eigentliche Penkasche Standpunkt in dieser späteren Arbeit Justis nicht mehr zum Ausdruck, nur Europa an sich ist geblieben.

Die von Justi prophezeiten Widersprüche sind denn auch nicht ausgeblieben, und die beiden bedeutendsten (von Ujfalvy[1]) und Hommel[2]), die beide „unentwegt" auf dem asiatischen Standpunkte verharrten) hat Penka ausführlich in der Vorrede seines zweiten Buches besprochen. Noch 1892 hat S. Reinach in seiner „origine des Aryens" den „petit roman préhistorique" Penkas verspottet und doch zugeben müssen: „Néanmoins, le second de ses livres est d'une lecture si attachante, il respire une si profonde conviction que, malgré tous ses défauts, il produisit une impression très considérable: depuis le jour de sa publication, la question de l'origine des Aryens n'a pas cessé un moment d'être à l'ordre du jour de la science." Reinachs Bedenken aber, daß die nordischen Archäologen der Penkaschen Lehre durchaus nicht zustimmen können, obgleich es sich um eine „théorie si bien faite pour flatter l'amour-propre des Scandinaves" handele, war nicht mehr ganz zeitgemäß, weil Penka selbst schon 6 Jahre früher aus Montelius, Die Cultur Schwedens, 2. Aufl., 1885, wenn auch nicht völlige Übereinstimmung, so doch größtmögliche Annäherung in den Anschauungen feststellen konnte. Es bleibt allerdings zu erwägen, wieviel davon auf Rechnung des deutschen Übersetzers Appel gesetzt werden muß. Hier heißt es, daß die Ahnen der heutigen Schweden schon seit dem Beginn der jüngeren Steinzeit in demselben Lande gewohnt haben. Vergegenwärtigen wir uns aus dem Kapitel „Die Germanenforschung in Skandinavien" des 2. Teiles die damals im Norden umlaufenden wilden Theorien, nach denen mit jedem neuen Kulturabschnitt ein neues Volk eingewandert sein soll, so daß man das germanische Zeitalter erst mit der Eisenzeit beginnen könne, so zeigt diese Stimme den großen Fortschritt über jene Theorien hinaus. Und wenn Montelius am Ziele seines Lebens doch noch den völligen Einklang mit der Lehre von der europäisch-nordischen Heimat der Germanen gefunden hat, so ist das auch wohl kaum ohne die Mitwirkung der deutschen Forschung denkbar.

[1]) „Revue d'anthropologie", 2. sér. VII, 542.
[2]) „Archiv für Anthropologie", XV, 164.

Vielleicht bedeutet es eine Erweiterung der Montelius/Appelschen Meinung, wenn Penka die Arier als die Träger der europäischen neolithischen (jungsteinzeitlichen) Kultur ansieht. Penka macht dabei auf einen Vortrag des französischen Generals Faidherbe[1]) aufmerksam, der sich bereits für die nord-südliche Bewegung der Dolmen ausgesprochen habe. Der Ausgangspunkt der Dolmen seien nach ihm die Ufer der Ostsee — das Mutterland der blonden Rasse. Einen weiteren französischen Vorläufer Penkas nennt Reinach in Régis Géry. Dieser habe dem internationalen geographischen Kongresse 1875 eine Schrift vorgelegt, in der er auf Grund der Angaben des Tacitus für eine nord-südliche Wanderung der Arier eingetreten sei. Die ganze Theorie Penkas sei im Keime in dieser kleinen Schrift enthalten.

Auf einen deutschen Vorläufer Penkas hat Paul Kretschmer in der „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache", 1896, aufmerksam gemacht. Es handelt sich um die nur 50 Seiten umfassende Schrift „Urgeschichte des Indogermanischen Völkerstammes in ihren Grundzügen wiederhergestellt, Heft 1: Die Eroberung von Vorderasien, Egypten und Griechenland durch die Indogermanen" von J. Kruger, 1855. Die Ähnlichkeit mit Penkas Lehren beschränkt sich indessen nur auf die Erklärung der „arischen Rasse": „Es ist eine sehr verbreitete, aber irrige Meinung, als ob blondes Haar, blaues Auge und Körpergröße nur den Germanen, nicht aber ursprünglich dem ganzen Arischen Völkerstamme zukäme. Man hat sehr wohl zu unterscheiden zwischen wirklichen Indogermanen und Indogermanisierten . . . . . In Europa ist die Race am reinsten in den Nordgermanen und dem teutsch-sassischen Stamm (Hannoveraner usw.) erhalten. Starke keltische Beimischung ist in Südteutschland . . . ." Es sei ein Irrtum, die Kelten für reine Indogermanen zu halten, nur ihre Krieger und Priester seien rein arischer Abkunft, die sich „so die Reinheit ihres Adels zu bewahren gewußt haben". Im übrigen stand Kruger ganz auf dem Boden der Einwanderungshypothese und ließ „unsere Urahnen als einzelnes Volk in den Tälern des Hindukusch leben". Auch ist die Vermutung Krugers, die Hyksos seien indogermanischer Herkunft, bisher, soweit ich sehen kann, nicht bestätigt worden; sie werden vielmehr wohl allgemein für Semiten gehalten. Will man eine geistige Vorfahrenkette Penkas konstruieren, so gehören doch wohl die schwedischen Gelehrten vom Ende des 17. Jahrhunderts, und aus dem 19. Jahrhundert Mannert, Clement

[1]) Nach dem „Compte rendu" des Brüsseler Kongresses für Anthropologie und Archäologie, 1872.

und Wilhelm Lindenschmit dahin. Die Annahme Kretschmers, daß dieses Heft das einzige geblieben sein könnte, trifft nicht zu, ihm ist 1856 noch ein mehr als 500 Seiten füllendes Buch „Geschichte der Assyrer und Iranier vom 13. bis zum 5. Jahrh. v. Chr.“ gefolgt. Dagegen ist mir die dritte in Aussicht genommene Folge „Grundzüge einer Sagengeschichte des indogermanischen Völkerstammes“ noch nicht begegnet.

Einer der Haupteinwände Reinachs gegen Penka ist, daß in den dänischen Kjökkenmöddinger (Küchenabfallhaufen) sich keine Reste des Renntiers vorgefunden haben. Da Penka jedoch selbst einmal diese Tatsache erwähnt hat, kann sie der Aufstellung seiner Theorie nicht im Wege gestanden haben. Er sieht darin nur den Beweis, „daß das Renn infolge des Klimawechsels bald fortgezogen ist“. Im übrigen schließt sich Penka namhaften nordischen Archäologen an, nach welchen die Kjökkenmöddinger älter sind als die Dolmen und überhaupt die älteste Periode der nordischen Steinzeit darstellen. Penka hat seine bekannte Stellung zur Arier-Heimat in verschiedenen weiteren Arbeiten vertreten, so im „Globus“, 1887, „Ausland“, 1891, „Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien“, 1893, und sodann besonders in der „Politisch-Anthropologischen Revue“, 1904/1912.

In demselben Jahre, das Penkas „Origines ariacae“ brachte (1883), erschien Prof. Otto Schraders Werk „Sprachvergleichung und Urgeschichte“ in 1. Auflage. Da Schrader damals die Heimat der europäischen Indogermanen in Nord-Europa suchte, hätte man wohl eine baldige Vereinigung der beiden Richtungen Wilser-Penka einerseits und Schrader andererseits erhoffen dürfen. Aber die Entwicklung schlug einen anderen Weg ein. Das lag zum Teil schon in dieser 1. Auflage selbst begründet. Wenn wir S. 451 lesen: „Unzweifelhaft war den Indogermanen Europas in vorhistorischen Zeiten die Buche bekannt. Da nun dieser Baum eine Linie Königsberg—Krim nicht überschreitet, im hohen Altertum vielleicht noch nicht einmal bis hierher vorgedrungen war, so müssen wir die europäischen Ursitze der Griechen, Römer und Germanen offenbar westwärts dieser Linie suchen“, so meinen wir darin eine Annäherung an Penka zu erkennen[1]), stutzen aber, wenn es weiter heißt (S. 452): „So haben sich uns für die Erforschung der indogermanischen Urheimat zwei feste Punkte ergeben, von welchen jede

[1]) Nach Dr. Wilser („Indogermanische Probleme“, Pol.-Anthr. Revue 1904) kam Schrader in dem Vortrage „Tier- und Pflanzengeographie im Lichte der Sprachforschung“, erschienen in der Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge XVIII, Heft 427, zu dem Schlusse, daß „das nördliche Alteuropa“ die vielgesuchte „Urheimat“ sei. Es ist schmerzlich, Schraders spätere Entwicklung in der Heimatfrage als einen Rückschritt bezeichnen zu müssen.

Untersuchung wie von einer Operationsbasis ausgehen sollte, die Ursitze der europäischen Indogermanen im Norden Europas und der arischen Indogermanen an den Ufern des Jaxartes, in der alten Sogdiana. Die letzte Frage ist nun die, ob in einer vor den Spuren aller geschichtlichen Verhältnisse liegenden Zeit die Europäer von Asien her oder die Asiaten von Europa her in ihre so festgestellten beiderseitigen Ursitze eingewandert seien.“ Es ist natürlich eine Unmöglichkeit, für die Indogermanen zwei Ursitze anzunehmen, da diese doch wieder einen Ur-Ursitz voraussetzen. So meint denn Schrader schließlich, daß die europäische Hypothese, d. h. die Ansicht, daß der Ursprung der indogermanischen Völker eher westals ostwärts zu suchen sei, weitaus die den Tatsachen entsprechendere zu sein scheint.“ Als nun Schrader in der 2. Auflage (1890) den nordeuropäischen Ursitz der europäischen Indogermanen aufgab und den Schauplatz der ältesten Entwicklung der Indogermanen, die Heimat unseres Stammes, in den Steppen des südlichen Rußland suchte, da mußte jeder Gedanke an eine Vereinigung der beiden Richtungen aufgegeben werden. Leider hatte aber gerade Schrader eine größere Gefolgschaft aufzuweisen, was natürlich auch mit seiner weiteren Tätigkeit und seinen Arbeiten für die indogermanische Kulturkunde (man denke an das umfassende Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, 1901!) zusammenhängt. Vielleicht hat Prof. H. Hirt etwas übertrieben, wenn er im Vorwort zu seinen Indogermanen (1905) schrieb, daß die indogermanische Altertumskunde seit Jahren fast allein von O. Schrader betrieben wurde. Aber man darf doch zugeben, daß das allgemeine wissenschaftliche Interesse sich mehr Schrader zuwandte und dadurch die Richtung Wilser-Penka in den Hintergrund drängte. Es ist beiden, Wilser sowohl wie Penka, nicht leicht gemacht worden, ihren wissenschaftlichen Überzeugungen zum Durchbruch zu verhelfen. Den Gegnern der letzteren auf deutscher Seite gesellten sich Gelehrte aus den romanischen Ländern bei, die durchaus nicht zugeben wollten, daß die dolichokephale, blonde Menschheit sich in den Ariern verkörpere, und dafür die brachykephale Rasse Mitteleuropas eintreten ließe, hatte doch schon Penka in seinem zweiten Buche berichtet: „Zum Schlusse erklärt Ujfalvy die Annahme, daß die Urarier von hoher Statur, dolichokephalem Schädelbau und blond gewesen seien, für eine ganz willkürliche Behauptung. Eine Begründung dieses Urteils . . . . wird nicht gegeben.“

Das berühmte Werk „Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden“ von Karl Wilhelm Nitzsch[1]) —

[1]) Aus dem Nachlasse herausgegeben von Georg Matthaei.

erster Band „bis zum Ausgange der Ottonen" 1883 erschienen — vertrat die Einwanderungshypothese, ebenso das ein Jahr früher veröffentlichte Werk Georg Erlers „Wanderzüge und Staatengründungen der Ost- und Westgermanen".

Aus dem Gebiete der Sprachforschung ist 1883 noch R. Cruel, „Die Sprachen und Völker Europas vor der arischen Einwanderung. Streifzüge auf turanischem Sprachgebiete" für die asiatische Heimat der Arier eingetreten. Mit dem Titel des Buches könnte allerdings genug gesagt sein, aber es verdient doch erwähnt zu werden, daß sein Verfasser die Arier wiederum mit den Semiten zu verquicken scheint: „Die Völker, welche diese (flektierenden im Gegensatz zu den agglutinierenden) Sprachen als Eigentum besaßen, sind dementsprechend auch die Träger der Kultur und Weltgeschichte geworden. Das galt in religiöser Hinsicht von der semitischen und gilt in weltlicher Hinsicht noch immer von der arischen Familie derselben, welcher letzteren mit dem religiösen Erbteil jener auch eine unbestrittene Vorherrschaft zugefallen ist ..... In Europa aber sind diese Arier nicht ursprünglich heimisch gewesen, sondern im Laufe der vorchristlichen Jahrtausende aus Asien eingewandert, und als ihre dortige früheste Heimat hat man mit größter Wahrscheinlichkeit die Gebirgslandschaften des westlichen Hindukusch wie das angrenzende Plateau von Iran anzusehen."

Hauptsächlich auf geographische und ethnologische Beziehungen sich stützend, ließ von Löher in seinem Vortrage vom 1. Dezember 1883 „Über Alter, Herkunft und Verwandtschaft der Germanen" Mittel-Europa = Deutschland — ähnlich wie Geiger — als Heimat der Indogermanen eintreten. „Es ist nämlich Europa unter den Weltteilen der gesundeste, bestgegliederte und vielgestaltigste .... Hier, nicht in den großen einförmigen Landgebieten Asiens, konnten sich die Völker mannigfaltig gestalten, jedes eigentümlich gemäß seiner Landesnatur .... Europa mußte der Kulturgarten und der Regulator für die ganze Welt werden, das Nähr- und Zeughaus solcher Völker, die nach und nach alle übrigen Länder befahren, besetzen, beherrschen sollten." Eine zentrale Stellung nimmt hier aber Deutschland ein, ein Land, „wie dazu gemacht, daß hier eine vorzügliche Menschenrasse erwuchs und sich von hier aus nach verschiedenen Seiten verteilte".. Je weiter sich die indogermanischen Völker von Deutschland und Skandinavien entfernen, desto mehr verdunkeln sich Haut, Haar und Auge, desto mehr ermatten Ehr- und Rechtsgefühl, desto mehr trüben sich die religiösen Anschauungen.

Diesem in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie veröffentlichten Vortrage schließt sich fünf Jahre später ein weiterer desselben

Verfassers „Über Dolmenbauten" an, und auch hier kommt natürlich die Germanenheimat in Deutschland zum Ausdruck, denn .... „das Hauptland, in welchem sich die Dolmen am weitesten im Innern nach allen Richtungen hin verbreiten, liegt zu beiden Seiten der unteren Elbe" ... Ihr gleichmäßiger Charakter — von Norddeutschland bis zur Nordküste Afrikas — läßt nach v. Löher auf einheitlichen Ursprung schließen. „Eines ist gewiß: das Volk, das die Dolmen und verwandten Bauten errichtete, mußte ein seefahrendes und mit der See vertrautes Volk sein", und da „kann man nur an Germanen denken .... Das Ungeschlachte, Riesige, Kühne solcher Steinbauten lag ganz im Charakter der Germanen, es forderte die höchste Anspannung der Kräfte heraus". Reinach, der in seiner origine des Aryens diesen Vortrag erwähnt, bemerkt dazu: „C'est là, sous une étiquette nouvelle, un retour offensif de la vieille „celtomanie"; il est impossible de s'y tromper." Wenn in diesen letzten Worten, was ich nicht für ausgeschlossen halte, eine Ironie liegt, so ist darauf hinzuweisen, daß Reinach die ganz ähnliche Theorie Faidherbes — seines Landsmanns — (s. oben unter „Penka") verschweigt, obwohl ihm die Verhandlungen des Brüsseler Kongresses selbstverständlich bekannt sind. — In Carus Sternes „Tuisko-Land", 1891, findet man zwischen S. 72 und 73 eine Übersichtskarte über die „Verbreitungslinien der megalithischen Denkmale in der alten Welt" eingeschaltet. Der begleitende Text auf den vorhergehenden Seiten überzeugt jeden, daß Carus Sterne (Krause) mit Faidherbe und v. Löher übereinstimmt. Neuerdings hat Georg Möller in der Zeitschrift für Ethnologie, 1921, dieselbe Überzeugung zum Ausdruck gebracht: „Wir dürfen annehmen, daß ganz Nordafrika einst von einer ziemlich homogenen hamitischen Bevölkerung bewohnt war, die sich erst im Laufe des 3. Jahrtausends erheblich differenziert hat, und zwar dadurch, daß die südlich des ersten Katarakts wohnenden Stämme sich mit dunkelhäutigen Bevölkerungselementen vermischt haben, während die Libyer blonde, weißhäutige Zuwanderer unter sich aufgenommen haben. Das sind die Tuimah (= Temhu), die um spätestens 2400 vor Chr. zuerst auftauchen .... Sie gehören einer Völkerwelle von nordischem, europäischem Typus an, die sich spätestens um die Mitte des 3. vorchristl. Jahrtausends nach Nordafrika ergossen und mit den dort wohnenden Hamiten vermischt hat; die Blonden dürften, wie das schon früher bemerkt ist, Schöpfer der im westlichen Nordafrika vielfach erhaltenen megalithischen Bauten sein." (Die Ägypter und ihre libyschen Nachbarn.") Vgl. hierzu auch die Bemerkungen oben auf S. 16.

Dem Jahre 1884 gehört das Erscheinen des 1. Bandes der berühmten „Geschichte des Altertums" von Prof. Eduard Meyer an, in welchem

die „Heimatfrage“ folgendermaßen erörtert wird: „Die Arier — deren Name die „Edlen“ gegenüber den Stammfremden zu bezeichnen scheint — sind ein Glied des indogermanischen Volksstammes, der fast ganz Europa und den größten Teil Kleinasiens und Armeniens bevölkert hat. Von wo, wie und wann die Arier in ihre Wohnsitze gekommen sind, darüber gestattet höchstens der Umstand eine Vermutung, daß noch in historischer Zeit ein Teil der Iranier (die Saken und Skythen) aus nomadischen Wanderstämmen besteht, ein anderer seßhaft ist. Da wir nun wohl einen Übergang von unsteter zu seßhafter Lebensweise uns vorstellen und geschichtlich nachweisen können, nicht aber in gleichem Umfang das Umgekehrte, so wird anzunehmen sein, daß die seßhaften Arier aus der turanisch-südrussischen Steppe in ihre späteren Wohnsitze gelangt und hier zu einer höher entwickelten Kultur übergegangen sind ... Die landläufige Ansicht, welche die Heimat der Arier — oder gar der Indogermanen — ins Hochland Pamir oder dessen Nachbarschaft verlegt, entbehrt aller Begründung und ist an sich höchst unwahrscheinlich.“ Prof. Meyer kommt hier also der später von Otto Schrader vertretenen Meinung sehr nahe. In der 2. Auflage (1907) hat der Verfasser diese seine frühere Ansicht widerrufen und, ohne sich für eine bestimmte Urheimat zu entscheiden, erklärt, daß durch die Entdeckung der buddhistischen Texte in tocharischer Sprache „die älteste Hypothese, welche die Indogermanen aus Asien kommen läßt, bedeutend an Gewicht gewonnen habe[1])“.

Ebenfalls 1884 erklärte Hermann Brunnhofer Armenien als Ursitz der Indogermanen und griff damit eine beliebte alte Theorie wieder auf, die wir bereits im 18. Jahrhundert kennengelernt haben. Damals wollte man allerdings das ganze Menschengeschlecht von dort herleiten. Brunnhofer glaubte auf Grund zufälliger Namensähnlichkeiten (die Stadt Armenion in Thessalien, Arminius und Erminones [= Herminones] usw.) die Indogermanen aus Armenien ableiten zu dürfen. Wie wenig stichhaltig seine Gründe sind, beweisen die Darstellungen in Paulys Real-Encyklopädie und Kieperts Lehrbuch der alten Geographie, nach welchen der Name „Armenien“ kein einheimischer,

[1]) Tocharisch ein im nördlichen Ost-Turkestan entdeckter indogermanischer Sprachenrest. Die Texte scheinen aus dem 1. Jahrtausend unserer Zeitrechnung zu stammen. Vgl. Sieg und Siegling, Tocharisch, die Sprache der Indoskythen, Sitzungsberichte d. Akademie d. Wiss., Berlin, 1908. Seit 1910 bedient sich besonders Dr. Sigmund Feist des Tocharischen zur Stützung seiner Ansicht vom asiatischen Ursprunge der Indogermanen. Über Feists Stellung zur Indogermanenfrage wird weiter unten ausführlich berichtet werden.

sondern medisch-persischen Ursprungs ist. „Die Armenier gebrauchen vielmehr heutzutage wie in der ältesten Zeit für ihr Land und Volk nur den Namen Haikle (für das Land auch die abgeleitete persische Form Hajastan), der wieder, wie gewöhnlich, den Nachbarvölkern unbekannt geblieben ist.“ (Kiepert) Joh. Schmidt, der diese Gründe 1890 gegen Brunnhofer ins Feld führte, fügte hinzu, daß nach Herodot die Armenier von den aus Makedonien eingewanderten Phrygern abstammen, was „der ganzen armenischen Hypothese entgegensteht“.

Als nun 1885 Dr. Ludwig Wilser mit seiner ersten größeren Schrift „Die Herkunft der Deutschen. Neue Forschungen über Urgeschichte, Abstammung und Verwandtschaftsverhältnisse unseres Volkes“ auf dem Plane erschien, fand sich diese eingeschlossen zwischen den beiden größeren Veröffentlichungen Karl Penkas, die, weil sie mit stärkeren Beweismitteln arbeiteten, der Wilserschen Schrift für einige Zeit den Rang abliefen. Immerhin ruhte der Kampf für die nordeuropäische Heimat der Germanen nicht mehr auf zwei Schultern allein, und Wilser hat sich — ebenso wie Penka — wacker und mit unbeugsamem Mute durchgeschlagen. Diese nur 92 Seiten zählende Schrift zeigt, wie wurzelhaft verankert Wilser mit seiner Lehre dasteht, finden sich doch hier schon Fragen erörtert, um die noch heute heiß gestritten wird, die aber Wilser noch später gleichermaßen vertrat. Dahin gehören z. B. das Indogermanentum der Etrusker und die nordische Herkunft der Runenschrift.

Einstweilen war allerdings an ein Sichdurchsetzen der Lehre Wilser-Penka nicht zu denken; wir haben schon oben festgestellt, daß Schrader die größere Gefolgschaft aufzuweisen hatte. Aber es war doch sicher eine verkehrte Einstellung, wenn Schrader noch 1906 behauptete, die Penkaschen Bücher bildeten den „Höhepunkt der auf die Erschließung der indogermanischen Urheimat gerichteten anthropologischen Bestrebungen, den Höhepunkt, — freilich auch zugleich den Wendepunkt. Lag es doch auf der Hand, daß die Penkasche Theorie von der Herkunft der Indogermanen aus Skandinavien nur für diejenigen etwas Überzeugendes haben konnte, die an die Wahrheit der beiden Sätze glaubten:

1. Der homo europaeus dolichocephalus flavus ist eine von anderen scharf unterschiedene nördliche Menschenrasse.

2. Die ältesten Indogermanen waren blond und dolichokephal, so daß die unter den historischen Indogermanen sich findenden dunklen und brachykephalen Elemente von jenen ältesten Indogermanen unterworfene Urvölker darstellen“.

Diese beiden Sätze bilden allerdings auch einen Bestandteil der Wilserschen Lehren, und wenn Schrader schon für Wilsers Schrift von

1885 keine Beachtung hatte, so hätte er doch das größere, 1903 erschienene Germanenwerk nicht übersehen dürfen, auch hätte ihm der Umstand nicht verborgen bleiben dürfen, daß in dem Mitarbeiterkreise der 1902 gegründeten Politisch-Anthropologischen Revue die Lehre Wilser-Penka einen bedeutenden Rückhalt gewonnen hatte.

Ferner darf man nicht vergessen, daß Wilser und Penka ihrer Zeit wohl Neues, aber doch nicht unerhört Neues zu sagen hatten, sind wir doch im Laufe unserer Untersuchungen schon weit früher den gleichen Ergebnissen, wenn sie vielleicht hier und da auch mit weniger starken Beweismitteln erreicht worden waren, begegnet.

Schrader schreibt dann weiter: „Nun stieß aber der zweite Satz doch auf sehr entschiedenen Widerspruch, namentlich bei französischen Gelehrten, die nicht ohne eine gewisse nationale Empfindlichkeit gegenüber der Penkaschen Lehre gerade umgekehrt in den Brachykephalen die echten Indogermanen und die wahren Träger aller indogermanischen Kultur erblickten." Wenn dies wirklich der Grund für die Ablehnung der „Origines ariacae" durch Ujfalvy[1]) und andere Gegner gewesen wäre, würden wir verstehen, warum sie diesen in ihren Widerlegungen mit dem besten Willen nicht haben angeben können. (S. oben S. 57.)

Sonderbarerweise sieht Schrader aber auch in der Lehre von der nordeuropäischen Heimat der Germanen den Ausfluß nationaler Eitelkeit, ein Standpunkt, der schon im Vorwort der 3. Aufl. der „Sprachvergleichung" zum Ausdruck gelangt und dann in sämtlichen drei Auflagen seiner in der Sammlung „Wissenschaft und Bildung" erschienenen „Indogermanen" (1911, 1916 und 1918) wiederkehrt. Hier heißt es: „In jener Vorstellung von einem blonden und dolichokephalen Stammvolk der Indogermanen wurzelt die heute so populäre und unserer nationalen Eitelkeit schmeichelnde Lehre von der nordeuropäischen Herkunft des indogermanischen Urvolks." Wenn Schrader recht hätte, ständen wir also vor der merkwürdigen Tatsache, daß zwei Parteien — hier

[1]) Die Gerechtigkeit erfordert, hinzuzufügen, was Dr. Wilser in seiner Besprechung des Schraderschen Buches schreibt (Pol.-Anthr. Revue VI, Nr. 10): „Ujfalvy hat sich, was mit keinem Worte erwähnt wird, später völlig von der Ansicht, die Rundköpfe seien die „Träger aller indogermanischen Kultur", abgewendet." Vgl. auch Penka (Pol.-Anthr. Revue VII, Nr. 4): „U. hat sich vollständig in seinem 1896 veröffentlichten Hauptwerke „Les Aryens au nord et au sud de l'Hindoukouch" zu der Lehre bekehrt, die die Urheimat der indogermanischen Völker nach dem Norden Europas verlegt und in der großen blonden dolichocephalen Rasse Nordeuropas jene Rasse erkennt, welche wir als die eigentliche Schöpferin und Trägerin der indogermanischen Ursprache zu betrachten haben."

germanische, dort romanische Forscher — ihren wissenschaftlichen Streit über dieselbe Frage auf der Grundlage nationaler Eitelkeit austragen. Selbstverständlich ist das ein Ding der Unmöglichkeit. Gegenüber den romanischen Forschern, in erster Linie den Franzosen, mag ein solches Bedenken wohl berechtigt sein, zeigte ich doch schon am Schlusse des 2. Teils, wie sehr in Frankreich die „wissenschaftliche" Meinung von den augenblicklichen politischen Verhältnissen abhängig ist[1]). Auch in Deutschland sind allerdings in den Kriegsjahren — aber kaum von berufener Stelle — Meinungen geäußert worden, die mit Wissenschaftlichkeit nichts zu tun haben, aber derartige Äußerungen haben stets den Widerspruch seitens der Berufenen erfahren, und somit ist die Korrektur erfolgt. Recht wenig davon haben wir jenseits der Vogesen beobachten können. Im Gegenteil, der Feindbund hat zuerst auf allen Gebieten der Wissenschaft die Brücken mit Deutschland abgebrochen, um Wissenschaft auf eigene Faust betreiben zu können. Gott sei Dank hat sich die deutsche Wissenschaft noch jene „Objektivität" bewahrt, die ihrem Lehrer einen höheren Standpunkt und damit einen weiteren Blick verleiht. Und darum ist gerade ihr gegenüber der Vorwurf „nationaler Eitelkeit" ganz und gar nicht am Platze. Die vernünftige Kritik sorgt bei uns schon dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Schließlich waren auch die Forscher, die sich zur asiatischen Heimat der Germanen bekannten, — man denke an Jakob Grimm und Felix Dahn — keine geringeren Vaterlandsfreunde als diejenigen, die sich zu Nord-Europa bekennen. Das allerdings soll ohne weiteres zugestanden werden, daß die neue Lehre, das Bewußtsein, auf uralt-heimischem Boden zu wohnen, dem einzelnen ein erhöhtes Kraftgefühl, das zugleich seine besonderen Verpflichtungen mit sich bringt, einflößen müßte, gleichwie der Antaeus der griechischen Sage durch die Berührung mit der mütterlichen Erde immer wieder neue Kraft gewann. Gerade unter dieser Voraussetzung gewinnen Wilhelm Scherers schöne Worte erhöhte Bedeutung: „Der Verlauf einer ruhmvollen glänzenden Geschichte stünde uns zu Gebote, um ein Gesamtbild dessen, was wir

[1]) Prof. Dr. Georg Wolff fügt in der Besprechung meines 2. Bandes (Philol. Wochenschrift v. 3. Febr. 1923) dem von mir gebrachten Beispiele ein weiteres aus dem letzten Kriege hinzu: „Einer der führenden Vertreter der französischen Heimatsarchäologie, der vor dem Kriege in der Revue des Etudes Anciennes unter dem Titel Notes gallo romaines auch über Ergebnisse unserer römisch-germanischen Altertumsforschung zu berichten pflegte und dabei anerkennende Worte fand, hat während des Krieges, wie berichtet wird, durch Fernspruch urbi et orbi verkündet, daß die deutsche archäologische Forschung nur Plagiat sei, welches die Boches an französischen Originalarbeiten verübt haben."

sind und bedeuten, zu entwerfen: und auf diesem Inventar aller unserer Kräfte würde sich eine nationale Güter- und Pflichtenlehre aufbauen, woraus den Volksgenossen ihr Vaterland gleichsam in athmender Gestalt ebenso strenge heischend wie liebreich spendend entgegenträte." (Widmung der „Geschichte der deutschen Sprache" an Müllenhoff.)

Und die Gewinnung eines solchen Verhältnisses zum Vaterlande ist schon des Ringens um die einmal erkannte Wahrheit wert. Wie ist es denn zu erklären, daß seit 1870 die Stimmen für und gegen die europäische Heimat der Germanen sich förmlich überstürzen, daß in den folgenden Jahren der Kampf eine Schärfe annimmt, die in vergangenen Zeiten ganz unmöglich gewesen wäre, daß dieser einen Frage schließlich umfassende Werke gewidmet werden? Sollte nicht im Hintergrunde dieser Kämpfe der Gedanke gestanden haben, daß es nicht dasselbe ist, ob wir unsere Entwicklung von asiatischer oder heimischer Erde aus herleiten dürfen, und daß es für uns Deutsche durchaus nicht gleichgültig sein kann, wie die Wissenschaft sich in dieser Frage entscheidet?

So haben denn auch die Wogen des Kampfes die damals noch einsam dastehenden Forscher Penka und Wilser umbrandet, und wenn auch heute noch manche Kritik — in Einzelheiten auch berechtigte Kritik — zu verzeichnen ist, so sind doch heute die Grundlagen ihrer Lehre von den meisten Forschern anerkannt. Eine direkte Nachfolge hat Penka 1889 in dem Buche des englischen Professors Gerald H. Rendall „the cradle of the Aryans" gefunden. 1891 bezog sich Krause im Tuisko-Land mehrfach auf Penka, ohne die Urheimat ausschließlich auf Skandinavien zu beschränken. An das Ostsee-Gebiet knüpfen gleichzeitig H. Hirt (s. S. 71), dann 1900 Rud. Much für die Germanen und 1902 Matth. Much und G. Kossinna für die Indogermanen an.

Als einen Schritt dahin dürfen wir es vielleicht bezeichnen, wenn Rudolf Virchow in der Eröffnungsrede der 17. Tagung deutscher Anthropologen zu Stettin im August 1886 aus steinzeitlichen Schädelfunden von jenseits der Weichsel bis jenseits der Elbe — mit Pommern in der Mitte — als sicher schloß, „daß es Leute desselben Urstammes waren, mochten sie nun Kelten heißen oder Germanen, oder wie sonst; das können wir nicht mehr ausmachen, aber wir können ausmachen, daß es Arier waren. Arier saßen hier schon in der Steinzeit. Dies war die sogenannte neue Steinzeit, die neolithische Zeit, die Zeit des geschliffenen Steins, als die Steine schon feiner bearbeitet

wurden" [1]). Jedenfalls dürfte eine solche Stimme, die ja eine gleichzeitige Parallele bei Montelius findet, Penka immerhin näher stehen als Schrader.

Unmittelbar neben Penkas zweiten Buch — und zwar so, daß er es noch kurz in der Vorrede anzeigen und als „mißlungenen Versuch" bezeichnen konnte — erschien 1886 das „dem großen Volke der Germanen" gewidmete Buch „Die Skythen-Saken die Urväter der Germanen" von Johannes Fressl. Nach ihm fällt die Geschichte der Urgermanen „mit der Geschichte der Skythen zusammen; Asien ist die Urheimat der Skythen oder Urgermanen, sowie der gesamten Arier". Das Werk baut sich auf sprachgeschichtlicher Grundlage auf und ist im allgemeinen interessant zu lesen, wenn man sich natürlich auch hier wie bei Schötensacks früheren Programmschriften fragt, warum die Entwicklung gerade so und nicht in anderer Richtung sich vollzogen haben soll. Als besonderen Einfall Fressls hebe ich hervor, daß die Skythen auch die Chinesen und Japaner beeinflußt haben sollen, „das heißt mit anderen Worten, daß auch unsere Urväter einstens die große Salzflut des Ostens (den großen Ozean) geschaut haben. Die Quelle dafür ist ihm Diodor von Sizilien, II, 43, dessen Satz „.... *προβιβάσαι τὴν ἡγεμονίαν τῶν Σκυθῶν τῇ μὲν ἐπὶ τὸν πρὸς ἀνατολὰς Ὠκεανόν*" (.... daß sich die Herrschaft der Skythen einerseits bis an den östlichen Ozean erstreckt) er auf den Stillen Ozean bezieht. Unter allen Ariern sollen nach Fressl die Skythen zuletzt, und zwar am Ende des 16. Jahrhunderts v. Chr. in Europa eingewandert sein. Nach dem Correspondenzblatt der Berliner Gesellschaft hat Fressl denselben Gegenstand im Frühjahr 1886 in der Münchener Anthropologischen Gesellschaft behandelt und dabei auf den Gelehrten Bonnell in St. Petersburg verwiesen, der 1882 die Skythen-Saken ebenfalls als die Urgermanen erklärt habe, „welchen Standpunkt wir uns nun nimmer mehr entrücken lassen wollen".

Die (indirekte) Absage ließ jedoch nicht lange auf sich warten. In der 18. Versammlung der Deutschen Anthropol. Gesellschaft (August 1887 zu Nürnberg) sprach der damals noch nicht ganz 25jährige Dr. Rudolf Much über „Die Verbreitung der Germanen vor ihrem Eintritt in die Geschichte" (s. Correspondenzblatt, 1887, S. 154 ff.). Wieder wird der Blick vom Südosten Europas nach dem nördlichen Mitteleuropa gelenkt. Nach Much läuft die älteste West- und Südgrenze des Germanentums „von der Rheinmündung an landeinwärts in einer im besonderen noch

[1]) Correspondenzblatt der deutschen Ges. f. Anthr., Ethnol. u. Urgesch., 1886, Seite 77.

nicht festzustellenden Kurve durch das norddeutsche Tiefland hindurch zum Erzgebirge und von hier aus dem Nordrande Böhmens und Mährens folgend bis zur Weichselquelle". Nachdem Much das Verhältnis der Germanen zu den Nachbarvölkern, besonders den Kelten, auf sprachwissenschaftlicher Grundlage erörtert hat, kommt er zu dem Schlusse: „Wir kommen dahin, die deutsche Tiefebene bereits zu vorgeschichtlicher Zeit für die Germanen in Anspruch zu nehmen. Dazu stimmt es nun auffällig genug, daß eben dieses Gebiet im Verein mit den südlichen Teilen Skandinaviens der Bereich der nordischen Bronzekultur ist, einer Kulturgruppe, deren eigentümliche Abgeschlossenheit gegenüber den im Süden beobachteten Verhältnissen am leichtesten durch die Annahme einer ihr zu Grunde liegenden Volkseinheit erklärt wird." Der Redner betonte alsdann noch seine Uebereinstimmung mit Montelius, der 1884 zuerst die Germanen als Träger der Bronzekultur angesprochen habe. (F. Wibels Schrift vom Jahre 1865 war demnach bereits damals in Vergessenheit geraten.) Schrader hat diesen wertvollen Vortrag in seiner Darstellung nicht erwähnt, vielleicht ja deshalb nicht, weil nicht mit völliger Klarheit aus ihm hervorgeht, ob es sich für den Redner bei der norddeutschen Tiefebene um die „Urheimat" handelte, hatte doch auch die Arbeit Montelius', auf die sich Much berief, die Einwanderung unserer Vorfahren nach dem Norden behandelt[1]). Vielleicht hat aber Much eine eingehende Behandlung dieser Frage damals absichtlich vermieden, um sie dann erst in der „Deutschen Stammeskunde", 1900, zu erörtern.

Durch eine kurz nach diesem Vortrag erfolgte weittragende Entdeckung auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft wäre die Heimatsfrage beinahe auf ein totes Gleis geschoben worden. Es handelt sich um die Teilung der Indogermanen in zwei Gruppen: die „centum"- und die „satem"-Völker[2]). Zu den „centum" (sprich: Kentum)-Völkern gehören die Griechen, Italiker, Kelten und Germanen, zu den „satem"-Völkern die Litauer, Slawen, Albanesen, Armenier, Perser, Inder. Wo bei jenen Völkern ein „K" gesprochen wird, tritt bei diesen ein Zischlaut ein.

[1]) „Om våra förfäders invandring till Norden" in Nordens Tidskrift, 1884; übersetzt von Johann Mestorf „Über die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden" im Archiv f. Anthropol., Bd. XVII, 1888. Seit der jüngeren Steinzeit läßt sich nach Montelius in Skandinavien kein Wechsel in der Bevölkerung feststellen, und „demnach wären unsere Vorfahren vor mehr denn 4000 Jahren hier eingewandert. Über den Weg, den sie gewandert, läßt sich nicht mehr sagen, als daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach von den Ländern am Schwarzen Meere und der unteren Donau aufgebrochen und nach Nordwesten vorgedrungen sind durch Länder, welche, als das erste Licht der Geschichte auf sie fällt, von Germanen bewohnt waren".

[2]) „centum" = hundert im Lateinischen, „satem" = hundert im Avesta.

„Diese beiden Sprachgruppen[1]) können nun nicht mehr, wie man sich's früher dachte, in dem engen Raum eines kleinen Ur-Kantons der Indogermanen untergebracht werden. Das indogermanische Urvolk war, wie in seiner Sprache, so offenbar auch nach seinen Rassemerkmalen nicht einheitlich; seine Heimat wird darum in einem landschaftlich differenzierten Raum, d. h. auf einem weiteren und größeren Territorium zu lokalisieren sein .... Wir dürfen in den historischen Sitzen der Indogermanen ein durch Vergrößerung auseinandergezogenes Bild ihrer prähistorischen Lagerung erblicken. Die Indogermanen haben vielleicht ihre Heimat nur vergrößert und sind gar nicht ausgewandert." So schrieb noch 1913 Prof. Friedrich Kauffmann („Deutsche Altertumskunde", I). Der Entdecker dieser sprachlichen Spaltung, P. v. Bradke[2]), hat auf eine genauere Bestimmung der „Urheimat" verzichtet, doch ist nach seiner Meinung „aller Wahrscheinlichkeit nach die große Ebene im Osten und Norden des Kaspischen und Schwarzen Meeres, etwa vom Oxus bis zum Ister" der Schauplatz, auf dem sich die Hauptszenen der arischen „Trennung" abgespielt haben. („Über Methode und Ergebnisse der arischen [indogermanischen] Altertumswissenschaft", 1890[3]), S. 54, ein gegen Otto Schraders „Sprachvergleichung und Urgeschichte", 1. Aufl., gerichtetes Buch.) Nach Prof. Herman Hirt (Indogermanen II, S. 580) „fällt die Entstehung der Zischlaute in den östlichen Sprachen vor die Ausbildung des Ablauts, ist also sehr alt". Damit würde diese Frage der Bestimmung der „Urheimat" nicht mehr im Wege stehen, und diejenigen Forscher, die die ursprüngliche Einheit der Indogermanen betonen (wie Dr. Wilser)[4]),

[1]) Nach denen man also den ganzen Stamm in „West"- und „Ost"-Indogermanen teilen müßte. Dem gegenüber steht die Archäologie, die schon damals eine Trennung in „Nord"- und „Süd"-Indogermanen befürwortete. Auch späterhin hat die Archäologie an dieser Teilung festgehalten, aber dabei doch den Versuch einer Ausgleichung mit den sprachlichen Befunden gewagt.

[2]) Vgl. desselben „Über Methode und Ergebnisse der arischen (indogermanischen) Sprachwissenschaft", 1890, S. 64.

[3]) Auch in der zwei Jahre früher erschienenen Schrift „Beiträge zur Kenntnis der vorhistorischen Entwicklung unseres Sprachstammes" bekennt v. Bradke, den Untersuchungen über die Urheimat „skeptisch" gegenüberzustehen. Sein Angriff auf Schrader, der „die Urheimat in die schweizerischen Pfahlbauten gesetzt habe", muß auf einem Mißverständnisse beruhen. Schrader hatte in der 1. Auflage seines Buches, S. 454, nur gesagt, daß „die älteste Civilisation, welche sich auf linguistisch-historischem Wege bei den noch ungetrennten Indogermanen nachweisen läßt, sich mit der Kultur der frühsten Schweizer Pfahlbauten, soweit sie der sogenannten Steinzeit angehören, deckt". Daraus ergebe sich allerdings die Altansässigkeit der Indogermanen in Europa.

[4]) „Wäre die neuerdings von den Sprachforschern beliebte, Zusammengehöriges auseinanderreißende Einteilung in Kentum- und Satem-Völker richtig, dann müßten

legen auf die doch sicher zu Recht bestehende Spaltung kein besonderes Gewicht.

Im Jahre 1889 meldete sich der aus dem 2. Teile rühmlichst bekannte Dr. Alexander v. Peez nach vielen Arbeiten auf handelspolitischem und wirtschaftlichem Gebiete, die ihn für so lange Zeit von seinem Lieblingsstudium, der Volks- und Rassenkunde, fernhielten, wieder in den uns beschäftigenden Fragen zum Wort durch seine in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München, veröffentlichte Arbeit „Europa aus der Vogelperspektive", aus der jetzt — im Gegensatz zu seinen früheren Arbeiten — das Bekenntnis zur nordischen Heimat der Indogermanen hervorleuchtet, wie aus folgenden ihr entnommenen Sätzen ersichtlich ist:

„Auf den frühesten Indogermanen liegt etwas von der Taufrische des Paradieses, aber der Mann, der das Paradies verlor, gehörte nicht zu dieser Rasse, sonst hätt' er sich gewehrt. Der Engel mit dem Schwerte hätt' ihn vielleicht erschlagen, aber nicht vertrieben:

„Fiel ich, ja fiel ich ein Held in der Schlacht,
Hell wie die Flamme der nordischen Nacht,
Dann, ja dann hätt' ich gelebt und mit Recht;
Weh mir, nun sterb' ich ein elender Knecht." (Lingg.)

„In der Tat sind es die kriegerischen Eigenschaften, die bei den Indogermanen der alten Zeit am schärfsten hervortreten. Wenn es nun ein besonderer, vielleicht der dauernste Reiz der altklassischen Schriften ist, daß sie die Urteile einer Reihe von scharfsinnigen, auf der bewegten Bühne dreier Weltteile gereiften Beobachtern .... über die Völker Europas und die Mittelmeerküsten für die Nachwelt aufbewahrten, so haben insbesondere die 400jährigen Kriege der Römer mit dem Norden Europas bewirkt, daß von allen Ariern, soweit sie einem älteren Stadium der Entwicklung angehören, die Germanen am genauesten beobachtet und geschildert worden sind. Und dessen dürfen sich nicht nur Deutsche, Skandinavier, Engländer und Nordamerikaner freuen, sondern, da der Norden auch die Heimat der Begründer der Reiche Frankreich, Italien, Spanien und Rußland ist, so hätten eigentlich die europäischen Hauptvölker ein (leider sehr in Vergessenheit geratenes) Recht, auf jene ehrenvollen Zeugnisse mit Achtung und Teilnahme zu blicken. Die Heldenzeit aller dieser Völker war germanisch, allein sie war doch auch nur eine Erneuerung der allgemein arischen Urzeit, deren Charakterzüge sich in der Periode, da die Klassiker schrieben, bei den Germanen noch reiner erhalten hatten."

wir, da auch Frisen und Nordgermanen den K-Laut vor e, i, y erweicht haben, sogar den germanischen Stamm spalten und die alten Römer auf die eine, die Romanen dagegen auf die andere Seite stellen." (Die „Germanen", 2. Aufl., Teil 1, S. 78).

Keinem Leser wird die Übereinstimmung mit den Überzeugungen Leibniz', der Germanenforscher in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Gobineaus (vgl. Teil 2, S. 98!) und Ludwig Woltmanns entgehen. Auch an anderen Stellen der Schrift gelangt die europäische Heimat der Indogermanen zum Ausdruck. z. B.: „Statt des problematischen Vaterlandes am Hindukusch erhebt sich vielmehr aus dem Chaos mit klarer bestimmter Kraft als Arierheimat das alte und immer neue Europa, welches mit der ersten indogermanischen Besiedlung der oberen Euphratlande, Persiens und Indiens nur dasjenige im Osten ausgeführt hat, was es heute noch und vor unseren Augen im Westen und dem fernen Südosten, also in Amerika, Australien und zahllosen anderen Orten der Weltkugel ausführt." Ein „zeitgemäßer Neudruck" dieser seit vielen Jahren vergriffenen Schrift ist 1916 — 4 Jahre nach dem Tode des Verfassers — unter dem Titel „Europa aus der Vogelschau" (Wien u. Leipzig, Manzsche Verlags- u. Univ.-Buchh.) erschienen.

Aus Isaac Taylors „The origin of the Aryans" (undatiert; da das Vorwort „Dezember 1889" gezeichnet ist, dürfte das Buch Anfang 1890 erschienen sein) ist bemerkenswert, daß er der deutschen Wissenschaft in der „arischen Frage" eine führende Rolle zuerkennt; schon im Vorwort macht er Cuno, Poesche, Penka und Schrader namhaft, besonders sei er aber „Dr. Schraders bewundernswertem Werke verpflichtet". Wie dieser bringt der Verfasser ein ausführliches Kapitel über „the aryan controversy". In diesem schreibt er über Penka u. a.: „Penka has undoubtedly weakened his argument by the unnecessary contention that Scandinavia was the cradle of the whole Aryan race. It is difficult to believe that a sufficiently extensive area for the growth of such a numerous people can be found in the forest-clad valleys of Norway and Sweden, which moreover are unadapted for the habitation of a nomad pastoral people, such as the primitive Aryans must have been ..... Penka would have done better to have adopted Cuno's argument, and to have placed the cradle of the Aryans in the great plain of Northern Europe, from which a later emigration to Scandinavia might easily have taken place." Taylor betont die Veränderlichkeit der Sprache gegenüber der Beständigkeit der Rasse — so weit kann man mit ihm einig gehen —; wenn er aber von den von ihm angenommenen vier Urrassen Europas eine in den Kelten ausgeprägte kurzköpfige als die „arische" und andere als „arianisiert" bezeichnet, so will es uns scheinen, als stände er — trotz seiner Absicht, „die Ergebnisse der Wissenschaft unparteiisch den Lesern vorzulegen" — in einer Einheitsfront mit den oben erwähnten Forschern romanischer Herkunft.

Hatte sich Taylor trotz aller Abirrungen immerhin noch für die europäische Heimat der Arier entschieden, so kehrte eine gleichzeitig in Deutschland erschienene Schrift wieder den asiatischen Standpunkt hervor: „Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlensystem“ von Johannes Schmidt (1890). Der Verfasser setzt sich im ersten Teile der Schrift mit vielen Forschern auseinander, die sich bis dahin für irgendeine Urheimat entschieden hatten; am schlechtesten kommt Penka bei ihm weg, dessen — allerdings oft recht anfechtbare — sprachlichen Ableitungen er aufs heftigste bekämpft. Für Schmidt hat sich „aus der ganzen umfangreichen Literatur bis heute nur ein einziger vielleicht nicht trügerischer Anhalt (natürlich für die Urheimat in Asien) ergeben, die beiden indogermanisch-sumerischen Anklänge“, auf die Fritz Hommel im Archiv f. Anthrop. XV, 1884, aufmerksam gemacht hatte. Es handelt sich um 1.) Sanskrit: lōhás, lōhám = Kupfer, altbulgar. ruda = metallum, latein. raudus, altnord. rauti = rotes Eisenerz, und sumerisch urud = Kupfer; 2.) Sanskrit paraçús = πέλεκυς, sumerisch balag, babylon.-assyrisch pilakku = Beil. Einen zweiten, ungleich festeren Anhalt glaubt Schmidt in dem sumerisch-babylonischen Sexagesimalsystem gefunden zu haben, das sich nur in der ursprünglichen Heimat (Mesopotamien) den arischen Stämmen mitgeteilt haben könne. (In der französischen Sprache bildet 60 heute noch einen Abschnitt: soixante = 60, soixante-dix = 70). Hand in Hand mit dem Sexagesimalsystem geht — besonders bei den Germanen — ein Duodezimalsystem, das sich z. B. noch in unserem heutigen „Großhundert“ = 120 ausspricht. Inwieweit die Schlußworte der Schmidtschen Schrift: „Wo das Sexagesimalsystem Eingang fand, wird nicht die ganze übrige babylonische Kultur vor der Tür stehen geblieben sein. Immer augenscheinlicher tritt die Abhängigkeit der Hellenen von Vorderasien zu Tage. Jetzt wird man auch fragen müssen, wie viel schon von dem gemeinsam europäischen Kulturbesitze wir Babylon verdanken“ etwa schon die am Beginn des 20. Jahrhunderts die Öffentlichkeit beschäftigenden „panbabylonistischen“ Bestrebungen (besonders gefördert durch Delitzschs Babel-Bibel-Vorträge und Schriften Hugo Wincklers) beeinflußt haben, wage ich nicht zu entscheiden.

Natürlich ist die Schrift Schmidts nicht unwidersprochen geblieben. Aus den gegen sie gerichteten Arbeiten ist Herman Hirts in den „Indogermanischen Forschungen“ 1, 1891, erschienener Aufsatz „Die Urheimat der Indogermanen“ besonders bemerkenswert. „Zunächst ist es auffallend,“ schreibt Hirt, „was Joh. Schmidt auch angibt, daß die Indoiranier von diesem Einfluß keine Spur aufweisen, also — das ist der notwendige Schluß — zur Zeit der Beeinflussung schon abgetrennt

gesessen haben müssen ... Um so seltsamer ist dieses völlige Ausfallen des Indoiranischen, als in historischer Zeit die Indoiranier dem sumerisch-babylonischen Kultursitz am nächsten wohnen, auch sicher bedeutende Kulturerrungenschaften von ihnen empfangen haben.“ Da nun auch — wie ebenfalls Schmidt berichtet — die finnischen Syrjänen im Norden von Europo-Asien hinter 60 einen Abschnitt machen und selbst im fernen China die Zahl 60 eine gewisse Bedeutung erlangt hat, so fragt Hirt mit Recht: „Wie kann also bei solcher Ausdehnung eines Kultureinflusses dieser zur Lokalisation benutzt werden?“ Hirt wendet sich sodann gegen Otto Schrader, dessen „Sprachvergleichung und Urgeschichte“ 1890 in 2. Auflage erschienen war. Unter seinen Gegenbeweisen stehen an der Spitze die Baumnamen Birke, Fichte, Eiche und Buche, die auf den europäischen Ursprung der Indogermanen hinweisen. Diese in Verbindung mit anderen Tatsachen schließen „nicht nur die Schradersche Annahme einer Steppenheimat, sondern auch Asien als Heimat aus“. Der Umstand, daß den ungetrennten Indogermanen der Aal bekannt gewesen sein muß — wobei das Schwarze und das Kaspische Meer aus der Betrachtung ausscheiden, „weil die Zuflüsse dieser beiden Meere keine Aale führen“ — ebenso wie die Buche, deren Vegetationsgrenze auf einer Linie vom Frischen Haff bis zur Krim liegt, führt Hirt zu dem Schlusse, die Heimat der Indogermanen an die Ostsee zu verlegen; aber „einen wie großen Teil dieses oben begrenzten Gebietes die Indogermanen eingenommen haben, läßt sich bis jetzt noch nicht bestimmen“.

Hier muß das „Handbuch der deutschen Geschichte“ von Bruno Gebhardt — 1891 in erster Auflage erschienen — angeführt werden. Da mir diese 1. Auflage nicht zugänglich war (ich besitze das Werk in den Auflagen von 1906 und 1922), teile ich mit, was Prof. Dr. Hans Muchau („Die vorgeschichtliche Besiedelung der Mark Brandenburg durch die germanischen Semnonen“, 1912) über sie schreibt: „Gebhardt weist in seinem Handbuch S. 18 darauf hin, daß J. Schmidts Schluß auf asiatische Heimat der Indogermanen als »übereilt« zu betrachten sei. Die europäischen Arier sind eben in Europa selbst seit der Urzeit heimisch gewesen ... »das älteste Verbreitungsgebiet der Germanen« — so lesen wir bei Gebhardt — »ist das Tiefland westlich der mittleren Weichsel bis zur Elbe hin«.“ Damit ist allerdings noch kein sicherer Schluß auf die Urheimat der Indogermanen in der Darstellung Gebhardts zu ziehen, doch sei seine Ablehnung Schmidts immerhin anerkannt. Aus der 3. Auflage von 1906 scheint mir hervorzugehen, daß ihr Verfasser in diesem Punkte der Meinung Schraders zuneigt.

1891 erschien das — allein schon durch die Fehde, die es herauf-

beschworen hat, und die eigentlich bis zum heutigen Tage fortdauert — berühmt gewordene Werk Dr. Ernst Krauses (Carus Sterne) „Tuisko-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimat“. Ihm folgten 1893 „Die Trojaburgen Nordeuropas“ und die kleine Schrift „Die nordische Herkunft der Trojasage bezeugt durch den Krug von Tragliatella“. Während die beiden letztgenannten so ziemlich unangefochten blieben, ist das Tuisko-Land die Zielscheibe des Spottes geworden, ob mit Recht, wird sich später zeigen. Der Verfasser aber muß hier mit eingereiht werden, weil er viel zur Festigung der Lehre von der nordeuropäischen Herkunft der Germanen beigetragen hat.

In einem Vortrage über „Die Menschenrassen Europas und die Frage nach der Herkunft der Arier“ in der 23. Versammlung der deutschen anthrop. Gesellschaft in Ulm [1]) kommt Prof. Dr. J. Kollmann zu dem Schlusse, daß die Wiege der europäischen Menschheit wohl kaum in Asien gestanden hat. Andere Ausführungen in demselben Vortrage, z. B. daß „für Europa wenigstens Rasse und Kultur in keinem Causalnexus zueinander stehen“ werden heute nur wenige Gläubige finden.

Aus dem Jahre 1892 sei noch das schon mehrfach erwähnte Büchlein „L'origine des Aryens, histoire d'une controverse“ von Salomon Reinach erwähnt, ein guter, wenn auch nicht vollständiger Führer durch unser Gebiet. In der „arischen Frage“ selbst ist der Verfasser nicht von Widersprüchen frei, und schließlich gelangt er zu dem verneinenden Ergebnisse: „Parler d'une race aryenne d'il y a trois mille ans, c'est émettre une hypothèse gratuite: en parler comme si elle existait encore aujourd'hui, c'est dire tout simplement une absurdité.“

Eine wertvolle Stütze erhielt die Lehre von der europäischen Germanen- und Arier-Heimat durch das Buch Matthaeus Muchs „Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Kultur der Indogermanen“, 2. Aufl., 1893. Die erste Auflage von 1886 hat mir leider noch nicht vorgelegen. Much stellt sich hier (im 8. Abschnitt: „Kultur und Rasse der mitteleuropäischen Steinzeitvölker“) völlig auf die Seite der für Europa eintretenden Forscher, ohne das Heimatsgebiet — Mitteleuropa im allgemeinen — genauer zu umgrenzen. Der Verfasser bringt außer dem Gegenstande, dem seine Untersuchungen hauptsächlich gelten, auch aus anderen Gebieten Stützen für seine Überzeugung. So fänden sich die Arten der Bäume, welche die europäischen Arier gekannt und genannt haben ... „genau in einer Gesellschaft beisammen, die sich außerhalb des mitteleuropäischen Gebietes ein zweites Mal nicht wiederfindet“. Nach seiner Ansicht haben die Legenden von „nomadischen

[1]) Vgl. Korrespondenzblatt d. Gesellschaft usw., 1892, S. 102 ff.

Germanen“ oder „indogermanischen Halbnomaden“ usw. die Asien-Hypothese so lange stützen können. Auch gegen diese Vorstellungen führt der Verfasser gutes Material ins Feld, und er verweist dabei u. a. auf seine eigene Arbeit über den „Ackerbau der Germanen“ in den Mitteilungen der Wiener Anthropol. Gesellschaft, 1888.

Die folgende Zeit brachte einige Rückfälle in die asiatische Hypothese. In der „Deutschen Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern“ von Oskar Gutsche und Walther Schultze, 1894, schreibt ersterer: „Der Wahrheit am nächsten dürfte die Vermutung kommen, daß die Länder am Hindukusch, wo das Rind und unsere Getreidearten wild vorkommen, die gemeinsame Heimat der Indo-Europäer gewesen.“ Rudolph von Jhering schloß sich in seinem Buche „Vorgeschichte der Indoeuropäer“ (1894 von Victor Ehrenberg aus dem Nachlasse veröffentlicht) der nach seiner Meinung „herrschenden Ansicht“ an, die die Urheimat der Arier nach Mittelasien in das alte Baktrien verlegt. Wie wenig gerade diese Ansicht „herrschte“, können wir wohl aus dem Verlaufe unserer Untersuchungen feststellen. Richard Bethge fällt über v. Jherings Buch das Urteil: „Das geistreiche und amüsant zu lesende Buch stellt sich als ein für einen Juristen besonders sträflicher Versuch mit untauglichen Mitteln dar“ („Ergebnisse und Fortschritte der germanischen Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert“, 1902).

Unter dem Titel „Der Zug nach dem Norden“ erschien 1894 ein Aufsatz Adolf Philippis in den „Grenzboten“. Der Aufsatz steht zwar nur indirekt im Zusammenhang mit unserm Thema, denn er behandelt eigentlich nur die literarische Wendung zu dem Stoffgebiete des Nordens. Er stellt zunächst fest, daß „wir allmählich in einen Kreis geistiger Anregungen getreten sind, der sich wohl der altdeutschen Gedankenwelt unserer frühern romantischen Schule vergleichen läßt. Der Gegensatz zur Antike ist beiden eigentümlich. Der Mittelpunkt des Stoffgebietes liegt nur viele Breitengrade höher als im Anfange unseres Jahrhunderts“. Der Verfasser gesteht dem nationalen Interesse wohl sein Recht zu, aber gegenüber dem Klassizismus seien die altgermanischen Vorstellungen „gänzlich lebensunfähig“. Von skandinavischer Musik und Liederdichtung „bis zu einem Stoffgebiete oder einer Weltanschauung, die mit der Antike in Wettbewerb treten könnte, ist doch noch ein gewaltiger Abstand“. „Man darf wohl der Frage nachdenken, was geworden wäre, wenn Goethe bei einer anderen Richtung seines Lebens in den Bahnen seines Jugendgenossen Herder weitergegangen wäre. Oder war es nicht vielmehr sein für alle Zeit entscheidender Blick, der ihm sagte, daß hier nichts großes mehr zu finden sei? Herder hat nichts

ganzes geschaffen. Seine Anregungen, die nach so vielen Orten hinweisen, mögen ja auch auf dem Gebiete, das uns hier beschäftigt, noch der oder jener Ausgestaltung fähig sein. Nordische Balladen und Lieder sind nach ihm entstanden und werden weiter entstehen. Aber das sind alles Einzelklänge. Eine Stoffwelt oder ein Ideenreich, das den Wert einer dichterischen Weltanschauung hätte, ist nach allem, was die Literaturgeschichte lehren kann, hier nicht mehr zu erobern."

Besser als dickleibige Bände offenbaren nicht selten derartige kleinere Aufsätze die Stimmung eines Zeitalters und seine Kämpfe um eine neue Form der „Welt"-Anschauung. Hier meldete sich die Angst, es könnte etwa gegenüber nordisch-germanischen Klängen die Antike in Vergessenheit geraten und dadurch ein Verlust an geistigen Werten eintreten. Eine wirkliche Gegnerschaft zur Antike erstreben indessen die Besonnenen unter den Germanisten durchaus nicht; es ist aber nicht nur ihr gutes Recht, sondern auch ihre Pflicht, dem sog. humanistischen Ideale das germanische beizugesellen und dafür zu sorgen, daß unser Leben sich in erster Linie mit germanischem Gehalte erfüllt. Wer das Hinüberneigen vom Germanischen zur klassischen Antike und von dieser wieder zum Germanischen tiefer beobachtet, in dem entsteht doch wohl der Wunsch, nach Möglichkeit **beide** Welten zu beherrschen, aber doch so, daß der Schwerpunkt seines Denkens und Empfindens im Germanischen ruht. Je mehr die Erkenntnis reifte, daß auf dem noch heute germanischen Boden die Wiege des Germanentums und der indogermanischen Völker überhaupt gestanden hat, desto tiefer mußte der Wunsch rege werden, die Eigenart des germanischen Wesens in seinen geistigen Ausprägungen zu erfassen. Ich habe diese Wendung, den „Zug nach dem Norden" vor 14 Jahren nach einem der Astronomie entnommenen Ausdrucke die „Zentrierung" unseres Weltanschauungsbildes genannt. Die von Philippi befürchtete Entwicklung hat sich sehr schnell vollzogen, denn zwischen seinen Ausführungen und dem Erscheinen der ersten Bände der prächtigen **Thule**-Sammlung (bei Diederichs-Jena), die jetzt wohl die beste Vermittlerin altnordischer Anschauungen ist, liegt die verhältnismäßig kurze Zeitspanne von 17 Jahren. In der Zwischenzeit — nämlich 1906 — veröffentlichte **Willy Pastor** sein Buch „**Der Zug vom Norden**", ein Titel, der aus unmittelbarem Gegensatze zu dem Aufsatze Philippis heraus geboren zu sein scheint.

Friedrich Seiler kommt in der Schrift „Die Heimat der Indogermanen" (1894 als Nr. 210 in der Sammlung Virchow-Holtzendorff erschienen) nach Besprechung des vorliegenden Schrifttums (Penka, Tomaschek, Schrader, Hirt) zu dem Schlusse, „die Gebiete des mittleren

Rußlands, in denen die Steppe allmählich in den Wald übergeht, das Grenzgebiet zwischen Wald und Steppe" als die Urheimat zu erklären.

Gänzlich auf Asien sind dagegen die „Linguistischen Beiträge zur Frage nach der Urheimat der Arioeuropäer, Festschrift zur Feier des 50jähr. Jenenser Doktor-Jubiläums" von **August Bolz**, 1895, eingestellt. Der Verfasser bekennt sich zu **Emil v. Schlagintweit** („Indien in Wort und Bild"): „Sprachwissenschaft und Völkerkunde stellen fest, daß die Urheimat der Arier in den Quelländern des Amu-Darja (Oxus) und des Jarkand-Darja (Tarimbecken), also im heutigen Ost-Turkestan (zu China gehörig) zu suchen sei, wo sie in den Höhengegenden noch wohnten, als ihre Nachbarn, die turanisch-turkmenischen Völker, bereits seit langem nach Nord und West ausgeschwärmt waren und schließlich auch die Arier in den Strudel der Bewegung rissen." Zur Begründung seiner Auffassung dienen dem Verfasser vier Beziehungen aus der vergleichenden Sprachwissenschaft, von denen die erste, die Beziehung zu griech. „Nereus", am weitesten ausgesponnen ist, sie verfolgt die verwandten Bezeichnungen vom Chinesischen bis zum Skandinavischen. Daß damit die Frage der Urheimat nicht sonderlich erhellt wird, dürfte heute jedem einleuchten. Der Schluß nimmt Bezug auf eine Abhandlung Dr. **J. W. Bruiniers** im Correspondenzblatt d. d. Ges. f. Anthr., Mai 1895, in welcher das Wort „Silber" bis ins Japanische („also ur-turanische") verfolgt wird.

Bereits wenige Monate später konnte dieselbe Zeitschrift über einen Vortrag berichten, den Dr. **Gustaf Kossinna** (damals noch Bibliothekar) „über die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland" in der 26. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft am 9. August 1895 in Kassel gehalten hat. Dieser Vortrag, der vollständig in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 1896, erschienen ist, berührt sich dem Thema nach mit dem, den Rudolf Much acht Jahre früher an gleicher Stelle gehalten hatte, nur daß dieser von sprachwissenschaftlicher, Kossinna von archäologischer Seite aus gegangen ist. Es ist in Deutschland auch wohl der erste Versuch gewesen, die Urheimat auf rein archäologischer Grundlage zu ermitteln, ja die Prähistorie als erste Instanz für die Entscheidung dieser Frage anzurufen. Schraders archäologische Untersuchungen sind nach Kossinna unzulänglich, besonderes Mißtrauen müsse aber der Sprachwissenschaft entgegengebracht werden [1]), auch Penka befände sich mit seiner Skandinavien-Hypothese

[1]) „Die Sprachvergleichung kann eben aus sich heraus in der Urgeschichte nichts entscheiden, sie kann hier nur lernen."

nicht im Rechte. „Die früheste zu ermittelnde Verbreitung der Indogermanen", so meinte der Redner, „zeigt ihre Hauptmasse im östlichen Mitteleuropa. An der mittleren Donau war also vielleicht ihre Urheimat, von der aus sie sich baumkronenartig nach allen Richtungen verzweigten." Dagegen heißt es von den Germanen: „Da wir die Germanengrenze bisher stetig zurückweichen sahen, so werden wir nicht fehl gehen, wenn wir ihre älteste Heimat in Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Jütland, den dänischen Inseln und Südschweden erkennen. Dieser Urzustand der Verbreitung geht bis in den Beginn des 3. Jahrtausends vor Chr. hinauf. Sehen wir die Inder im Pandschab um 1500 v. Chr. ihre Veden dichten, weisen Homers Gedichte auf die mykenische Kultur etwa derselben Zeit zurück, sind also diese Völker nicht etwa als Indogermanen, sondern als volle Inder und Griechen 1500 Jahre vor Chr. in ihren historischen Sitzen gewissermaßen literarisch bezeugt, so haben wir nicht den geringsten Grund uns zu wundern, daß Germanen ein Jahrtausend vor dieser Zeit an der Ostsee wohnten." Von dieser Annahme einer doppelten „Urheimat" ist Kossinna später selbstverständlich zurückgekommen. Im Zusammenhang mit diesem Vortrage steht der im folgenden Monat (25. September 1895) gehaltene desselben Gelehrten „Über deutsche Altertumskunde und die vorgeschichtliche Archäologie" (vgl. Verhandlungen der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Köln, 1895). Aus diesem Vortrage, auf den im Abschnitte über „Vorgeschichte" zurückzukommen sein wird, sei hier folgender Satz festgehalten: „Bereits in der frühesten Vorzeit gehören die Germanen zum Kulturgebiet Mittel- und Westeuropas und werden durch eine ungeheure Kluft geschieden von den um mehr als ein Jahrtausend zurückgebliebenen Slawen."

Wie wenig die Sprachwissenschaft allein imstande ist, irgendein Gebiet der Erde als „Urheimat" der Indogermanen zu erschließen, das hat 1896 mit ebenso überraschender wie überzeugender Deutlichkeit ein hervorragender Sprachforscher ausgeführt: Paul Kretschmer in der „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache". Ihm bot gerade die griechische Sprache Veranlassung, den Anfängen indogermanischen Sprach- und Kulturlebens nachzugehen und so das Verhältnis der indogermanischen Sprachen untereinander und zu der geheimnisvollen „Ursprache" zu klären. Schon aus einigen Kapitelüberschriften läßt sich entnehmen, daß Kretschmer sich an die Schmidtsche Wellentheorie hält, obgleich er auch an sie die kritische Sonde legt. In scharfer kritischer Analyse weist er die geringe Stichhaltigkeit der Schleicherschen Stammbaumtheorie nach, die geraden Weges ein Urvolk und eine Ursprache konstruierte. Von der Tatsache ausgehend, daß eine durch kein Schrifttum gebundene Sprache vielfältigen Änderungen unterworfen ist, bestreitet Kretschmer die Möglichkeit, aus den vorhandenen und bekannten Sprachen eine völlig in sich geschlossene Ursprache abzuleiten, zumal sich nicht mit Sicherheit bestimmen läßt, welcher der Dialekte der Urform am nächsten stände. Ein aus den Elementen der indogermanischen Sprachen „zusammengesetztes Stück menschlicher Rede" würde, wie Schrader sich ausdrückt, „etwa einem Text gleichen, der aus alt-, mittel- und neuhochdeutschen Wörtern und aus alemannischen, bayrischen, fränkischen usw. Formen bestünde" [1]). Allerdings muß es auch nach Kretschmer einmal in nebelhafter Ferne ein Urvölkchen mit einheitlicher Sprache, Kultur und Religion gegeben haben, aber mit den uns zur Verfügung stehenden sprachwissenschaftlichen Mitteln läßt sich dieses nicht erschließen, und so fällt für die Sprachwissenschaft — auch, wie der Verfasser meint, für andere Gebiete wie Mythenkunde und Schädellehre (Kraniologie) — die Möglichkeit der genauen Bestimmung einer Urheimat fort. Nachdem Kretschmer alle Gebiete ausgeschieden hat, welche für die Urheimat unmöglich in Frage kommen können, bleibt als „Verbreitungsgebiet der Indogermanen in prähistorischer Zeit ein ziemlich schmaler und langgestreckter Länderstreifen, welcher von Frankreich durch ganz Mitteleuropa und die Kirgisensteppen Asiens bis nach Iran reicht". Wir erinnern uns, einer ähnlichen Bestimmung der Urheimat schon einmal begegnet zu sein, nämlich bei Cuno. Kretschmer gelangt aber zu der seinigen auf Grund ganz anderer Voraussetzungen, und er hat auch wiederholt seinen Gegensatz zu Cuno betont. Auch wenn Asien in obige Erklärung einbezogen ist, fällt doch der Schwerpunkt ganz zweifellos nach Europa, denn die einfache Lehre von der Einwanderung der Indogermanen aus Asien lehnt Kretschmer rundweg ab. Nach seiner Meinung „hat nicht derjenige, welcher diese Hypothese nicht anerkennen will, die Pflicht, ihre Unmöglichkeit nachzuweisen, sondern denen, die sie aufstellen, liegt es ob, zwingende Beweise für sie beizubringen. Weder vom archäologischen noch vom anthropologischen noch vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte noch endlich aus irgendeiner historischen Tradition läßt sich bis in die jüngere Steinzeit und möglicherweise sogar bis in die Diluvialzeit hinein ein Anhalt für eine solche Einwanderung gewinnen".

[1]) Ähnlich drückte sich Herman Hirt 1894 aus: „Während man früher am liebsten von der Entstehungszeit der Sprache überhaupt ausging und aus dem Lallen der ersten Menschen die indogermanische Ursprache herzuleiten suchte, weiß man jetzt, daß diese nichts weniger als die Ursprache selbst ist, sondern die genaueste Ähnlichkeit mit unseren modernen Dialekten besitzt." (Indogerm. Forsch. IV.)

Verwandte Anschauungen sprach Rudolf Meringer in der „Indogermanischen Sprachwissenschaft“, (Sammlung Göschen 59)[1]) aus: „Die Frage nach Kultur und Urheimat wird nur von der Archäologie und der Prähistorie zu lösen sein .... Nur die feste, aber niemals bewiesene Annahme, daß die Indogermanen nicht gar zu lange vor Beginn der Geschichte aus Asien in Europa eingewandert sind, war schuld daran, daß man in bezug auf Erforschung ihrer Kultur bloß ihre Sprache heranziehen zu können glaubte. — Wenn es der Prähistorie gelingen wird, den Indogermanen ihren Anteil an den Überbleibseln der Kultur zuzuweisen, wird sie auch die Entwicklung in vorgeschichtlicher Zeit zu zeichnen in der Lage sein. Die Betrachtung der sprachlichen Tatsachen allein ist dazu nicht genügend.“ Nach den Ergebnissen der Sprachwissenschaft „können die Indogermanen zur Zeit der ersten Trennung in Mitteleuropa bis in die russisch-sibirischen Steppenländer hinein gehaust haben und sich von hier nach allen Richtungen ausgedehnt haben“.

1897 begegnen wir der Studie Kossinnas „Die ethnologische Stellung der Ostgermanen“ in den Indogerman. Forschungen, Bd. 7. Sie gab die Anregung zu Richard Loewes Schrift „Die ethnische und sprachliche Gliederung der Germanen“, 1899. Beide Arbeiten gehören dem Gebiete der deutschen Stammeskunde an und werden in dem für diese vorbehaltenen Kapitel weiter besprochen werden. Hier seien sie deshalb erwähnt, weil auch Loewe für die nordeurpäische Herkunft der Germanen eingetreten ist: „Wie Kossinna (in dem genannten Aufsatze) gezeigt hat, dehnt sich in der jüngsten Bronzezeit das germanische Gebiet an der deutschen Küste bis zur Weichsel und weiter oberhalb jenseit der oberen und mittleren Oder über so große Flächen aus, daß sich diese Besiedlung nicht gut ohne Beteiligung der Skandinavier denken läßt. Völlige Sicherheit für Übersiedlung eines einzelnen skandinavischen Stammes nach Deutschland haben wir ja bei den Goten; das Gleiche kann aber öfters vorgekommen sein.“ Ferner: „Nach Ausweis der archäologischen Funde gehört weder Norwegen noch die deutsche Küste östlich der Oder (die Goten verdrängten die Rugen aus ihren Sitzen an der Weichsel) zu den ältesten Wohnsitzen der Germanen. Wohl aber bildeten einen Teil dieser die dänischen Inseln ....“

Daß „die rein linguistische Behandlung der Ursprungsfragen niemals für sich allein zu einem Ziel führen kann, weil unter dem linguistischen Problem immer ein ethnographisches und unter diesem ein anthro-

[1]) Das folgende ist der 3. Auflage, 1903, entnommen. Die 1. Auflage (1895) war mir nicht zugänglich.

pologisches oder Rassenproblem liegt“, hatte auch Friedrich Ratzel erkannt, der als Vertreter der „Anthropogeograhie“ in seiner Abhandlung „Der Ursprung und das Wandern der Völker geographisch betrachtet“[1]) besonders den Raum- und Zeitfragen eine bedeutende Rolle in den Völkerbewegungen zuschrieb. Der Inhalt der höchst vielseitigen Arbeit läßt sich schwer auf eine Formel bringen. An einer Stelle (1898, S. 46) scheint es, als befände sich Ratzel in Übereinstimmung mit Cuno, dessen Forderung „ein zahlreiches Urvolk auf weitem Raum“ er triftig nennt, auch habe Cuno „instinktiv nach einer günstigen Lage gegriffen“. Aber doch kommt Ratzel, wie aus verschiedenen anderen Bemerkungen hervorgeht, von Asien nicht los, und am Schlusse seiner Arbeit weist er den Ariern einen Länderraum an, „der vom 35.° nördlicher Breite an südost-nordwestlich bis gegen den Polarkreis zieht, von der Abdachung zum Persischen Meerbusen bis zur Ostsee“. Schon daraus ist ersichtlich, daß Ratzel sich für die Bewegung der Arier von West-Asien aus nach Europa entscheidet. Können wir schon dieser Auffassung nicht beipflichten, so müssen wir eine andere — „alle Versuche seien vergebens, in den Ariern Träger einer bestimmten Kultur zu erkennen“ — für im höchsten Grade rückständig halten. „Wo immer arische Völker“, schreibt Ratzel, „in das Licht der Geschichte treten, kommen sie aus dem Dunkel der Geschichtslosigkeit hervor. Das setzt voraus, daß sie so ferne von dem Schauplatz der alten Geschichte lebten, daß sie nicht an ihn heranreichten.“ Unsere Untersuchungen werden die ganze Hinfälligkeit dieser Ansicht erweisen, die Ratzel natürlich auch in seinen größeren Werken und zuletzt noch in etwas milderer Form in seiner gegen M. Much gerichteten Arbeit über die Urheimat der Indogermanen im 1. Jahrgange des Archivs für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 1904, vertreten hat. So hat denn Ratzel den Gegnern der Rassen- und Germanenforschung reichlichen Stoff geboten und einen Mann wie Prof. Ludwig Stein zu dem Ausrufe veranlaßt: „Auf der einen Seite (nämlich der Rassenforscher) stehen Dilettanten, auf der anderen (nämlich der Rassenleugner) Forscher von Weltruf[2]).“ Wie könnte man von dieser Seite her anders vermuten? Da nun aber doch Friedrich Ratzel zu unseren bedeutendsten Geographen gehört, dessen Verdienste in anderer Richtung nicht geschmälert werden sollen, wollen wir uns durch ein freundlicheres Bild von ihm verabschieden. Sein Buch „Deutschland. Einführung in die Heimatskunde“ (1898) enthält in seinem letzten Teile ein Kapitel über die Herkunft der

[1]) Berichte über die Verhandlungen der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, philol.-histor. Klasse, 50. Bd., 1898, u. 52. Bd., 1900.

[2]) „Die Anfänge der menschlichen Kultur“, 1906, S. 45.

Deutschen, in dem der Verfasser allerdings auf den Zusammenhang mit den asiatischen Indogermanen hinweist, dann aber fortfährt: „Das Volk aber, das uns Tacitus in der Germania geschildert hat, dieser eigenartigste aller hellfarbigen Menschenstämme, kann dann nur in nordischer Absonderung sich entwickelt haben. Kraftvoll, kühn, abgehärtet, Sturm und Kälte nicht scheuend, zur Einfachheit gewöhnt, treten uns die Germanen entgegen, und wir sagen uns: das sind nicht die Kinder eines milden Himmelsstriches. Ebensowenig könnten sie aber der hinausgedrängte Überfluß eines dicht beisammenwohnenden Kulturvolks sein. — Südeuropa gehört den Nachkommen der Griechen und Römer, der Westen denen der Iberer und Kelten, Osteuropa den Slawen. Die Germanen nehmen aber auch heute nord- und mitteleuropäische Sitze ein, und sie saßen einst nördlicher in ihnen als heute. Es dünkt uns daher am wahrscheinlichsten, daß die Germanen auf den nordeuropäischen Halbinseln und Inseln die Möglichkeit zu jener Sonderentwicklung gefunden haben, die sie als eine geschlossene Rasse, nicht nur als ein Volk, durch alle Wanderungen und Mischungen bis heute erhalten hat." Diese trefflichen Worte wollen wir über all dem Negativen, das die Rassengegner sich aus Ratzels Werken zusammenpicken, nicht vergessen.

Gegen irgendwelche Einseitigkeiten der Ratzelschen Schule schufen indessen die 1899 erschienenen Werke Georges Vachers de Lapouge (L'Aryen, son rôle social) und Houston Stewart Chamberlains (Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts) ein wirksames Gegengewicht. Bevor wir jedoch zu diesen übergehen, seien noch einige Zwischenglieder genannt. Lediglich der Vollständigkeit wegen erwähne ich die ziemlich abwegigen 6 Hefte F. Schwerdtfegers „Die Heimat der Homanen", 1. und 2. Heft 1896, 3. Heft 1897, 4. Heft 1898, 5. Heft 1905, 6. Heft 1908. „Homanen" sind ein vom Verfasser erfundener Name für „Indogermanen". Der Standpunkt wechselt mit den Heften. Während im ersten als Heimat der „Homanen" Mitteleuropa bezeichnet wird, heißt es im fünften, unbedingt seien die homanischen Stammväter aus Asien nach Europa gelangt und hier Begründer einer neuen Rasse geworden. „Mit drakonischer Schärfe wird die Hämushalbinsel als Ausbildungsstätte des Urvolks gesichert." Otto Kämmel (Der Werdegang des deutschen Volkes, 1896/98) und F. Kurze (Deutsche Geschichte im Mittelalter, 1898, Slg. Göschen) halten an der indogermanischen Heimat im Wolga-Gebiete fest. Besonders wichtig ist für unser Thema eine Arbeit August Hedingers „Die Urheimat der Germanen" mit einem Nachwort von Herman Hirt (Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum, 1899). Das Signal zu dieser Arbeit

scheint Karl Penkas 1897 in den Mitteil. der Wiener anthrop. Ges. veröffentlichte „Paläethnologie Mittel- und Südeuropas" gegeben zu haben, wenigstens stützt sich der Verfasser wesentlich auf Penkas Ansichten. Während in Westeuropa zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit ein „Hiatus" klafft, zeigt Skandinavien eine ununterbrochene Entwicklung. Die paläolithische Kultur hat sich erst in Skandinanien zur neolithischen entwickelt, deren Träger die Arier sind. Darum sind die Träger des Paläolithikums in West- und Mitteleuropa die Vorfahren der späteren Arier. Diese Ansicht haben später Kossinna und Montelius weiter begründet. Hirt stimmte Hedinger zu, nur nicht in der Gleichsetzung der Heimat der Germanen mit der der Indogermanen.

Von Lapouge schrieb schon S. Reinach auf Grund einer Arbeit in der Revue d'anthropologie, 1889, er erblicke nur in Penka und seinem System das Heil für anthropologische Arbeiten („en dehors de Penka et du penkisme, il n'y avait, à ses yeux, plus de salut pour les études anthropologiques"). Damit ist auch bei Lapouge für die Heimatsfrage der europäische Norden festgelegt. Nach Wilser (Germanen I) griff er auf einen von Latham ausgesprochenen, aber nicht schriftlich festgelegten Gedanken zurück, wenn er für die Heimat der Arier ein zwischen Britannien und Skandinavien (also in der Nordsee) untergegangenes Land in Anspruch nahm. Lapouge steht als „erster wissenschaftlicher Bearbeiter der Rassenfrage" auf der Linie Gobineau-Woltmann. Vgl. über ihn außer Wilser: Woltmanns „Politische Anthropologie", Schemanns „Gobineaus Rassenwerk" und neuerdings Hans Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes".

Bei den mit Recht berühmt gewordenen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" von Houston Stewart Chamberlain sollte man die Lehre von der nordischen Herkunft der Germanen ohne weiteres voraussetzen, doch bezieht sich ihr Verfasser nur vorübergehend (S. 483) auf sie. Ohne mich dem Urteile Dr. Wilsers über die „Grundlagen" (Jahrg. 1 der Pol.-Anthr. Revue) in allen Stücken anzuschließen, halte ich noch heute aufrecht, was ich 1909 in den „Beiträgen zur Geschichte der Rassenforschung usw." schrieb: Chamberlain hätte, wenn er den eigengermanischen Gedanken tiefer erfaßt hätte, das in jedem Sinne germanische Buch des 19. Jahrhunderts schreiben können. Dieses Urteil bedarf einer Rechtfertigung.

Die „Grundlagen" beschäftigen sich in ihren wesentlichen Teilen mit dem Kampfe des germanischen Elements mit dem nichtgermanischen. Vielleicht war es nur einem Chamberlain vorbehalten, in so packender und überzeugender Weise zu schildern, wie die Germanen die Kultur des

Altertums, die zur Zeit des rassenlosen Völkerchaos eine Beute orientalischen Mestizentums geworden war, gerettet und in ihrem Sinne um- und neugebildet haben.

Damit ist indessen nur ein „Äußerliches" geschildert, das ohne die ja auch von Chamberlain gezeichnete innere Veranlagung des Germanen undenkbar ist.

Und doch fehlt m. E. noch etwas. Dieses Fehlende scheint mir einzig auf S. 511 durch folgenden Satz angedeutet zu sein: „Das Heute ist das Kind des Gestern; was wir haben, ist zum Teil das Erbe des vorgermanischen Altertums, was wir sind, ist ganz das Werk jener Urgermanen, die man uns als „Barbaren" hinzustellen beliebt."

Kurz vorher hatte Chamberlain geschrieben, er sei nicht gewillt, eine Geschichte der Germanen zu geben. Das war auch nicht notwendig, ebensowenig wie die Grundlagen eine Geschichte der Griechen und Römer geben. Aber eine kulturgeschichtliche Zusammenfassung frühgermanischen Lebens, wie sie Griechen und Römern zuteil wurde, wäre doch wohl am Platze gewesen, denn das den Germanen von alters her überkommene eigene Kulturgut gehört ebensogut zu den Grundlagen des 19. Jahrhunderts wie die durch die Germanen gerettete antike Bildung. Eine solche Darstellung wäre namentlich dadurch erleichtert worden, wenn die Lehre von der nordischen Herkunft der Germanen, statt nur gestreift zu werden, den lichten Hintergrund gebildet hätte, von dem die weitere rassen- und kulturgeschichtliche Entwicklung sich abheben konnte. Bis zum völligen Erfassen des freien germanischen Menschen mit allen seinen Kräften, wie ihn seinerzeit Richard Wagner mit künstlerischem Auge erschaute, ist Chamberlain m. E. nicht vorgedrungen.

Wie Hermann Thiersch im Jahre 1911 ein Buch, das sich mit den Kulturzuständen in den römischen Provinzen beschäftigte, „An den Rändern des römischen Reiches" betitelte, so könnte man Chamberlains Grundlagen — wenigstens den ersten Band — „An den Rändern germanischen Kulturbereiches" benennen. Ein Werk, das dem germanischen Gedanken dienen sollte, ist einseitig dem humanistischen Bildungsideale zugute gekommen. Daß ich weit davon entfernt bin, letzteres abzulehnen, habe ich wiederholt hervorgehoben. Aber durch die besondere Behandlung germanischer Kultur wäre das Gleichgewicht zwischen „Sein" und „Werden" des germanischen Menschen hergestellt worden, während so das Schwergewicht vor der Blüte des Mittelalters auf die südliche Antike Europas und den Orient entfällt. Dabei fehlt es nicht an prachtvollen Ansätzen, so, wenn Chamberlain am Beginn des Kapitels „Der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte" schreibt: „Dieser Barbar, der am

liebsten nackend in die Schlacht zieht, dieser Wilde, der plötzlich aus Wäldern und Sümpfen auftaucht, um über eine zivilisierte und kultivierte Welt die Schrecken einer gewaltsamen, mit der bloßen Faust erfochtenen Eroberung zu gießen, ist nichtsdestoweniger der rechtmäßige Erbe des Hellenen und des Römers, Blut von ihrem Blut, und Geist von ihrem Geist. Sein Eigenes ist es, das er, unwissend, aus fremder Hand entreißt. Ohne ihn ging der Tag des Indoeuropäers zu Ende." Das ist, wenn auch von neuen Gesichtspunkten aus gesehen, doch immerhin das gewohnte Bild der Geschichtsbetrachtung, die letzten Endes in der klassischen Antike wurzelt, und man wird den Wunsch begreifen, das „Eigene" des Germanen mehr herausgearbeitet und an die Spitze gestellt zu sehen. Das große Verdienst, das Chamberlain sich um die Begründung und Festigung einer germanischen Weltanschauung erworben hat, wird ihm kein Deutscher bestreiten, aber „wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern".

Neben den aus starker künstlerischer Intuition geborenen „Grundlagen", die den Leser in jeder Phase fesseln, würde vielleicht jedes andere in streng wissenschaftlichem Geiste gehaltene Werk nüchtern erscheinen — obgleich es auch hier viele Gradunterschiede gibt. Allerdings ist die „Nüchternheit" kein Barometer für den gedanklichen Inhalt eines Werkes. Bedenklicher ist es schon, wenn wir von einem solchen sagen müßten: „im engen Kreis verengert sich der Sinn", und das ist nach meinem Gefühle bei dem jetzt zu besprechenden der Fall. Im 3. Bande der 2. Auflage des Grundrisses der germanischen Philologie, herausgegeben von Hermann Paul[1]), erschien Otto Bremers „Ethnographie der germanischen Stämme", die sich trotz der glänzenden Sprachkenntnisse des Verfassers und trotz der reichen Quellenangaben doch als ein Rückschritt gegenüber den Ergebnissen früherer Forschungen erweist. In dem von einzelnen Widersprüchen nicht freien Werke nehmen die Kelten als frühere Bewohner Deutschlands einen über die Gebühr großen Raum ein, ja die Germanen sollen einstmals nicht nur kulturell, sondern auch politisch von keltischen Stämmen abhängig gewesen sein, eine Annahme, für die die beigebrachten „Belege" doch wohl nicht ausreichend sind. Als die ältesten bestimmbaren Sitze der Germanen werden die Landschaften zwischen der unteren und mittleren Elbe und Oder: Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Vorpommern und die Mark Brandenburg angegeben. „Dies Ergebnis steht nicht im Widerspruch zu der Annahme, daß sie in

[1]) Der Band trägt die Jahreszahl 1900; indessen ist Bremers Werk bereits 1899 erschienen.

diese Sitze von der Weichsel aus eingewandert sind." Die Skandinavier können sich nach Bremer erst im 4. Jahrh. v. Chr. von den Ostgermanen getrennt und ihr jetziges Gebiet besiedelt haben. Mit dieser und anderen Zeitbestimmungen setzt sich Bremer kühnen Schwunges über alle wohlbegründeten Forschungen der Archäologen, auch der nordischen, hinweg, und — mit Hostmann im Bunde — bekämpft er deren Datierung der Kulturperioden. So feiert denn in diesem Werke einseitige Sprachwissenschaft noch einmal über Anthropologie und Archäologie einen vorübergehenden Sieg. Daß die Theorie der skandinavischen Urheimat von „Dilettanten" aufgestellt sei (wobei Penka besonders genannt wird), darf man wohl als eine Entgleisung auffassen. Immerhin: Die Angst mancher Gelehrten vor dem Dilettantismus „der anderen" hat wirklich etwas Rührendes an sich. Auch die Untersuchungen über die Heimat der Indogermanen, deren einheitliche Rasse angezweifelt wird, fallen bei Bremer weniger bestimmt aus, als wir nach dem damaligen Stande der Wissenschaft hätten erwarten können.

Unmittelbar darauf — 1900 — erfolgte eine kräftige Abwehr der Bremerschen Darlegungen in der kleinen, aber vorzüglichen „Deutschen Stammeskunde" Rudolf Muchs (Sammlung Göschen 126). Gleich zu Beginn — im Literatur-Verzeichnis — wurde Bremers Buch als „in vieler Beziehung — so was die Beurteilung des archäologischen Materiales oder des Verhältnisses der Kelten und Germanen betrifft — verfehlt" bezeichnet. Muchs Sprachkenntnisse dürfen wir sicher nicht geringer einschätzen als diejenigen Bremers, aber bei ihm gerät die Sprachwissenschaft nicht in Konflikt mit den übrigen Disziplinen, und so gesteht er auch der Archäologie und der Anthropologie den ihnen gebührenden Raum zu. Nach ihm scheint sich in dem „heute in Nordeuropa herrschenden Typus ursprünglich der allgemein indogermanische" zu verkörpern. „Auch die Kelten werden uns in älterer Zeit geradeso geschildert wie die Germanen bei ihrem Eintritt in die Geschichte, und Ähnliches gilt von anderen indogermanischen Nordstämmen. Aber selbst bei den Griechen und überall dort unter Indogermanen, wo das nordische Gepräge später verwischt ist, begegnen uns, je weiter wir zurückgreifen, um so mehr Zeugnisse für sein Vorhandensein und zwar besonders unter den herrschenden Klassen." Natürlich kommt als älteste Heimat der Germanen auch nur Nordeuropa in Frage, wo sich seit Beginn der jüngeren Steinzeit eine durch keinen fremden Volksstamm unterbrochene Entwicklung nachweisen läßt. Darüber hinauszugehen, z. B. die Nationalität des Volkes der Muschelhaufen festzustellen, hält Much sich nicht für berechtigt. „Auch ohne das Zeugnis der Funde müßten wir doch

annehmen, daß die Germanen, wenn sie erst um 1500 v. Chr. oder später eingewandert sind, ein Volk angetroffen haben, das ihnen völlig glich. Das könnte höchstens ein anderer nahverwandter indogermanischer Stamm gewesen sein, für dessen Vorhandensein aber sonst nichts spricht." Von dem südlichen Skandinavien aus — entsprechend der bei fast allen germanischen Stämmen heimischen Wandersage — sind zunächst Schleswig-Holstein, Mecklenburg und Westpommern besetzt worden. „Schon während der Bronzezeit wird aber dieser Bereich nach allen Seiten überschritten und zwischen 600 und 500 v. Chr. dürften sie bereits die Weichsel erreicht haben [1]."

Wie man sieht, ist das alles so ziemlich das Gegenteil dessen, was Bremer gelehrt hatte, aber Much war mit der Entwicklung seines Faches fortgeschritten, während Bremers Buch unter den damaligen umfangreicheren Veröffentlichungen völlig isoliert stand.

Ähnlich wie Montelius hat sich Gustaf Retzius 1900 in den „Crania suecica antiqua" über das Verhältnis der vorgeschichtlichen Bevölkerung Schwedens zur jetzigen Bevölkerung des Landes ausgesprochen: „Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß die dolichocephale Bevölkerung, welche in den prähistorischen Zeitaltern das jetzige schwedische Land bewohnte, von eben derselben hochwüchsigen, hellfarbigen, blauäugigen und langköpfigen Rasse war, welche noch etwa 85 % der Bevölkerung dieses Landes bildet, oder mit anderen Worten, daß unsere Vorfahren während des Eisenzeitalters, des Bronzezeitalters und des Steinzeitalters von germanischem Stamme waren. Davon liefern ihre in den alten Gräbern gefundenen Schädel deutliche Zeugnisse [1])."

Der germanischen Philologie wurde 1900 noch ein besonderes Geschenk durch Wilhelm Streitbergs „Urgermanische Grammatik" zuteil (nach Hermann Paul übrigens schon 1896 erschienen). Der Verfasser bekennt, daß im Gegensatze zur früheren Zeit „gegenwärtig die Mehrzahl der Forscher der Ansicht zuneigt, daß Nordosteuropa als Urheimat des indogermanischen Urvolks zu betrachten sei". Nach Otto Schrader hat Streitberg noch später (1903) den Ausführungen Herman Hirts (s. S. 70) Beifall gezollt und „wegen der Altertümlichkeit des Litauischen namentlich an Litauen als Ausgangspunkt der Indogermanen gedacht".

Hinzuweisen wäre noch auf Otto Ammons „Die Gesellschafts-

---

[1]) In der neuesten (3.) Auflage von 1920 ist den Fortschritten in der Prähistorie entsprechend dieser Zeitraum mit „zwischen 900—700 v. Chr." angegeben.

[2]) Zitiert nach Karl Penka, Pol.-Anthr. Revue VII, Nr. 3.

ordnung und ihre natürlichen Grundlagen", 1. Aufl. 1895, 2. Aufl. 1900. Der Verfasser bekämpft mit guten Gründen die Asien-Hypothese und tritt warm für Nordeuropa als Arierheimat ein: „Das unausbleibliche Hinwelken der weißen Menschen in Indien, das an den eingewanderten englischen Familien ebenfalls beobachtet wird, läßt darauf schließen, daß die asiatische Herkunft der Arier nichts ist als ein Märchen" (S. 128). „Die Einwanderung der Arier von Norden her gibt den Schlüssel des Verständnisses der gegenwärtigen europäischen Lage in die Hand. In der Mitte des nach Süden gerichteten Wanderstroms war das arische Element am mächtigsten und vermischte sich am wenigsten mit fremden Rassen, behauptet sich auch heute noch in verhältnismäßig größerer Zahl als bei den festländischen Nachbarvölkern. Dies ist Deutschland. An den Rändern zerfloß der Wanderstrom in die angrenzenden rundköpfigen Völker und die rückschrittliche Auslese stellte die fremden Typen annähernd wieder her. Dies ist Rußland und Frankreich. Wir begreifen nun auch, wie es kommt, daß wir Deutsche zwischen zwei feindliche Nationen keilförmig eingeklemmt und genötigt sind, nach zwei Seiten Front zu machen." (S. 133.) Die erste hier zitierte Stelle stimmt mit der 1. Auflage überein, die zweite fehlt in ihr. Dagegen bringt die 1. Auflage noch folgende bemerkenswerten Sätze: „Seeck (Geschichte des Unterganges der antiken Welt) läßt noch den letzten Schritt ungetan. Seine „Besten", durch deren Ausrottung die antike Welt untergeht, erscheinen immer noch als individuelle Steigerungen ihrer Volksgenossen, während die anthropologische Auffassung sie als Angehörige einer überlegenen Rasse ansieht. Sie waren Arier, d. h. in unserem Sinne Männer des Nordens, welche in vorgeschichtlicher Zeit nach Griechenland und Italien kamen und als bevorrechteter Stand über dunkelhaarige Urbevölkerungen von schwächerem Charakter herrschten, allmählich auch sich mit ihren Untertanen verschmolzen. Nach ihrer Ausrottung blieben nur minderwertige Mischlinge übrig, die einer neuen, nach Süden vordringenden arischen Völkerwelle keinen erfolgreichen Widerstand mehr zu bieten vermochten. Diese Anschauung wird sich sicherlich mehr und mehr ausbreiten und auch in der Geschichtsschreibung Eingang finden." Und diese Anschauung ausgebaut und befestigt zu haben, ist in erster Linie das Verdienst Ludwig Woltmanns. Übrigens hatte Ammon bereits im Jahre 1890 eine Arbeit „Die Monogamie als Beweis der nordeuropäischen Urheimat der Arier" in der Beil. z. Allg. Ztg. veröffentlicht.

* * *

Wiederum haben wir einen wichtigen Zeitabschnitt durchwandert und dürfen nun feststellen, daß innerhalb desselben zwar noch keine völlige Einmütigkeit in der Heimatfrage erzielt wurde, daß aber doch Europa, und besonders Nordeuropa, mehr als in den früheren Jahrzehnten in den Vordergrund getreten ist. Wollen wir uns für die Zeit um 1900 bescheiden aussprechen, so bedienen wir uns der bereits 1893 von Guntram Schultheiß geschriebenen Worte: „Die so lange als Glaubenssatz feststehende Hypothese von der asiatischen Urheimat der Indogermanen scheint nunmehr in die Defensive gedrängt zu sein, in die Kreise der Minorität von Sprachforschern, die der Rücksicht auf die Ergebnisse anderer Wissenschaften entraten zu können glaubt. Es ist das Verdienst der geistvollen und kühnen Konstruktionen Karl Penkas, mit gebührender Würdigung der Anthropologie und Urgeschichte den entgegengesetzten Standpunkt der nordeuropäischen Urheimat zur Diskussion gebracht zu haben." Diese Worte stehen am Eingang des prächtigen Werkes „Geschichte des deutschen Nationalgefühls. Eine historisch-psychologische Darstellung", Bd. 1, Von der Urzeit bis zum Interregnum. Entschiedener und hoffnungsfreudiger klingt der Aufsatz August Hedingers (1899) aus: „Wenn wir im vorstehenden die hohe kulturgeschichtliche Bedeutung der arischen Rasse gezeigt haben, deren Vollendung und Ideal Gobineau im germanischen Stamm findet, so sind wir uns wohl bewußt, daß wir damit die Heimat des Urmenschen noch nicht gefunden haben; jedenfalls aber ist in der gegenwärtigen Ansicht über die Urheimat der Germanen ein bedeutender ethnologischer Schritt vorwärts getan, dem gewiß weitere und größere folgen werden."

Anhang: Nationale Strahlungen.

Am Schlusse des soeben besprochenen Zeitabschnitts steht ein Werk, das an den Fragen nach Urheimat usw. nicht unmittelbar beteiligt ist, aber doch einen großen Wert für unser Thema deshalb besitzt, weil es in geschlossener Reihe von der Gegenwart zurück bis an jenen Zeitpunkt führt, wo die eigentliche ur- und frühgermanische Forschung einsetzt. Es ist das von Dr. Hans Meyer 1898 herausgegebene „Deutsche Volkstum", in dem bedeutende Mitarbeiter sich vereinigt haben, um alle geistigen und kulturellen Grundlagen unseres Volkstums einschließlich des Landschaftsbildes klar herauszuarbeiten. Die Mitarbeiter sind: Prof. Dr. Hans Meyer („Das deutsche Volkstum"), Prof. Dr. Alfred Kirchhoff („Die deutschen Landschaften und Stämme"), Dr. Hans Helmolt („Die deutsche Geschichte"), Prof. Dr. Oskar Weise („Die

deutsche Sprache"), Prof Dr. Eugen Mogk („Die deutschen Sitten und Bräuche" und „Die altdeutsche heidnische Religion"), Prof. Dr. Karl Sell („Das deutsche Christentum"), Dr. Adolf Lobe („Das deutsche Recht"), Prof. Dr. Henry Thode („Die deutsche bildende Kunst"), Prof. Dr. Heinrich Adolf Köstlin (Die deutsche Tonkunst"), Prof. Dr. Jakob Wychgram („Die deutsche Dichtung"), Dr. Hans Zimmer („Die deutsche Erziehung und die deutsche Wissenschaft"). Die einleitende Arbeit Dr. Hans Meyers hat nach einer Mitteilung von Dr. Helmolt (Deutsche Erde, 1904, 1) allen Mitarbeitern vorgelegen, „um ihnen bei der Abfassung ihrer Beiträge insofern zur Richtschnur zu dienen, als — bei aller Wahrung der Selbständigkeit der persönlichen Meinung — eine einheitliche Grundanschauung, eine (im einzelnen dehnbare) Übereinstimmung über die Hauptpunkte die nötige Vorbedingung für das Gelingen des Sammelwerkes war. Den günstigen Ausgang dieses Unterfangens belegt die schon von anderen gemachte Beobachtung, daß das erste Kapitel ebensogut am Schlusse stehen könnte, in den das Ganze harmonisch ausklänge". Diesem Sammelwerke schließt sich die in dem gleichen Jahre erschienene lebensvolle „Deutsche Volkskunde" Elard Hugo Meyers würdig an.

Entscheidende Wendung von der Verflachung der siebziger bis achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zum gehaltvoll-volkstümlichen, zum deutschen Leben schlechthin, hatten schon Lagardes „Deutsche Schriften" (1885), der im Herbst 1887 von Ferdinand Avenarius gegründete „Kunstwart", Julius Langbehns „Rembrandt als Erzieher" (1890) und Friedrich Langes „Reines Deutschtum" (1893)[1]) herbeigeführt. 1897 begann eine Reihe von zwanzig wertvollen Veröffentlichungen „Der Kampf um das Deutschtum" des 1890 gegründeten Alldeutschen Verbandes, deren erstes Heft „Die Weltstellung des Deutschtums" von Fritz Bley eine führende Rolle beanspruchen darf. Ernst Wachlers Zeitschriftunternehmen, im Herbst 1898 als „Kynast" gegründet, sollte zunächst mehr landschaftlichen (schlesischen) Charakter tragen, umfaßte aber schließlich, besonders als „Deutsche Zeitschrift" und „Iduna", das gesamte deutsche Volkstum. Zahlreiche Zeitschriften landschaftlichen und heimatlichen Gepräges sind seitdem erstanden, die ihrerseits wieder die Kanäle zum Verständnis unserer germanischen Vorzeit öffneten.

Einen besonderen Hort fand die Pflege deutsch-völkischen Lebens bei den Deutschen in Österreich (Bund der Germanen in Wien, Bund

[1]) Der Verfasser war Gründer und erster Leiter des Deutschbundes.

der Deutschen in Böhmen usw.), deren geistiger und politischer Führer Georg Ritter von Schönerer wurde. Zahlreiche, auch für die Germanenforschung wertvolle Kräfte sind aus diesen Kreisen hervorgegangen (z. B. Franz Kießling: Das deutsche Weihnachtsfest in seinen Beziehungen zur germanischen Müthe, 1902, Altertümliche Kreuz- und Quer-Züge, 1914). Von den Deutschvölkischen Österreichs strahlten auch nach Deutschland selbst hin Anregungen aus, die besonders die Ende der achtziger Jahre erstarkende und bis weit in das neue Jahrhundert hinein wirkende „deutsche Jugendbundesbewegung" befruchteten. Die einzelnen Glieder derselben sind später in den größeren nationalen Verbänden aufgegangen. Vgl. für die Zeit vor 1900: Guntram Schultheiß, Deutsch-nationales Vereinswesen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Nationalgefühls, 1897. (Heft 2 der Reihe „Der Kampf um das Deutschtum".)

Ebenso wie die Zeitschriften haben auch die nationalen Vereine und Verbände den Boden bereitet für die Aufnahme germanischer Gedanken; sie haben allen Belangen des Deutschtums, wie Rassen- und Kulturfragen, Beachtung geschenkt und so dafür gesorgt, daß die ernsten Forschungen in weiteren Kreisen den verdienten Widerhall fanden. Darum darf eine Geschichte der Germanenforschung nicht stillschweigend an ihnen vorübergehen, sondern hat ihrer für ihre stille, weniger in die Öffentlichkeit dringende Mitarbeit am Gelingen des Ganzen dankbar zu gedenken.

Einen einzelnen, der ohne vielseitige Vereinstätigkeit nicht denkbar ist, möchte ich hier noch nennen: Dr. Franz Winterstein. Er hat schriftstellerisch an Zeitschriften wie „Heimdall" mitgearbeitet und sich u. a. durch photographische Wiedergaben von „Germanenstätten" und kartographische Darstellungen der „Germanenheimat" verdient gemacht.

Von nahezu unermeßlicher Wirkung war die von Prof. Schemann gebotene Übersetzung des Rassenwerkes Gobineaus, deren erster Band 1898 erschien[1]). Sie war es, die am Beginn des 20. Jahrhunderts den nationalen Vereinen — und man kann auch wohl sagen: manchen Zeitschriften — den Stempel aufdrückte. Ich erinnere mich noch, wie damals, besonders als 1902 ein von Paul Kleinecke besorgter Auszug aus dem großen Werke erschien, der Name „Gobineau" in aller Munde war. Glänzend hat sich schon damals erfüllt, was Schemann am Schlusse seines Vorworts schrieb: „Gobineau hat es als unumstößlichen Schlußsatz seiner gesamten ethnographischen Erkenntnisse hingestellt, daß in der germanischen Rasse (die er sogar einmal die „weltordnende" genannt hat)

[1]) Bereits vier Jahre vorher wurde die „Deutsche Gobineau-Vereinigung" von Prof. Schemann ins Leben gerufen.

die höchste Blüte weltgeschichtlicher Entwicklung getrieben sei, daß die in sie gelegten Keime die wahrhaft befruchtenden, die edelsten Lebenskeime gewesen seien, und daß noch fort und fort einem Volke in dem Maße Leben beschieden sein werde, als es germanisches Blut in seinen Adern rein bewahrt habe. Nun wohlan — das ist immerhin ein Trost, selbst bei ernstesten Blicken in die Zukunft. Wir sind relativ mit die wenigst Degenerierten, und das ist schon etwas. Wohl uns, wenn uns Gobineaus Wort zum Wort des Lebens werden könnte!"

---

c) Die Arbeiten von 1901 bis zur Gegenwart.

Hatte das verflossene Jahrhundert durch Rudolf Muchs Büchlein einen prächtigen Abschluß erhalten, so begann auch das neue verheißungsvoll „im Zeichen der nordeuropäischen Germanenheimat". Wie weit diese in früherer Zeit so oft verspottete Lehre über die engeren Kreise der Fachwissenschaft hinausgedrungen war, dafür lieferte die im Frühjahr 1901 erschienene „Geschichte der deutschen Literatur" von Adolf Bartels den Beweis. Im wohltuenden Gegensatze zu der im gewohnten Trott weiter arbeitenden Literaturgeschichte von Robert König begann Bartels seine Darstellung in so unmittelbarem Einklang mit der innersten Überzeugung der berufenen Führer der Germanenforschung, daß seine Sätze dem gegenwärtigen Abschnitt als führendes „Motto" dienen sollen:

> „Die Annahme, daß sich die arische Rasse im europäischen Norden, inmitten der Gletscherberge und auf den felsigen Ebenen Skandinaviens gebildet habe, ist in neuerer Zeit immer allgemeiner geworden, und insbesondere der nordische Ursprung der Germanen wird kaum noch bestritten. Sie sind ein Volk durchaus nordischen Charakters, nicht nur in ihrer Erscheinung, sondern auch ihrer seelischen und geistigen Anlage nach; auch von den germanischen Südstämmen, denen, die in den Stürmen der Völkerwanderung zu Grunde gingen, und denen, die sich später zum deutschen Volke zusammenschlossen, möchte man glauben, daß ihnen in den Tagen ihres Kindheitszeitalters die Mitternachtssonne geleuchtet und die von Polarlichtern durchzuckte ewige Winternacht sie umfangen, daß sie die fürchterliche Eiswelt des Nordens umdrohte und die wie mit einem Zauberstaube das reichste Leben entfaltende Sonnenglut des kurzen nordischen Sommers zu höchster Lust entzückte, daß ihnen die gewaltigen Wasserfälle Skandinaviens so gut in die Ohren brausten, wie die über die Ebenen hintosenden wälderknickenden Stürme."

Mit Bartels Literaturgeschichte schien mir, wie ich damals schrieb, das germanische Jahrhundert heraufgekommen zu sein. In der Tat ist es das Bewußtsein unslösbarer innerer Verbindung mit dem nordischen Germanentum, das Bartels die männlich-persönliche Note in seinen Arbeiten gibt. Stolz und unbeugsam geht er durch die Literaturgeschichte wie nur ein Hebbel — bekanntlich sein Landsmann — durch das allgemeine Leben der Literatur selbst.

Gleichsam als sollten Bartels' oben wiedergegebene Sätze einen bildhaften Niederschlag erfahren, erschien unmittelbar neben seiner Literaturgeschichte das prachtvolle und zu jener Zeit wirklich umfassende Kartenwerk Roderichs von Erckert „Wanderungen und Siedlungen der germanischen Stämme in Mittel-Europa von der ältesten Zeit bis auf Karl den Großen". Auf zwölf Kartenblättern wird — nach dem Vorangehen einer die Ausdehnung der zweiten und dritten Eiszeit veranschaulichenden Karte — die ethnographische Entwicklung Mittel-Europas gezeigt. Auf allen Blättern gehört die tiefrote Farbe dem Germanentum in seinen Sitzen am Beginn des die Karte wiedergebenden Zeitabschnittes, die Rosa-Färbung zeigt die durch weitere Wanderungen in demselben Zeitabschnitt besetzten Gebiete. So sehen wir auf der 2. Karte „Indogermanische Völker in Europa zu Anfang des 6. Jahrhunderts v. Chr." das Germanentum in den ursprünglichen Sitzen von Skandinavien über Dänemark und die Inseln bis zum linken Ufer der unteren Elbe, wo es bis an die Aller heranreicht; rechts der Elbe besitzt es das Havel-Gebiet bis zum linken Unterlauf der Oder. So weit reichen nach v. Erckert die germanischen Sitze um etwa 1000 v. Chr.; von da bis etwa 600 v. Chr. hat sich das Germanentum westlich bis zur Leine und der Ems-Mündung, südlich bis zum linken Unterlauf der Saale, östlich bis zur Weichsel-Mündung ausgedehnt. Dieses hier in hell-rosa gehaltene Gebiet erscheint auf der folgenden Karte („Ungefähre Ausbreitung der Germanen und Kelten in Mittel-Europa vom 6. bis 2. Jahrh. v. Chr.") wiederum tiefrot. Dann folgen die weiteren Wanderungen: von etwa 600 v. Chr. ab erreichen die Germanen die Warthe, seit etwa 500 v. Chr. nehmen sie das ganze Gebiet zwischen Warthe und fast dem ganzen rechten Oder-Ufer ein; um 400 v. Chr. rücken sie weiter in das heutige Polen, die Südgrenze wird etwas erweitert, und im Nordwesten erreichen sie den Zuider-See. Um 300 v. Chr. erscheinen sie am Rhein bis hinab zum Taunus, südlich bis zur Rhön, dem Erzgebirge, den Sudeten und den Karpathen. Diese Karte ist mit geringfügigen Zusätzen in Helmolts Weltgeschichte, Band 6, und von da in „Meyers historischen Handatlas", 1911, übergegangen. Erst auf den folgenden Karten wird die Trennung in West-, Nord- und

Ost-Germanen kenntlich. Dieses in jeder Beziehung hervorragende und lehrreiche, mit einem Geleitwort von Prof. Johannes Ranke versehene Kartenwerk sollte noch heute als Anschauungsmaterial beim Unterricht in der germanischen Geschichte dienen. Daß es nach dem heutigen Stande der prähistorischen Wissenschaft mancher Erweiterungen bedarf, wie wir später noch sehen werden, ist selbstverständlich. Der Grundgedanke aber: die Verbreitung des Germanentums vom Norden Europas her, kann in einem Kartenbilde nicht deutlicher zum Ausdruck gelangen.

Ein neuer Hermann Müller (vgl. den 2. Teil, S. 27 ff.) erstand in William Ridgeways „The early age of Greece", Cambridge 1901. Hier wie dort wird die Überzeugung ausgesprochen, daß die alten Griechen eine genaue Kenntnis des nördlichen Europas besaßen (... that the early inhabitants of Greece had a knowledge of the north of Europe ...) In dem sehr ausführlichen Kapitel „Whence came the Acheans?" kommt der Verfasser zu dem Schlusse: „The probability therefore is high that it was from the head of the Adriatic and from the great fair-headed communities of central Europe that the Homeric Acheans made their way" (S. 406). Der ursprüngliche Sitz dieser Rasse („its chief seat", S. 371) aber war Skandinavien. Carl Jentsch, der im Schlußkapitel seines Buches „Hellenentum und Christentum", 1903, über Ridgeways Werk berichtet, bemerkt dazu, daß dasselbe nach Mitteilung eines seiner Freunde in deutschen Fachkreisen allgemein abgelehnt worden sei. Verwunderlich wäre das nicht, ist es doch Penka, Wilser, Carus Sterne u. a. nicht anders ergangen. Vielleicht bezieht sich die Ablehnung Ridgeways aber nur auf seine Homer-Theorie.

Von Skandinavien ab führen zwei andere 1901 erschienene Werke Theodor Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung, Bd. I, sucht (S. 69) die indogermanische Urheimat „unter gemäßigtem Himmelsstrich, vielleicht in dem Gebiete vom Kaspischen und Schwarzen Meer bis zur Ostsee".

Otto Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, bespricht S. 878—902 die Urheimat der Indogermanen. In diesem Artikel sieht er in der Heimatfrage „sich allmählich eine Einigung vorbereiten, und zwar eine solche, die sich in der Richtung auf das in Sprachvergleichung und Urgeschichte, 2. Aufl., S. 615—640, erzielte Resultat bewegt, nach dem die ältest erreichbaren Wohnsitze der Indogermanen an der Grenze Asiens und Europas, in dem Steppengebiet des südlichen Rußlands zu suchen sind". „Was der Mensch glaubt, das ist", sagt Johannes Scherr irgendwo. Aus unseren bisherigen Untersuchungen ging jedenfalls eine solche „Einigung" nicht hervor. Davon abgesehen hat Schrader ein höchst brauchbares Werk geliefert und dadurch einen Lieblingsgedanken, „eine Kulturgeschichte der Indogermanen auf sprachwissenschaftlicher Grundlage" (Titel einer seiner kleineren Schriften, 1887) in umfassender Weise auf dem Wege eines Lexikons in die Tat umgesetzt. Neuerdings ist die 2. Auflage dieses Werkes — im Gegensatze zur ersten mit reichem Bilder-Material versehen — zum Abschluß gebracht worden.

Völlig abwegig war der von Wilibald Hentschel in „Varuna, eine Welt- und Geschichts-Betrachtung vom Standpunkt des Ariers", 1901, unternommene Versuch, die Entstehung der arischen Rasse aus dem Kultbunde der malaiischen Errivis abzuleiten. Da Hentschel andererseits Gewicht auf die skandinavische Herkunft der geschichtlichen arischen Völker legt, so muß erst ein Strom vom fernen Ozeanien die nordeuropäischen Gegenden erreicht haben. Noch später hat Hentschel versucht, seiner Theorie Geltung zu verschaffen, ist aber jedesmal auf leicht begreiflichen Widerstand gestoßen. Das Varuna-Buch, das der ein Jahr später um den „Hammer" sich bildenden Gemeinde eine geistige Grundlage gab, ist von anderen Gesichtspunkten aus zu bewerten.

Wenig Bestimmtes erfahren wir über die Urheimat in Albrecht Wirths „Volkstum und Weltmacht in der Geschichte", 1901. Als eine sich auf sie beziehende Bemerkung könnte man S. 62 auffassen: „Um 200 v. Chr. scheinen die germanischen Sitze von der Ostsee bis zur Donau gereicht zu haben." Irre ich nicht, so ist dieses Werk unter dem Eindruck der Grundlagen Chamberlains geschrieben worden: es bietet das, was der Rembrandtdeutsche an Alexander von Peez lobte: makrokosmische Geschichtsauffassung, übrigens ebenso wie das gleichzeitig (1900—1901) in drei Bänden erschienene Werk von Kurt Breysig „Kulturgeschichte der Neuzeit", die ebenfalls bis auf die Grundlagen im Altertum zurückgeht. Während man aber bei Wirth in dem genannten Buche ein Hinüberneigen zu Chamberlain feststellen kann, neigt Breysig mehr der von Nitzsch und Karl Lamprecht vertretenen Auffassung zu. Wirths Stellung zu den Rassen- und Heimatsfragen — später ausgesprochene Anschauungen werden wir an gehöriger Stelle kennenlernen — bleibt sich nicht immer gleich, doch gehört er zu denen, „die vieler Menschen Städte gesehen und Sitten gelernt haben", und so kann uns sein Urteil nicht gleichgültig sein.

1902 muß als eines der fruchtbarsten Jahre für unser ganzes Gebiet bezeichnet werden. Es zeichnet sich zunächst durch die gleichzeitige Gründung dreier wertvollen nationalen Zeitschriften aus, der „Politisch-

Anthropologischen Revue", der „Deutschen Erde" und des „Hammer". In der von Dr. Ludwig Woltmann begründeten P.-A.-Revue gewannen besonders die Erörterungen der Heimatfrage ihren literarischen Sammelpunkt, und wenn dabei wiederum Nordeuropa als Ursprungsbereich der Germanen in den Vordergrund trat, so war dies angesichts des Mitarbeiterkreises, dem u. a. Penka und Wilser angehörten, nicht verwunderlich. Dabei hat sie sich nicht eigensinnig anderen Richtungen verschlossen. Als ihr vornehmstes Ziel bezeichnete sie „die folgerichtige Anwendung der kritisch gesichteten natürlichen Entwicklungslehre im weitesten Sinne des Wortes auf die politische, soziale, wirtschaftliche, leibliche und geistige Entwicklung der Völker, insbesondere unseres deutschen Volkes". Die von Prof. Paul Langhans herausgegebene „Deutsche Erde" hat, wie ich im 2. Teile schrieb, wohl in der Strickerschen Germania ihren geistigen Ahnen zu erblicken. Sie diente der Kenntnis des Deutschtums auf dem ganzen Erdenrunde, brachte diesem Ziele entsprechend wertvolle durch prächtiges Kartenmaterial unterstützte Aufsätze und berichtete in jeder Nummer über neuere Arbeiten zur Deutschkunde. Auch die germanische Vergangenheit fand darin die ihr gebührende Beachtung. Der von Theodor Fritsch geleitete „Hammer" war von vornherein mehr politisch-wirtschaftlich eingestellt, ohne andere Gebiete, wie Schrifttum und Philosophie, auszuschließen. Auch er diente und dient noch dem reinen Deutschtum in seiner Gesamtheit. Besonders bekannt ist er durch seine kräftige, aber berechtigte Abwehr jüdischer Übergriffe geworden. Die beiden anderen Zeitschriften haben leider inzwischen ihr Erscheinen einstellen müssen: die P.-A.-Revue (seit den Kriegsjahren als „Politisch-Anthropologische Monatsschrift" erschienen) 1922, die Deutsche Erde bereits 1915.

Mehr als in früherer Zeit vertieft sich nunmehr die Überzeugung, daß alle Indogermanen oder Arier dem europäischen Norden entstammen, und daß das Kernvolk derselben die Germanen gewesen sind. Dem Charakter der zuerst genannten Zeitschrift mit ihrem besonderen Interesse für biologische Fragen würde es am besten entsprechen, hier zunächst das Werk eines Mannes zu nennen, der gerade in der P.-A.-Revue — sehr gegen meine Überzeugung — die härteste Kritik (durch Dr. Wilser) gefunden hat. Ich meine Heinrich Driesmans und sein Buch „Rasse und Milieu", Band 4 der „Kulturprobleme der Gegenwart", 1902. Aus ihm haben wir bereits im 1. Teile, S. 92, einen Satz vernommen, dem hier noch zwei weitere Stellen — deren zweite die psychologische Einstellung ihres Verfassers kennzeichnen wird — beigefügt werden mögen: „Wo immer man die Urheimat der weißen (kaukasischen) Rasse suchen mag und allein suchen kann, ob in Skandinavien, an der baltischen Küste oder in den sarmatischen Steppen — das ganze weite Gebiet finden wir eingeschlossen in die Grenzen, welche die größte Ausdehnung der Vereisung Europas nach Ablauf der Tertiär-Zeit gewonnen hatte. Es dürfte fraglos und wohl allgemein angenommen sein, daß das Ur-Milieu der arischen das Eis gewesen ist, und daß sie durch die Eiszeit von den übrigen Rassen — eine gemeinsame Stammform mit diesen vorausgesetzt — abgesondert und unter ganz einzigartigen Verhältnissen für sich allein groß gezüchtet worden ist." Und kurz vorher: „So kann man in der brahmanischen Erlösungsreligion und der buddhistischen Verneinungsmoral nur eine ähnliche verzweifelte Abwehr der verlockenden Sinnlichkeit erblicken, mit der die tropische Natur des Indus- und Gangestales die Inder umwob, wie in ihrer Kastenordnung eine Verschanzung gegen die Vermischung mit dem eingeborenen dunkelfarbigen Menschenelement ihres Landes. Der unausgesetzte Überwindungskampf der altindischen Religionslehre, als ihr tiefster Wesensgrund, ist in Wahrheit nichts anderes als der höchste seelisch-geistige Ausdruck des Daseinskampfes dieses arischen Stammes in einem Milieu, das seine nordische Geistesnatur in zügellos phantastischen ebenso wie in zügellos sinnlichen Ausschweifungen zu untergraben und zu zerrütten drohte."

Leider bezeugt die „strenge" Wissenschaft mitunter — Gott sei Dank nicht immer — ein geringes Einfühlungsvermögen in philosophische Fragestellungen und in einen philosophisch geschulten Stil — der Driesmansche ist zweifellos an Nietzsche erstarkt — und so kann es dahin gelangen, daß Mißverständnisse entstehen, auch wo die Anschauungen fast parallel miteinander laufen. „Die Linie des Schönen ist haarscharf und kann nur um 1000 Meilen überschritten werden. Das Geringste ist alles", meinte der jugendliche Hebbel, was man, auf andere Verhältnisse übertragen, vielleicht so ausdrücken kann: die geringsten Abweichungen in der Überzeugung können die größten Gegensätze auslösen. Auf den Gebieten unserer Wissenschaft, deren Ergebnisse noch nicht in allen Teilen kristallklar und schlackenrein vor uns liegen, muß dem einzelnen Gelehrten doch wohl ein gewisses Maß geistiger Bewegungsfreiheit zugestanden werden.

Der Hauptsache nach auf archäologischem Boden bewegt sich das Werk Matthäus Muchs „Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung", 1902, 2. Aufl. 1904. Hatte Much in seinem früheren Werke „Mitteleuropa" als Heimatsgebiet der Indogermanen bezeichnet, so erhält letzteres in dem neuen Buche seine genauere

Umgrenzung, nämlich in den Küstenländern und Inseln der westlichen Ost-See, von wo es sich bis zu den deutschen Mittelgebirgen erstreckt. „Im Osten dürfte die Oder die ursprüngliche Grenze gebildet haben, die früher schon an die Weichsel vorgeschoben sein mag, wie denn überhaupt eine strenge Umgrenzung nicht möglich ist, weil sie in einer steten Erweiterung begriffen war; denn schon im weiteren Verlaufe ihres Anwachsens, doch noch innerhalb der Steinzeit, überschritten die Indogermanen das deutsche Mittelgebirge und drangen einerseits bis an die Alpen, schifften nach Großbritannien und Irland, und erreichten andererseits etappenweise die mittlere Donau und den Balkan, sowie den Dnjestr und die südrussische Steppe, endlich die Länder am Schwarzen und Ägäischen Meere." Dabei muß allerdings bemerkt werden, daß Much zwischen dem eigentlichen „Geburtslande" und derjenigen Heimat unterscheidet, in der die Indogermanen noch ungetrennt beisammensaßen und von der aus sie sich verbreiteten. Jenes Geburtsland kann nach Much nur innerhalb des Gürtels der Eiszeit gelegen haben, denn in dem Klima der Eiszeit „boten sich die Bedingungen für eine eigenartige Entwicklung des Körpers und des Geistes der Bewohner, welche durch die Jahrtausende lange Dauer der Eiszeit eine bleibende Festigung erhielt, und da infolge der allseitigen Absperrung eine leibliche Vermischung mit anders Gearteten nicht möglich war, in ihrer vollen Reinheit sich erhielt". Das sind ähnliche Klänge, wie wir sie eben von Bartels und Driesmans vernommen haben, nur daß bei diesen die nordische Natur mehr zur Geltung kam, während Much für das mögliche Geburtsland einen weiteren Bereich zeichnet und sogar vor Pyrenäen und dem westlichen Balkan nicht zurückschreckt. Auch dieses „plus ultra", d. h. die Verbindung der Heimat mit dem Geburtslande oder mit anderen Worten: das Zurückführen der Indogermanen auf eine der urgeschichtlichen Rassen Europas war schon früher sowohl von deutscher wie von französischer Seite angestrebt worden. Much hat diesen Faden nicht aufgenommen, wohl aber hat ihn später Prof. Kossinna weitergesponnen, der damals — 1902 — Much gegenüber seinen eigenen ebenfalls aus archäologischen Untersuchungen gewonnenen Standpunkt in der Zeitschrift für Ethnologie zum Ausdruck brachte („Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet"). Auch hier meldete sich zunächst die Besorgnis vor dem Dilettantismus [1]) derjenigen Gelehrten, die für den skandinavischen

[1]) Von dieser „Angst vor dem Dilettantismus" hebt sich vornehm der Standpunkt Herman Hirts ab, der in dem Nachtrage zu Hedingers Aufsatze (1899) meinte: „Es ist ja nichts schwerer als das früh Gelernte kritisch zu betrachten. Tatsächlich sind es denn auch die „outsiders", wie man sagen könnte, die unsere Fragen

Ursprung der Indogermanen eintraten, doch steckt nach der Überzeugung des Verfassers „ein berechtigter Kern in dieser neuen Theorie, wenn wir uns auch nicht an Skandinavien klammern dürfen, sondern auch Mittel- und Westeuropa nördlich der Alpen der Bildung der weißen Rasse freigeben". Auch war Kossinnas Vorwurf Much gegenüber („M. ist in seinem neuen Buche nun vollständig auf meine Schultern gestiegen und hat die von mir erkannte Heimat der Germanen zugleich als Heimat der Indogermanen erklärt, wie ich selbst längst davon überzeugt bin, daß diese beiden Gebiete ursprünglich zusammenfallen") [1]) unberechtigt, denn diese Überzeugung hatte Kossinna vorher nicht ausgesprochen, wohl aber haben dies andere Gelehrte getan, und Much selbst war neun Jahre früher in dieser Beziehung doch wohl die gleichen Wege gewandelt. Hier wie so manches Mal bestätigt sich das schöne Wort Wilh. v. Humboldts („Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues," 1836): „Der Mensch knüpft immer an Vorhandenes an. Bei jeder Idee, deren Entdeckung oder Ausführung dem menschlichen Bestreben einen neuen Schwung verleiht, läßt sich durch scharfsinnige und sorgfältige Forschung zeigen, wie sie schon früher und nach und nach wachsend in den Köpfen vorhanden gewesen." Es gibt unter den heute „schwer errungenen" Erkenntnissen kaum eine, die nicht in irgendeiner Form schon vor Menschenaltern ausgesprochen wäre, und „Überraschungen" gibt es in der Regel nur für den, der mit dem Entwicklungsgang unseres Gebietes nicht völlig vertraut ist. Ich erinnere mich einer Besprechung des nach dem Kriegsende erschienenen Werkes von Prof. Schuchhardt „Alteuropa", in der eine erste wissenschaftliche Autorität sich dem Sinne nach äußerte, nun sei mit dem Banne des „ex oriente lux" gebrochen. Wie oft aber haben wir diesen Klang schon vor Schuchhardt — gegen den damit natürlich nichts gesagt sein soll — vernommen! Auffallend ist allerdings zunächst, daß beide Forscher — Much wie Kossinna — trotz der Verschiedenartigkeit der wissenschaftlichen Methode auf demselben Arbeitsgebiete zu den gleichen Ergebnissen in der Heimatsfrage kommen konnten, ein Umstand, der in Otto Schrader Zweifel an der Zuständigkeit der Archäologie für die Lösung der Heimatsfrage emporsteigen ließ.

in Fluß gebracht haben, und denen die Philologen manches verdanken." Der Vorwurf des „Dilettantismus" wäre begreiflicher, wenn die Forschungsergebnisse in jeder Beziehung gesichert wären. Daß sie das nicht vollkommen waren, zeigt schon der Nachtrag Kossinnas zu obiger Abhandlung. Die Methode selbst braucht dadurch nicht berührt zu werden.

[1]) Gegen diesen Vorwurf hat M. Much in der Zeitschrift f. Ethnologie, 1903, I, Verwahrung eingelegt.

Man muß sich darüber wundern, weil ihm doch das Beispiel Cuno-Kretschmer auf sprachwissenschaftlichem Gebiete bekannt sein mußte. Auf beide Arbeiten wird im Kapitel über Vorgeschichte zurückzukommen sein.

Es war vorauszusehen, daß ein Buch mit so weittragenden Schlüssen wie dasjenige Muchs in seiner Vielseitigkeit außer einer begeisterten Anhängerschaft auch Widerspruch finden würde. Auf einige Besprechungen hat bereits Schrader hingewiesen. Zwei von ihm nicht genannte mögen hier folgen: 1. Prof. Otto Lauffer in der „Deutschen Erde", 1903, I. Mit Recht betont der Verfasser, daß die Frage nach der Heimat der Indogermanen auch für die deutsche Stammeskunde den Ausgangspunkt zu bilden habe. Dann fährt er fort: „Früher suchte man diese Heimat in Asien, allein schon seit längerer Zeit haben sprachgeschichtliche Erwägungen das gelehrte Urteil fast durchgehends für eine europäische Heimat sich entscheiden lassen." Daß lediglich sprachgeschichtliche Erwägungen die Asien-Hypothese gestürzt haben, werden wir mit einigen Zweifeln entgegennehmen. Im übrigen ist sein Urteil über Much freundlich-zustimmend, wenn er auch meint, daß auf archäologischen Gebiete der Widerspruch nicht ausbleiben würde. 2. Prof. Gustav Fritsch in einem besonderen Aufsatze „Die Urheimat der Indogermanen" (Polit.-Anthrop. Revue 1904, II.) Im Vordergrunde dieser ablehnenden Besprechung — ihr Verfasser tritt, wie schon aus dem Buche Muchs hervorgeht, für die asiatische Heimat ein — steht der Zwiespalt, in den sich Much selbst dem Anschein nach gebracht hat, als er den Nachweis des eigentlichen Geburtslandes der Indogermanen nicht als Gegenstand seiner Aufgabe betrachtete. Fritsch glaubte daraus eine Verständigung herleiten zu können, „aber leider erlischt diese freundliche Aufhellung wieder wie sie gekommen ist". Was übrigens dem Verfasser und auch Dr. Wilser (Germanen I) in dieser Beziehung als ein Fehler Muchs erschienen ist, kann ebensogut als Vorsicht ausgelegt werden, keinen Schritt über das wissenschaftlich Erreichbare hinaus zu tun. Acht Jahre nach Much schrieb Dr. Albert Reibmayr (Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie, 1910, H. 3): „Diese Frage (nach der Urheimat) wurde in der letzten Zeit fast bis zur absoluten Sicherheit dahin beantwortet, daß wir Europa als diejenige Züchtungsheimat der indogermanischen Völkerfamilie anzusehen haben, wo die Charaktere derselben ihre letzte Redaktion erhalten haben. Damit bleibt natürlich die Frage nach der Urheimat ebenso offen wie früher." Allerdings hätte der Leser in diesem Satze wohl lieber „Nordeuropa" statt „Europa" gelesen (was übrigens später in Reibmayrs Aufsatze noch zum Ausdruck gelangt), worauf es aber hier ankommt, ist doch das, daß Much wie Reibmayr den indogermanischen Menschen nur bis zu seiner

frühest erreichbaren Erscheinung zurückverfolgen; was darüber hinaus liegt, ist für beide Forscher noch kein sicherer wissenschaftlicher Boden. Ferner findet Fritsch einen Widerspruch darin, daß die Germanen die leistungsfähigsten Kulturträger gewesen sein sollen, während sie von den Römern „in einem unbegreiflichen Zustand von Roheit" gefunden wurden. Dieses harte Urteil muß überraschen. Mir scheint, als habe Much diesen Einwand und noch mehrere andere sowohl in seinem Buche von 1902 als auch in dem von 1893 entkräftet. Doch hat eine solche von jeder persönlichen Gehässigkeit sich fernhaltende Besprechung, die nur der Erörterung schwebender Fragen dienen und daher klärend wirken sollte, m. E. einen höheren Wert als fast bedingungslose Hingabe, wie sie aus Dr. Georg Biedenkapps Schrift „Babylonien und Indogermanien. Ein Geistesflug um die Erde", 1903, hervorgeht. Der Titel wies auf ein damals bestehendes Mißverhältnis hin: man interessierte sich lebhaft für den Babel-Bibel-Streit und die panbabylonischen Bestrebungen, aber nicht für unsere Heimat, aus der nach Muchs Buche schon vor 6000 Jahren die Indogermanen hervorgegangen waren. Biedenkapp sagte sich mit Recht: was nützen alle schönen Ergebnisse unserer germanistischen Wissenschaft, wenn sich nicht unmittelbar aus ihnen Lebenswerte schmieden lassen! Diesen Standpunkt habe auch ich — ohne damit irgendwelche „Konkurrenzansprüche" geltend machen zu wollen — von jeher vertreten, vgl. meinen Aufsatz „Wege und Ziele der Germanistik" in Dr. Wachlers Deutscher Zeitschrift, 1903, und den Schluß meiner „Beiträge zur Geschichte der Rassenforschung usw.", 1909. Die Schlußfolgerungen für das geistige wie das praktische Leben haben Biedenkapp — und damit auch wohl Muchs Buche — einen gewissen Erfolg beschieden.

Im Jahre 1902 unternahm dann noch der Wiesbadener Kunstgewerbeschuldirektor Friedrich Fischbach in seinem Buche „Asgart und Mittgart und die schönsten Lieder der Edda" den Versuch, die ursprüngliche Heimat der Edda-Lieder in die Gegend zwischen der Sieg und Wupper am rechten Rheinufer zu verlegen. Ein Vorläufer dieses Werkes war der Aufsatz „Die Heimat der Edda" in der „Deutschen Zeitschrift", 1901, S. 671 ff. Wenn der leitende Gedanke auch nicht die Feststellung der Germanen- und Arier-Heimat in Deutschland ist, so ergibt sich diese doch als Gesamtergebnis der Forschungen des Verfassers, denn die Heimat der Edda muß nach ihm zugleich diejenige aller arischen Mythen sein.

Als einen epochemachenden Fortschritt in der anthropologischen Geschichtsauffassung bezeichnete es Dr. Ludwig Woltmann in dem durch den Streit um das „Jenenser Preisgericht" berühmt gewordenen Werke „Politische Anthropologie", 1903, „daß die durch nichts begründete

Hypothese einer Einwanderung der Germanen aus Asien endlich durch den Nachweis ersetzt ist, daß die „indogermanische Rasse“ in Europa eingeboren und in nordischen Bezirken entstanden ist“ . . . . . „In der Morgenröte der historischen Zeit beginnt die bewundernswerte soziale Rolle der germanischen Rasse und läßt sie das organische und geistige Ferment für die höhere Entwicklung aller Völker aus ihrer nordischen Heimat nach allen Richtungen sich ausbreiten. Und so dürfte denn die physische und historische Anthropologie die Hypothese über die große Bedeutung der germanischen Rasse bestätigen, welche Burdach, Klemm, Wietersheim und Gobineau auf rein kulturpsychologische Erwägungen gegründet hatten.“ Nach diesen doch zweifellos stichhaltigen Ausführungen ist es unbegreiflich, daß Schrader 1906 schreiben konnte, „daß die Anthropologie den Schauplatz der indogermanischen Frage fast kampfunfähig verlassen hat“.

Das 1903 erschienene Werk des Lemberger Professors A. Baranski mit dem verlockenden Titel „Die Urgeschichte Nordeuropas nach ägyptischen Quellen“ ist leider als eine „Mystifikation“ anzusehen. Soweit mir bekannt, hat der Verfasser seine dort ausgesprochenen Ansichten und Schlüsse später zurücknehmen müssen.

Für 1903 ist dann noch ein Abschwenken von der nordischen Heimat festzustellen. Enrico de Michelis, der in diesem Jahre das bedeutendste und umfangreichste Werk über die indogermanische Frage herausgab, das bis dahin erschienen war (L'origine degli Indo-Europei), lehnt die Lehren der „scuola nordistica“ ab und sucht die Urheimat etwas westlicher, als sie Schrader angenommen hatte, nämlich zwischen der unteren Donau und dem Dnjepr.

Völlig auf Asien war zeitlebens Hermann von Pfister-Schwaighusen eingestellt. Als ein letzter Schüler Jakob Grimms hat er die Lehre seines Meisters, daß unsere Asen aus Asien stammen, getreulich weiterverbreitet. Wie in zahlreichen früheren Aufsätzen hat er auch in der 1903 erschienenen „Altdeutschen Stammes-Kunde“ die asiatische Herkunft der Indogermanen vertreten. Man hat v. Pfister, dem die nationalen Vereine schon am Ausgang des 19. Jahrhunderts sehr viele Anregungen zu verdanken haben, oft wegen seiner altertümlichen Schreibweise angegriffen und darüber vergessen, daß er über sehr umfangreiche Sprachkenntnisse verfügte und in allen germanischen Dialekten heimisch war.

Vereinzelt streckt also die Asien-Hypothese immer wieder ihr struppiges „Karyatiden-Haupt“ hervor, aber über sie hinweg geht der Strom der Entwicklung. Endlich am Beginn des Jahres 1904 glückte es

Dr. Ludwig Wilser, seine weit verstreuten Arbeiten in einem Bande „Die Germanen“ sinngemäß geordnet herauszugeben. Der Einheitlichkeit des Buches wäre es zweifellos zustatten gekommen, wenn Dr. Wilser sich der Mühe unterzogen hätte, diese einzelnen Arbeiten zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen. Der Verfasser geht zunächst vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkte aus, indem er das Germanentum über die Brücke des Indogermanentums hinweg an die Entstehung des Menschen in Nord-Europa knüpft. Alle Erscheinungen des indogermanischen und germanischen Lebens führt Dr. Wilser auf das Ausstrahlungsgebiet in Nordeuropa zurück, und so lösen sich ihm manche Rätsel, deren Deutung bisher großen Schwierigkeiten begegnete. Alle Gebiete der germanischen Altertumskunde müssen nach der Überzeugung des Verfassers schließlich zur Anerkennung der nordeuropäischen Heimat der Germanen führen, und es ist kein Wunder, daß er nach zwei Jahrzehnte langen Kämpfen wider irrige Ansichten sein Buch gerade auf diesen Ton gestimmt hat. Dadurch ist er allerdings der Gefahr einer gewissen Einseitigkeit nicht entgangen, zumal sein Buch eine starke „Subjektivität“ ausstrahlt, die in den späteren Auflagen fast noch mehr zur Geltung kommt. Die Hauptstärke, man kann sagen: das Rückgrat des Buches bildet die strenge Eingliederung der germanischen und indogermanischen Völker in wohlgefügte Stammbäume, dergestalt, „daß auch nicht das kleinste Völkchen verloren geht“. So hat Dr. Wilser von seinem Standpunkte aus recht, von anderen und anders gearteten Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Stammeskunde „die Stammbaumprobe“ zu verlangen, und, wo diese versagt, in den betreffenden Systemen Lücken festzustellen. Ein näheres Eingehen auf Dr. Wilsers Stammbaumtheorie muß dem Kapitel über deutsche Stammeskunde vorbehalten bleiben.

Prof. A. Egger, der im Archiv f. Rassen- u. Gesellschafts-Biologie, 1904, den „geschichtlichen Teil“ des Wilserschen Buches kritisierte, bemängelte u. a., daß der Verfasser zu großes Gewicht auf die germanischen Geschichtsquellen gelegt und die quellenkritische Forschung der neueren Zeit vernachlässigt habe. Zugegeben, daß manches in den germanischen Berichten über die „origines“ unmittelbar auf Jordanes zurückgeht, was ihren Quellenwert allerdings beeinträchtigt, so erhebt sich doch die Frage: welches Interesse konnten die germanischen Geschichtschreiber gerade an „Skandinavien“ haben? Irgendeine „monumentale“ weltgeschichtliche Erinnerung wie etwa ein zerstörtes Troja — an das allerdings einige fränkische Chronisten anknüpften — stand ihnen dort doch nicht zur Verfügung.

Wichtig ist Wilsers Hinweis darauf, daß die nordische Rasse seit der ersten Besiedelung des Landes, d. h. seit etwa 12000 Jahren (in späteren Auflagen erscheint die Zahl 15000) in Schweden wohnt und sich dort auch am reinsten erhalten hat. Mit letzterer Zeitangabe stimmte Oskar Montelius 1918 aufs schönste überein.

Ein höchst anziehendes Stoffgebiet behandelte Karl Schirmeisen 1904 in seiner Schrift „Die Entstehungszeit der germanischen Göttergestalten. Eine mythologisch-prähistorische Studie" (Vorläuferin des fünf Jahre später erschienenen größeren Werkes über das gleiche Thema). Wir lesen hier, S. 9: „Die prähistorische Archäologie drängt sogar gegenwärtig, gemeinsam mit der Anthropologie und der vergleichenden Sprachforschung ganz unaufhaltsam zu der auch für die vorliegende Frage hochbedeutsamen Annahme, daß der ursprüngliche Wohnsitz der Indogermanen, wenigstens seit dem Beginn der jüngeren Steinzeit, in Mitteleuropa, und zwar nach allen diesbezüglichen neueren Forschungen speziell in den germanischen Ländern zu suchen sei, daß daher das indogermanische Urvolk durch die Germanen selbst repräsentiert wird. Dieser Theorie haben sich heute, bis auf wenige Ausnahmen, die hervorragendsten Vertreter der Prähistorie, Anthropologie und vergleichenden Sprachforschung angeschlossen, und diese Theorie steht auch im vollsten Einklange mit den Ergebnissen der vergleichenden Mythologie." Die Germanen als Repräsentanten des indogermanischen Urvolks — so lautete auch, wenn auch mit etwas anderen Worten, ein wichtiges Ergebnis in Kossinnas Arbeit von 1902, und so finden wir es wieder in dem gleichfalls auf prähistorischem Boden sich bewegenden Büchlein Dr. Georg Biedenkapps „Aus Deutschlands Urzeit", 1904. Schirmeisens Schrift ist außerdem ein Beweis für die Richtigkeit der Wilserschen Behauptung, daß alle Gebiete der germanischen Altertumskunde in Nordeuropa ihren natürlichen Zusammenhang finden. Betrachten wir aber so das harmonische Ineinandergreifen der einzelnen Gebiete, so ergibt sich für eine Arbeit wie die von mir unternommene die Schwierigkeit, ja oft die Mißlichkeit des Sonderns, da ja ein Teilgebiet niemals einen Ersatz für das Ganze leisten kann. Darum muß jedem als leuchtendes Ziel vor Augen stehen, zu einem Gesamtbilde und damit zu einem Punkte zu gelangen,

„Wo zur Klarheit glättet sich das Schaumgetos
Und was wir verkettet — einfach wird und groß!"
(A. v. Wallpach.)

Vor allem würde dafür ein Führer vonnöten sein, der, um nochmals mit Julius Langbehn zu sprechen, das Weltgeschehen „makroskopisch"

anschaut, und wir haben schon bei einigen Geschichtschreibern Ansätze dafür zu erkennen geglaubt. Das Gleiche möchte zutreffen auf Willy Pastor, dessen Tätigkeit für die Germanenkunde 1904 mit dem Buche „Die Erde in der Zeit des Menschen" beginnt. In Pastor habe ich immer einen Testamentsvollstrecker Carus Sternes gesehen; aber ihm fällt das Glück zu, das ungeheure archäologische Gebiet in weit umfassenderer Weise gesichtet zu sehen als jener Mythenforscher; darum können seine Bilder abgerundeter, seine Beweisführungen zwingender werden. Ein weiterer Vorzug ist, daß Pastor mit künstlerisch geübtem Auge an die Erscheinungen germanischer Vorzeit herantritt — der Kunstgeschichte und Musik waren seine ersten Studien gewidmet —, und so erhalten seine Werke auch einen künstlerischen Einschlag, der ihnen einen besonderen Reiz verleiht. Von 1904 an gewahren wir bei ihm in wechselnden Gestalten das gleiche Bild: die kühne, germanische Nordlandsrasse auf ihren Eroberungszügen zur See und zu Lande, überallhin neues Leben und Kultur tragend, dann wieder ihre Einengung durch feindliche Gewalten, die es aber doch nicht hindern können, daß germanische Geisteskraft sich über den Erdball hin ausbreitet. Der prähistorischen Wissenschaft sind durch Pastor viele wertvolle Anregungen zugeflossen.

Dr. Ludwig Schmidt legte 1904 den Grundstein zu seiner „Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung" in den „Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie". In der Heimatsfrage und der Chronologie der germanischen Gebietserweiterungen bediente er sich der Aufstellungen Kossinnas, nicht ohne ihnen gegenüber zu einer gewissen „Skepsis" zu raten.

Ende 1904 erschien Dr. Georg Steinhausens große „Geschichte der Deutschen Kultur", in der die neueren Forschungen ebenfalls Widerhall gefunden haben: „Anthropologen, Archäologen und Sprachforscher haben sich neuerdings mehr und mehr dahin geeinigt, die Küstengebiete der westlichen Ostsee und deren Hinterland als wahrscheinlich älteste Heimat der Germanen anzusehen; in der Begrenzung dieses Gebietes bestehen freilich Meinungsverschiedenheiten, auch das Verhältnis zu Skandinavien ist umstritten. Es gibt anderseits Forscher, die als Ausstrahlungsgebiet die Weichsel annahmen und auch an einer vorhergehenden slawo-germanischen Einheit, etwa am mittleren Dnjepr, festhalten."

Erwähnenswert ist noch, daß Prof. Dr. Fritz Hommel im „Grundriß der Geographie und Geschichte des alten Orients", 1904, seinen 1879 und ebenso später im Anschlusse an die ersten Werke von Otto

Schrader und Penka betonten Standpunkt in der Heimatsfrage zugunsten Südost-Europas geändert hat: „Für den alten Orient kommen von all diesen (indogermanischen) Völkern und Sprachen, deren früheste eruierbare (aber noch vorhistorische) Sitze wohl Südrußland und der nördliche Teil der Balkanhalbinsel gewesen sein werden, zunächst nur die Griechen und die Eranier in Betracht, und zwar beide weit früher, als man bis vor kurzem zu ahnen wagte."

An wichtigen periodischen Veröffentlichungen trat 1904 das von Dr. Alfred Ploetz in Verbindung mit Dr. A. Nordenholz und Prof. Dr. L. Plate herausgegebene „Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie" hinzu, das bei der „Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses" auch die Indogermanen- und Heimats-Frage nicht ausscheiden konnte. Im 1. Jahrgange findet sich dieses Thema behandelt in dem Aufsatze „Die geographische Methode in der Frage nach der Urheimat der Indogermanen" von Friedrich Ratzel (S. 377 ff.), in dem er sich in sehr sachlicher Weise mit Matthäus Muchs Werk über die Heimat der Indogermanen auseinandersetzt. Ratzel hält das große Wort „Ursprung" eines Volkes oder Rasse für zu anspruchsvoll und möchte dies lieber durch das frühest erkennbare Verbreitungsgebiet ersetzt wissen: „Wir meinen, daß es Much zwar gelungen ist, ein sehr wichtiges vorgeschichtliches Kulturgebiet abzugrenzen, nicht aber auch demselben den Rang eines Ursprungsgebietes zuzuweisen ..... Was er von dem kulturfördernden Einfluß der reichen Gliederung, des verhältnismäßig milden Klimas, der Abgeschlossenheit gegen Westen, Norden und Osten, der Aufgeschlossenheit durch die großen Flußtäler nach Süden hin sagt, ist alles lehrreich und bringt viel feine, anregende Gedanken. Es wäre gar nichts dagegen einzuwenden, wenn Much dieses so schön beschriebene Land als einen Teil des Ursprungslandes der Indogermanen auffaßte. Dem würde z. B. ich, und ich meine auch, Winternitz[1]) würde dem beistimmen." Es folgte darauf eine Auseinandersetzung zwischen M. Much und Ratzel, die in ihrer vornehmen Sachlichkeit sich vorteilhaft von der Besprechung des Wilserschen Germanenbuches durch Prof. Kossinna in demselben Jahrgange abhob. Eine fast durchweg günstige Besprechung des Muchschen Werkes lieferte dann noch Curt Michaelis (S. 620 ff.).

[1]) Prof. M. Winternitz hatte in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1903, eine Aufsatzfolge „Was wissen wir von den Indogermanen?" veröffentlicht, über die u. a. Dr. Wilser in der Pol. Anthr. Revue, 1904 („Indogermanische Probleme I") berichtet hat.

Einen weiteren erfreulichen literarischen Zuwachs bedeuten endlich die „Berichte über die Fortschritte der römisch-germanischen Forschung", die zum ersten Male für 1904 von der Römisch-Germanischen Kommission veröffentlicht wurden. Diese Berichte beschränken sich nicht ausschließlich auf das römisch-germanische Gebiet, sie bringen zuweilen auch Übersichten über allgemeine vorgeschichtliche Arbeiten — gleich im ersten Hefte begegnen wir einem Aufsatze Prof. Karl Schumachers „Vorgeschichtliche Funde und Forschungen, hauptsächlich in Westdeutschland" — Museographien und reichhaltige bibliographische Zusammenstellungen.

Die Reihe der wichtigen Veröffentlichungen des Jahres 1905 wird wohl am besten mit einer Arbeit eröffnet, die trotz ihres geringeren Umfanges sich auf breitester Grundlage erhebt: „Die Heimat der Indogermanen und der Germanen" von Karl Helm (Hessische Blätter für Volkskunde, 1905). In der indogermanischen Frage schließt sich der Verfasser durchaus Friedrich Ratzel an, spricht der Sprachforschung, der Anthropologie und der Archäologie nur einen bedingten Wert für die Klärung der Heimatsfrage zu, betrachtet vielmehr als erste Instanzen die Ethnologie und Anthropogeographie. „Jede Theorie, welche sich nicht in Einklang setzt mit den Ergebnissen der Anthropogeographie, muß meines Erachtens von vornherein als verfehlt betrachtet werden." Den Ursprung der nach seiner Meinung noch kulturlosen Indogermanen knüpft Helm somit nicht an eine beschränkte europäische oder asiatische Urheimat, sondern an „ein ursprüngliches großes asiatisch-europäisches (eurasisches) Ausbreitungsgebiet, in welchem die Indogermanen als solche, eben weil sich hier erst ihre ethnologische Einheit herausbildete, als autochthon zu betrachten sind". Den Germanen räumt Helm dagegen als Urheimat die Gebiete der westlichen Ostsee ein; er ergänzt die bisherigen Forschungen, die in der Zurückverfolgung des Germanentums bei der jüngeren nordischen Steinzeit Halt gemacht haben, und bezieht auch die Küchenabfallhaufen (Kjökkenmöddinger) in den germanischen Kulturbereich ein: so „schließt sich auch die letzte Lücke, die man in der Kontinuität der Bevölkerung der westbaltischen Länder noch zu erblicken gewohnt war, und es ergibt sich das Resultat, daß jene primitiven Menschen der Muschelhaufen die Ahnen der Völker waren, die in historischer Zeit von hier ausgehend einen großen Teil Europas und anderer Erdteile besiedelt haben: der Germanen." Wichtig ist die Erkenntnis, „daß wir in der ganzen neolithischen Kultur des Nordens zwar vereinzelte mehr oder weniger deutliche Spuren eines westeuropäischen Kultureinflusses, aber keine greifbare Spur für die Einwanderung eines von

Osten kommenden Volkes gefunden haben“. Damit erhalten einige von Penka schon in der „Herkunft der Arier“ (1886) ausgesprochenen Gedanken (der von Reinach so genannte „petit roman préhistorique“) ein wertvolle Stütze.

Wenn wir nun auch in Helms Arbeit eine Erweiterung über die bisherige Forschung hinaus festgestellt haben, so stand sie doch nicht völlig auf der Höhe ihrer Zeit — ganz abgesehen von den uns heute fremd anmutenden Bemerkungen über die Ur-Indogermanen und ihre Kulturlosigkeit. Unmittelbar neben Helm konnte Prof. Dr. Gustav Kraitschek (Polit.-Anthr. Revue IV, Heft 4, 1905) über Georg Saraums tiefgründige Arbeit „En Stenalders Boplads i Maglemose usw.“ in den Aarböger f. nord. oldkynd. og hist. 1903, berichten, die den wichtigen Fund von Maglemose an der Westküste Seelands zum Gegenstand hatte. Diese „Maglemose-Kultur“ ging in ihrer Primitivität (sie kannte noch keine Töpferei) derjenigen der Küchenabfallhaufen noch vorauf und gehörte der sog. Ancylus-Zeit an, als die Ostsee noch ein riesiges Süßwasser-Binnenmeer war. Mit ihr glaubte man auch in Nordeuropa die Lücke zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit schließen zu können. Wenn dann Kraitschek — im Gegensatz zu Sophus Müller — es aus anthropologischen Gründen für unannehmbar hält, „die Ausbreitung des Neolithikums mit einer großen von Süden nach Norden gerichteten Völkerwanderung zu erklären, weshalb nur die Möglichkeit anzunehmen bleibt, daß die nördlich von der Hiatuszone wohnenden Nachkommen der Paläolithiker, deren Existenz in der geologischen Gegenwart durch die Funde von Campigny (Nordost-Frankreich), Maglemose, die Kjökkenmöddinger u. a. m. nachgewiesen ist, als Wurzel der späteren neolithischen Bevölkerung Nordeuropas zu betrachten seien“, d. h. mit anderen Worten als Vorfahren der Germanen, so stimmt er in seiner Auffassung mit neueren Forschern überein, vgl. z. B. K. F. Wolff, 1918, (s. S. 168) sowie auch den mehrere Abbildungen bringenden Aufsatz von Dr. W. Labaume, „Die ältesten Bewohner der baltischen Länder“ in den Ostdeutschen Monatsheften, Septbr. 1923. Auch nach Kraitschek wurden die von ihm vorgetragenen Ideen von einer Kontinuität der Bevölkerung und der Kulturentwicklung von der letzten Periode der paläolithischen Zeit bis zum Vollneolithikum von Penka bereits 1886 zu begründen versucht, „und es muß hervorgehoben werden, daß durch die seitherige Forschung kein einziges Moment zutage gefördert wurde, das gegen die Richtigkeit seiner Auffassung sprechen würde“.

Außerordentlich sparsam geht Sophus Müller mit dem Namen „Germanen“ um in seiner 1905 in deutscher Übersetzung erschienenen

„Urgeschichte Europas“. Über seine Ansichten und die Gegenüberstellungen von Penka und anderen wird im Kapitel über Vorgeschichte zu berichten sein.

Zum großen Teile aus der Gegnerschaft zu Otto Schrader ist Prof. Herman Hirts großes Indogermanen-Werk (Die Indogermanen, ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur, Bd. 1. 1905, Bd. 2. 1907) hervorgegangen. Im Rahmen einer alten Frage: wo kann die Urheimat der Indogermanen nicht gelegen haben? stellt der Verfasser sechs Sätze gegen Schraders Annahme einer Heimat in der südrussischen Steppe auf:

„1. Die südrussische Steppe ist Durchgangsgebiet[1]) und nicht zur langen Erhaltung der Völker geeignet.
2. Die Wanderungen der Indogermanen lassen sich von hier aus nicht erklären.
3. Der für die Indogermanen nachgewiesene Ackerbau ist hier nur stellenweise möglich.
4. Eine ganze Reihe von Bäumen, die wir für die indogermanische Urheimat nachweisen können, kommen hier nicht vor.
5. Der Bär ist ein Wald-, kein Steppentier, ebenso das Eichhörnchen, die Biene. Der Aal fehlt den Zuflüssen zum Schwarzen Meer. Diese Tiere lassen sich aber für die Indogermanen nachweisen.
6. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß sich der blonde Typus in dieser Gegend sollte ausgebildet haben. Ist das nicht der Fall, so müßten wir in den Germanen eine einheimische Rasse sehen, der von den eigentlichen indogermanischen Völkern ihre Sprache aufgenötigt wäre. Dazu stimmt wenig, daß in Schweden eine anthropologisch nahezu einheitliche Bevölkerung sitzt.“

Aus diesen Leitsätzen wird ersichtlich, daß Hirt bei der Aufstellung seiner Urheimats-Theorie nicht einseitig vorgegangen ist. Im übrigen ist natürlich der Heimatsfrage nur ein Kapitel vorbehalten, denn das Werk soll einen Überblick über den Stand der Indogermanen-Forschung im allgemeinen bieten. Für ein solches Werk, das aus den verschiedensten Wissenschaftsgebieten herauswächst, haben die Kräfte eines einzelnen wohl nicht völlig ausgereicht, und es ist darum auch einer schärferen Kritik nicht entgangen. Vgl. Dr. Wilsers Besprechung in der Pol. Anthr. Revue, Januar 1908. U. a. sagt mir nicht zu, daß

[1]) Vgl. hierzu J. v. Prašek (Geschichte der Meder und Perser, 1906): „Wir ersehen, daß seit den ältesten Zeiten durch das Haupteinfallstor von Derbend (in die georgisch-armenischen Länder), welches im Russischen bedeutungsvoll „Durchgang“ par excellence heißt, Einfälle und Einwanderungen von Nordvölkern nach Süden sich wiederholten .....“

der Verfasser sich in Vorgeschichtsfragen bedingungslos Sophus Müller angeschlossen hat. In der Heimatsfrage kommt Hirt ebenso wie Helm zu einer Trennung zwischen Indogermanen- und Germanen-Heimat, nur daß jener ein beschränkteres Gebiet zugewiesen wird, nämlich nach Ausweis der dem 2. Bande beigegebenen Karte binnenländisch zwischen Elbe und Bug, so daß der Mittelpunkt etwa mit der Mark Brandenburg zusammenfällt. Für die Germanen aber kommen die Gebiete zwischen Weser- und Oder-Mündung, Schleswig-Holstein, Dänemark samt Inselreich und Süd-Schweden als Urheimat in Frage. Der Verfasser schreibt im Texte (Bd. I, S. 196), obgleich das Litauische zweifellos die altertümlichste, am wenigsten veränderte indogermanische Sprache darstelle, hätten wir nicht nötig, die Urheimat der Indogermanen gerade in Litauen zu suchen. „Suchen wir sie aber in dem alten germanischen Gebiet, so muß es allerdings auffallen, daß sich das Germanische verhältnismäßig früh stark verändert hat, und das ist der einzige Grund, der mich abhält, die Urheimat der Indogermanen mit voller Entschiedenheit der der Germanen gleich zu setzen. Hoffen wir, daß eine spätere Zeit diese Schwierigkeit, die andern vielleicht nicht so schwer wie mir wiegt, beseitigen wird." Diese Schwierigkeit ist nach Dr. Wilser nicht vorhanden, denn die neugermanischen Sprachen seien nicht etwa entartet (das hat Hirt auch wohl nicht sagen wollen), sondern fortgeschritten, „und nach einem Naturgesetz, das für Lebewesen wie für Sprachen gilt, hat die Entwicklung da, wo sie begonnen, auch die höchste Stufe erreicht". Dieser Ansicht Dr. Wilsers wird man sich nicht ohne weiteres anschließen können, ich halte sie sogar — so allgemein ausgesprochen — für grundverkehrt. An eine Besiedelung Skandinaviens von der diesseitigen Ostseeküste aus glaubt Hirt nicht, „weil die größere Geschicklichkeit und Kühnheit der Seefahrt nicht an der Ostseeküste, sondern in Skandinavien zu Hause ist". Dazu kommen die anthropologischen Merkmale der Germanen. Der dolichokephale blonde Typus — der nach S. 193 auch im indogermanischen Urvolke eine bedeutende Rolle gespielt haben muß — hat sich am reinsten in Südschweden erhalten. „Hier findet er sich in einer Ungemischtheit, die uns billig in Erstaunen setzt, die aber m. E. auch jede spätere Einwanderung ausschließt. Der blonde Typus des europäischen Menschen hat hier im Norden sein ursprüngliches Verbreitungsgebiet." (S. 176.)

Im gleichen Verlage wie das Hirtsche Werk (Trübner) erschien ebenfalls 1905 das umfassende Werk „Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum" von Prof. J o h a n n e s H o o p s. „Eine Jugendneigung zur Botanik bot dem Philologen das nötige Anschauungs-

material", und so suchte der Verfasser, „alle drei einschlägigen Wissenschaften, Botanik, Archäologie und Sprachwissenschaft in seiner Darstellung gleichmäßig zu ihrem Recht kommen zu lassen". Durch die Sichtung eines großen, einheitlichen Stoffes ist hier ein Werk zustande gekommen, dem man mit Recht den neuzeitlichen Titel eines „standard work" beilegen darf. Welch eine Fülle des Stoffes gegenüber den bescheidenen Anfängen bei L. Geiger, und welche ganz anders gearteten Ergebnisse als in dem vielleicht damit in Parallele zu stellenden Werke von Viktor Hehn! Man weiß nicht, was man höher einschätzen soll: die wissenschaftliche Leistung oder die moralische Auswirkung. Leider wird einer größeren Verbreitung der starke Umfang des Werkes im Wege stehen, und ob ein Auszug den gleichen Nutzen stiften würde, bleibt zweifelhaft. Der Freund indogermanischen und germanischen Altertums wird nicht gern auf eines der einzelnen Glieder Verzicht leisten. Aber es empfiehlt sich vielleicht, Kapitel, wie „Das angebliche Nomadentum der Germanen" gesondert herauszugeben, damit endlich einmal mit einem noch immer herrschenden Vorurteile aufgeräumt werde. „Die Germanen", schreibt Hoops, „sind also sicher seit urdenklichen Zeiten mit dem Landbau bekannt gewesen: — klingt es da fast nicht komisch, wenn man immer noch vom Ackerbau als einer zur Römerzeit neu aufkommenden Kultur reden hört, die für die Institutionen des Volkslebens ohne wesentlichen Belang war?" Nicht zwei, sondern vier bis fünf Jahrtausende ist der Ackerbau in ganz Mittel- und Nordeuropa alt — dem Verbreitungsgebiete der Indogermanen. Genauer gesondert: bei der Untersuchung der Baumflora „bleibt als mögliche Heimat der Indogermanen nur Mitteleuropa westlich der Linie Königsberg-Odessa übrig" (S. 130); die Untersuchung der Kulturpflanzen schränkt dieses Gebiet weiter ein, nämlich: „Die Heimat der Indogermanen vor ihrer Trennung ist am wahrscheinlichsten in Deutschland, besonders dem nördlichen Deutschland, vielleicht mit Einschluß Dänemarks, zu suchen." (S. 382.)

Über L u d w i g W o l t m a n n s Werk „Die Germanen und die Renaissance in Italien", 1905, wird ausführlicher im Abschnitte über Rassenkunde zu berichten sein. Hier sei hervorgehoben, daß natürlich auch aus diesem Werke, wie es gar nicht anders sein kann, die nordeuropäische Heimat der Indogermanen hervorleuchtet: „Alle Völker, die eine arische Sprache reden oder einst besaßen, haben ursprünglich den physischen Typus der nordischen Rasse gehabt, die Inder, Perser, Hellenen, Italiker, Slaven, Gallier und Germanen. Zu den I t a l i k e r n, die seit dem Anfang des 2. Jahrtausends v. Chr. aus der nordischen Urheimat in die appenninische Halbinsel einwanderten, gehören die

Umbrer, Sabeller, Latiner, Sikuler, Etrusker, Veneter und Gallier. Sie standen teils dem keltischen, teils dem thrako-hellenischen Zweig der Arier nahe". (Dies nach Dr. Wilsers Stammbaumtheorie). Wie man sieht, hat Woltmann — ebenso wie Dr. Wilser — die Etrusker der nordischen Rasse angegliedert, allerdings auch darauf hingewiesen, daß über diese Zugehörigkeit „noch ein scheinbar unlösbarer Streit zwischen den Anthropologen und den Sprach- und Kulturhistorikern herrscht". — Auf derselben Grundlage wie das Italien-Werk ist natürlich auch desselben Verfassers ein Jahr später erschienenes Werk „Die Germanen in Frankreich" aufgebaut, das im 4. Abschnitte auch ein Kapitel über die Goten und Sueven in Spanien enthält.

Josef Ludwig Reimer arbeitet in seinem Buche „Ein pangermanisches Deutschland", 1905, soweit Rassenfragen in Betracht kommen, vielfach mit Bezeichnungen, die uns aus Chamberlains Grundlagen wohlbekannt sind. Da der Verfasser auch der Polit. Anthrop. Revue und somit Woltmann und Wilser nahesteht, vertritt auch er den Standpunkt der nordeuropäischen Germanenheimat, wie u. a. aus S. 69 hervorgeht: „Nach der festbegründeten Theorie Dr. Wilsers bildete Skandinavien mit den Ostseeländern das Ausstrahlungszentrum der nordischen Rasse."

Eine seltsame Hypothese über die Ursitze und Wanderungen der Indogermanen, die sich wie die Umkehrung der Hentschelschen Theorie von 1901 ausnimmt, gab dann noch 1905 Louis Erhardt in dem Aufsatze „Die Einwanderung der Germanen in Deutschland und die Ursitze der Indogermanen" (in der Histor. Vierteljahrsschrift) zum besten. Nach ihm müssen die Ursitze so gelegen haben, „daß das indogermanische Gesamtvolk mit den kultivierteren semitischen Stämmen und durch diese mit der ganzen höheren Kultur der ältesten Zeit (Ägypten—Babylon) in Berührung treten konnte." Diese Bedingung scheint dem Verfasser am besten durch Transkaukasien mit dem Stromgebiet des Kur erfüllt zu werden. Aber bodenständig waren die Indogermanen vielleicht auch dort nicht: eine ungeheure Eiskatastrophe, etwa 10 000 v. Chr., mag sie aus Nordeuropa vertrieben und ihre Wanderung nach dem Kaukasus veranlaßt haben. „Als nach vielleicht 6—8000 jähriger Zucht auch das neue Volk herangereift war und es ihm zu enge wurde in der alten Heimat, da brach ein erster großer Frühling für die Menschheit an, indem dieses jugendkräftige, von großen geistigen und moralischen Impulsen belebte Volk sich in Bewegung setzte und mit erobernder Hand weithin die Erde in Besitz nahm." Man kann sich bei Erhardt des Gefühls nicht erwehren, daß auch er sich gern zur nordischen Heimat der Indogermanen bekannt haben würde, wenn ihm nicht die (ihm doch wohl anerzogene) Asien-Hypothese hindernd im Wege gestanden hätte. Und so mag auch auf ihn der Satz Karl Helms in der vorhin besprochenen Arbeit zutreffen: „Ein solches Nachwirken älterer Theorien, das spätere Forscher hindert, ihre abweichenden Ansichten bis zum letzten konsequenten Ende durchzuführen, ist ja nicht selten". Diese Vermutung Erhardt gegenüber wird befestigt, wenn man den ersten Teil seiner Arbeit liest, der von dem ethnographischen Bilde Germaniens auf Grund der taciteischen Germania ausgeht. Allerdings kommt er auch hier immer wieder auf eine ost-westlich gerichtete Völkerbewegung zurück, so, wenn er die Cotiner als einen versprengten keltischen Rest ansieht, der sich nicht aus einer Einwanderung der Kelten nach Deutschland erklären läßt, vielmehr seien sie als einzige nach Vertreibung der Kelten nach Westen in den Karpathen zurückgeblieben, „dort wo auch der germanische Volksstamm der Osen noch über die Donau greift; er muß nun aber im Dienste der neuen Herren seine Eisengruben bearbeiten und Tribut entrichten". Darin wird ihm wohl jeder, der nicht gerade im Bannkreise Bodinscher Ideen steht, gern beipflichten. Die Germanen waren zur Zeit des Tacitus weit über das linke Rheinufer hinausgeschoben, und auch „Nervier und Treverer haben wir durchaus und mit gutem Recht für den germanischen Namen in Anspruch zu nehmen".

Als Anhänger der Asien-Hypothese erweisen sich ferner noch 1905 Felix Dahn: „Die Germanen. Volkstümliche Darstellungen aus Geschichte, Recht, Wirtschaft und Kultur" und Max Engelmann: „Das Germanentum und sein Verfall. Eine rassenpolitische Studie."

Für 1905 sei zum Schlusse noch August Ficks Stellungnahme zu M. Muchs Indogermanen-Werke (Beiträge z. Kunde d. indog. Sprachen, Bd. 29) erwähnt. Der Verfasser bekundet noch ungefähr dieselben Ansichten, wie wir sie von ihm oben in einem mehr als dreißig Jahre zurückliegenden Buche kennengelernt haben. Er unterscheidet auch hier zwischen europäischen und asiatischen Ariern; beide Gruppen haben ihre Sonderentwicklung durchgemacht. Wenn Fick den Germanen als uralte Heimat das Gebiet an der Nord- und Ostsee zugesteht, so muß man hinzufügen: nachdem sie dorthin eingewandert sind. Von germanischer Erde seien dann auch die Kelten, Italiker und Griechen ausgezogen. Wenig stichhaltig ist der Einwurf Ficks gegen Much, die Ansicht, die Urheimat müsse dort liegen, wo die Indogermanen seit den frühesten Zeiten bis zum heutigen Tage in größter und geschlossener Menge beisammen wohnen, träfe eher auf Asien als auf Europa zu: „Was will die Häufigkeit der Steinzeitfunde an der Ostsee gegenüber

den Tatsachen bedeuten, daß um 1700 v. Chr. Babylon von den arischen Kossäern erobert wurde, daß um 1500 die Mitani ganz Mesopotamien beherrschten und um dieselbe Zeit oder noch viel früher Arier als Eroberer am Indus standen?" Dieser Frage kann man die andere gegenüberstellen: was besagen diese Jahreszahlen im Verhältnis zu den Zeiträumen, über die hinweg wir die germanische oder arische Kulturentwicklung in Europa zurückverfolgen können?

Auch für das Jahr 1906 können wir uns bei der Suche der „Urheimat" auf eine Reise von Südost-Europa bis Skandinavien und darüber hinaus — bis zum Nordpol gefaßt machen. Wir wenden uns zunächst dem bereits mehrfach genannten, 1906/7 in dritter Auflage erschienenen Werke Otto Schraders „Sprachvergleichung und Urgeschichte" zu. Die endgültige Auseinandersetzung über die „Urheimat" befindet sich im 2. Teile, S. 459 ff. Ein Vergleich mit dem nämlichen Kapitel in der 2. Auflage (1890) bietet schon rein äußerlich ein psychologisches Interesse. Der schöne Beginn über „Autochthonie und Wandersagen" der älteren Auflage fehlt der neueren vollkommen; zu stark waren seit 1890 die Fragen nach der Urheimat in den Vordergrund gerückt, der Streit um sie erbitterter geworden, und so finden wir hier zunächst — als Fortsetzung der im ersten Teile gegebenen geschichtlichen Entwicklung der Heimatsfragen — eine Zergliederung der neuesten sie berührenden Werke (Hoops, Helm, Hirt, auch Kossinna und M. Much erscheinen wieder auf dem Plane). Um eins vorauszuschicken: das Werk bleibt auf alle Fälle durch das ungeheure sprachliche Material zur Aufhellung der Urgeschichte immer lesenswert; eine gesunde und besonnene Kritik kann der Behandlung eines Stoffes ja nicht schaden. Nur glaube ich nicht, daß Schrader die S. 468 zitierten Sätze: „Die Indogermanen sind von Nordeuropa ausgegangen". „Warum?" „Weil sie dolichokephal, blond und groß waren." „Warum waren sie das?" „Weil sie von Nordeuropa ausgegangen sind" bei irgend einem Schriftsteller gelesen haben wird. Schrader tritt eben vom Standpunkte der Sprachforschung an sein Thema heran, und so meint er, kein einziges der indogermanischen Völker ließe sich geschichtlich vor dem Jahre 2000 v. Chr. nachweisen, „und man wird den Ansatz des 3. oder 4. Jahrtausends v. Chr., also einer Zeit, da in Babylonien und Ägypten bereits geschichtliches Leben blühte, als Zeitpunkt der ältesten idg. Ausbreitung schon ziemlich hochgegriffen finden." Diese fällt in die neolithische, ja, wegen der Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Kupfer, in die spät-neolithische Zeit. Der Ursitz der Indogermanen ist aber gegenüber der vorhergehenden Auflage doch etwas nach Westen vorgerückt: „Die Heimat, das

Ausgangsgebiet der idg. Völker ist nördlich und westlich des Schwarzen Meeres mit Einschluß eines größeren oder geringeren Teils des Donautals zu suchen" (S. 506; in ähnlicher Form auf S. 527 wiederholt mit dem Zusatze: „Hier ist aber auch nach paläogeographischen, anthropologischen, prähistorischen und glottogonischen Gesichtspunkten die eigentliche Urheimat dieser Völker zu suchen"). Auf anthropologischem und „glottogonischem" Gebiete aber scheiden sich bekanntlich die Geister.

S. 483 ff. entwickelt Schrader seine Ansichten über „die ältesten Stammsitze der idg. Einzelvölker und ihre Bedeutung für die Bestimmung der idg. Urheimat". Er erkennt hier „in der frühhistorischen Lagerung der Einzelvölker nicht viel mehr als ein vergrößertes und auseinandergezogenes Bild ihrer Lagerung in der Urheimat". Der Schwerpunkt wird — wohl richtig — auf die Grenzlinie zwischen centum- und satem-Völkern gelegt; aber aus ähnlichen Gründen hatte bereits Hirt in seinem Indogermanen-Werke die Weichsel als eine Mittellinie bezeichnet, und wenn Schrader aus Hirts Ausführungen einen Widerspruch insofern herausgelesen hat (S. 462), daß Hirt die ursprüngliche Urheimat der Indogermanen im Osten mit der Weichsel abschließt, so liegt der Grund dafür vielleicht in der nicht ganz präzisen Ausdrucksweise Hirts. Das Gleiche bezieht sich auf die von Schrader bemängelte „Behandlung der Löwenfrage" durch Hirt. Durch Hinzufügung eines kleinen Satzes hätte Hirt die Frage wesentlich klären und zu seinen Gunsten entscheiden können.

Im übrigen scheint für Schrader kein Gegenstand zu gering zu sein, um die nordeuropäische Herkunft der Indogermanen zu „widerlegen". So glaubt er einmal (II, 149) aus dem vermeintlichen Fehlen der Schildkröte in Schleswig-Holstein, Dänemark und der skandinavischen Halbinsel schließen zu dürfen, daß „allein schon an dem Panzer dieses Tierchens die Lehre Penkas von dem südskandinavischen Ursprgng der Indogermanen scheitern, aber auch die Anschauungen von Much, Kossinna und Hoops zum mindesten eine starke Einschränkung erfahren müßten". Dieser Auffassung traten besonders Dr. H. Wilke („Die Herkunft der Kelten, Germanen und Illyrer") und Prof. Kossinna in einer Besprechung (beide im Mannus IX, 1917/18) entgegen. Nach Wilke hätte Schrader nunmehr, 10 Jahre nach dem Erscheinen seines Werkes, sagen müssen: „Auch der so stark und fest erscheinende Panzer dieser kleinen Tiere hat dem Anprall der archäologischen Forschung nicht standhalten können."

Die größte und inhaltsreichste Entgegnung auf Schraders Buch brachte Karl Penka in der (auch gesondert erschienenen) Arbeit: „O. Schraders Hypothese von der südrussischen Urheimat der Indogermanen" in der Polit. Anthr. Revue VII (1908) Nr. 3 und 4.

Nicht ganz einheitlich ist der Standpunkt gegenüber der Heimatsfrage in dem dafür besonders in Betracht kommenden 6. Bande von Helmolts Weltgeschichte, 1906, weil sich hier mehrere Persönlichkeiten zum Worte gemeldet haben. In dem ersten Abschnitte („Die geschichtliche Bedeutung der Ostsee" von Prof. Dr. Karl Weule und Dr. Joseph Girgensohn) wird der Ostsee zum mindesten eine bedeutsame Rolle in der Bildung der indogermanischen Rasse und Sprache zugesprochen, wenn auch „jeder Versuch einer örtlichen Festlegung des Herausbildungsherdes der Indogermanen zwecklos ist". Prof. Eduard Heycks Stellung zur Heimatfrage ist S. 39 kurz beleuchtet worden. In dem von ihm verfaßten 2. Abschnitte (Die Deutschen bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts) hat sein Standpunkt durch das Erscheinen des Buches von Joh. Hoops eine Änderung erfahren: die Heimat der Indogermanen wird nunmehr westlich der Linie Königsberg-Odessa verlegt. Weiter nach dem Norden hinauf glaubt der Verfasser nicht gehen zu dürfen. Für die Germanen im Ostseebereiche treffen die Bemerkungen zu: „Überall, wo das Wasser verbindet, da ist alsbald jeglicher Verkehr leicht, staunenswerte Kulturen entstehen: die Altertumssammlungen von Stralsund, Schwerin, Kiel, Kopenhagen, Stockholm geben einen Begriff davon, dem nichts Binnenländisches an die Seite zu stellen ist. Den gleichen Eindruck einer in ältester Zeit schon dichtern und lebensvollern Besiedlung erwirbt sich, wer sich persönlich als Wanderer eine eingehende Kenntnis der Küstenländer und Inseln der Ostsee verschafft: die Fülle zugleich alter und ansehnlicher prähistorischer Denkmäler und Fundorte, die sich im Gesichtskreise des Meeres befinden, vermag das Binnenland nirgends so zu bieten." Sehr zurückhaltend drückt sich Dr. Hans Schjöth im 10. Abschnitte „Der germanische Norden" aus. Nach ihm sind die nordischen Länder wenigstens seit den letzten Jahrhunderten v. Chr. von einem germanischen Volksstamme bewohnt worden. „Dieser hat sich von Süden gegen Norden verbreitet; Jütland und die dänischen Inseln wurden zuerst bevölkert usw."

Zu ganz ähnlichen Ergebnissen wie Schrader, aber von einem ganz anderen Gesichtswinkel aus, ist Justin v. Prašek in der „Geschichte der Meder und Perser bis zur makedonischen Eroberung", 1906, gekommen. Das erste Buch enthält ein ausgedehntes Kapitel über die „Arier", in welchem es heißt: „Erwägungen, die auf linguistischen Resultaten basieren, und die dadurch ermittelten Kulturverhältnisse weisen gen Norden hin (nämlich von Iran aus), nach Südosteuropa, wo alle Bedingungen zur Entwicklung eines großen Volkes gegeben sind." .... „Außer den arischen Sprachen im engeren Sinne zeigt die altpersische

Sprache die nächste Verwandtschaft mit den Sprachen der baltoslawischen Gruppe, in zweiter Linie mit der griechischen Sprache, woraus sich die Folgerung ergibt, daß während der Urepoche des indoeuropäischen Völkerlebens die Arier zwischen den Baltoslawen einerseits und den Vorfahren der Griechen anderseits ihre Sitze hatten" .... „Die nahe Verwandtschaft zwischen den arischen Iraniern und den Baltoslawen berechtigt m. E. zu der Voraussetzung, daß sich beide Volksstämme noch vor Beginn ihrer Differentiation in entgegengesetzter Richtung getrennt haben." In zwei großen Strömen sind die Arier nach Iran gelangt, der eine führte über den Kaukasus, der andere über den Jaxartes und den Oxus hinweg, und zwar sind beide die Wirkungen eines Vorstoßes unbekannter innerasiatischer Völkerschaften. Wir wollen uns dieses Ereignis, das, obwohl über dessen Ursache aus den antiken Geschichtschreibern nur spärliche Kunde[1]) überliefert worden ist, doch eine geschichtlich feststehende Tatsache zu sein scheint, für später bemerken, wo es noch einmal mit unseren Untersuchungen zusammentreffen wird.

Unausgeglichen erscheint bis 1906 noch des schwedischen Reichsantiquars Oskar Montelius Stellung zur Heimatsfrage. Was er auf S. 58/59 seiner für die Vorgeschichte sehr wichtigen „Kulturgeschichte Schwedens", 1906, schreibt, deckt sich im allgemeinen mit seinen schon zwei Jahrzehnte früher geäußerten Ansichten: „Einige Forscher haben angenommen, daß das Urheim der ganzen indogermanischen oder arischen Völkerfamilie in den Ländern um die Ostsee zu suchen sei. So schmeichelhaft es für uns sein müßte, wenn die „Wiege der Arier" hier gestanden hätte, kann ich diese hauptsächlich von nichtskandinavischen Forschern ausgesprochene Ansicht doch nicht teilen. — Dagegen bin ich längst der Meinung, daß die Germanen hier im nordischen Gebiet — Skandinavien und Norddeutschland — ihren Ursitz hatten." Die Gründe dafür stimmen mit denen in der oben erwähnten Arbeit aus den Jahren 1884/88 überein. Jedenfalls befand sich Schrader im Unrecht, wenn er Montelius noch jetzt für die längst begrabene Auffassung, die Vorfahren der Germanen seien von den Ländern am Schwarzen Meere her nach Skandinavien eingewandert, in Anspruch nahm. In seinen letzten Lebensjahren hat Montelius — z. T. wohl unter Kossinnas Einfluß — seinen Standpunkt vom Jahre 1906 korrigiert.

Daß die germanische Völkerbewegung sich von Skandinavien nach Deutschland und nicht umgekehrt vollzogen hat, suchte Prof. Dr. Conrad Paape in einer Programmschrift „Über die Heimat der Arier und die der Ostgermanen", 1906, aus geographischen Gründen zu beweisen.

[1]) Herodot IV, 13.

„Skandinavien mit seiner zerklüfteten Küste, seinen vielen geschützten, natürlichen Häfen, den unzähligen vorgelagerten Inselchen, gehört zu den Ländern der Erde, die ihre Bewohner von Anfang an auf die See anweisen und zur Seefahrt geradezu nötigen," wie denn schon Peschel gesagt habe, „keine Schule erzieht bessere Seeleute als eine verwitterte Steilküste und ein rauhes, aber auch ergiebiges Meer." Diese Bedingungen treffen wohl auf Skandinavien, nicht aber auf die deutsche Nord- oder Ostseeküste zu. Der Verfasser befindet sich hier also in völliger Übereinstimmung mit Herman Hirt! Paape erwähnt den Vendidad, in dem von zehn Wintermonaten und zwei Sommermonaten die Rede ist (was also in weit nach Norden hin gelegene Gegenden weist), ebenso von einem Flusse Ranhâ, in dem schon Lagarde und Ernst Kuhn die Wolga erkannt hatten. „Die Griechen hörten sie 'Ρα (Ptolemaeus) nennen, und noch heute wird sie von den finnischen Mordwinen an der Wolga Ran oder Rawa genannt." Sie ist „die große Straße gewesen, an der sich Inder und Eranier nach Süden getastet haben".

Willy Pastors „Der Zug vom Norden", 1906, darf wohl zunächst als ein „Kampfbuch" gewertet werden. Es ist eine glühende Verteidigung gegen Gottfried Sempers berüchtigtes Wort: „Die germanischen Horden, ohne nationalen Zusammenhang, doch durch gemeinsame Sprache verbunden, waren von der Gesellschaft ausgestoßene Heimatlose." Demgegenüber bekennt Pastor: „Wie Ausgestoßene hat man uns die Sonnenwanderer (die vom Norden her kommenden Arier) dargestellt, eine Verbrechergeschichte war, was wir von ihnen hörten, und ein Epos voller Stolz und Herrlichkeit vernehmen wir, machen wir uns frei von überkommener Lüge." (S. 32.) Gerade gegen deutsche Gelehrsamkeit habe die Einsicht am heißesten verteidigt werden müssen, daß wir in Germanien, dem Sammelbecken der von Norden unablässig zuquillenden germanischen Rasse, den wirklichen Mittelpunkt der Menschengeschichte haben. „Der Zug vom Norden" erhielt wertvolle Ergänzungen durch das ein Jahr später erschienene Werk „Aus germanischer Vorzeit" des gleichen Verfassers.

Noch weiter nach dem Norden hinauf führt uns Georg Biedenkapps ebenfalls 1906 erschienenes Werk „Der Nordpol als Völkerheimat", in welchem auf Grund der Forschungen des Inders Tilak[1])

[1]) „The arctic home in the Vedas", 1903. Biedenkapp macht S. 12 noch auf das Werk des Amerikaners Warren aufmerksam „The paradise found or the cradle of the human race in the Northpole" und bemerkt dazu: „Dieses Buch erschien in den achtziger Jahren und holt aus den mythologischen und geschichtlichen Überlieferungen aller Kulturvölker, einschließlich der Japaner und Chinesen, die Beweise für seine Anschauung, daß das Paradies am Nordpol gelegen habe." Das Werk dieses modernen Rudbeck hat mir bis zur Stunde leider noch nicht vorgelegen.

festgestellt wurde, daß in den Veden und im Avesta sich die Erinnerung an eine frühere nordische Heimat erhalten hat. Das Buch wirkte damals wie eine neue Offenbarung, was zweifellos nicht in dem Grade der Fall gewesen wäre, wenn wir mit unserer eigenen literarischen Überlieferung besser vertraut gewesen wären. Wolfgang Menzel ist es, der bereits in seinem „Odin", 1855, darauf aufmerksam gemacht hatte. Der erste Abschnitt des achten Buches (S. 320) trägt die Überschrift: „Götterheimat und goldenes Zeitalter am Nordpol". Damit nichts Wichtiges in meiner Darstellung verloren geht, füge ich den Anfang dieses Abschnittes hier bei: „Schon in Menu's Gesetzgebung I, 67, spricht sich der alte Glaube der Inder dahin aus, daß die Heimat der Götter am Nordpol sei. Dort ist der Ruhepunkt, um den sich das ganze Universum bewegt. Ruhe aber ist nach indischer Vorstellungsweise das innerste Wesen des Urgottes Brama. Aus seiner ewigen Ruhe heraus emaniert er sich in die Welt. Dem entspricht nun auch die Bewegung des Raums, rotierend um den einzigen Ruhepunkt. Auch der Grieche Strabo, VII, 341, versetzt das Ruhebett des Chronos in die Heimat des Boreas, des Nordwinds, an die Quelle der Nacht, wo aber auch der Garten des Phoibos, d. h. der Sonnengarten, liegt. Nach Pindar, Olymp. II, 70, liegt der Palast des Chronos im Eiland der Seligen unter goldenen Blumen und spiegelnden Gewässern. Verwandt ist die homerische Vorstellung, sofern nach der Odyssee, IV, 56 f., dem Menelaos verheißen wird, er werde ans Ende der Erde nach Elysium kommen, wo der blonde Radamanthus die Seligen regiert." Also weisen auch nach Menzel indogermanische Mythen einen gemeinsamen „Zug von und nach dem Norden" auf.

Biedenkapps Werk hält mehr, als es nach dem Titel verspricht, so daß sich seine Lektüre auch für den lohnt, der mit der „Nordpol-Heimat" begreiflicherweise nicht einverstanden ist. Heinrich Driesmans hat in seinem Anfang 1907 erschienenen Buche „Der Mensch der Urzeit" ein Urteil über dieses Werk abgegeben, dem auch ich mich anschließe: „Biedenkapp hat das ganze Beweismaterial in seinem Werke kurz zusammengedrängt und populär darzustellen versucht, indem er einige neue Gesichtspunkte hinzufügte, wie die Erklärung der Phaetonsage, der mythologischen Schlangen als Polarlichter, der Erfindung des Rads; und er schickt zur Belehrung derer, die mit den indogermanischen und prähistorischen Forschungen nicht vertraut sind, eine Darstellung alles dessen voraus, was, den Tilakschen Beweisführungen entgegenkommend, neuerdings auf prähistorischem Gebiet erforscht worden ist. Freilich steht dieser Hypothese von der Nordpolheimat der Arier entgegen, daß die Germanen,

als deren Wiege die Provinz Schonen und die Insel Gotland gelten, nachweislich von diesen Orten aus erst erobernd und kolonisierend in Skandinavien vorgedrungen sind." Ebenso erwähnens- wie erwägenswert ist eine andere Stelle auf S. 11 des Driesmansschen Buches, die ich hier — vorläufig noch ohne Kommentar — wiedergebe: „Wie Skandinavien nach den neueren Forschungen die Urheimat der arischen und, im weiteren Sinne, der gesamten weißen oder kaukasischen Rasse zu sein scheint, so dürfte Iran als die Heimat ihrer Urkultur angesprochen werden, die ihren Weg südöstlich nach Persien und Indien, südwestlich nach Hellas und Italien genommen hat, und von dort über Babylonien, Assyrien, Ägypten und Palästina wieder auf Hellas und Rom zurückstrahlte, um in diesem ungeheuren Kreislauf fortgesetzter Wechselwirkung von einem Volk zum andern schließlich über die Kelten zu den Germanen und der Urheimat des gesamten weißen Völkerkomplexes zurückzukehren."

Im Jahre 1906 beginnen dann noch — nach eigenen Aufzeichnungen [1]) — die Arbeiten R. Freiherrn v. Lichtenberg, die die europäische Heimat arischer Kultur zu erweisen suchen. Als erstes Buch wird genannt „Zur ältesten Geschichte von Kypros", in dem „nachgewiesen wird, daß auch die Wurzeln der ältesten Kultur von Kypros nach Mitteleuropa reichen, die Kultur also eine arische ist." Dieser Beweis sieht, in solcher Kürze ausgesprochen, wohl nicht zwingend genug aus, weil ja der europäische Boden nicht nur diese eine Rasse getragen hat. Überhaupt möchte man in dieser Arbeit statt des öfter wiederkehrenden „es wird nachgewiesen" (auch bei anderen Gelehrten) lieber lesen „es wird nachzuweisen versucht". Aber ein Grund zur direkten Ablehnung der Arbeiten v. Lichtenbergs liegt nicht vor. Eine solche hat z. B. Max Neubert („Die dorische Wanderung", 1920) der 1911 erschienenen „Ägäischen Kultur" v. Lichtenbergs zuteil werden lassen, nur weil v. L. mit nach seiner Meinung zu leicht wiegenden Begründungen den arischen Einfluß auf die mykenische Natur zu erweisen trachtete. Nach den Forschungen, die bis zum Erscheinen des Neubertschen Buches veröffentlicht wurden, kann der arische Einfluß gar nicht geleugnet werden. Trotz des dramatischen Aufbaues der Darstellung Neuberts ist seine Beweisführung, die sich im wesentlichen in den Gedankengängen Sophus Müllers bewegt, nicht ausreichend. Daß die Ägäis auch eine vorarische Bevölkerung aufzuweisen hatte, ist auch für v. Lichtenberg klar; aber wo der arische Einfluß nun einmal besteht, ist dieser ohne arisches Ele-

[1]) „Die Heimat der Arier" in „Deutsche Geschichtsblätter", Juli/August 1913.

ment nicht vorstellbar. Nach Prof. Carl Schuchhardt („Alteuropa", 1919) „schafft die Mischung der nordischen Elemente mit dem alten Mittelmeergute die mykenische Kultur. Damit beginnt für das Mittelmeer eine neue Ära." Und Schuchhardt, dessen Überzeugung als die eines bewährten Archäologen doch wohl ins Gewicht fallen dürfte, ist nicht der einzige geblieben, der zu dieser Erkenntnis gelangt ist. Vgl. z. B. Hans Hahne, Das vorgeschichtliche Europa, 1910, S. 72.

Über die beiden folgenden Jahre (1907 und 1908) können wir schneller hinweggehen, da hier meist Werke solcher Autoren erschienen sind, deren Ansichten wir bereits kennen gelernt haben, oder solcher, die für Sondergebiete (z. B. Vorgeschichte) zurückgestellt werden müssen. Es erschienen 1907: von Heinrich Driesmans „Der Mensch der Urzeit", von Willy Pastor „Aus germanischer Vorzeit", von Ludwig Wilser „Stammbaum der indogermanischen Völker und Sprachen" und „Menschwerdung", von Matthaeus Much, „Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- und Mitteleuropas" (aus den Mitteilungen der Wiener Anthrop. Gesellschaft gesondert abgedruckt; hauptsächlich Erwiderung auf Sophus Müllers „Urgeschichte Europas")

Um die Wende 1907/8 erschien das prächtige „Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer" von Dr. Robert Forrer, Ende 1908 von demselben Verfasser „Urgeschichte des Europäers von der Menschwerdung bis zum Anbruch der Geschichte" (in „Spemanns Compendien"). Hier begegnen wir einem deutlichen Bekenntnis zur nordeuropäischen Germanenheimat. Nachdem bereits S. 126 die „transneolithische" Zeit der Küchenabfallhaufen als mögliche Quelle der Germanen bezeichnet, S. 399 Kossinnas Lehre kurz auseinandergesetzt wurde, heißt es auf S. 496: „Prüfen wir vorurteilslos die gegebenen Tatsachen, so kann man nicht umhin, dem Germanentum in der Geschichte der Kultur, wie speziell der Völkermischungen einen gewaltigen Einfluß einzuräumen. Wie schon oben angedeutet worden ist, sind schon lange vor dem Anbruch der Geschichte große Völkerwellen von Norden her nach Süden vorgedrungen und haben bald den Westen, bald die Mitte, bald den Osten Europas überschwemmt, selbst die Grenzen Südeuropas an verschiedenen Punkten erreicht und überschritten. Von Urzeit an war der Nordländer ein Wikinger, der zu Land und zu Wasser nach Ausdehnung strebte."

Auch in anderen vorgeschichtlichen Werken kommt um diese Zeit die nordische Herkunft der Germanen zum Ausdruck, so in Ludwig Reinhardts Werke „Der Mensch zur Eiszeit in Europa", 2. Aufl. 1908 (die 1. Aufl. von 1906 war mir nicht zugänglich) und in Gustav

Schwantes „Aus Deutschlands Urzeit“ (Vorwort vom Herbst 1908 datiert). Reinhardt schrieb: „Jedenfalls sind die Germanen die höchst entwickelten Ausläufer des indogermanischen Stammes, der nach der neueren Forschung in Nordeuropa seine engere Heimat haben soll. Speziell Südschweden darf als das Land betrachtet werden, in welchem sich der Germanenstamm zu einem machtvollen Volke entwickelte, um von da ganz Norddeutschland zu besetzen und sich in der Folge süd- und ostwärts zu verbreiten. Hier schuf die so lange nachwirkende letzte Eiszeit dieses ihr bestes Züchtungsprodukt, das dank seiner körperlichen und geistigen Überlegenheit über alle andern Völker der Erde nicht nur zu Führern der Kulturentwicklung überhaupt, sondern zum eigentlichen Herrenvolk wurde, das durch Abkömmlinge des fränkischen Adels heute über die ganze zivilisierte Erde herrscht [1].“ Und bei Schwantes lesen wir: „In den letzten Jahren sucht man, wohl mit mehr Recht (als früher in Asien), die Heimat des Urvolkes in Europa, besonders im Norden unseres Erdteils. .... Daß die Ursitze der Indogermanen in einem gemäßigten Klima lagen, wird durch die Gleichheit der Ausdrücke für Frühling, Sommer und Winter und für »schneien« bewiesen. Wenn man also das Bedürfnis empfindet, eine bestimmte Gegend als Urheimat der Indogermanen anzunehmen, so hat das mittlere und nördliche Europa den größten Anspruch darauf.“

Als Parallele zu Forrers Reallexikon ist das 1908 von Julie Schlemm herausgegebene „Wörterbuch zur Vorgeschichte“ zu erwähnen. Gute Literaturangaben! Beide Lexika ergänzen sich vortrefflich.

In dieser Zeit machte die von Dr. Heinrich Simroth aufgestellte „Pendulationstheorie“ (das Buch darüber erschien 1907 zu Leipzig) viel von sich reden. Diese Theorie geht von der Annahme aus, daß die Erde sich nicht nur um die Nord-Südpolachse schwingt, sondern noch um eine zweite, die Sumatra mit Ecuador verbindet. Es ist später stiller um sie geworden, vermutlich weil sich die erwarteten Bestätigungen aus den Gebieten der Astronomie und Geologie nicht einstellten. Weil man aber eine Zeitlang hoffte, mit ihrer Hilfe z. B. die Zeitdauer und Ausdehnung der Eiszeiten ermitteln zu können und Schlüsse über die Wanderungen des Menschengeschlechts zu ziehen, die auch die Germanenkunde beeinflussen mußten, soll sie hier wenigstens nicht unerwähnt bleiben.

Als ein ganz besonders fruchtbares Jahr muß 1909 bezeichnet werden. Schon äußerlich zeichnet es sich vor anderen aus durch die in unzähligen Aufsätzen und einigen selbständigen Schriften gefeierte Erinne-

[1]) Wiedergegeben nach der 3. Aufl., 1913, S. 429.

rung an die vor neunzehnhundert Jahren stattgefundene Schlacht im Teutoburger Walde. So wurden schon ganz von selbst weite Kreise unserer Vorzeit näher gebracht. Aber unabhängig von diesen Schriften steht eine solche Anzahl von Neu-Gründungen und Neu-Erscheinungen, daß man von diesem Jahre an ein neues Aufblühen unserer Wissenschaft datieren möchte. Zunächst: am 3. Januar 1909 vollzog sich die Gründung der „Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte“ mit Prof. Dr. Kossinna an der Spitze. Im Frühjahr gab sie bereits das erste reichausgestattete Heft ihres Organs, des „Mannus“ heraus. Diese Gründung entsprach einer inneren Notwendigkeit, und sie ist literarisch ebenso gut vorbereitet worden, wie etwa vor mehr als einem halben Jahrhundert diejenige des Römisch-germanischen Zentralmuseums zu Mainz (vgl. Teil 2, S. 114 ff.). Bereits am Schlusse des Werkes „Volk und Kunst“ von Prof. Friedrich Seesselberg, 1907, hieß es: „Wir Deutschen haben — obwohl unsere Kulturbefruchtung weder vom alten Hellenismus, noch vom Romanismus her zu erwarten ist — je ein großes, staatlich unterstütztes archäologisches Institut in Athen und in Rom. Diese für die abstrakte Wissenschaft immer noch segensreichen Einrichtungen können natürlich unserer Kunst keine Dienste mehr erweisen [1]). Was aber vermöchte in unserm Jahrhundert der erwachenden Vaterlandsliebe eine germanistisch-archäologische Anstalt zu leisten!“ 1908 trat besonders Willy Pastor in der „Tägl. Rundschau“ warm für den Zusammenschluß der germanistisch-vorgeschichtlichen Interessen ein, entwarf auch an gleicher Stelle (15. Mai 1908) schon das Programm eines „germanisch-wissenschaftlichen Vereins“ [2]). Ob nun aus diesen Wünschen im Sinne Seesselbergs eine „Anstalt“ oder im Sinne Pastors ein „Verein“ entstehen würde, das blieb einerlei, da ja die von beiden Seiten

[1]) Mit diesem Gedanken — wie mit manchen anderen in Seesselbergs Buche — bin ich nicht einverstanden. Vgl. Georg Treu, „Hellenische Stimmungen in der Bildhauerei von einst und jetzt“, 1910. Und wer immer das Christentum als besonderen Erzieher des Germanentums betrachtet, sollte sich doch einmal die Fragen vorlegen: wer hat denn unsere germanischen Überlieferungen vom Grunde aus zerstört? Gehörte das Christentum nicht auch zu den feindlichen, das Germanentum einkreisenden Mächten? Hier kann nur ein klares Erkennen der tatsächlichen Verhältnisse nützen.

[2]) „Es wird Zeit,“ hatte Pastor geschrieben, „daß die Altertumsforscher sich in einer eigenen Organisation abzweigen. — Das Zusammenarbeiten der Ethnologen und Archäologen mochte in den letzten Jahrzehnten Berechtigung haben, heute aber wird es so unmöglich wie das Zusammenpferchen der vorgeschichtlichen Sammlungen mit denen der Naturvölker. Die Trennung muß kommen.“ Ich bin keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß Willy Pastor ein großes Verdienst an dem Zustandekommen der Deutschen Vorgeschichts-Gesellschaft hat.

ausgehenden Wirkungen „qualitativ“ die gleichen bleiben mußten. Immerhin bot ein Verein, der seine Mitglieder in allen Gauen Deutschlands besitzt, eine größere Gewähr für die Vertiefung der germanisch-vorgeschichtlichen Bestrebungen als eine vereinzelt bleibende Anstalt, die ihrerseits wieder „Mitteilungen“ hätte herausgeben können. Nachdem nun Ende 1908 Kossinna einen kurzen Aufruf erlassen hatte, konnte er der gründenden Versammlung mitteilen, daß bereits ungefähr zweihundert Mitglieder seinem Rufe gefolgt wären. Das war in der Tat ein vielversprechender Anfang.

Die Deutsche anthropologische Gesellschaft, die bisher die Vorgeschichte allerdings auch mitberücksichtigt hatte, aber nicht als ein Hauptgebiet, mochte diese Gründung Kossinnas, die die deutsche Vorgeschichte „in den Sattel heben“ wollte, wohl als einen Schlag gegen sich empfunden haben und veröffentlichte noch in dem gleichen Jahre die ersten beiden Hefte ihrer von den Professoren C. Schuchhardt, K. Schumacher und H. Seger herausgegebenen „Prähistorischen Zeitschrift“. Dem Titel nach erschien sie nicht nur für die genannte Gesellschaft, sondern auch im Auftrage der Generalverwaltung der Königl. Museen sowie des Nordwestdeutschen und Südwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung. Seitdem bestehen beide Zeitschriften in friedlicher „Konkurrenz“ neben einander, und man darf beiden für die Erkenntnisse danken, die sie verbreitet haben. H. Seger war übrigens zugleich gründendes Mitglied der Kossinna-Gesellschaft[1]).

Weitere Neugründungen waren: die Heidelberger „Germanisch-romanische Monatsschrift“, die gleich in ihren ersten beiden

[1]) Der Gegensatz zwischen beiden Gesellschaften hallte noch in der Eröffnungsrede des Hofrats Dr. Schliz „Über die Bedeutung der somatischen Anthropologie für die Urgeschichte“ der 40. Versammlung der D. Anthr. Ges. in Posen wider. Man habe den Ruf gehört „Los von der Anthropologie“, aber losgelöst von dem Boden, auf dem auch diese Disziplin erwachsen, läuft die prähistorische Archäologie Gefahr, nur eine Formenlehre mit immer subtileren Typenunterschieden zu werden. Das dürfte nicht völlig richtig gesehen sein. Die Selbständigkeit der deutschen Vorgeschichtsforschung hat sich immer mehr als notwendig erwiesen, aber der Ruf „Los von der Anthropologie“ ist m. W. niemals von ihr ausgegangen. Man darf nun nicht etwa in Dr. Schliz einen Gegner der prähistorischen Archäologie vermuten, im Gegenteil, er billigt ihre Aufstellungen und Abgrenzungen in Kulturkreise. In seinem Vortrage wünschte er die Ergebnisse der Anthropologie an Hand der Schädelfunde mit den aus der Archäologie gewonnenen Kulturgebieten in Übereinstimmung zu bringen. Vgl. den Bericht im Korrespondenzblatt der d. Ges. usw. 1909, S. 65ff. Weitere in dieses Gebiet fallende Arbeiten veröffentlichte Dr. Schliz im Archiv für Anthropologie und besonders in der Prähistor. Zeitschrift (s. namentlich „Beiträge zur prähistor. Ethnologie“ im 4. Jahrgang, 1912).

Heften eine „Einführung in die Runenforschung“ aus der Feder Dr. Gustav Neckels brachte, die — abgesehen von der m. E. nicht zutreffenden Herleitung der Runen aus der römischen Schrift — empfehlenswert ist; die ebenfalls in Heidelberg erscheinende kulturhistorische Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung „Wörter und Sachen“, herausgegeben von R. Meringer, W. Meyer-Lübke, J. J. Mikkola, R. Much und M. Murko. Nach einer Mitteilung Otto Schraders (Sprachvergleichung u. Urg. I^3, S. 213) hatte Rudolf Meringer — wohl die Haupttriebfeder dieser Zeitschrift — schon einige Jahre früher „in Graz den Anfang zur Errichtung eines Museums für Indogermanische Altertumskunde gemacht.“ Willi Peßler veröffentlichte in dieser Zeitschrift „Ethno-geographische Wellen des Sachsentums“ und etwa gleichzeitig in der „Deutschen Erde“ einen guten Gesamtüberblick „Deutsche Ethno-Geographie und ihre Ergebnisse, soweit sie kartographisch abgeschlossen sind“ (mit ausführlicher Karte in Heft 8, 1909).

Der „Mannus“ begann mit einer großen, bis über den 2. Jahrgang sich erstreckenden Abhandlung Kossinnas „Der Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach dem Osten“. Sein Standpunkt in der Heimatsfrage ist hier kurz folgender: die große Zweiteilung der nord- und mitteleuropäischen Steinzeit habe ihn veranlaßt, die Indogermanen in eine nördliche und eine südliche Gruppe zu teilen. Da jene Gruppe mit den „Kentum“-Völkern, diese mit den „Satem“-Völkern der Sprachforschung zusammenfällt, muß ihre geographische Lagerung sich in späterer Zeit so verschoben haben, daß aus der ursprünglichen „Nord“- die West-Gruppe, aus der ursprünglichen „Süd“- die Ost-Gruppe der Indogermanen wurde. Das ursprüngliche Nebeneinanderbestehen der beiden Gruppen läßt aber einen gemeinsamen Ursprung auf einem so weiten Gebiet, wie Friedrich Ratzel annahm, oder etwa von Skandinavien und vom Rhein bis zum unteren Dnjepr, als unmöglich erscheinen. „Mein Vaterland muß »kleiner« sein oder gewesen sein, sagt der Urindogermane.“ Auch Skandinavien scheide als ursprüngliche Heimat aus, da der nordische Typus in der Diluvialzeit seine Wurzeln haben müsse. „Wendet man die siedlungsarchäologischen Grundsätze auf die paläolithische Epoche an, so ergibt sich, wie das auch sonst schon anerkannt ist, daß die dünne Bevölkerung von Mittel- und Südost-Europa während der Zwischeneiszeiten von dem dichtest bevölkerten Frankreich ausgegangen ist und beim Herannahen jeder neuen Vergletscherung den ungünstigen Wirkungen des Klimas durch Rückwanderung nach Westeuropa sich wieder entzogen hat. Ebenso ist es allgemein anerkannt, daß die frühneolithische Langkopfrasse von der französischen Cro-

Magnonrasse abstammen muß; denn sie hat keine anderen ihr noch näher stehenden unmittelbaren Vorgänger. .... Beide Kulturen (die der Nord- und der Süd-Indogermanen) entstammen also einem fremden Gebiete, das in der Hauptsache ein und dasselbe Gebiet gewesen sein muß."

Von eigentlichen „Germanen" ist hier also noch nicht die Rede. Wir müssen daher, um das Bild zu vervollständigen, schon jetzt auf die kleinere Veröffentlichung Kossinnas vom Jahre 1911 „Die Herkunft der Germanen", hinweisen, und zwar schon deshalb, weil ihr Verfasser eine Äußerung in seiner Arbeit von 1909 verbessert und damit zu einer schon früher ausgesprochenen Ansicht zurückkehrt. Die Schrift verfolgt die Siedlungsverhältnisse Germaniens von der Zeit aus, in der unser Land im vollen Lichte der Geschichte steht (Tacitus-Ptolemaeus) zurück bis in die Urzeit. Den Ursprung der Germanengruppe rückt Kossinna bis in eine Zeit hinauf, in der die Sprachforschung noch keine sprachliche Scheidung bestimmter Volksgruppen (die Teilung in Kentum- und Satem-Sprachen) feststellen kann. Nur „die Archäologie vermag die tatsächliche räumliche und kulturelle Trennung derselben Volksgruppen nachzuweisen". Über die Germanengruppe hinaus geht die ungestörte Kontinuität der Kulturentwicklung bis in die Epoche der ältesten Muschelhaufen (7000 oder 8000 v. Chr.) hinauf, die Kossinna „den Nordindogermanen oder schlechtweg Indogermanen" zuteilt. In dieser Epoche wurde „die nordindogermanische Gruppe in einem verhältnismäßig engen Gebiete umschlossen, das fast ausschließlich auf dem später, d. h. in jüngerneolithischer Zeit, rein germanischen Boden Südskandinaviens, Dänemarks und Schleswig-Holsteins lag". Darüber hinaus erfolgt ein „klarer Abbruch von Kultur, Siedelung und Rasse", und wir müssen jenseits jener Epoche mit Einwanderung der Nordindogermanen von Westeuropa her in das Ostseegebiet rechnen. Mit diesen Feststellungen dürften Kossinnas damalige Forschungsergebnisse inbezug auf die Urheimatsfrage scharf umrissen sein.

Aber unangefochten geht bekanntlich auch die Forschung nicht durchs Leben. Oder wie Detlev von Liliencron im „Poggfred" sang:

„Und wenn du eben einen übermannst,
Ein neuer Gegner stürmt, vielleicht noch grimmer —"

als Otto Schrader und M. Hoernes nämlich, gegen die sich eben noch Kossinna in der „Herkunft der Germanen" kräftigst verteidigt hatte. Zwischen beiden Arbeiten Kossinnas beginnt Sigmund Feist seine die Germanenkunde „abbauende" Tätigkeit. Wohl mögen Schrader und Feist manche Anschauung gemeinsam haben — der reine Prähistoriker Hoernes kann hier weniger in Frage kommen —, aber zwischen

beiden besteht doch eine große Kluft; man fühlt heraus: Schrader schreibt aus ehrlicher Überzeugung, die Schreibweise Feists ist tendenziös gefärbt. Seine Stilsicherheit und anscheinend große Belesenheit wirken verführerisch und lassen den weniger Unterrichteten die Klippen oft kaum bemerken, an denen Feists Schifflein stranden muß. Der Bericht, den Prof. Dr. Borchling über Feists Vortrag „Europa im Lichte der Vorgeschichte" auf dem Grazer Philologentage 1909 in der germ.-roman. Monatsschrift, Dezbr. 1909, veröffentlichte, weckte in mir doch andere Vorstellungen als die 1910 unter dem gleichen Titel erschienene Schrift. Und Prof. Borchling gehört sicher nicht zu den „Ununterrichteten"[1]). Bevor ich aber auf dieses Muster „objektiver" Wissenschaftlichkeit, das sich in Feist verkörpert, eingehe, gilt es noch, die uns um ein beträchtliches näher liegenden Erscheinungen des Jahres 1909 weiter zu beleuchten.

Tief in die Urzeit hinein führt Karl Schirmeisens Buch „Die arischen Göttergestalten", Brünn, 1909. Da mir dieses nicht zur Verfügung steht, berichte ich kurz nach den mir vorliegenden Anzeigen von Prof. Rzehak (Mannus), Dr. Wilser (Polit. Anthr. Revue) und Prof. v. Lichtenberg a. a. O. Die Göttergestalten seien personifizierte Erinnerungen an alte Kultzustände, die deshalb wichtig seien für die Erschließung der menschlichen Urgeschichte. Mit Schaaffhausen nimmt der Verfasser nur zwei menschliche Urrassen an, eine über-langköpfige, große, schwarze in Afrika und eine kurzköpfige gelbe in Asien. Die afrikanische Rasse kam zuerst nach Europa, später die asiatische; als Mischung sei in Europa, und zwar als Kulturprodukt, die blond-weiße, normal-langköpfige Rasse entstanden. Dies sei die Geburt des Germanentums und der Kultur überhaupt. Gegen den afrikanischen Ursprung derjenigen Rasse, aus der die Germanen hervorgegangen sind, wendet sich Dr. Wilser; sie sei vielmehr in Europa bodenständig. „Der Strom des Lebens, dem auch der

[1]) Zur Erhärtung dieses Urteils eine Parallele: Prof. Borchling berichtet nach Feist: „.... daß aber im Laufe der Jahrtausende die überall nur eine dünne Schicht bildenden Indogermanen somatisch wieder in den alten bodenständigen Rassen aufgegangen seien. Der geistige Besitz der Indogermanen, Sprache und Kultur, aber sei erhalten geblieben." — Diese Stelle lautet bei Feist (S. 14 der genannten Schrift): „Dieser herrschende Adel wurde im Laufe der Zeit durch Kriege aufgebraucht oder durch Vermischung mit den Autochthonen aufgesogen und ging spurlos in den alten bodenständigen Rassen auf. Da die Eindringlinge aber den Unterworfenen ihre wohl oft geringere Kultur — man denke an die mykenische Zeit und ihre Überlegenheit gegenüber der folgenden Kulturstufe — und vor allem ihre Sprache aufzwangen, so ist ihr geistiger Besitz erhalten geblieben." Man wird mir zugeben, daß beide Stellen einen ganz verschiedenartigen Eindruck hervorrufen, und so meine auf den Bericht zurückgehende Bemerkung im Mannus II, S. 166, verstehen.

Mensch angehört, hatte gerade eine umgekehrte Richtung." Dennoch bezeichnet Dr. Wilser das Buch als „wertvolles Glied in der Kette der Beweise für die europäische Abstammung der Indogermanen". Dadurch daß Schirmeisen den germanischen Motiven besonders in der alt-persischen und indischen Mythologie nachgeht, scheint er ein Seitenstück zu dem Werke Biedenkapps von 1906 geliefert zu haben. Dafür ist bezeichnend der Schluß der Besprechung von Prof. R. Rzehak: „Die Wirksamkeit Vrtras und die Flucht Agnis werden mit der Eiszeit identifiziert. Indras Sieg über Vrtra repräsentiert die Nacheiszeit. Der winterliche Charakter Varunas deutet auf eine vorneolithische Entstehung; er ist offenbar eine Weiterentwicklung des eiszeitlichen Feuergottes Tvaſhtr. Da der Schleuderstein fast die einzige Waffe Indras ist, so fällt die Entstehung dieses mit Thor-Donar identischen Gottes in das Neolithikum. Ähnlich fällt die Entstehungszeit Mithras (= Merkur) in die ältere Metallzeit, da unter den Waffen dieses Frühlingsgottes das Schwert fehlt. Das Endergebnis aller dieser Untersuchungen ist, daß im vedischen Olymp die Mythologien dreier Völkergruppen vereinigt sind; es waren dies wahrscheinlich Germanen, nördliche Mischvölker und Iranier."

Germanisch-griechische Beziehungen stellt Prof. Dr. Hermann Muchau in dem Buche „Pfahlhausbau und Griechentempel. Kulturgeschichtlich-sprachwissenschaftliche Untersuchungen", 1909, her. Mit Recht bekämpft der Verfasser — übrigens in Gemeinschaft mit Willy Pastor — die 1906 von Paul Sarasin ausgesprochene Hypothese, der griechische Tempel sei eine Erinnerung an die Pfahlbautenzeit, wie sie in der Gegenwart noch bei den Malaien, z. B. auf Celebes, herrsche. Demgegenüber vertritt Muchau die Überzeugung, daß „die germanische Zimmermannskunst die Vorstufe zum griechischen Tempelbau gebildet" habe. Damit stellt sich Muchau in die Reihe der Forscher, die für die Selbständigkeit germanischer Kultur und für ihr Heimatsgebiet in Nordeuropa eintreten. Bei den sprachwissenschaftlichen Untersuchungen, die u. a. die Verwandtschaft germanischer und griechischer Ortsnamen beweisen sollen, kommen unglaubliche Wortungeheuer vor, die nur den Wunsch auslösen können: hätte der Verfasser doch auf die sprachwissenschaftliche Ausdeutung verzichtet! In noch höherem Maße ist das ein Jahr später erschienene Werk desselben Verfassers „Das 4000jährige Alter des Volkes der Hermunduringer (Thüringer)" davon durchsetzt. Außerdem ist ein 4000-jähriges Hermundurenreich auf thüringischem Boden völlig ungeschichtlich. Muchau schafft hier schon eine Parallele zu Prof. Schuchhardts „Semnonen" bei Gelegenheit des Eberswalder Goldfundes. In der Programmschrift „Die vorgeschichtliche Besiedelung der Mark Brandenburg durch die germanischen Semnonen (Sueben)", 1912, kommt Muchau auch auf den zwischen den Professoren Kossinna und Schuchhardt ausgebrochenen Streit zu sprechen, ob nach Annahme des letzteren die sog. Lausitzer Kultur den Semnonen zuzuschreiben sei, und bemerkt dazu: 11 Historiker und Germanisten, deren Darstellungen er abgedruckt habe, rechneten die Lausitz noch zum Gebiete der Semnonen; es sei daher nicht zweifelhaft, auf welche Seite sich bei diesem Streite der Sieg neigen würde. Ja, wenn man die Jahrhunderte zusammenpressen könnte! Der taciteische Bericht: „Vetustissimos se nobilissimosque Suevorum Semnones memorant" usw. kann hier z. B. nichts entscheiden. Das unverkennbare Streben Muchaus, „der Sache des Deutschtums zum Siege zu verhelfen", soll dankbar anerkannt werden, aber schließlich müssen auch die richtigen Mittel dafür gewählt werden.

Ein Parallel-Gebiet zum erstgenannten Werke Muchaus hatte 1908 Prof. Carl Schuchhardt unter dem Titel „Hof, Burg und Stadt bei Germanen und Griechen" in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum usw." behandelt und ebenfalls auf nordisch-germanischen Einfluß auf das frühe Griechentum hingewiesen. Der Schluß dieser lehrreichen Abhandlung lautet: „Wenn in all diesen Zusammenhängen ein Hinweis auf den Norden liegt und dieser Hinweis noch verstärkt wird durch den Umstand, daß der mykenische Palast in der Troas, dem Nachbarlande Thrakiens, um Jahrhunderte früher auftritt als weiter südlich in der Argolis, so geht das in der Bahn, die unsere indogermanische Forschung mehr und mehr genommen hat. Längst ist ja der Ackerbau für die neolithische Kultur des Nordens erwiesen; es kann somit auch der Bauernhof sehr wohl entnommen sein aus dieser Kultur, die in Norddeutschland und Skandinavien mit ihren mächtigen megalithischen Gräbern und ihrer hochentwickelten Keramik die Blütezeit von Alteuropa gewesen ist."

Eine weitere Parallele schuf R. v. Lichtenberg in dem Buche „Haus, Dorf, Stadt. Eine Entwicklungsgeschichte des ältesten Städtebildes", 1909. „Der aus Troja, Tiryns, Mykenae und Kreta bekannte Megaronbau wird als ältester und teilweise noch heute gebräuchlicher Stil des arischen Wohnhauses von Skandinavien bis Ägäa erwiesen." Entscheidende Anregungen hatten schon R. Henning („Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung", 1882) und besonders August Meitzen („Das nordische und das altgriechische Haus", Sonderdruck aus dem 3. Bande von „Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen usw.", 1895) gegeben. Doch vertrat Meitzen noch den Standpunkt, die Hausform habe sich von Süden aus nach Norden verbreitet. Zwar

werden die Griechen nicht den Norden Europas aufgesucht haben, dagegen können nach dem Süden gelangte unternehmungslustige Skandinavier Anregungen nach dem Norden mitgebracht haben. „Die vorübergehenden Züge eines abenteuernden Raubhandels konnten mit geringen Scharen ausgeführt werden und erklären zugleich die in ihrer entfernten nordischen Heimat selbst sowohl im Hausbau wie in Ornamenten .... früh erkennbare Kenntnis des europäischen Südostens.“ Vielleicht haben auch Heruler, die 512 von der Nordküste des Schwarzen Meeres nach Skandinavien zurückkehrten, „zur Bestärkung griechischer Lebenssitte beigetragen“. Diese Erklärung reicht allerdings schon lange nicht mehr aus. Die von Prof. Schuchhardt ausgesprochenen Ansichten erhielten durch die von ihm selbst an der Römerschanze bei Potsdam 1908/9 veranstalteten Ausgrabungen eine schöne Bestätigung, vgl. den reichhaltigen Bericht in der Prähistor. Zeitschr. 1909, S. 209, besonders S. 234 ff. Ein erster Bericht war in der Zeitschrift für Ethnologie 1909, I, erschienen, in dem es heißt: „Das Haus ist umso interessanter, als es den Typus des hauptsächlich aus Skandinavien bekannten nordischen Hauses darstellt und den Hauptgebäuden auf den Königsburgen von Troja, Tiryns und Mykenae durchaus entspricht: mit der Vorhalle, der Form des Hauptraums und der Lage des Herdes“.

Neben seiner 1904 begonnenen „Geschichte der deutschen Stämme bis zur Völkerwanderung“ ließ Prof. Dr. Ludwig Schmidt 1909 ein in sich abgeschlossenes Buch erscheinen: „Allgemeine Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts“. Hinsichtlich der Heimat des indogermanischen Urvolkes scheint dem Verfasser „die auf sprachwissenschaftliche, archäologische und anthropologische Kriterien gegründete Ansicht mehr an Boden zu gewinnen, daß der nördliche Teil Mitteleuropas einschließlich Dänemarks und Südskandinaviens als solche zu gelten habe. Sicher ist, daß die Zeit, in der die Indogermanen noch ungetrennt beisammen lebten, mit der sog. neolithischen Periode zusammenfällt.“ Da nun als die ältesten erkennbaren Sitze der Germanen das östliche Hannover, Mecklenburg, Westpommern, Schleswig-Holstein, Dänemark und Südskandinavien — mit dem Schwerpunkte in der jütischen Halbinsel — bezeichnet werden, so wurde auch nach Prof. L. Schmidt die Heimat der Indogermanen mit derjenigen der Germanen zusammentreffen.

Gegen Otto Schrader und für die ursprüngliche Germanenheimat an Nord- und Ostsee entscheidet sich wiederum Karl Helm in der Arbeit „Die Heimat der Germanen und das Meer“ (Indogerm. Forsch. XXIV, 1909). Seetüchtigkeit sei keineswegs eine allgemein menschliche

Eigenschaft, meint Helm, die Germanen aber seien von Urzeiten her bis heute das seefahrende Volk κατ᾽ ἐξοχήν geblieben. Ihre Vertrautheit mit dem offenen Meere habe sie, als sie eine höhere Kulturstufe erklommen hatten, befähigt, „die See zu beherrschen und von ihrer kleinen Heimat aus den ganzen Erdteil und später die ganze Welt zu befahren“. Deshalb können aber die Germanen nicht erst aus einer Urheimat im Innern Europas nach dem Norden gekommen sein, sondern sie müssen dort uransässig sein, „wo wir später ihr Zentrum finden: an den Küsten und auf den Halbinseln und Inseln der Nord- und Ostsee“.

Ein Prachtwerk besonderer Art veröffentlichte Prof. Albrecht Haupt 1909: „Die älteste Kunst insbesondere die Baukunst der Germanen“. Der Verfasser wollte eine Pflicht deutscher Kunstgeschichte erfüllen, „das was vermutlich doch dem Norden und seinen Völkern geistig angehört, für sie wieder in Anspruch zu nehmen, und den Beweis auf einem Gebiete wenigstens nicht ganz unwissenschaftlich zu führen, daß dem wirklich so sei; und daß Eigenart und Leistung nordisch-germanischer Völker nicht nur in Poesie und Musik, sondern auch in sicht- und fühlbaren Werken ihrer Hand zu finden möglich.“ Nicht nur in der Architektur, sondern auch in der Kleinkunst, dem Ornament, verfolgt Haupt die germanischen Spuren in den romanischen Ländern und weist Ost- und Westgoten, Langobarden usw. zu, was ihnen eigentümlich ist.

„Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.“ („Tasso“.)

Aber gerade deswegen empfinde ich es als einen Mangel, daß Haupt nicht auch wirklich die älteste germanische Kunst beschrieben hat, sondern im wesentlichen von der Völkerwanderungszeit ausgegangen ist. Die Kritik hat damals dieses Bedauern auch wohl zum Ausdruck gebracht, und so sah sich der Verfasser veranlaßt, der zweiten, 1923 erschienenen Auflage folgende Sätze einzufügen: „Die vorhergegangenen ganz ungeschichtlichen Jahrtausende fallen notwendig außerhalb des Bereiches unserer Darstellung. Es ist jedoch nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß der Norden bereits in der Steinzeit eine erstaunliche künstlerische Höhe, vor allem auf dem Gebiete der Bronze- und Goldarbeit erklommen hatte, gegen die das südliche Europa geradezu zurückstand. Nur Ägypten und Mesopotamien waren vorangegangen. Immerhin erstreckt sich diese Kunsttätigkeit über viel weitere als die später germanisch zu nennenden Gebiete und lassen sich eigentümliche gesonderte Stammeseigentümlichkeiten in den vorchristlichen Jahrtausenden noch nirgends hinreichend deutlich unterscheiden; es mußte sich vielmehr die stammliche Sonderart künstlerisch

erkennbar erst so weit herausbilden, daß sie sich zu einer deutlichen Einheit rundete. Und eben deshalb kann eine fruchtbringende Darstellung des Eigengermanischen in der Entwicklung der Kunst erst von der Zeit nach Christi Geburt anheben."

Manche werden mit mir diese Begründung nicht als völlig stichhaltig ansehen, in ihr vielmehr ein Ausweichen vor sehr berechtigten Wünschen und Forderungen erblicken. Auch hier heißt es: „Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern." Aber wie dem auch sei: seinen Wert als künstlerische Tat behält das Werk trotz alledem. Es ist eine prächtige Illustration zu den Werken Woltmanns über den germanischen Einfluß in Italien und Frankreich. Diesen Werken schließt sich das Ende 1909 erschienene (aber 1910 datierte) Buch Ludwig Schemanns „Gobineaus Rassenwerk. Aktenstücke und Betrachtungen zur Geschichte und Kritik des Essai sur l'inégalité des races humaines" würdig an. Auch Haupt hat sich nachdrücklichst zum Rassengedanken bekannt.

Die Reihe der 1909 erschienenen vorzüglichen Werke würde unvollständig sein, wenn nicht noch Einharts „Deutsche Geschichte" genannt würde, die man am liebsten in jedem deutschen Hause zu sehen wünschte. Gegenüber der prachtvoll herausgearbeiteten Gegenwart und jüngsten Vergangenheit ist der germanisch-deutschen Frühzeit allerdings nur ein beschränkter Raum zugestanden worden. In der Heimatsfrage schien der Verfasser zunächst dem Standpunkte Schraders zuzuneigen, und erst spätere Auflagen lassen den Umschwung zugunsten Nordeuropas erkennen.

Wenn ich nun noch kurz meine in der Polit. Anthr. Revue, 1909, und dann als Sonderheft erschienenen „Beiträge zur Geschichte der Rassenforschung und der Theorie der Germanenheimat" erwähne, so dürfte damit die Reihe der Schriften, die 1909 für die nordeuropäische Heimat der Germanen eingetreten sind, erschöpft sein. Diese „Beiträge" stellten die erste Ausführung eines bereits im Sommer 1908 in mir erwachten Wunsches dar, eine „Geschichte der Germanenforschung" zu schreiben.

Dr. Wilser berichtete in seinen „Germanen", II², S. 12, Felix Dahn verteidige in seinen „Langobarden" (Könige der Germanen XII, 1909) anderen Anschauungen gegenüber die Echtheit der Wandersage und lasse das Volk „als dritten Teil der Bevölkerung eines nicht allzu großen Eilands, d. h. jener Skandenauge, Scandinavia," auswandern. Das stimmt allerdings. Wer aber nun etwa glauben wollte, Dahn habe sich noch in seinem Alter zur nordeuropäischen Heimat der Germanen bekannt, würde sich doch erheblich irren. Dahn hat es ebenso wie früher Wackernagel und andere vermocht, die Berichte des Jordanes und des Paulus

Diaconus vom Völkerauszug aus Skandinavien anzuerkennen und doch an der ursprünglichen Herkunft der Germanen aus Asien festzuhalten. Ähnlich wie in diesem 1909 erschienenen Teile steht es schon in der „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker", Bd. 4, 1889, S. 191. Immerhin kann uns der Standpunkt Dahns sympathischer berühren als derjenige, den Curt Blasel in einer gleichzeitig erschienenen Schrift „Die Wanderzüge der Langobarden" eingenommen hat. Walther Schulz berichtete darüber im Mannus II: „Der Verfasser tut kurz die Ansichten derer ab, welche die Heimat der Indogermanen oder Germanen im Norden Europas suchen ..... Hätte der Verfasser die gesicherten Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen von Kossinna sich zu eigen gemacht, nach denen die Goten aus Skandinavien eingewandert sind, dann würde er nicht so hart über Jordanes geurteilt haben, dem er Unverfrorenheit in der Erfindung der Ursitze seines Volkes vorwirft.'

Einen erheblichen und für die Folgezeit verhängnisvollen Ruck nach Asien — „verhängnisvoll", weil er nach meinem Gefühle für Sigmund Feist das Signal zum „Losschlagen" gab — unternahm Prof. Dr. Eduard Meyer in seinem Vortrage „Alte Geschichte und Prähistorie" in der Berliner Anthrop. Gesellschaft, s. den Bericht in der Zeitschrift für Ethnologie, 1909, S. 283 ff. Der Vortragende zeigte schon an und für sich eine starke Neigung zur Asien-Hypothese. „Die Entdeckung der tocharischen Sprache — die Prof. Meyer für eine in oder wenigstens in der Nähe der Urheimat der Indogermanen zurückgebliebene Sprache hält — ist ein starkes Argument für die asiatische Urheimat der Indogermanen." Der Historiker habe allen Anlaß, sich gegen die zur Zeit herrschende Theorie von der europäischen Heimat der Indogermanen und die daran anschließenden Hypothesen über ihre Kultur und ihre Wanderungen ganz reserviert zu verhalten [1]). In der freien Aussprache bekannten sich Dr. Albrecht Wirth, Dr. Hoffmann-Kutschke und Prof. Schuchhardt lebhaft gegen diese Anschauung, ohne doch verhindern zu können, daß diese Theorie bald darauf von anderer Seite weiter ausgesponnen wurde.

Und diese andere Seite ist eben Dr. Sigmund Feist.

Gleich mit seiner ersten, 1910 erschienenen, Abhandlung „Europa im Lichte der Vorgeschichte und die Ergebnisse der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft", der erweiterten Wiedergabe seines

[1]) Mit dieser Tocharer-Theorie — mit Ausblick auf die asiatische Urheimat — hat dann Prof. Meyer noch die 2. Auflage seiner Geschichte des Altertums, I 2, 1909, S. 799 ff., beschwert.

Grazer Vortrags vom September 1909, gelangen wir in eine Welt, die uns äußerst fremdartig anmuten muß, sobald wir mit den leitenden Ideen der für uns maßgeblichen Werke von Much, Hirt, Kossinna usw. vertraut sind. Hier „Uranos", dort „Tartaros". Wohl selten ist soviel Spitzfindiges zusammengetragen worden, um den Germanen und Indogermanen das wieder zu nehmen, was andere Forscher ihnen mit Recht zuerkannt haben. Feist hat es leider nicht bei dieser einen Arbeit bewenden lassen; ihr folgten an selbständigen Veröffentlichungen: 1913 das größere Werk „Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen", 1914 wiederum eine Broschüre „Indogermanen und Germanen, ein Beitrag zur europäischen Urgeschichtsforschung", die 1919 mit drei Nachträgen versehen in 2. Auflage erschien. Da allen Kundgebungen Feists eine gleichmäßige, dem Germanentum abträgliche Geistesrichtung eigen ist, dürfte eine unter einem einheitlichen Gesichtspunkte zusammengefaßte kurze Besprechung derselben am Platze sein.

Mit besonderer Betonung sucht Feist folgenden Anschauungen Verbreitung zu verschaffen:

1. Die Germanen sind aus sich selbst kulturarm gewesen.
2. Die Germanen sind erst verhältnismäßig spät „indogermanisiert" worden.
3. Die dem Norden Europas angehörende weiße Rasse hat mit den Indogermanen ursprünglich nicht das mindeste zu tun.
4. Das indogermanische Problem ist vornehmlich sprachwissenschaftlicher Natur und muß von Zentral-Asien aus aufgerollt werden.

Es ließen sich leicht noch weitere Punkte zusammenstellen, doch dürften diese genügen. Über die Bestrebungen zur Feststellung der Urheimat läßt sich Feist in seinem größeren Werke, S. 487, folgendermaßen aus: „An und für sich wäre dieses weitgehende Interesse für eine Frage, die aus den Gedanken der Sprachforscher entsprungen ist und nur durch ihre Aufstellungen eine Daseinsberechtigung hat[1], ja höchst erfreulich, wenn nicht für dieses Interesse

[1]) von mir gesperrt. Im folgenden schreibt Feist die „nationale Eitelkeit" ausschließlich Deutschland, nicht den nordischen Ländern, zu. Ich gönne den nordischen Ländern gern die Ehre hoher Objektivität in der wissenschaftlichen Forschung — ohne doch Deutschland davon auszuschließen. Beide Gebiete gehören für die germanische Vorzeitkunde untrennbar zusammen. Aber es ist wohl die Frage erlaubt: kennt Feist nicht den vor groben Fälschungen nicht zurückschreckenden germanenfeindlichen Charakter der slawischen Geschichtsliteratur? Ich verweise nur auf den Aufsatz Prof. J. Koblischkes „Lubor Niederles Stellung zum Deutschtum" in der „Deutschen Erde", 1910, H. 4. Ein Volk, das politisch wie wissenschaftlich von Osten und Westen

von gewissen Kreisen der Prähistoriker und Anthropologen, und zwar bedauerlicherweise ausschließlich in Deutschland — nicht in den nordischen Ländern — die nationale Eitelkeit als Vorspann gewählt worden wäre. So wird denn der Kampf um die Ursitze von dieser Seite mit einer Leidenschaftlichkeit, einer Schroffheit und Unduldsamkeit gegen andere Ansichten geführt, die vielfach zu einer des wissenschaftlichen Forschens ganz unwürdigen Tonart geführt hat." Nun ja, zweifellos haben die Sprachforscher sich immer einer feineren Tonart bedient, wie das Beispiel Viktor Hehn zeigt. Und wie oft ist — lange vor Feist — darauf hingewiesen worden, daß 1) die Sprachforschung in erster Instanz diese Fragen nicht aufgeworfen hat, und 2) daß sie allein gar nicht in der Lage ist, sie zu lösen. Den Vorwurf der „nationalen Eitelkeit" haben wir schon einmal bei Otto Schrader gehört; ich finde nicht, daß er aus Feists Munde lieblicher klingt. Leider hat Feist in dieser Beziehung noch eine gleichzeitige Parallele aufzuweisen in der 2. Auflage von Dr. Wilhelm Schallmayers „Vererbung und Auslese", 1910, die ein Kapitel „Politik des Rassedünkels" enthält. Nach dem Verfasser hatten „F. Hertz, J. Finot, E. Houzé u. a. leichte Arbeit, die Unwissenschaftlichkeit der »anthroposoziologischen« Schule zu beweisen, deren Lehre auf fundamentalen Irrtümern und kindischen Schlüssen aufgebaut ist und so erstaunliche Blößen zeigt, wie sie nur bei völligem Mangel an wissenschaftlichem Schamgefühl möglich sind." Man muß sagen, daß sich Schallmayer die Arbeit leicht gemacht hat, ausgerechnet Hertz, Finot und Houzé als Autoritäten gegen die Rassenforschung auszuspielen. Aus der Bemerkung Schallmayers, „daß in der vieltausendjährigen Menschheitsgeschichte der vorchristlichen Zeit die nordischen Völker weder an Macht noch an Kultur an der Spitze der Menschheit standen, sondern sich ständig im Nachtrab befanden", läßt sich leider nur entnehmen, daß ein Teil der ernsten Urgeschichtsforschung für weite Kreise nicht vorhanden ist. Oder hat Schallmayer unter den nordischen Völkern nur Lappen oder Eskimos verstanden? — Daß Anthropologie und Prähistorie in ihren Forschungsmethoden und Ergebnissen mehrere Ent-

in dem Maße bedrängt ist, wie wir es sind, hat das Recht, sich mit allen Kräften dagegen zu wehren und das von ihm als wissenschaftlich zu Recht bestehend Erkannte zu verteidigen. Daß dabei in dem oberflächlichen Beobachter zuweilen der Argwohn des „zu viel" aufsteigen kann, ist möglich, aber für die Wissenschaft wirklich nicht bindend. Oder man lese das — um bei den Slawen zu bleiben — 1913 zu Kremsier erschienene Buch Martin Žunkovičs „Slavische Runendenkmäler", um zu erfahren, einen wie weiten zeitlichen wie örtlichen Bereich das Slawentum für sich in Anspruch nimmt. Wo steckt die nationale Eitelkeit in Wirklichkeit? Auf das letztgenannte Runenbuch werde ich später zurückkommen müssen.

wicklungsstufen durchlebt haben, ja daß ein einzelner wie Prof. Kossinna in seinen Ergebnissen sich nicht gleich geblieben ist, ist doch am Ende erklärlich, wenn man es auch bedauern darf, daß diese Ergebnisse, auch wenn sie noch nicht völlig abgeschlossen waren, mit allzu großer Sicherheit vorgetragen wurden. Leider hat Dr. A. Kiekebusch recht, wenn er im 3. Bande der Landeskunde der Provinz Brandenburg 1912, S. 437/8 schreibt: „So hat Kossinna sich gezwungen gesehen, seine Ansichten über die ethnologischen Zusammenhänge der ältesten Zeiten mehrfach zu wechseln. Das hat nicht gerade das Vertrauen zu seinen Hypothesen gefestigt und seinen Gegnern (s. Feist, Europa im Lichte der Vorgeschichte usw., S. 28) die schärfsten Waffen in die Hände gegeben. Bei aller Einschränkung und Vorsicht, die hier in der Tat geboten erscheint, muß man aber auch gerecht sein. Die Schlüsse brauchen nicht immer endgültig zu sein. — Die Methode aber ist unbedingt richtig. Sie allein kann uns weiterführen, wenn sie sich stützt auf sorgfältig gesichtetes Material und systematisch durchgeführte Ausgrabungen." — Schließlich hat sich ja auch die Sprachwissenschaft wandlungsfähig gezeigt und ist von dem Glauben an eine asiatische Urheimat auf Europa übergegangen. Wenn nun Feist wieder — allerdings mit neuen Mitteln — die Anknüpfung an Asien versucht, können wir darin doch nur das Wiederaufleben einer veralteten Hypothese erkennen.

In seiner ersten Schrift läßt Feist die Indogermanen — in der Zeitbestimmung nicht weit von Schrader abweichend — „wohl nicht viel nach 2000 v. Chr. aus ihren (natürlich asiatischen) Ursitzen abwandern (S. 18). Eine Seite vorher wird erwähnt, daß um die Mitte des vierten vorchristlichen Jahrtausends die babylonischen Semiten die ältere Kultur der Sumerer überrannten und sich aneigneten. Wenn — was heute nicht mehr so unwahrscheinlich ist — die Sumerer den Indogermanen zuzurechnen sind, ist hier Feist in einen Widerspruch mit sich selbst geraten, dem er allerdings in seinem größeren Werke dadurch auszuweichen sucht, daß er schreibt, die Sprache und Kultur der Sumerer ging der semitisch-babylonischen vielleicht voraus; irgendeine Beziehung der Sumerer zum indogermanischen Sprachstamm sei ganz ausgeschlossen. Als mildernder Umstand darf zugebilligt werden, daß in der Tat die sprachliche Zugehörigkeit der Sumerer große Rätsel aufgibt. „Die sumerische Frage" (Titel einer Schrift F. H. Weißbachs, 1898) hat manche Entwicklungen erlebt, und erst von etwa 1910 an mehren sich die Stimmen für das Indogermanentum der Sumerer, so daß das einseitige Urteil Feists schon damals nicht mehr so recht am Platze war. Vgl. — um nur die zeitlich nächstliegenden Stimmen zu nennen —: Otto Hauser,

Weltgeschichte der Literatur, 1910, 1. Kapitel (Verfasser schreibt dem Volke langköpfigen, nordischen Typus zu. „Zudem ist die Übereinstimmung zwischen den sumerischen und den in der Edda überlieferten Mythen zu auffällig, als daß man die Sumerer von den übrigen nordischen Völkern trennen könnte. Daß sie eine offenkundig nicht indogermanische Sprache schrieben, darf nicht verwundern . . . ."), K. F. Wolff, Die Germanen als Begründer der europäischen Kultur, 1911, und L. Wilser, Germanen, 2. Aufl. I, S. 164 ff. Den mythologischen Zusammenhang zwischen dem germanisch-keltischen Europa und den ältesten vorderasiatischen Völkern hat M. Gemoll zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht (vgl. „Die Indogermanen im alten Orient. Mythologisch-historische Funde und Fragen", 1911. Aus dem Vorwort: „Es konnte nicht mehr die Rede davon sein, daß bezüglich der Herkunft der indogermanischen Bestandteile der israelitischen Überlieferung lediglich an die Indoiranier zu denken sei; es muß vielmehr der Invasion der Indoiranier in Vorderasien eine weit umfangreichere Überflutung des ganzen alten Orients durch eine andere, und zwar von Westen gekommene indogermanische Bevölkerungsschicht vorangegangen sein.") Neuerdings hat Dr. Heinrich Hein „Sumerer und Indogermanen" im Mannus, Bd. 11/12, 1920, versucht, auch die Sprache der Sumerer indogermanisch zu erklären.

Ganz schlimm sieht es auf S. 20 der ersten Schrift Feists aus: „War die germanische Ausdehnung zum großen Teil stürmisch und kulturvernichtend, so ist die der slawischen Stämme in der Hauptsache eine langsame, aber um so stetiger gewesen, da die neubesetzten Länder im Zusammenhang mit dem Stammland blieben und von da immer neuen Nachschub erhielten . . . ." Leider hören wir nichts davon, ob die Slawen besonders kulturfördernd aufgetreten sind; das wäre doch die gegebene Folge, aber gerade hier hält Feist mit neuen Offenbarungen zurück. Dann springt er mit einem Male wieder auf Semiten und Indogermanen über und meint: „Das Volkstum der Semiten blieb trotz starker Vermischungen besser erhalten als das der Indogermanen, die als Rasse nicht sicher zu erweisen sind; der semitische Typus steht anthropologisch fest, der indogermanische ist noch nachzuweisen, wenn er überhaupt je bestanden hat."

Mit leichter Mühe konnte Rudolf Much diesen und ähnlichen Unsinn in seiner Besprechung dieser Schrift (Prähistor. Zeitschr. II, 1910, S. 237 ff.) zurückweisen: „Dieser Satz enthält in dem Zusammenhang, in dem er steht, sogar einen doppelten Irrtum. Auch die Semiten sind heute nichts weniger als eine einheitliche Rasse. Und dafür, daß der

ursprünglich indogermanische Typus der des blonden und langköpfigen Nordeuropäers ist, steht ein Beweismaterial zur Verfügung, das ausreichend ist und über das man nicht ohne weiteres hinwegsehen kann."

Zuweilen kann Feist durch seine Ableugnung germanischer Kulturtätigkeit auch geradezu belustigend wirken. Z. B. S. 24 der ersten Schrift: „Mit der Seeschiffahrt der Germanen ist es übrigens nicht so weit her. Abgesehen von den Zügen der Normannen nach Unteritalien [1]) und den vereinzelten mittelalterlichen Expeditionen nach Grönland und der Küste von Nordamerika [2]), die mangels Nachschub erfolglos blieben, haben sich die alten Germanen nicht über die Nordsee hinausgewagt .... Übrigens wurde die Seeschiffahrt schon in vorindogermanischer Zeit in Südeuropa betrieben und hat zur Ausbreitung der Mittelmeervölker (Ligurer [3]) und Etrusker?) beigetragen. Die Indogermanen haben also auf diesem Gebiet ebensowenig umwälzende Ver- Veränderungen bewirkt wie auf anderen kulturellen Gebieten." Das nenne ich doch wenigstens noch eine „objektiv-wissenschaftliche Darstellung!!

S. 51 kommt Feist auf das Aussehen der ursprünglichen Indogermanen zurück: „Wenn nun die indogermanische Grundsprache kein einheitliches Gebilde ist, so können wir auch für ihre Träger keine einheitliche Rasse voraussetzen, und es wäre ein müßiges Beginnen, nachzuforschen, welche von den zahlreichen Varietäten des nord- und mitteleuropäischen Menschen der älteste Träger des indogermanischen Sprachstammes ist. Meistens sieht man das dolichokephale, hochgewachsene, blonde Element des Nordens als solchen an; aber namhafte Gelehrte betrachten die Brachykephalen als das echte indogermanische Element, das jene vorindogermanischen Dolichokephalen des Nordens erst indogermanisiert hätte." Und fragt man nach jenen „namhaften Gelehrten", so sind es: Ujfalvy (daß dieser später, wie wir S. 62 sahen, seine Meinung änderte, ficht Feist nicht an), G. Sergi und Enrico de Michelis, also sämtlich Ausländer, denen eine größere Gefolgschaft in Deutschland versagt blieb. Vielleicht sind ja nach Feists Urteile deutsche

[1]) Das will in der Tat auch rein gar nichts besagen, ist aber in dieser Beschränkung gar nicht einmal richtig. „Einen Wikinger von Urzeit her" nannte, wie wir sahen, R. Forrer den Nordländer. Vgl. auch Karl Helm, 1909. Daß Feist keine Kenntnis von diesen Arbeiten hatte, halte ich für ausgeschlossen.

[2]) Auch dieser „Katzensprung" ist kaum der Rede wert.

[3]) Manche Forscher wie Arbois de Joubainville sind lebhaft für das Indogermanentum der Ligurer eingetreten; andere, z. B. Herman Hirt, sind in dieser Beziehung zurückhaltender.

Forscher minder namhaft, und daß selbst das Ausland — z. B. Frankreich! — namhafte Gelehrte hervorgebracht hat, die auf einem anderen Standpunkte stehen, scheint Feist unbekannt zu sein.

In diesem Zusammenhange sei auf einen Satz im dritten Zusatze zur letzten Schrift von 1919 eingegangen. Im Jahrgang 1918 des Correspondenzblattes der deutschen Gesellschaft usw. war aus der Feder Dr. Jens Paulsens eine längere Arbeit erschienen: „Die Pigmentarmut der nordischen Rasse, eine konstitutionelle Abartung infolge Domestikation", die folgendermaßen beginnt: „Eine in der Anthropologie fast vereinzelt dastehende Erscheinung, die immer zur Forschung Anlaß gegeben hat, ist die hochgradige Pigmentarmut der nordischen Rasse, wie wir sie besonders ausgeprägt bei Skandinaviern und Norddeutschen finden. Wenn wir einen blonden, blauäugigen Nordeuropäer mit weißer, zarter Haut unbekleidet vor uns haben, so macht er, wenn wir unbeeinflußt vom Rassenstandpunkte und unserer Volksangehörigkeit ihn betrachten und mit den Angehörigen dunkelhäutiger Rassen vergleichen, einen fast krankhaften Eindruck. Das Gefühl scheint uns zu sagen, daß hier ein Mangel vorliegt ...." Im folgenden findet sich der Hinweis darauf, daß schon Schopenhauer ähnliche Gedanken ausgesprochen habe (z. B. Parerga und Paralipomena, 7. Aufl. Bd. 2, S. 165 ff.) und nach weiteren literarischen Einleitungen [1]) wird das Problem vom medizinischen Standpunkte aus untersucht. Der Verfasser kommt zu dem nach unseren bisherigen Darlegungen negativen, der Gedankenrichtung Feists aber parallel laufenden Schlusse, daß „aus geologischen wie aus archäologischen Gründen in Norddeutschland oder Schweden der Ursprung der Blonden nicht zu suchen ist."

Das durfte sich Feist selbstverständlich nicht entgehen lassen, und so erklärt er S. 97 rund heraus: „Der hellfarbige Typus ist überhaupt nicht auf einen bestimmten Sprachzweig beschränkt, sondern ein Kennzeichen der in Nordeuropa und im vorderen nördlichen Asien wohnenden Völker (Slawen, Finnen usw. [2])). Er ist ein Domestikationstypus, eine durch Pigmentarmut bewirkte konstitutionelle Abartung der Menschheit. Der Ursprung dieser blonden Rasse kann aber aus geologischen und archäologischen Gründen nicht in Norddeutschland oder Schweden gesucht werden, da die Zeitspanne für die Entwicklung dieses Typus hier viel zu gering ist. Seine Herkunft ist vorläufig noch in Dunkel gehüllt."

[1]) Paulsen hätte hier noch Tomaschek erwähnen können, der sich, wie oben (S. 36) gezeigt, im Anschlusse an Poesches Arier-Buch im gleichen Sinne geäußert hatte.

[2]) unter diesem „usw." sind „vielleicht" auch die Germanen zu verstehen.

Welcher Leser hätte wohl je der nordischen Rasse ein krankhaftes Aussehen zugesprochen? Es mag gewiß jedem Gelehrten freistehen, seine Theorie öffentlich zu vertreten, aber es geht doch nicht an, daß eine solche „Theorie“ nun gleich als „absolute Wahrheit“ kolportiert wird. Paulsens Aufsatz ist doch jedenfalls zu einer Zeit geschrieben worden, als ein großer Teil dieser nordischen Rasse im vierten Jahre einer Welt von Feinden gegenüber standhielt; es hat damals niemand ihr „krankhaftes Aussehen“ bemängelt. Die beste Widerlegung bildet das Rassenbuch Dr. Hans Günthers. Dieser hat auch — unter Berufung auf Otto Behaghels Geschichte der deutschen Sprache, 1916 — die sprachwissenschaftliche Schlußfolgerung Feists angegriffen, nach welcher die Germanen erst von den „kulturell höherstehenden Kelten indogermanisiert“ wurden. Schon früher hat dies Karl Felix Wolff im 6. Bande des Mannus, 1914, S. 309 ff. besorgt. Mit prachtvollem Schwunge hat hier Wolff die germanenfeindlichen Theorien Feists ad absurdum geführt. Leider hat Feist — wohl seiner vermeintlichen „Objektivität“ halber — eine große Gefolgschaft aufzuweisen, und in seinem Banne steht z. B. auch der Aufsatz Dr. Karl Classens „Beiträge zum Indogermanenproblem“, der gleichzeitig mit dem Artikel Paulsens und an gleicher Stelle veröffentlicht wurde.

Zur „Indogermanisierung der Germanen“ ist folgendes zu bemerken. Feist hat die etymologischen Wörterbücher der deutschen Sprache auf das in letzterer enthaltene indogermanische Sprachgut hin geprüft und dabei den Umfang des nicht etymologisierbaren deutschen Sprachguts — d. h. eben solcher Wörter, für die keine Entsprechungen in anderen indogermanischen Sprachen enthalten sind — auf ein Drittel des gesamten Wortschatzes berechnet. Nun hat zwar schon 1874 Ernst Förstemann in seiner Geschichte des deutschen Sprachstammes solche nicht etymologisierbare Wörter vorarischen Volksstämmen zuschreiben wollen. Diese Theorie ist zwar nicht neu — schon bei Leibniz finden sich die Ansätze —, sie ist aber m. E. nur aus dem Bilde erklärlich, das man früher von unserer Vorgeschichte hatte. Sie führt schließlich zu dem „Urvolkproblem“, das später (1922) Friedrich Braun in den „Japhetitischen Studien“ erörtert hat. Es wird kaum nötig sein, auf ein solches zurückzugreifen, denn für Feist ist es „besonders auffällig, daß sich ein großer Teil der germanischen Ausdrücke für das Seewesen in den anderen indogermanischen Sprachen nicht wiederfindet“. Für uns hat das nichts Auffälliges an sich. Irgendein Volk muß diese Wörter zuerst geprägt haben; warum nicht die Germanen selbst? Dürften sie von jeder Sprachschöpfung ausgeschlossen sein? Ein Volk, dessen zweite Heimat nach

dem übereinstimmenden Urteile unserer maßgeblichen Vorgeschichtsforscher das Meer war, hat wohl sicher auch zu den „Sachen“ die „Wörter“ gefunden. Herman Hirt sieht die Dinge richtig an, wenn er („Etymologie der neuhochdeutschen Sprache“, 1909, S. 69, und ebenso in der 2. Aufl., 1921, S. 103) schreibt: „Die Züge der wandernden Indogermanen gingen in das Binnenland, und diese Teile mußten natürlich die Ausdrücke, die sich auf Schiffahrt und Seewesen beziehen, schnell verlieren.“ Ähnliche Gründe hat schon J. Hoops, „Waldbäume“, S. 382, geltend gemacht. So werden wir auch auf die spätere „Indogermanisierung“ der Germanen, die „vermutlich noch vor der keltischen Expansion, also in der ersten Hälfte des letzten Jahrtausends v. Chr. durch ein heute vielleicht selbst dem Namen nach verschollenes indogermanisches Herrschervolk (!)“ erfolgte, verzichten können; sie ist doch nur unter den Voraussetzungen Feists möglich.

Bei solcher Beschaffenheit geschichtlicher Anschauung will es gewiß nichts besagen, wenn Feist die Germanen im Norden Europas bodenständig sein läßt. In irgendeinem Erdenwinkel müssen die armen Kerle die sich Feist als „chemisch rein“ von jeder Aktivität vorstellt, doch einmal gehaust haben. Die am Beginn des 20. Jahrhunderts entdeckten Reste der tocharischen Sprache in Inner-Asien halten angeblich Feist, der in der Folge den von Prof. Eduard Meyer vorgezeichneten Kreis erheblich erweitert, davon ab, die europäische Herkunft der Indogermanen anzuerkennen. Beinahe wäre er dazu gekommen — in der ersten Schrift, S. 45 —, wenn sich nämlich erweisen ließe, daß die Tocharer eine Zeitlang in Kleinasien ansässig und Nachbarn der Hettiter gewesen wären. Feist rückt aber mit seinen Tocharern immer weiter bis nach China vor. Sie stellen hier eine Unterschicht dar, der die Arsi-Yuetsi der chinesischen Quellen als „Oberschicht“ gegenüberstehen. „Die Arsi-Yuetsi sind das indogermanische Element, das sich — es ist fabelhaft, kaum auszudenken! — bis ins zweite Jahrhundert v. Chr. zurückverfolgen läßt und seinen damaligen Ausgangspunkt an der Westgrenze Chinas hat.“ Aber Feist kann noch mehr versprechen: falls das in den älteren chinesischen Geschichtswerken erwähnte Volk der Tahia oder Taha mit den Tocharern übereinstimmt, würden wir bis zur ersten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. zurückgelangen, aber leider sei diese chinesische Annalenliteratur noch nicht in europäische Sprachen übersetzt. Wir geben Dr. Feist die Versicherung, daß wir nichts mit größerer Spannung erwarten als die Übersetzung der chinesischen Annalen, damit wir uns endlich einmal über das Indogermanenproblem klar werden. Denn die Lösung dieses Problems ist nach Feist nur auf dem Boden Inner-Asiens und nur aus

historischen und sprachlichen Quellen zu erwarten. Daß bei dieser Gelegenheit Montelius nur deshalb, weil er die Heimat der Germanen nicht mit der der Indogermanen zusammenfallen lassen wollte, als Kronzeuge angerufen wird, scheint mir nicht statthaft zu sein; es ist doch sehr zu bezweifeln, daß Montelius die Gedankengänge und -sprünge anerkannt haben würde, die Feists Darstellung auszeichnen. M. E. passen Montelius und Herman Hirt (vgl. S. 108) besser zusammen als Montelius und Feist.

An dem Aufsatze Feists „Archäologie und Indogermanentum" im Korrespondenzblatt d. d. Ges. f. Anthr., Ethn. u. Urgesch., 1916, würde ich gern vorübergehen, wenn er nicht einen Schluß enthielte, der, weil er für die ehrlichen und besonnenen Forscher einen Faustschlag ins Gesicht bedeutet, schärfste Zurückweisung erfordert. Er lautet: „Was bisher von gewissen Prähistorikern über das indogermanische Stammvolk, über seine körperlichen und geistigen Eigenschaften, über seinen Kulturbesitz und seine religiösen Anschauungen vorgebracht worden ist, unterscheidet sich in nichts von den Mythen, mit denen die alten Völker ihren Ursprung aufzuhellen versuchten. Unsere behauptete Abstammung von den Ariern kann ruhig in eine Linie gestellt werden mit der von den römischen Großen im 2. Jahrh. v. Chr. aufgenommenen Fabel von ihrer Herkunft von den flüchtigen Trojanern. Dieser Mythus hatte merkwürdigerweise ein langes Nachleben, da er von den Franken übernommen wurde, die nun ihrerseits ihren Ursprung auf die Trojaner zurückführten. Hoffen wir, daß der Mythus von den Ariern, wie er gegenwärtig im Schwange ist, bald wieder einer vernünftigeren und wissenschaftlicheren Auffassung von der Vergangenheit der europäischen Völker Platz machen wird." Es scheint, als habe Feist den Begriff „Arier" absichtlich hineingebracht, denn der Artikel von A. Schliz über Rassenfragen in Hoops' Reallexikon, Bd. 3, der Feist auf den Plan gerufen hat, spricht nur von „Indogermanen". Wir müssen hier einmal, was unter anderen Verhältnissen nicht nötig wäre, eine Scheidung vornehmen, da die Gefahr vorliegt, daß „Arier" — von dieser Seite her — zu einem Parteibegriffe herabgedrückt wird. Es mag manchmal mit Völkernamen verkehrt gearbeitet werden — daß z. B. Prof. Schuchhardts Semnonen um 1000 v. Chr. nicht an richtiger Stelle stehen, ist schon anderen vor Feist aufgefallen; im Verhältnis zum Ganzen wiegt ein derartiges Vorbeigreifen nicht allzu schwer, und die Wissenschaft besitzt in ihren weitverzweigten Teilen genügend kritische Köpfe, um ein durch mythische Nebel nicht getrübtes Gesamtbild der Forschung herauszuarbeiten.

Diesem Aufsatze hat Dr. Georg Wilke eine unter dem gleichen

Titel in den Veröffentlichungen des Provinzialmuseums zu Halle, I, 3, 1918, erschienene Entgegnung gewidmet. Leider hat Wilke, statt den großen von Feist ausgehenden Strom zu erkennen, der bestimmt schien, das ganze vom Germanentum bisher gewonnene Bild zu unterwühlen, sich auf die Widerlegung des einen Satzes beschränkt: „Es muß nach den vorstehenden Ausführungen für eine nach strengen Methoden arbeitende Wissenschaft, wie es die prähistorische ja auch sein will, als ganz aussichtslos erscheinen, das Indogermanenproblem archäologisch zu erfassen." Dabei spricht Wilke Gedanken aus, die für Feist geradezu „Wasser auf die Mühle" sein mußten, so, wenn „der Anthropologie bei der Lösung des Indogermanenproblems nur eine sekundäre Bedeutung zuerkannt werden kann" — „denn wer sagt uns denn, daß der »nordeuropäische Typus« tatsächlich dem indogermanischen entspricht. Ebensogut könnte man doch auch annehmen, daß die heutigen Südfranzosen oder Italiener, die Perser oder Inder dem ursprünglichen Typus am nächsten stehen, oder daß dieser überhaupt so gut wie gänzlich ausgestorben ist." Nach meiner Ueberzeugung ist kein Gebiet der Wissenschaft, das sich um die Ergründung des Indogermanenproblems bemüht, „sekundär". Am Schlusse erklärt Wilke das sog. „nichtindogermanische" Sprachgut im Germanischen ganz im Sinne Feists, also gegen Hirt. Mich wundert nur, daß Feist, statt diese Abhandlung nur in einer Anmerkung zu erwähnen, die ihm angebotene Hilfe nicht ausgenützt hat. Erst im Indog. Jahrb. VIII, 1920/1, hat er ablehnend darüber berichtet.

Wenn sich neuerdings nicht selten eine Richtung bemerkbar macht, die auf die Auflösung des indogermanischen Bestandes hinarbeitet, so wäre es verkehrt, etwa in Feist den Ausgangspunkt derselben zu vermuten; sie führt vielmehr an ihm vorbei in eine noch frühere Zeit. Dabei sind nicht einmal die Wege die gleichen, und auch die Ziele decken sich nicht völlig. Es wird nützlich sein, auch auf diese Richtung einzugehen, damit der Leser über die der Lösung der Heimatsfragen entgegenstehenden Kräfte unterrichtet wird, und damit er sich selbst ein Urteil darüber bilden kann, ob die von der Gegenseite ins Feld geführten Gründe annehmbar sind oder nicht.

„Es schäumt das Meer in breiten Flüssen
am tiefen Grund der Felsen auf . . . ."

und droht alles zu verschlingen, was Sprachwissenschaft und die übrigen Fächer auf unserem Gebiete mühsam aufgebaut haben. Diesmal muß es sich nämlich auch die Sprachforschung gefallen lassen, hart mitgenommen zu werden, und zwar von ganz anderer Seite aus als der Archäologie. Schon daraus wird klar, daß Feist an dieser Richtung

nicht beteiligt ist, obgleich ja auch er an der Auflösung des bisher gewonnenen Bildes kräftig mitgearbeitet hat. Wir erinnern uns, daß nach Kretschmer die Ableitung des indogermanischen Urvolkes aus einer oder mehreren der bekannten indogermanischen Sprachen auf große Schwierigkeiten stößt; auch haben wir soeben erfahren, daß die deutsche Sprache nicht-indogermanisches Sprachgut in sich aufgenommen hat oder haben soll, was auf „Ueberschichtung" gedeutet wurde. Diese — von uns wohl zu verstehende — Unsicherheit der Sprachforschung nahm Johann Richard Mucke, ein Dorpater Professor, zum Anlaß, in drei, 1895—1905 erschienenen Werken („Horde und Familie", „Urgeschichte des Ackerbaus und der Viehzucht", „Das Problem der Völkerverwandtschaft") gegen die Sprachwissenschaft und ihre Methoden Stellung zu nehmen und dafür seine eigene auf geographischer Grundlage arbeitende Methode einzusetzen. Unter dieser Voraussetzung müßte, so sollte man annehmen, zwischen Ratzel und Mucke das größte Einvernehmen herrschen. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Ratzel arbeitet ihm noch zuviel mit der Sprachwissenschaft, wo er sich (nach seiner Meinung) einzig auf die Geographie hätte beschränken sollen. Die Frage „wo liegt die Urheimat der Arier?" sei falsch gestellt, sie müsse vielmehr lauten: „Auf welchem geographischen Individuum finden wir Arier? Denn wir dürfen uns nicht erst in der Idee ein Volk bilden und dann für dieses ideelle Volk einen Wohnort suchen, sondern wir müssen umgekehrt vom Tatsächlichen ausgehen, und das sind die geographischen Kleinsträume, auf denen uns Arier historisch gemeldet worden sind."

Die Sprachwissenschaft hat sich nach Mucke des Problems in verkehrter Weise bemächtigt: „Der logische Erkenntnisprozeß schreitet bei ihr nicht, wie bei den übrigen Wissenschaften, vom Bekannten zum Unbekannten vor, beginnt auch nicht, wie bei diesen, mit der Induktion, sondern mit der Deduktion. Sowie jene von einem unbekannten Urvolke ausgeht, so geht sie von einem lautphysiologischen Gesetze aus, dessen Grund sie nicht kennt" . . . „Es ist durchaus unerwiesen, daß »Indo-iranisch (Arisch), Armenisch, Griechisch, Albanisch, Italisch, Keltisch, Germanisch, Baltisch-Slawisch weiter entwickelte Dialekte der indogermanischen Ursprache« seien, nämlich »der Sprache des indogermanischen Urvolkes in dem Augenblick, der seiner endgültigen Trennung in einzelne selbständige Völkerstämme vorangeht«. Ein solches Volk hat es weder jemals gegeben, noch läßt sich eine solche Annahme mit unserem logischen Denken überhaupt vereinbaren". Leider ist mir nicht bekannt, was die Sprachforscher zu diesem Ergusse gesagt haben; klar ist mir aber, daß Muckes Angriff auf die Sprachforschung ungerecht ist. Mucke ist in

erster Linie Statistiker, er hat also die Verhältnisse der Gegenwart im Auge, nnd so, wie Reisende von einem Durcheinanderwohnen der verschiedensten Völker, beispielsweise in Afrika und Südamerika, berichteten, nimmt er auch die gleichen Verhältnisse für Europa-Asien an, und zwar nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die weit zurückliegende Vergangenheit. So sind denn für ihn auch die Germanen zu Cäsars und Tacitus' Zeiten „kein einheitliches Volk, sondern eine nach geographischen Individuen durcheinander wohnende Masse heterogener Völkerelemente". Daß er damit zu der wohlbegründeten Ueberlieferung des Tacitus und seiner Gewährsmänner, wie auch besonders zu den anthropologischen Befunden in schärfsten Widerspruch tritt, hat Mucke wohl nicht bedacht. Gleich darauf — um noch eins aus seinem dritten Buche zu erwähnen — meint er: „Wir sehen, daß z. B. die Chauken als Hügelbewohner sehr weit über die Erdoberfläche zerstreut wohnen und unter andern auch das gebirgige Böhmen als Kechoi besetzt hielten." Die Chauken wohnten nun aber bekanntlich an der Nordsee und waren Nachbarn der Friesen. Wie kommen sie zu der Ehre, Hügelbewohner zu sein? Weil Plinius von ihnen berichtete, sie hätten „tumuli" inne. Unter den tumuli wird man sich aber doch wohl nur die Dünen, oder, was noch wahrscheinlicher ist, künstlich erhöhtes Land vorzustellen haben, im Sinne der noch heute bestehenden friesischen „Wurten", die die Anwohner des Meeres gegen Sturmfluten schützen sollen. Diese Vermutung wird schon durch die Beschreibung des Plinius (hist. nat. XVI, 1) gestützt. Daraus aber ableiten zu wollen, daß den Chauken eine nähere Verwandtschaft mit Hügel- oder Gebirgsbewohnern zukomme, geht doch wohl nicht an, ebensowenig wie es zulässig ist, aus den taciteischen Worten „tam immensum terrae spatium", den die Chauken einnahmen, nämlich zwischen Nordsee und dem Gebiete der Chatten, Kapital zu schlagen für die eigene Hypothese, daß die Chauken weit über die Erdoberfläche zerstreut wohnen. Wie schon angedeutet, ist mir nicht bekannt, welche Wirkungswellen von den Büchern Muckes ausgegangen sind. Die Vertreter derjenigen Richtung, die wir bisher verfolgt haben, scheinen durch sie nicht berührt worden zu sein; aber es ist doch nicht unwahrscheinlich, daß so verstiegene Hypothesen spätere Schriftsteller zuungunsten der Germanenforschung beeinflußt haben können. Einen solchen Einfluß scheinen manche Kundgebungen neuerer Zeit zu bestätigen, die nur noch die einzelnen Völker kennen und auf das geistige Band, das doch nun einmal das Indogermanentum ist, glauben verzichten zu können.

Man könnte es wiederum als eine „Duplizität der Erscheinungen"

auffassen, daß ausgerechnet 1910 in einem Werke aus einem ganz anderen Gebiete Gedanken auftreten, die denen Sigmund Feists mindestens nahe stehen. Es ist dies das von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff herausgegebene „Staat und Gesellschaft der Griechen“. Der Verfasser warnt darin vor dem Rassenhochmut der Arier (allerdings auch der Semiten), der das reine Licht der Wissenschaft nicht trüben dürfe. Das ist sein gutes Recht, das ihm niemand schmälern wird. Wenn aber unter das Kapitel „Rassenhochmut“ die Anerkennung der Indogermanen als Kulturträger fallen soll, so wird ein Einspruch dagegen wohl erlaubt sein. In dem genannten Werke fällt nämlich auf S. 16 ein sonderbarer Satz auf: „Illyrier und Thraker widerlegen den Glauben, daß die Indogermanen als solche zur Entfaltung höherer Kultur befähigt wären. Die Thraker haben wenigstens auf die griechische Religion bedeutend eingewirkt; aber sonst verschulden diese beiden wahrhaft barbarischen Völker nur, daß die griechische Gesittung zu Lande nordwärts nicht vordringen konnte.“ Dieses Urteil ist um so überraschender, als man den Thrakern allgemein eine verhältnismäßig hohe Kultur zuschreibt, wenn man auch ihre Unfähigkeit zur Staatenbildung nicht bezweifelt. Vielleicht irre ich mich ja, aber ich sehe immer nur den Drang vom Norden nach dem Süden vor mir und ein Zurückfluten griechischen Elements nach dem Norden nur in den Kolonien, mit denen es das Ägäische und das Schwarze Meer umsäumte. Ein Weltbürgertum, wie es sich später im römischen Reiche offenbarte, lag dem Hellenen doch wohl ferner. An manchen Stellen leuchtet in dem genannten Buche die europäische Heimat der Indogermanen durch, so S. 27: „Die Griechen traten aus den Lebensformen des Nordens, die sie von der Heimat der Arier her bewahrt hatten, hinüber in die Kultur der Mittelmeervölker, man kann auch sagen aus der europäischen in die asiatische.“

Wenn wir nun auch die mykenische Kultur — falls diese unter der „Kultur der Mittelmeervölker“ verstanden werden sollte — nicht als ausschließlich asiatisch ansprechen können, so gewinnen wir doch durch die Anerkennung der europäischen Arier-Heimat wieder Fühlung mit unserer bisherigen Untersuchung. Das beste Verbindungsglied dürfte der von Paul Kretschmer verfaßte Abschnitt „Sprache“ in der 1910 von Alfred Gercke und Eduard Norden herausgegebenen dreibändigen „Einleitung in die Altertumswissenschaft“ bilden. Seinem bereits 1896 bekanntgegebenem Standpunkte treu bleibend, und doch, wie es scheint, auch unter Berücksichtigung der seitdem bedeutend erweiterten archäologischen Forschung, schreibt Kretschmer in dem Kapitel „Die indogermanische Urzeit“ u. a.: „Die früher herrschende Ansicht, die Indogermanen Europas seien sämtlich aus Asien, »der Wiege des Menschengeschlechts«, eingewandert — man dachte sich das etwa in der Art, wie später die Hunnen in Europa einbrachen — ist heute fast allgemein aufgegeben, und zwar namentlich aus zwei Gründen. Die Annahme, daß die ganze indogermanische Bevölkerung aus Asien stamme, ist die fernerliegende und müßte daher durch besondere Argumente erwiesen werden; alle bisher dafür beigebrachten sind unzureichend. Positiv wird für die Altansässigkeit der Indogermanen auf europäischem Boden geltend gemacht, daß die archäologischen Funde in Mitteleuropa, besonders in Deutschland, von der historischen Zeit zurück mindestens bis in den Anfang der jüngeren Steinzeit eine kontinuierliche Entwicklung aufweisen, die nirgends einen scharfen Riß zeigt, wie wir es bei Einwanderung eines fremden Volksstammes erwarten müßten. Zwingend sind diese Argumente jedoch nicht, sie können höchstens für Wahrscheinlichkeitsgründe gelten. — Genauere Aufschlüsse über die allmähliche Ausbreitung der Indogermanen und ihre älteste materielle Kultur haben wir von historischen Kombinationen im allgemeinen sowie von der prähistorischen Archäologie zu erwarten.“ Diese von Otto Schrader und Sigmund Feist sich sehr weit entfernende Äußerung geht doch wohl auf die Tätigkeit Prof. Kossinnas zurück. Die 2. Auflage von 1912 enthält die gleichen Sätze und ebenso die neueste (3.) Auflage von 1923, was ich der Wichtigkeit halber für später festzuhalten bitte. Die 2. Auflage enthält außerdem eine Absage an Prof. Eduard Meyer und Sigmund Feist: „Andererseits darf aber auch nicht, wie es geschehen ist, gegen die europäische und für die asiatische Urheimat der europäische Charakter der tocharischen Sprache geltend gemacht werden.“

Im übrigen scheint das einschlägige Schrifttum des Jahres 1910 durchaus auf die nordeuropäische Germanenheimat eingestellt zu sein. Von dem Kossinna-Schüler Dr. Hans Hahne, der 1910 das schön ausgestattete Buch „Das vorgeschichtliche Europa. Kulturen und Völker“ herausgab, ist diese Stellungnahme nicht anders zu erwarten: „. . . von keiner anderen vorgeschichtlichen Menschengruppe ist die Rasse der Germanen, die doch selbst Indogermanen sind, abzuleiten, als von dem Menschentypus, der sich am reinsten zeigte im alten Ostseekreise“.

Die gleichen Voraussetzungen treffen zu auf Dr. Georg Wilkes „Spiral-Mäander-Keramik und Gefäßmalerei, Hellenen und Thraker“, einem Hefte, mit dem die von Prof. Kossinna herausgegebene Mannus-Bibliothek eröffnet wurde. Seinem der Vorgeschichte gewidmeten Inhalte

entsprechend, muß eine nähere Betrachtung dieses Werkes dem Kapitel über dieses Gebiet vorbehalten bleiben.

In der „Werdandi-Bücherei" ließ Willy Pastor 1910 zwei Büchlein erscheinen, „Altgermanische Monumentalkunst" und „Die Geburt der Musik", so auf zwei Sondergebieten seine uns schon bekannten Anschauungen vom germanischen Kulturreichtum erörternd. Das erste Werk dient dem Nachweise, daß „mit der Verbreitung der Megalithen, der ältesten Monumentalkunst der Menschheit, das bereits Ereignis geworden war, was man so gern als den Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte bezeichnet". Mit Wilhelm Lindenschmit (1846) und Dr. Woltmann stimmt Pastor überein, wenn er in vorgeschichtlicher (neolithischer) Zeit europäisch = germanisch setzt. „Norddeutschland verhält sich zu Griechenland genau, wie Europa zum Orient." Auch das zweite Werk sichert — diesmal auf dem Gebiete der Musik — dem germanischen Norden die Priorität vor anderen Kulturgebieten. Eine naturwissenschaftliche Begründung dafür findet sich in der gleichzeitig — also unabhängig von Pastor — von Albert Reibmayr im Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie, 1910, H. 3, veröffentlichten Arbeit „Zur Entwickelungsgeschichte der indogermanischen Rasse". Pastors Schriften sind durch den 1922 bei Haessel, Leipzig, erschienenen Sammelband leicht zugänglich, während Reibmayrs Aufsatz nicht jedem zur Verfügung stehen dürfte; darum scheint es geratener, näher auf diesen einzugehen. „Eine weitere Rolle im Gefühlsleben der Indogermanen," heißt es hier, „besonders der germanischen Stämme, spielte der Wald und seine gefiederten Sänger, die frühzeitig mit den Bewohnern Nordeuropas in freundlichem Verhältnis standen .... Kein anderes Volk hat eine solche Freude an der Vogelwelt wie der Germane, und bei keinem anderen Volke spielt der Vogel eine solche Rolle in der Poesie und im Leben wie bei ihm. Das Fangen der Singvögel durch Nachahmung des Gesanges mußte nach und nach auch die Grundlage zum musikalischen Ohre legen und die Freude am menschlichen Gesange unterstützen .... Nur die Deutschen haben einen König, der von der Liebe zur Vogelwelt den Namen „Vogler" erhielt, und einen Sänger, der seinem Hofe den Namen Vogelweiderhof gab. Diese Vorliebe der Indogermanen für die gefiederten Sänger hat auch einen naturgeschichtlichen Grund: die besten Sänger der Vogelwelt brüten mit Vorliebe im nördlichen Europa. Von jeher haben sich daher die indogermanischen Stämme durch die Freude an der Musik, die ganz im Gefühlsleben wurzelt, ausgezeichnet, und keine andere Rasse hat auch annähernd so Bedeutendes in dieser Kunst geleistet. Es ist daher kein Zufall, sondern biologisch

begründet, daß unter den zehn erstklassigen Genies in der Musik neun der indogermanischen Rasse, speziell den Germanen, entstammen: Bach, Gluck, Händel, Mozart, Beethoven, Haydn, Weber, Schumann, Schubert." Daß Richard Wagner in dieser Reihe keinen Platz gefunden hat, werden manche bedauern.

Ohne den Spuren der frühesten Urheimat nachzugehen, sucht Reibmayr nachzuweisen, daß der Norden Europas „die Züchtungsheimat der indogermanischen Völkerfamilie war, wo die Charaktere derselben ihre letzte Redaktion erhalten haben". „Ebenso wie der Norden Europas in der prähistorischen Zeit die Züchtungsheimat der die indogermanische Rasse auszeichnenden Charaktere war, ebenso blieb er es auch während der ganzen historischen Zeit bis heute. Dagegen war der klimatisch günstigere Süden stets das Ziel der vom Norden auswandernden Stämme, wo sie unter einem günstigeren Milieu dann ihre angeborenen künstlerischen Anlagen und Charaktere zur höheren Entwicklung brachten. Im Süden traten die indogermanischen Völker, wenn wir von den Ostariern absehen, zuerst in den Bannkreis höher kultivierter Völker und fremder Rassen, wodurch erst die Möglichkeit der künstlerischen Konkurrenz und die Anregung einer Vergleichung mit anderen talentierten Völkern gegeben war. — Als reicher und gebildeter gewordene Völker vergaßen sie ihre arme barbarische Heimat im Norden, so daß der genealogische Zusammenhang ganz verlorenging und erst die Sprachforschung der neueren Zeit imstande war, diesen Zusammenhang und die gemeinschaftliche Abstammung aller Kulturvölker des Südens mit den Völkern der indogermanischen Rasse im Norden Europas nachzuweisen."

Diesem gehaltvollen Aufsatze hätte ich gern das Erscheinen als Sonderschrift gewünscht. Dennoch vermisse ich an ihm noch eine Kleinigkeit. Reibmayr schreibt einmal: „Die indogermanische Rasse spaltete sich sehr bald in drei Völkerfamilien: in die keltische, germanische und slawische. Außerdem hat dieselbe frühzeitig schon wegen Übervölkerung zahlreiche Stämme nach Asien und Afrika gesendet, von welchen einige der besser beanlagten in der Entwicklungsgeschichte der Kultur dieser Länder eine große Rolle gespielt haben." Das stimmt wohl sehr gut mit Woltmann, Pastor usw. überein, aber mir scheint dabei doch wieder der „genealogische Zusammenhang" verlorenzugehen. Für den Fall, daß die Teilung der Indogermanen in die drei genannten Völkerfamilien an den Anfang der indogermanischen Bewegung überhaupt gesetzt werden soll, müssen Italer, Griechen, Perser, Inder usw. je mit einer dieser Familien in Verbindung stehen. Diese ferneren Glieder finden sich hier aber in der „Vereinzelung". Das Schwergewicht des Aufsatzes

liegt allerdings auf der biologischen Begründung des indogermanischen Charakters und nicht auf der Wahrung des genealogischen Zusammenhangs. Durch eine klarere Herausarbeitung des letzteren würde das Bild eine höchst wünschenswerte Abrundung erfahren haben.

Die kleinere Schrift von Dr. Heinrich Michelis „Unsere ältesten Vorfahren, ihre Abstammung und Kultur", 1910, mag wegen der Verwertung der uns nahestehenden Forschungen von Wilser, Driesmans, Schirmeisen u. a. hier Erwähnung finden.

Wie nun das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts mit einer Literaturgeschichte begann, in der der nordeuropäische Charakter der Germanen zum Ausdruck kam, so schloß es auch mit einer solchen, und zwar mit einer noch weiter ausgreifenden. Ich meine die Weltgeschichte der Literatur von Otto Hauser, die erste Geschichte der Weltliteratur, in der die anthropologische Geschichtsauffassung zum Worte kommt. Das Vorwort schließt mit den schönen Sätzen: „So zeigt das Werk, wie Welle auf Welle nordischen Blutes nach dem Süden kam, dort das Land fruchtbar machte, dann verebbte, wie sich der Kreis der schöpferischen Kultur dabei immer enger um das Ursprungszentrum zog, so daß er heute nur noch ein kleines germanisch-slawisches Gebiet umfaßt, während allerdings die Aussendlinge dieses Gebietes die Kultur ihrer Heimat rings um die ganze Erde tragen. Und dies erklärt auch, warum wir zu allen Zeiten und an allen Orten, wo es zur Kultur kam, Verwandtes treffen: Lebenspulse unseres eigenen Blutes sind es, die wir schon in den Dichtungen von Sumer hören, der gleiche Glaube, wie verschieden auch in verschiedenen Zeiten gestaltet, lebt in den nordischen Menschen, wo immer ihr nie rastender Drang nach neuen Zielen sie landen und stranden ließ, ein Lichtglaube, aus der Lichtsehnsucht ihrer langen nordischen Nächte geboren. Das Licht aber, das sie suchten, sie trugen es selbst in sich und brachten es den Sonnenländern des Südens: ex septemtrione lux."

Hauser bezeichnet sich gern als Testamentsvollstrecker Ludwig Woltmanns, an dessen „Politisch-Anthropologischer Revue" er auch regen Anteil genommen hat. Leider hat er in späteren Rassenwerken auch Gedanken ausgesprochen, denen wir unsere Zustimmung versagen müssen. Auf einen solchen habe ich bereits im 2. Teile, S. 143, hingewiesen.

Die Erscheinungen des Jahres 1911 habe ich schon vorweggenommen. So wurde „Die ägäische Kultur" von R. von Lichtenberg bereits unter „1906", Prof. Kossinnas „Die Herkunft der Germanen" unter „1909" besprochen und K. F. Wolffs „Die Germanen als Begründer der europäischen Kultur" unter „Feist" kurz erwähnt.

An Einzelschriften, die auch die Heimatsfrage berühren, ist mir aus dem Jahre 1911 sonst nichts bekannt geworden. Als Ergänzung und Bestätigung des Werkes von Prof. Hoops („Waldbäume und Kulturpflanzen") sei noch eine größere Arbeit von Otto Th. Schulz genannt: „Über die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse bei den Germanen zur Zeit des C. Julius Caesar" (erschienen in der „Klio", 1911, Heft 1), zumal er auf S. 76 sich gegen Feist wendet: „Verfasser glaubt im übrigen nicht, ›daß die Auffindung der tocharischen Sprache (in Ostturkestan) doch wieder eine mächtige Stütze für die asiatische Herkunft der Indogermanen bilden kann‹, wie soeben noch auf S. 45 S. Feist Eduard Meyers Ausführungen in seiner Geschichte des Altertums I, 2, 2. Aufl., S. 799 ff. glaubt nachgeben zu müssen." Zwischen den beiden Arbeiten von Hoops und Schulz liegen die dem gleichen Thema gewidmeten Werke von R. Gradmann, „Getreidebau im deutschen und römischen Altertum", und Ed. Hahn, „Die Entstehung der Pflugkultur", beide 1909 erschienen.

Zwei groß angelegte und weithin wirkende Neuerscheinungen wurden 1911 gegründet:

1. das von Prof. Hoops geleitete „Reallexikon der germanischen Altertumskunde" sendet die erste Lieferung aus (abgeschlossen 1919 in vier Bänden),

2. die von Prof. Felix Niedner herausgegebene Sammlung altnordischer Dichtung und Prosa „Thule" beginnt zu erscheinen, nachdem einige Jahre vorher (1907/9) das dreibändige „Isländer-Buch" von Arthur Bonus, ferner Axel Olriks „Altnordisches Geistesleben", 1908, und Walter Niemanns „Nordlandbuch", 1909, den Boden bereitet hatten. Wir haben im 2. Teile, S. 162, gesehen, wie die skandinavische Vorgeschichtsforschung bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts „der germanischen Welt ihren eigentümlichen Schwerpunkt in sich selber" schuf. Nunmehr war auch Deutschland an diesem Ziele angelangt. Über den Gegenwartswert der nordischen Saga schreibt Gustav Neckel treffend in der „Altnordischen Literatur" („Natur und Geisteswelt" Nr. 782, 1923), die ich jedem zur Einführung in die Thule-Sammlung empfehlen möchte: „Die Menschen, mit denen die altnordische Literatur uns bekannt macht, sind gestählt in Kampf und Not, und der ruhig-feste Sinn auch der Frauen und ganz junger Menschen stellt ein Vorbild auf, das durch die Suggestion täglichen Umgangs ebenso erziehlich wirken kann, als wenn diese Personen unter uns lebten." Und wie die Germanenkunde selten vereinzelt, sondern eigentlich immer im organischen Zusammenhange zu wachsen scheint, so fügt sich auch das zwei-

bändige, ebenfalls 1911 erschienene „Nebelheim“ (Entdeckung und Erforschung der nördlichen Länder und Meere) von Fridtjof Nansen diesem Rahmen gut ein. Wir haben ein Recht, hier von einer germanischen „Wiedergeburt“ zu sprechen („Germanische Renaissance“ nennt sich eine von Josef Körner besorgte Sammlung von Charakteristiken und Kritiken, 1912), da hier das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen dem nordischen Germanentum und den Deutschen endlich zum Durchbruch gelangt. In den Dienst dieser „Wiedergeburt“ stellen sich dann 1913 Heinz Hungerland in einem noch zu besprechenden Schriftchen und 1914 Conrad Müller in der „Altgermanischen Meeresherrschaft“.

Je tiefer indessen der germanische Gedanke Wurzeln schlug, desto eifriger arbeiteten geheime Mächte an seiner Vernichtung. Von dem feingeschliffenen Stile des Buches „Zur Kritik der Zeit“ (1912) von Walther Rathenau, dem Apostel der Mechanisierung und Entgermanisierung des deutschen Lebens, haben sich viele Leser berauschen lassen, ohne zu merken, wie ihnen darin jeder Halt am Germanisch-Rassetümlichen entzogen wurde[1]). Im Kunstwart — ausgerechnet im Kunstwart! — verkündete M. Goldstein, unser gesamter geistiger Besitz würde von einem fremden, nämlich dem jüdischen Volke, verwaltet. Die Ende Mai in Frankfurt a. M. erfolgte Gründung des „Deutschen Germanisten-Verbandes“ (seit einigen Jahren „Gesellschaft für deutsche Bildung“) veranlaßte die Münchener Zeitschrift „März“, einen von Unflätigkeit und Gehässigkeit strotzenden Angriff gegen diesen Verband zu richten. Prof. Dr. J. G. Sprengel, einer der Gründer, berichtete damals im „Säemann“: „Die Auslassung des »März« bedauerte, daß man »jene germanischen Philologen, die eine besondere Art von unwissenden Lümmeln heranbilden wollen«, nicht ausstopfen könne, weil diese »Prachtexemplare leider scharenweise auftreten«, und gab die Losung aus, sie »mit vergifteten Pfeilen abzuschießen«.“ Die von Sachlichkeit unangekränkelten Betrachtungen gipfelten in dem lieblichen Satze: „Ihre (jener germanischen Philologen) Deklamationen gehören in die Bierkneipen, wo sie mit germanischen Notariatsbuchhaltern und ähnlichen Markgenossen Bier aus Hörnern saufen können.“ Mit diesem Ergusse hatte der März-Schreiber wohl seine „humanistische“ Bildung beweisen wollen. Doppelt schlimm wirkt er angesichts der außerordentlich zahlreichen Professoren, Dozenten und Lehrer, die den Aufruf zur Gründung

[1]) Vgl. K. F. Wolff, „Mechanisierung und Germanentum“ in der „Deutschen Welt“, 1912, 1 u. 2, und Th. Bieder, „Die entgermanisierten Germanen“ im „Allgemeinen Beobachter“, August 1912.

des Verbandes mitunterschrieben haben[1]). Und was hatte den „März“ dergestalt in Harnisch gebracht? Doch wohl nur die Betonung der Pflege deutscher Kultur, denn als „Zweck“ hatte der Germanisten-Verband drei Leitsätze gegeben:

1. Er will das Verständnis für die Bedeutung der deutschen Kultur in allen ihren Äußerungen, insbesondere unserer Sprache und Literatur, bei weiteren Kreisen unseres Volkes fördern.
2. Er will die wissenschaftliche Behandlung dieser Gebiete entwickeln und vertiefen.
3. Er will ihnen im deutschen Geistesleben, namentlich in der Jugendbildung, einen Platz erringen, der ihrer Bedeutung entspricht.

In der Tat: ein ungeheures Verbrechen in den Augen des „März“, der sich somit als Erzfeind deutscher Kultur zu erkennen gegeben hat.

Angesichts dieser sich fortwährend steigernden Bedrohung deutscher Kultur und deutschen Volkstums — nicht nur durch die politische Einkreisung seitens der äußeren Feinde, sondern auch, was noch gefährlicher war, mitten im Deutschen Reiche selbst — mußte es völlig gerechtfertigt erscheinen, wenn einmal von autoritativer Seite aus der deutschen Vorgeschichte eine hervorragend nationale Bedeutung zugemessen wurde. Prof. Kossinna tat dies im 9., 1912 erschienenen Hefte der Mannus-Bibliothek. Sein Werk ist besonders durch die späteren, im Texte und durch die Bildbeigaben stark vermehrten Auflagen (1914 und 1921) so bekannt geworden, daß es an dieser Stelle eines näheren Eingehens auf den Inhalt nicht bedarf. Völlig abwegig waren nun die Schlüsse im gegnerischen Lager, daß die deutsche Wissenschaft nunmehr ihre „Voraussetzungslosigkeit“ eingebüßt habe. Man verwechselte absichtlich Ursache und Wirkung. Mehr als je zuvor mußte es sich von jetzt an die germanische Vorzeitkunde gefallen lassen, in den politischen Kampf hineingezogen zu werden, was ihr sicher nicht zum Vorteile gereicht hat. Man hatte den Eindruck, und hat ihn heute noch, als bedeutete für manche Kreise in unserem Vaterlande schon das einfache Wort „germanisch“ eine Provokation. Der schwerste Schaden erwuchs der Germanenforschung zweifellos daraus, daß sich nunmehr zahlreiche unberufene Köpfe um die sogenannte „Rettung germanischen Erbes“ bemühten. Das geht bis auf die jüngste Zeit herunter. Was G. von

[1]) Aufruf und Verhandlungen bei der Gründung am 29. Mai 1912 sind als 7. Sonderheft der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ erschienen.

List vor dem Kriege zusammenschrieb, ist fast noch harmlos zu nennen gegenüber einigen Erzeugnissen der Nachkriegszeit. Dabei treten diese Schriftsteller meist mit Ansprüchen auf, die im umgekehrten Verhältnisse zu dem inneren Werte ihrer Produkte stehen. Da schreibt Friedr. Döllinger auf den Titel seines „Baldur und Bibel“ „weltbewegende Enthüllungen über die Bibel“, da wird H. Wielands „Atlantis, Edda und Bibel“ die „gewaltigste Erscheinung des 20. Jahrhunderts“ genannt, da verkündet Ernst Fuhrmann, mit seinen „Germanen“ läge die ganze bisherige Sprach- und Geschichtsforschung in Trümmern (!). Neuerdings richtet Franz v. Wendrin mit seiner „Entdeckung des Paradieses“ (für die er merkwürdigerweise einen angesehenen Verleger gefunden hat) wahre Verwüstungen an; und ein in germanistischer Beziehung wenig oder gar nicht vorgebildetes Publikum läßt sich von all diesen Erzeugnissen glatt überrennen. Genug davon; es hat keinen Zweck, sich mit Dingen aufzuhalten, die mit „Germanenforschung“ nicht das mindeste zu tun haben. Im Interesse der durch sie stark gefährdeten Wissenschaft mußten sie aber auch hier an den Pranger gestellt werden. Und das geschieht besser jetzt als am Schlusse, um alsdann das Bild nicht noch zu trüben.

Von den übrigen Schriften des Jahres 1912 ist mir eine von Prof. v. Lichtenberg a. a. O. erwähnte („Über Ursprung und Herkunft der indogermanischen Sprachen und anarische Sprachreste in Westeuropa“ von Fr. von den Velden) bisher unzugänglich gewesen. Nach dem Berichterstatter scheint hier eine Parallele zu S. Feist vorzuliegen: „Besondere körperliche Merkmale, der Pigmentmangel, die Dolichokephalie und der hohe Wuchs seien ebenso wie die arische Ursprache erst späte Erwerbungen und durchaus nicht allen Ariern gemeinsam. Ein homogenes Volk können die Träger der indogermanischen Ursprache so wenig gewesen sein, wie es ein solches am abgelegensten Winkel der Erde gibt.“

Wenn ich oben (S. 138) erwähnte, daß Dr. K. Classen sich durch Feist habe beeinflussen lassen, so zeigt seine Schrift „Die Völker der jüngeren Steinzeit, ihre Herkunft und Zusammensetzung“, 1912, noch keine Spuren dieses Einflusses, eher könnte man an Otto Schrader denken. Classen meint S. 32, es läge auf der Hand, „die nordische Rasse mit der indogermanischen, die alpine Rasse mit der ligurischen, die mediterrane Rasse mit der iberischen Sprache in Zusammenhang zu bringen[1]“. Aus Einheitlichkeit der Rasse sei aber nicht auf ursprüngliche Sprach-

[1]) Dieser Einteilung hat Dr. Wilser (Archiv f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. X, 3) deshalb widersprochen, weil „die Ligurer nur einen Zweig der Iberer darstellen, also unmöglich aus einer anderen Menschenart hervorgegangen sein können“.

einheit zu schließen, und so müßte der Satz folgendermaßen gefaßt werden: „Die indogermanische Sprache ist innerhalb der nordischen Rasse, die ligurische Sprache innerhalb der mediterranen Rasse entstanden.“ Da nun aber nach Classen die indogermanische Urheimat sich im Gebiete des Dnjepr befunden haben soll, andererseits in der skandinavischen Steinzeit fünf verschiedene Rassen festgestellt seien, von denen „die Langschädel mit hoher Stirn und heller Komplexion auch heutzutage noch nicht die allein herrschende Rasse seien“, so ergeben sich in der Schrift Widersprüche, die nicht leicht zu lösen sind. Die Urheimat fällt nach Classen mit der Kultur der Bandkeramik zusammen: „Hier, östlich der Karpathen und nördlich der südrussischen Steppe, hatte die ureigene Kulturanlage des Volkes am frühesten eine Blüte getrieben, unbeeinflußt von außen, ganz aus sich selbst heraus, noch ohne Kenntnis der Töpferscheibe, die südlich des Balkans damals schon im Gebrauch war. Die Gründe hierfür sind leicht verständlich, denn die günstigsten Bedingungen für eine Kulturentwicklung waren hier beisammen: durch Jahrhunderte oder Jahrtausende ungestörtes Dahinleben in der Urheimat, mildes Klima, fruchtbarer Acker- und Weideboden.“ Die Indogermanisierung Europas — hier wird die Kluft zwischen Dr. Classen und Dr. Feist besonders deutlich — „bereits in der Steinzeit langsam einsetzend, beruht nicht auf dem Überwiegen der nordischen langschädligen Rasse im rein physischen Sinne, sie bedeutet vielmehr den Sieg der geistigen und ideellen Eigenarten, die von jeher den Indogermanen innegewohnt haben: ihrer Stammesverfassung, ihrer Sprache und ihrer Religion“.

Der gesamten europäischen Vorgeschichte gehören an: das bedeutende Werk von Prof. Hugo Obermaier „Der Mensch der Vorzeit“ und das kleinere von Emil Kaiser „Aus der Vorzeit“ (Veröffentlichung der „Neuen Bahnen“). In unserer Frage begnügt sich Obermaier mit dem „wertvollen Einzelergebnis“, daß Indogermanen „oder doch erste Vorschube derselben schon im Neolithikum sicher für Nordeuropa angenommen werden dürfen“. Kaiser schließt sich der Ansicht an, daß die Germanen aus der Cro-Magnon-Menschheit hervorgegangen sind. Das Parallelwerk zu Obermaier („Die Rassen und Völker der Erde“ von Prof. Ferdinand Birkner) spricht kein Bekenntnis zu irgendeiner Urheimat aus, glaubt aber, daß bei Mitarbeit aller einschlägigen Gebiete doch noch einmal ein Ergebnis erzielt werden könne.

Das vornehmste und auf seinem Sondergebiete reichhaltigste Werk des Jahres 1912 war aber dasjenige des Prof. Richard Braungart „Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogermanischen Völker

an der Geschichte der Kulturpflanzen und Ackerbaugeräte in Mittel- und Nordeuropa nachgewiesen". Schon der Titel spricht für die mit den Grundgedanken unserer Ausführungen übereinstimmende Einstellung des Verfassers. Seinem Werke lag eine fast fünfzigjährige erfahrungsreiche Arbeit zugrunde. Sehr anziehend schildert Braungart, S. 42, die entscheidende Wendung in seinen Ansichten: „Seit ich meine Studien über vorgeschichtliche Ackerbaugeräte begonnen hatte, stand ich durch mehr als 30 Jahre unter dem Banne des ererbten Glaubens an die asiatische Herkunft der indogermanischen Völker. Ich hatte wohl gelesen, daß einzelne Vermessene das anzuzweifeln den Mut hatten und sich vermaßen, die Mitte oder selbst den Norden Europas für dieses Ursprungsland anzusehen. Zweifelnd ging ich um diese Ansichten scheu herum, obgleich auch aus meinem Studiengebiet so manches dafür zu sprechen schien. Seit ich aber das Werk Muchs „Die Heimat der Indogermanen" gelesen, habe ich alle diese gedankenhemmenden alten Fesseln abgestreift, um so mehr, als ich einsehe, daß manches bis dahin Rätselhafte in meinem Studienbereiche sich nun ganz leicht, klar und logisch entwickeln läßt." Leider hat Braungart recht, wenn er im folgenden feststellt, man sage bei uns schon den Mittelschülern, „daß ihre Vorfahren, die alten Germanen, noch zur Griechen- und Römerzeit kulturlose Barbaren gewesen sind, welche alles, was Kultur heißt, aus Asien, Griechenland und Rom haben." Das klassischste Beispiel für diese rückständige Anschauung bildet noch immer Otto Seecks „Geschichte des Untergangs der antiken Welt", der sich im 1. Bande folgende Sätze geleistet hat: „Die Römer fanden, als sie durch die Eroberung Galliens zuerst in engere Berührung mit unseren Vorfahren traten, diese in einem Zustande, der sich über die primitive Kultur des arischen Urvolkes kaum erhob, ja zum Teil vielleicht darunter zurückgesunken war. ..... Einen nicht unbeträchtlichen Teil der Nahrung gewährten auch die wilden Früchte des Waldes, namentlich Eicheln und Bucheckern. Ob man Brot zu backen verstand, wissen wir nicht[1]); jedenfalls genoß man die Körnerfrucht nur ausnahmsweise, meist wohl in der Form von Haferbrei. Der Ackerbau spielte daher für die Ernährung eine sehr geringe Rolle ....." So wörtlich noch zu lesen in der neuesten (4.) Auflage von 1921. Man darf nicht nur beklagen, daß Seeck an der ganzen reichen vorgeschichtlichen Literatur achtlos vorübergegangen ist, man darf hier füglich von einer groben Täuschung der Leser sprechen. Das ganze Werk Braungarts ist

[1]) Vgl. hierfür den Abschnitt über „Backöfen" in dem Berichte über die altgermanische Siedlung von Lagardesmühlen bei Küstrin von A. Kiekebusch in der Prähistor. Zeitschrift VI. Band, 1914, S. 309ff.

ein Sichauflehnen gegen diese überlebte Anschauung, obgleich der Name „Seeck" selbst in dem Kapitel „Törichte Ansichten in bezug auf den Kulturzustand der alten Germanen" nicht zu finden ist. Vermutlich steht diesem Werke ein an Zahl noch geringerer Leserkreis zur Verfügung als dem auf diesem Gebiete bahnbrechenden Werke von Hoops, was angesichts des reichen, gelegentlich auch über das eigentliche Thema hinausgehenden Inhalts zu bedauern wäre. Es ist mit 266 Abbildungen und einer Tafel ausgestattet. Über beiden Werken (Hoops und Braungart) bitte ich das zeitlich zwischen ihnen liegende Buch von Robert Gradmann, Der Getreidebau im deutschen und römischen Altertum, 1909, nicht zu übersehen; auch auf dieses weise ich empfehlend hin.

Aus den Erscheinungen des Jahres 1913 sei das Buch von Carl Techet „Völker, Vaterländer und Fürsten" vorweggenommen; es läßt sich ebensowenig wie die Werke Muckes in den Entwicklungsgang der Germanenforschung einreihen und führt schließlich nur zur Negation. Es genügt, einen Satz herauszugreifen (S. 71): „Und trotz aller Verschiedenheit dennoch ein Gemeinsames, — ein Gemeinsames, das nur verständlich und faßbar wird, wenn man dieses deutsche wie jedes andere größere europäische Volk nicht als eine Abstammungsgemeinschaft, sondern als eine Kulturgemeinschaft auffaßt." Damit wird aber jeder Zusammenhang mit dem Germanentum, diesem „ungemein komplizierten, vielfältig zusammengesetzten Ganzen", aufgegeben. „Sizilianer und Deutsche können sich kaum unähnlicher sein als die Norddeutschen und selbst ihre unmittelbaren skandinavischen Nachbarn, die Dänen ..... Germanisch und skandinavisch stehen unendlich weit von einander." Ich erinnere mich, ähnliches in der „Literarischen Einleitung in die nordische Mythologie" von C. F. Koeppen (1837) gelesen zu haben. Die Zusammenstellung der Eigenschaften der Germanen erinnert in hohem Maße an die „Modernen Rassentheorien" von Friedrich Hertz. Alles in allem: ein Buch, das für uns abseits steht.

Wie ein Zwerg neben einem Riesen nimmt sich in ihrer äußeren Erscheinung Techets Buche gegenüber die Schrift Heinz Hungerlands aus: „Deutsche Stamm-, Sprach- und Literaturgeschichte", 1913. Der Verfasser, der uns schon 1906 die Übersetzung der „Wikinger" von Prof. Alexander Bugge geschenkt hat und der damals Privatdozent an der Universität Lund war, hat dieses Büchlein in Stockholm erscheinen lassen als ein „Mahnwort an die studierende Jugend der germanischen Völker, mehr und mehr rassenbewußt ihre ganze geistige Welt auf germanischem Grundwall aufzubauen". So ist denn Hungerland in allen Teilen der Gegensatz von Techet; er dient der germanischen Wiedergeburt,

von der unter 1911 die Rede war, und betont dies selbst insofern, als er in der Begründung des Deutschen Germanistenverbandes „die schönste Blüte der germanischen Renaissance der Gegenwart" erblickt. Sowohl in dem beschreibenden Texte als auch in der „Zeittafel für Germanisten" folgt Hungerland den Aufstellungen Kossinnas, und so werden natürlich Skandinavien und die Küsten des Baltischen Meeres als Urheimat der Germanen im weiteren Sinne angesprochen. Für das Zusammenarbeiten skandinavischer und deutscher Forscher ist Hungerlands Schrift trotz des schmalen Umfanges von großer Bedeutung.

An Kossinna und seinen Kreis schloß sich ebenfalls Prof. Reinhold von Lichtenberg in der schon wiederholt genannten Arbeit „Die Heimat der Arier" (s. S. 29, 118 und 127) an. Um ein Gesamtbild zu geben, reichte der zur Verfügung stehende Raum wohl nicht aus, und so mußten sehr wichtige Erscheinungen (Woltmann, Willy Pastor u. a.) draußen bleiben, die ich auf Kosten der am Schlusse beschriebenen „Dilettanten" lieber „drinnen" gesehen hätte.

Ein prächtiges Büchlein „Germanenkunst" (mit vielen Abbildungen geschmückt) ließ Dr. Hermann Popp 1913 erscheinen. Auch hier kommt die skandinavische Herkunft der Germanen voll zur Geltung. Dagegen ist der Eindruck, den Eduard Halters Schrift „Indogermanen, Sprache, Ursitz, Ausbreitung auf geologischer und linguistischer Grundlage" hervorruft, minder günstig. Der Verfasser geht für die Entwicklung der Indogermanen und „Außerindogermanen" bis in die Tertiärzeit zurück und scheint „die Landmasse am Schwarzen Meere" für den Ausgangspunkt indogermanischen Urmenschentums zu halten.

Inzwischen meldete sich Otto Schrader wieder mehrfach zum Worte. Veranlassung dazu gaben der hundertste Geburtstag Victor Hehns, dessen Werk über die Kulturpflanzen und Haustiere Schrader in treue Obhut genommen hatte, und ein Vortrag in der Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, die vom 5. bis 7. August 1913 zu Breslau tagte. Über Victor Hehn hatte Schrader bereits 1912 zu Berlin einen Vortrag „Die Anschauungen V. Hehns von der Herkunft unserer Kulturpflanzen und Haustiere im Lichte neuerer Forschung" im Druck erscheinen lassen; ihm folgte ein weiterer Aufsatz im 2. Hefte (8. Oktober 1913) der „Geisteswissenschaften". Der Breslauer Vortrag erschien gedruckt in der gleichen Zeitschrift, Heft 8 vom 19. November 1913, sowie im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins usw. Nr. 1/2, 1914. Leider muß man sagen, daß es selten ohne Anrempelungen der Kossinna-Schule und der ihr nahestehenden Forscher abgegangen ist. So schrieb er z. B. in dem Aufsatze über Hehn: „Unvereinbar mit den Grundanschauungen Hehns ist nur die gegenwärtig besonders in Versammlungen und in der Tagespresse geräuschvoll hervortretende, sich in den Mantel eines falsch verstandenen Patriotismus hüllende Richtung der Prähistorie, welche man als die »pangermanische« bezeichnen kann. Ihr zufolge ist die Annahme des orientalischen Einflusses auf Europa eine »Trugspiegelung« usw." Danach sollte man annehmen, der Begriff „Trugspiegelung" stamme von einem beliebigen Zeitungsschreiber, statt von Prof. M. Much, dem Schöpfer des prähistorischen Atlasses für Österreich. Wenn Schrader am Schlusse meinte, das Buch Hehns würde noch auf lange ein festes Bollwerk „gegen derartige unreife und gefährliche Tendenzen" sein, so trafen die Voraussetzungen dafür wirklich nicht mehr zu. In dem folgenden Hefte fand Schrader einen trefflichen Sekundanten in Prof. M. Hoernes, der da u. a. meinte: „Wer in der Prähistorie ..... parteiisch und tendenziös verfährt, und z. B. darauf ausgeht, die alles überragende Herrlichkeit der Urzeit des europäischen Nordens nachzuweisen oder die glorreichen Siege und Eroberungen des eigenen Stammes in jener Fernzeit zu verfolgen und zu schildern, — der zäumt das Pferd beim Schwanze auf: er mag Talent zum Dichter haben, darf aber nicht erwarten, in der Wissenschaft ernst genommen zu werden."

Aus dem Breslauer Vortrage Schraders schälen sich vier „Ergebnisse" heraus: 1. die erste Lautverschiebung hat bei den Germanen erst nach 500 v. Chr. stattgefunden, 2. die Prägermanen, die erst im 5. Jahrhundert v. Chr. sich sprachlich zu Germanen entwickelt haben, sind bereits im 2. Jahrtausend v. Chr. „im Dunstkreis der Nord- und Ostsee" nachweisbar, 3. die Germanen sind im Norden Europas nicht uransässig, weil sie 4. aus der Gegend der mittleren und unteren Donau und der Karpathen hierher eingewandert sein müssen. Interessant wirkt eine Parallele zwischen Schrader und einem Anhänger der Kossinna-Schule (Prof. Oskar Fleischer) in bezug auf das Verhältnis zwischen Germanen und Griechen in der vorgeschichtlichen Zeit. Schrader meinte, die Hellenen, die aus einer Vermischung einer indogermanischen und einer nichtindogermanischen kleinasiatischen Bevölkerung hervorgegangen waren, hatten schon die Höhen der Menschheit erklommen, als die Germanen sich noch in ihren Wäldern verborgen hielten. Dagegen Prof. Fleischer (Mannus, Bd. 14, 1922): „Nicht übermäßige Liebe zu unserem Volke, als vielmehr wissenschaftliche Überzeugung verführt zu der Meinung, daß die vorchristlichen Germanen besonders in ihrer vorgeschichtlichen Blütezeit an Bildung höher standen als die vorklassischen Grie-

chen." Inwieweit dieser letztere Satz, der, so aus dem Zusammenhang gelöst, natürlich nicht ohne weiteres verständlich ist, sich rechtfertigen läßt, wird eine spätere Untersuchung zeigen.

Schrader meinte dann noch, Kossinnas neueste Theorie „— vorausgesetzt, daß inzwischen von ihm nicht noch eine neuere erschienen ist —", die Urheimat sämtlicher Indogermanen nach dem südlichen Frankreich zu verlegen, habe den Reiz der Neuheit für sich. Daß dieses Urteil nicht stimmt, haben wir oben, S. 37, gesehen. Auch darf man nie vergessen, daß es sich bei der Cro-Magnon-Rasse doch nur um Vorläufer innerhalb der Ahnenkette der Indogermanen handeln kann. Fast gleichzeitig mit Schraders Vortrag erschien in den Sitzungsberichten der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften „Westeuropa als alter Kulturkreis" von Prof. *Carl Schuchhardt*, der dieses Verhältnis am Schlusse beleuchtet: „Eine Volksgemeinschaft wird natürlich durch Rasse gefördert, und so brauchen wir es nicht abzulehnen, in der anthropologischen Beobachtung eine Unterstützung unserer archäologischen zu sehen. Für Spanien und Südfrankreich würde nach alter Tradition der Name der Iberer gegeben sein, für Italien der der Ligurer, für Griechenland und die Inseln der der Pelasger, Karer und Leleger. Wie diese Völkernamen sprachlich das vorindogermanische Südeuropa bezeichnen, so stellt die von mir charakterisierte Kultur die gleiche vom Griechischen, Italischen, Keltischen, Germanischen noch nicht berührte Unterschicht dar, die wohl verdient, fest ins Auge gefaßt zu werden, bevor man sich den heute so viel behandelten indogermanischen Problemen zuwendet. Auf griechischem Boden würde für die Scheidung der beiden Schichten bestimmend sein das Auftreten der gestreckten Skelette in den Schachtgräbern und des troisch-mykenischen Palastes in einer Burg, denn die Burg, *trotzdem sie westlichen Ursprungs ist, kam nach Griechenland vom Norden.*"

Eine bedeutende Stellung nimmt die innerhalb des „Handbuchs des deutschen Unterrichts an höheren Schulen" erschienene „Deutsche Altertumskunde" von Prof. Dr. *Friedrich Kauffmann* ein (erste Hälfte: von der Urzeit bis zur Völkerwanderung, 1913, die zweite Hälfte: von der Völkerwanderung bis zur Reichsgründung erschien erst 1923). Ähnlich wie bei Müllenhoff lesen wir hier: „Die deutsche Altertumskunde ist nicht bloß eine nationale Forderung ersten Ranges, sie bildet auch innerhalb der germanistischen Fachwissenschaft den Mittelpunkt, von dem aus allen Einzeldisziplinen, wie einer deutschen Grammatik und einer deutschen Literaturgeschichte, die Richtungslinien gewiesen werden müssen. Erst aus der Totalanschauung unseres deutschen

Volkslebens gewinnt der Forscher den Blick für die Abschätzung der sprachgeschichtlichen oder literargeschichtlichen, namentlich auch der religionsgeschichtlichen Gebilde, deren Details nicht in den richtigen Zusammenhang gebracht und nicht genügend definiert werden können, falls die allgemeinen Kategorien unserer deutschen Kultur unbekannt bleiben." Unsere Philologen aber „haben sich mit ganz vereinzelten Ausnahmen von den für ihre Wissenschaft *grundlegenden* Aufgaben, die das deutsche Altertum stellte, ferngehalten .... Doch bleibt es eine Binsenwahrheit, daß man das deutsche Altertum erst erforschen kann, wenn man die Sprache der alten Deutschen versteht. Darum betone ich ein für allemal, daß nur ein *Philologe* als vollausgerüsteter Altertumsforscher in Betracht kommen kann, daß aber auch die Zeit gekommen ist, da die deutsche Philologie wieder wie im Zeitalter der Brüder Grimm zur Altertumswissenschaft ausgebaut werden muß". Ich bin überzeugt, daß Vorgeschichtsforscher wie Kossinna, Schuchhardt u. a. dem nicht ohne weiteres zustimmen werden, und auch ich halte den Zeitpunkt noch nicht für gekommen, in dem die Vorgeschichte Arm in Arm mit der Sprachwissenschaft „ihr Jahrhundert in die Schranken fordern wird". So dankenswert und verlockend die Aufgabe erscheinen muß, mit Hilfe der Sprache als des reinsten Ausdrucks geistigen Lebens in die Vergangenheit zurückzutasten, sehe ich doch hauptsächlich noch zwei Widerstände. Der erste ist das Nachwirken der in den Zeiten Bopps und Schleichers geborenen Traditionen, die doch noch nicht völlig überwunden sind, der zweite ist das verhältnismäßig frühe Aufhören aller sprachlichen Überlieferung in Europa gegenüber dem ungeheuer reichen Materiale, das uns aus der Vorzeit zur Verfügung steht. Und diese Bedenken lassen mich nicht überall zum Einklang mit Prof. Kauffmann gelangen. Das bezieht sich auch auf seine Erklärung der Urheimat, für die er unter Berufung auf Ratzel einen Streifen annimmt, „der zwischen Süden und Norden sich von Asien bis nach Mitteleuropa herein erstreckt". Indien, Iran, Armenien, Vorderasien, Griechenland, Italien, Spanien kommen als „Heimatsterritorium" nicht in Betracht, ebensowenig das nördliche Deutschland und Skandinavien. Später heißt es: „Wir wollen fürder nicht mehr von der Einwanderung der Indogermanen in Europa sprechen, denn ein Landstreifen Mitteleuropas scheint zu ihrer Urheimat gehört zu haben ..... Die ältere Formel, wonach die Indogermanen von Asien nach Europa mit fester Marschordnung ausgewandert seien, ist durch die Behauptung einer *Indogermanisierung Europas* zu ersetzen". Durch diese Indogermanisierung sind aus den „Präneolithikern" der Ostseeländer „Urgermanen" geworden, ein Vorgang, den Kauffmann in

zeitliche Parallele mit den Anfängen der Griechen bringt, nämlich etwa um 2500—2000 v. Chr. In dieser Zeitangabe, sowie in der Ansetzung der ersten Lautverschiebung weicht der Verfasser merklich von Schrader ab. Aber auch mit Feist ist das Werk nicht zusammenzustellen, wenn sich auch hier und da eine Ähnlichkeit der Ansichten zu erkennen gibt; es ist eben kein „Tendenzwerk". Wie Otto Schraders Buch für die indogermanische Altertumskunde, so ist das Buch Kauffmanns für die germanische durch die Ausbreitung der sprachlichen Bezüge wichtig. Seinen besonderen Wert erhält es durch die fast erschöpfenden Literaturangaben, Angaben der Fundorte usw. Auf Abweichungen in der Auffassung kultureller Beziehungen hinzuweisen, wird später noch Gelegenheit sein.

Von Interesse ist u. a. die von Kauffmann verfochtene Gleichsetzung der Ingävonen mit den ursprünglichen Germanen: „Die taciteische Ethnozonie der Germanen scheint einen guten Sinn zu bekommen, wenn wir unter Berücksichtigung der Angaben des Plinius die Germanen des alten Mutterlandes insgesamt (einschließlich der in den alten Stammsitzen Dänemarks und Schwedens verharrenden Nordgermanen) mit den an der Nord- und Ostsee wohnenden Inguaeones identifizieren. Von ihnen sind zu unterscheiden die Kolonialgermanen [Vandilii, Irminones, Istuaeones]." (S. 250.) Der alte Volksname Inguaeones sei „aus dem lebendigen Sprachgebrauch durch die neue Bezeichnung Germani verdrängt worden". Darum das „vocabulum recens et nuper additum" bei Tacitus.

Daß man über das „Urgermanentum" anderer Ansicht sein konnte als Kauffmann, bewies gleichzeitig — abgesehen von Hungerland und Popp — Karl Helm, der in seiner altgermanischen Religionsgeschichte" (1. Teil, 1913) seinen bereits 1905 und 1909 ausgesprochenen Ansichten treu geblieben ist und schon für die Steinzeit als die Wohnsitze der Germanen die Länder um das westliche Ostseebecken angenommen hat. In einer Anmerkung sagt Helm: „Die archäologischen Materialien der älteren Periode der Steinzeit werden von vielen als vorgermanisch betrachtet, als die Hinterlassenschaft eines Volkes von Urbewohnern, das von den später einwandernden Germanen unterworfen worden und in ihnen aufgegangen sei." Dieser Auffassung stellt er seine eigene, bereits 1905 mitgeteilte gegenüber.

1913 erschien dann noch der erste Teil des neu bearbeiteten Germanenwerkes von Dr. Wilser, ihm folgte 1914 der zweite. Ich übergehe eine Reihe kleinerer Schriften, die von 1911—1913 von vaterländischen Vereinigungen auch über deutsche Vorzeit usw. veröffentlicht

wurden und an denen u. a. auch Dr. Wilser und Prof. v. Lichtenberg beteiligt waren, und erwähne nur noch die 1913 in erster Auflage erschienene Schrift „Rassenlehre und Rassenpflege" vom Reg.-Rat Gerstenhauer, der S. 19 für die skandinavische Heimat der arischen Rasse eintritt[1]).

Am 26. November 1913 fand die gründende Versammlung der Wiener Prähistorischen Gesellschaft statt. Ebenso wie bei der Gründung der Deutschen Vorgeschichtsgesellschaft war auch hier der Wunsch maßgebend, die Vorgeschichte von anderen Fächern unabhängig zu machen. „Die Prähistorie verlangt ihr eigenes Heim und ihren eigenen Haushalt. Sie gönnt diese Vorteile jedem anderen Fach, will sie aber auch selbst nicht entbehren", hatte Prof. M. Hoernes geschrieben, der bis zu seinem Tode (10. Juli 1917) erster Vorsitzender der Gesellschaft war. Sein Nachfolger im Amte wurde Prof. Rudolf Much. Der Wirkungskreis der neuen Gesellschaft sollte in erster Linie Österreich-Ungarn umfassen, aber doch nicht ausschließlich sich darauf beschränken, weil ja die Grenzen prähistorischer Gebiete sich keineswegs mit den späteren politischen Grenzen deckten. Von 1914 ab gab die Gesellschaft ihr eigenes Organ, die „Wiener Prähistorische Zeitschrift", heraus.

Eine kurze Geschichte der Heimatfragen erscheint noch einmal im 1. Bande der „Arischen Religion" von Leopold von Schroeder, 1914, S. 214—229. Auch nach ihm wurde die alte asiatische Hypothese fallen gelassen, „und als Heimat der Arier erweist sich mit immer größerer Bestimmtheit — Europa!" Als uralt arisches Land, in welchem das arische Volkstum, schon kräftig differenziert, sich damals (etwa die Mitte des 4. Jahrtausends v. Chr., „vielleicht aber dauerte diese Periode auch noch bis gegen das Jahr 3000 v. Chr. an") ausgebreitet haben dürfte, als die ersten Ablösungen einzelner Stämme stattfanden, nimmt v. Schroeder in Anspruch: die südwest- und die südostbaltischen Länder, Deutschland, Nordfrankreich, Österreich und die südliche Hälfte Rußlands. Wir erinnern uns des Kossinnaschen Ausspruchs: „Mein Heimatland muß kleiner sein" und nehmen in Übereinstimmung damit an, daß es sich bei der Ausdehnung über Österreich und Südrußland um spätere Besiedelung handelt. Wertvoll bleibt die Beschränkung auf Europa. Das vorhergehende, sehr feine Werk des gleichen Verfassers, „Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth", 1911, will ich wenigstens nicht un-

[1]) Diese Schrift enthält am Schlusse leider eine unberechtigte Verbeugung vor Guido von List.

erwähnt lassen. Hier schon manche Hinweise auf Carus Sterne, Willy Pastor u. a.[1])

Daß die Heimatsbestimmung hier etwas zu weit angenommen ist, zeigt der von Prof. R. Much verfaßte Artikel „Germanen“ in Hoops Reallexikon, 1914. Auf ihn, nicht auf einen Artikel „Indogermanen“ bezieht sich ein Hinweis in dem bereits erwähnten Aufsatze von Dr. Jens Paulsen („Die Vorbedingungen für ihre [der Indogermanen] Entstehung als Rasse sind gewiß in der Eiszeit gegeben gewesen, doch liegt die Ausbildungszeit hinter der ersten Sprachtrennung zurück“). Genauer heißt es noch in dem Artikel: „In der Zone der steinzeitlichen nord- und mitteleuropäischen Dolichokephalie, deren Begrenzung freilich genaueren Untersuchungen vorbehalten bleiben muß, das jedoch die Alpen der ältesten Pfahlbauten nicht in sich schließt, sind die ungeteilten Germanen zu suchen.“ Das germanische Volkstum aber „ist sicher erst im Umkreise des westlichen Ostseebeckens, d. i. in der Mitte des ältesten historischen Verbreitungsgebietes der Germanen, ausgebildet worden und nicht etwa als ein schon vorhandenes dahin verpflanzt“.

Das allmähliche Sichdurchsetzen der Kossinnaschen Lehre bekundet der von Gustav Schwantes verfaßte vorgeschichtliche Abschnitt im Lüneburger Heimatbuche (einem der besten Heimatbücher, die mir bekannt sind) 2. Teil, 1914. Während noch an der 2. Auflage seines Vorzeit-Buches das Vorübergehen an den Aufstellungen Kossinnas bemängelt wurde (von Dr. L. Müller in der Polit. Anthr. Revue), finden sie sich hier verwertet.

Die nordische Heimat der Germanen kommt dann 1914 noch in Thomas Westerichs „Jugend- und Lebensgeleitbuche“ in Aufsätzen von Prof. Kossinna und mir zum Ausdruck. Die zweite Auflage dieses Sammelwerks (1920) weist eine straffere Gliederung gegenüber der ersten auf und wartet in dieser Form — sie ist seit einiger Zeit vergriffen — auf ihr Wiedererstehen.

Eine kleinere Schrift („Die Indogermanen. Kulturbilder aus vorgeschichtlicher Zeit“, 1914) von Gymn.-Direktor v. Hagen faßt die Ergebnisse der Indogermanenkunde für die oberen Klassen des Gymnasiums zusammen. In der Heimatfrage kommt im großen Ganzen der von Hirt und Hoops vertretene Standpunkt zur Geltung. „Wir können sagen: Vor der Trennung bewohnten die Indogermanen ein vielleicht ziemlich ausgedehntes Gebiet mit nördlichem Klima und einer der heutigen nord- und mitteleuropäischen sehr ähnlichen Pflanzen- und Tier-

[1]) Die wundervollen, bei Haessel 1921 erschienenen Lebenserinnerungen von L. v. Schroeder seien warm empfohlen!

welt.“ Im folgenden bekämpft v. Hagen die (von Feist ausgesprochene) Ansicht, daß wegen der Besonderheiten der germanischen Sprachen die Germanen keine „Indogermanen“ seien, wohl aber könnten sich die Eigentümlichkeiten des Germanischen durch die Annahme erklären, „daß sich die Germanen zuerst von der Hauptmasse des indogermanischen Volkes loslösten und das bis dahin schwach besiedelte Norddeutschland und Skandinavien besetzten“.

Eine weitere Ablehnung der Tocharer-Theorie Prof. Eduard Meyers und Dr. Feists finden wir in Dr. Albrecht Wirths „Rasse und Volk“, 1914. Das der nachchristlichen Zeit angehörende Tocharische könne gerade seiner altertümlichen Formen wegen nicht der Urheimat am nächsten gelegen haben. Dr. Wirth zieht den gleichen Schluß, „den Bremer und Hirt auch schon längst gezogen haben, daß gerade die fernsten und jüngsten Ausläufer einer Rasse die altertümlichsten Formen bewahrt haben. Ganz einfach: der abgebrochene Zweig verdorrt und erstarrt, während der Hauptast sich saftvoll nnd kraftvoll weiterentwickelt..... Das Trocharisch ist ein abgestorbener Zweig. Je ferner von ihm, um so wahrscheinlicher ist die Urheimat“. Für eine bestimmte Gegend als Urheimat entscheidet sich Wirth nicht, nach ihm ist „Heimat erst eine Errungenschaft, eine Auszeichnung des Volkstums“. Der Stil des Buches ist — bei Wirth keine Seltenheit — sprunghaft, es bietet „non multum, sed multa“, so daß der Leser leicht auf den Gedanken kommen kann, der Verfasser führe alle Probleme in der Westentasche bei sich, um sie nach Belieben auszustreuen; doch wird er sich nach meiner Ansicht unter den Anhängern der Germanenforschung damit nicht viele Freunde erworben haben. Wenn Wirth einmal von der „Bildungsfeindlichkeit der Überarier“ schreibt, so kann man dem leider, wenn man an die große Gemeinde derer um G. v. List, Döllinger usw. denkt, nicht widersprechen.

In dem bereits früher erwähnten wundervollen Werke „Altgermanische Meeresherrschaft“ von Dr. Conrad Müller, 1914, befriedigt eigentlich nur die Heimatsbestimmung nicht: dem Verfasser scheinen die Ursitze der Indogermanen in dem großen asiatisch-russischen Steppengebiet zu liegen, „wo sie, durch dazwischengeschobene Fremdstämme auseinandergerissen, schon in die beiden Hauptgruppen der Indoeranier, zu denen neuentdeckt jetzt noch ein indoskythischer Sprachstamm, der tocharische, getreten ist, und die europäischen Indogermanen zerfielen“. Für das Buch selbst ist diese Feststellung natürlich völlig belanglos, denn seinen eigentlichen Zweck erfüllt es in nicht leicht zu überbietender Form. Es sei darum auch hier allen Lesern nachdrücklichst empfohlen.

Als die letztbesprochenen Werke erschienen, lagerte bereits eine

gewitterschwüle Atmosphäre über Europa und besonders über Deutschland. „Wer kennt die Stunde“, hatte Dr. Conrad Müller in dem Vorwort seines noch im rechten Augenblick erschienenen Werkes geschrieben, „wo nach dem Los der Väter wieder um der »Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit gerungen«, wo der Boden der heißgeliebten deutschen Erde und Heimat mit neuem Blut der Enkel erkauft werden muß?“ Rascher als mancher ahnen mochte, erfüllte sich die Zeit, die Friedrich Hebbel bereits 1861 in dem Gedichte an König Wilhelm I. (bei Gelegenheit des Attentats) prophezeit hatte:

„Denn über deinem deutschen Volke
Schwebt längst ein Los, wie's dir gedroht:
In schwer beladner Wetterwolke
Ein unnatürlich jäher Tod.“

Der Ausbruch der ebenfalls von Hebbel — und zwar gleichzeitig mit dem erwähnten Gedichte — verkündeten „Rassenverschwörung“ gegen uns lenkte mit Naturnotwendigkeit die Aufmerksamkeit auf die Interessen der unmittelbaren Gegenwart. Für die deutsche Wissenschaft kam der Abbruch aller Beziehungen zum feindlichen Auslande hinzu, die nun ihrerseits ebenfalls völlig isoliert dastand. Indessen: „Was man lebendig empfand, ward nicht bei Toten gesucht.“

Die Gegenwart selbst verkörperte germanische Tatkraft und germanisches Urgefühl: da bedurfte es keiner Mahnung von irgendeiner Seite, auch nicht von germanistischer, her. Wohl sind, besonders von angesehenen Gelehrten, Reden gehalten und veröffentlicht worden, die ihrem Gehalte nach an Fichtes Reden erinnerten, und daß besonders letztere manchen wackeren Kämpfer im Felde begleiteten, ist wohl allgemein bekannt. Unmittelbar bei Beginn des Krieges erschien allerdings Prof. Kossinnas „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft“ in der schönen zweiten, gegenüber der ersten bedeutend vermehrten Auflage, und sie mag sich auch einer weitgehenden Wirkung erfreut haben. Ebensowenig setzten der Mannus und die mit ihm in Verbindung stehenden Veröffentlichungen, die Prähistorische Zeitschrift u. a. aus; aber im allgemeinen nahmen doch Krieg und Politik die Kräfte in anderer Richtung in Anspruch. Über das während der Kriegsjahre erschienene germanistische Schrifttum kann daher in aller Kürze berichtet werden. Einiges ist schon oben unter „S. Feist“ vorweggenommen worden.

1915 begann Otto Hauser[1]) seine verdienstlichen, stellenweise allerdings anfechtbaren Rasse-Büchlein mit „Rasse und Rassefragen in Deutschland“. Etwa gleichzeitig erschien Ludwig Wilsers Germania-Übersetzung; sie war der Erinnerung an den Fürsten Bismarck gewidmet, dessen hundertster Geburtstag (1. April 1915) in ganz Deutschland feierlich begangen wurde.

Einige Arbeiten nahmen das dankbare Problem der gemeinsamen Abstammung von Germanen und Griechen aus dem europäischen Norden auf. Dieses war ja nicht neu; schon seit hundert Jahren hatten sich bewährte Kräfte dafür eingesetzt. Prof. Schuchhardts Untersuchungen (s. S. 127/8) hatten es aufs neue ins Rollen gebracht. Diesmal übernahm Dr. Theodor Arldt die Führung durch seine Arbeit „Die germanisch-hellenische Völkerwanderung“ in der Politisch-Anthropologischen Monatsschrift XIV, 1915. Aus ihr erwuchs das 1917 erschienene Werk „Germanische Völkerwellen und ihre Bedeutung in der Bevölkerungsgeschichte von Europa“. Der Verfasser stellte sich damit an die Seite Ludwig Woltmanns, aber auch die anthropologischen Grundlagen, auf denen er aufbaut, waren nicht mehr neu, sie waren u. a. schon von Penka und später Otto Hauser herausgearbeitet. Arldt sucht zu beweisen, daß die Herrenschicht in Griechenland zur Zeit seiner Selbständigkeit durch eine germanische Welle aus dem Norden Europas gebildet wurde, und daß diese Welle der letzten großen germanischen Völkerwelle, nämlich der normannischen (etwa 700—1100 n. Chr.) gleichwertig war. Wir können wohl den Einklang damit finden, wenn wir an das zurückdenken, was schon einige Male über die Gleichsetzung von Germanen und Indogermanen gesagt wurde. Dem Verfasser ist aber der Gebrauch des Namens „Germanen“ mehrfach verübelt worden, und es ist auch wohl richtiger, in geschichtlichen Darstellungen an Stelle der Germanen die nordische Rasse im allgemeinen eintreten zu lassen, wenn auch die Artgleichheit der „Wellen“ doch wohl gesichert ist und sie alle aus dem gleichen Urquell stammen. Der Verfasser zieht bei den Griechen auch die sagenhaften Stammbäume heran, deren Schöpfer „zwar keine geschulten Ethnographen waren, aber dafür vor der heutigen Forschung den Vorzug der direkten Kenntnis der symbolisch in Beziehung gebrachten Völker hatten“. Man wird darüber allerdings auch die bedeutenden Darsteller griechischer Mythologie (Roscher, Robert usw.) zu befragen haben; auch hier wächst die

[1]) Inzwischen sind weiter erschienen: „Die Germanen in Europa“ (1916), „Genie und Rasse, I. Altertum“ (1917), II. „Italien“ (1922), „Der blonde Mensch“ (1921), „Rasse und Politik“ (1922), „Rassezucht“ (1924). Die Bemerkung auf S. 143 des 2. Teiles der Germ.-Forschg. ist dahin richtigzustellen, daß der Rassenforscher Otto Hauser nichts mit dem Archäologen Otto Hauser zu tun hat. Die Gleichartigkeit der Namen hat auch mich dazu verführt, aus zwei Persönlichkeiten eine zu machen.

Sicherheit des Ganzen nur im größeren Zusammenhang. Arldts Buch verfolgt die germanischen Wellen bis zur neuzeitlichen germanischen Ausbreitung über See; es ist vielseitig und anregend.

Dem Kriege verdankte eine 1916 erschienene Sammelschrift ihr Entstehen: „Deutschland und Griechenland. Die hellenisch-germanische Kulturgemeinschaft, die Rassenfrage und die Balkanpolitik". „Im Bewußtsein alter Rassen- und Kulturgemeinschaft und in der Hoffnung auf neue gemeinsame Kulturarbeit" hatte der Kriegspolitische Kultur-Ausschuß der Deutsch-nordischen Richard-Wagner-Gesellschaft" diese Schrift hinausgesandt, die zur Besiegelung eines geistigen Bündnisses auch den offenen Brief eines Griechen (Dr. G. Wrassiwanopulos-Braschowanoff) „Von Olympia nach Bayreuth" brachte und daneben auch einige Aufsätze enthielt, die für unser Thema in Betracht kommen, so „Italiens Verrat an der hellenischen und germanischen Kultur" von Prof. Freih. v Lichtenberg und „Die volkserzieherische Bedeutung der germanischen Weltkultur" von Kurt L. Walter von der Bleek. Diesem durch Prof. Kossinna und seine Schule bestimmten Aufsatze ist auf S. 53 eine kartographische Darstellung beigegeben, die die Ableitung der arischen Völkerwellen aus der Cro-Magnon-Rasse veranschaulicht.

Im Mannus, Bd. VII, 1916, erweckte eine Arbeit des Regierungslandmessers Stephan, Posen, „Vorgeschichtliche Sternkunde und Zeiteinteilung" auf Grund der Steinkreise zu Odry in Westpreußen ein über die Kreise der Archäologen hinausgehendes Interesse.

1917 erschienen: Dr. Ludwig Wilsers „Deutsche Vorzeit" und die 3. Auflage von Prof. Dr. G. Steinhausens „Germanische Kultur in der Urzeit". Wilsers Buch war eigentlich eine verkleinerte Ausgabe des Germanen-Werkes, aber doch auch wieder vollständiger als dieses, indem es auch Kapitel brachte, die — wie „Götterglaube" und „Bekehrung" — dem größeren Werke fehlten. Das Büchlein Steinhausens zeichnete sich — wie auch schon die 2. Auflage von 1910 — vor der 1905 erschienenen 1. Ausgabe durch die stärkere Heranziehung der Kossinnaschen Forschungen aus. Der noch in der 1. Auflage vorhandene Ausfall auf Kossinna fehlt den beiden anderen. Allerdings warnt der Verfasser auch wieder vor der übertriebenen, von Kossinna vertretenen Anschauung von der germanischen Kulturhöhe, doch rühmt er den Germanen eine „starke Kulturfreudigkeit" nach.

Prof. Theodor Birts Buch „Die Germanen", 1917, kennzeichnet seinen Inhalt durch den Untertitel „Eine Erklärung der Überlieferung über Bedeutung und Herkunft des Völkernamens" und ist somit als Erweiterung des bereits im Juni 1915 in den Preußischen Jahrbüchern veröffentlichten Aufsatzes „Germani »die Echten«" zu betrachten. Die Erklärung des Germanennamens aus dem Lateinischen mußte vor den wohlbegründeten Untersuchungen Prof. Eduard Nordens (1920) verblassen.

Des Titels wegen sei eine Arbeit Dr. Georg Wilkes im Mannus IX, 1917/18, erwähnt: Die Herkunft der Kelten, Germanen und Illyrer. Der Verfasser überträgt hier, wie auch in der zehn Jahre früher verfaßten Arbeit „Neolithische Keramik und Arierproblem" (veröffentlicht im Archiv f. Anthr. VII) die Schmidtsche Wellentheorie auf archäologische Probleme. Nach seiner Meinung hatten die Indogermanen bereits in neolithischer Zeit nicht nur fast ganz Mitteleuropa, sondern auch das ganze südwestliche Rußland in Besitz genommen, und auf diesem Raume entsprechen die nachmalige Verbreitung der indogermanischen Einzelvölker und ihre sprachlichen Verwandtschaftsverhältnisse durchaus dem archäologisch erweisbaren Bilde von der kulturellen Scheidung Mitteleuropas. Nach dieser Auffassung würde der nördlichste (Megalith-Kultur-) Kreis den Urgermanen, der südöstlichste (Kulturkreis mit bemalter Keramik) den Thrako-Phrygern und Indo-Iranern zukommen. Zwischen beiden erstreckt sich nordöstlich der baltisch-lettische Formenkreis, daran im Westen anschließend die mitteldeutsch-böhmische Gruppe (Illyrer), die bereits der Spiralmäander-Keramik angehört, ebenso wie die belgisch-südwestdeutsche Gruppe (Kelten), die nordalpine Gruppe (Italer) und die nordbalkanische Gruppe (Hellenen). Nach Kossinna gehörten letztere aber dem nördlichen (Kentum-) Zweige der Arier an, und so ergaben sich zwischen beiden Forschern Meinungsunterschiede in bezug auf die Sonderung der indogermanischen Urkulturen.

Eine neue Indogermanen-Theorie entwickelte Karl Felix Wolff 1918 in der Polit.-Anthrop. Monatsschrift („Indogermanen und Deutsche"). Diese über viele Hefte sich ausdehnende Abhandlung ist sowohl in sprach- als auch in rassengeschichtlicher Beziehung äußerst interessant, und sie kann auch die Grundlage für weitere Erörterung einschlägiger Fragen abgeben. In sprachlicher Beziehung stellt Wolff in Übereinstimmung mit Paul Kretschmer fest, daß auch die indogermanischen Sprachen in alter Zeit flexionslos waren[1]). Die „Erfindung

[1]) „Ein deutlicher Überrest der flexionslosen Periode des Indogermanischen ist vor allem die Bildung des ersten Gliedes von (griechischen) Compositis, das in dem nackten Stamm ohne Kasusendung besteht: *ἱππό-δαμος*, *συ-φορβός*, *ναυ-πηγός* usw., d. h. der Typus der Wortzusammensetzung ist zu einer Zeit entstanden, als die späteren Kasusendungen noch nicht existierten." Kretschmer im Kapitel „Sprache" in der Einleitung in die Altertumswissenschaft v. Gercke u. Norden, 3. Aufl., I, Heft 6, 1923.

der Flexion" habe in Nordeuropa bei dem Übergang von der älteren zur neueren Steinzeit stattgefunden (was immerhin möglich, aber nicht leicht zu beweisen sein wird). Über den ihm vorschwebenden Gang der Völkerbewegung schreibt Wolff: „Ich stelle mir vor, daß infolge der fortgesetzten .... Afrikanereinfälle in Frankreich ein großer Teil der Campignyienleute, und zwar besonders Langköpfe, also Angehörige der nordeuropäischen Rasse, nach dem Osten abwanderten. Sie nahmen keineswegs in geschlossenem Zuge die Richtung nach Skandinavien, sondern verteilten sich gleichmäßig über Mittel- und Nordeuropa..... Hier waren schon vorher als Träger des Magdalénien und Azilien, bzw. der Yoldia- und Ancyluskultur, blonde Leute aus Frankreich eingedrungen. Auf dem Boden Mitteleuropas hatten sie sich in der Menge der Ureinwohner verloren; im Norden aber gab es überhaupt noch keine Ureinwohner (oder ihre Anzahl war so gering, daß sie nicht in Betracht kommen), weil der Norden erst eisfrei geworden war. Hier folgte eine blonde Einwandererwelle der andern. Der Norden blieb also vorherrschend blond, während in Mitteleuropa brünette Mischtypen eine große Verbreitung erlangten. ..... In Kürze nochmals: Die um 9000 v. Chr. in Skandinavien einwandernden Campignyienleute besetzen Jütland, die dänischen Inseln, Schonen und die südlichen Küsten Norwegens, d. h. jenes Gebiet, in welchem die Kultur der älteren Muschelhaufen vorkommt. Die Träger der Ancylus- bzw. arktischen Kultur müssen gegen Norden und Osten, sowie in Sumpfgebiete und andere unwirtliche Landstriche zurückweichen. Nach 2000 Jahren erwacht auf Jütland und den dänischen Inseln, d. h. dort, wo wir die jüngeren Muschelhaufen finden, die neue Kultur und die flektierende Sprache der Urindogermanen. Und diesem jungen, tüchtigen Volke wurde die Heimat bald zu enge. Neuland im Norden zu suchen, war wohl möglich .... aber es war nicht verlockend. Dafür stand im Süden der Weg nach dem milderen Mitteleuropa offen. Und auf diesem Wege setzte sich etwa um 6000 v. Chr. der erste »heilige Frühling« der Urindogermanen nach Deutschland in Bewegung. Damit endigt die urindogermanische und es beginnt die gemeinindogermanische Periode." Später: „An der Wende vom 3. zum 2. vorchristlichen Jahrtausend verwandelte sich der ganze Norden bis zu den damals unbewohnten Lappmarken (die bekanntlich erst viel später von Südosten her durch die Lappen besiedelt wurden) in eine einheitliche indogermanische Sprachgemeinde. Aber die Angleichung so vieler Nichtindogermanen hatte eine starke Rückwirkung auf die Sprache zur Folge und äußerte sich in einer allgemeinen Lautverschiebung. So entstand aus dem Indogermanischen bzw. Vorgermanischen der bronzezeitlichen

Skandinavier eine neue Tochtersprache: das Germanische." Damit dürfte aus der umfangreichen Abhandlung das für uns Wesentliche herausgeholt sein; ich empfehle übrigens jedem, sie im Zusammenhang zu lesen. Dr. Wilser äußerte sich kurz zu diesen Ausführungen, indem er u. a. das Nebeneinanderreihen von Germanen, Kelten, Litauern usw. mit „Glockenbecherleuten" und „Aunjetitzern" bemängelte und die rundköpfigen Elemente gegen Wolff (und auch Kossinna) statt aus Afrika aus Asien ableitete. Mit letzterer (also der Wilserschen) Auffassung stimmt das neueste Werk auf diesem Gebiete (Dr. Walter Scheidt, Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa, 1924) überein.

1918 erschienen ferner als Veröffentlichungen des Provinzialmuseums zu Halle drei Hefte, deren erstes Dr. Hans Hahnes Abhandlung „Die geologische Lagerung der Moorleichen und Moorbrücken" brachte. Das Ziel des Verfassers wird vielleicht am besten durch einen Satz aus S. 6 gekennzeichnet: „Aus der Erdgeschichtsforschung stammen die Kenntnisse der in den verschiedenen Erdzeiten tatsächlich vorhandenen natürlichen Vorbedingungen und Naturgaben, aus der Vorzeitforschung die Erkenntnis der Entwicklung ihrer Benutzung und ihres Einflusses auf die Menschheit. — Beides zusammen ergibt die Vertiefung der Vorzeitforschung zu einer wirklichen Lebenskunde des Menschen der Vorzeit." Der Arbeit darf für die Kenntnis der erdgeschichtlichen Entwicklung des skandinavischen und des norddeutschen Bodens grundlegende Bedeutung zugesprochen werden. Das 2. Heft brachte von Prof. Herm. Schneider „Die Felszeichnungen von Bohuslän, das Grab von Kivic, die Goldhörner von Gallehus und der Silberkessel von Gundestrup als Denkmäler der vorgeschichtlichen Sonnenreligion". Es ist wohl das erstemal, daß die Felsenbilder usw. im Sinne des Titels ausgedeutet werden, und so sind denn auch von dieser Arbeit mancherlei Anregungen ausgegangen. Wie sich von ihr aus auch die Fäden zur klassischen Philologie hinüberspinnen, werde ich noch am Schlusse dieses Kapitels zu zeigen haben. Des dritten Heftes wurde bereits S. 141 gedacht; es enthielt außer der Arbeit Dr. Wilkes eine weitere von Dr. Nils Åberg.

Eine tiefe Kluft trennt diese Arbeiten sowie die Abhandlung K. F. Wolffs von dem gleichzeitig erschienenen Buche Dr. Albrecht Wirths „Entwicklung der Deutschen". Der Verfasser bevölkert, wie schon früher, Europa mit den von ihm erfundenen Kas-Leuten, unter denen er Iberer, Alarodier, Hetiter, Homo alpinus usw. versteht. „Die Kas waren die Urheber der Bronzekultur. Sie bauten Mykenae und besiedelten Hallstatt im Salzkammergut." Damit wird niemand etwas anfangen können, und leider erfahren wir über die Herkunft der Indogermanen und der

Germanen garnichts. Der große Abstand von der von uns vertretenen Anschauung wird aber auch an dem Aufsatze Oskar Montelius' ersichtlich: Die Vorfahren der Germanen (Festschrift zum 60. Geburtstage Prof. Kossinnas, Mannus X, 1918). Sowohl der Abstand von dem Buche Wirths als auch von Montelius' eigener Arbeit aus dem Jahre 1884 (s. S. 66). Damals war die Rede davon, daß seit der Besiedelung Schwedens mehr als 4000 Jahre verstrichen sein müßten; jetzt wird dieser Zeitraum auf 15000 Jahre ausgedehnt[1]). Es waren auch nach Montelius Ausläufer der Cro-Magnon-Rasse, die hier in Schweden zu Germanen wurden. — Im Anschlusse daran sei ein Vortrag erwähnt, den Montelius im September 1921 in der Deutsch-schwedischen Vereinigung zu Berlin gehalten hat. Mir liegt über diesen ein Bericht vor in der „Völkischen Kunde" vom 24. September 1921. Das Thema war etwa das gleiche wie jener Aufsatz, nämlich „Die Germanen vor Tacitus", inhaltlich aber weiter ausgesponnen und durch Vorführung schöner Lichtbilder unterstützt. Nach dem Berichte schloß Montelius „seinen glänzenden Vortrag mit der Hoffnung, daß Deutsche und Schweden sich ihrer gemeinsamen Kultur, ihres gemeinsamen Ursprungs mehr und mehr bewußt werden mögen. Er selbst habe, so oft er auch nach Deutschland gekommen sei, sich niemals wie in einem fremden Lande gefühlt." Es war seine letzte Vortragsreise; bereits am 4. November desselben Jahres schloß er die treuen Augen für immer. Ein reiches Leben war ausgelöscht: etwa zwei Menschenalter hindurch hat er der Vorgeschichtsforschung gedient und ihr in seiner schwedischen Heimat zu hohem Ansehen verholfen. Und vergessen soll es ihm nicht werden, daß er noch zuletzt der deutsch-schwedischen Verständigung das Wort geredet hat. Ein Hoffnungsstrahl in dunkler Nacht. Denn der Krieg hatte für uns ein unglückliches Ende genommen, und die politische und besonders auch die wissenschaftliche Isolierung dauerte noch an. Was konnte uns da willkommener sein, als außerhalb der Grenzen eine Stätte zu wissen, wo wir nicht nur ein völliges Verständnis für unsere politische Lage, sondern auch ein solches für unsere ineinander klingenden wissenschaftlichen Strebungen voraussetzen durften! Kossinna schickte dem

[1]) Dazu bemerkt die neueste Auflage (1922) von Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte: »Das ist ein chronologischer Ansatz. der jede Diskussion ausschließt". Nach Meinung des Bearbeiters des ersten Abschnitts (Prof. Dr. O. Hoffmann) rechnet „die Prähistorie mit einer germanischen Gruppe innerhalb der Nordindogermanen schon um das Jahr 4000 — doch schweben solche Ansätze ganz in der Luft". Entwicklungsboden des Germanentums: die Küstenländer der Ostsee. Für die Heimat der Indogermanen kommt wieder die Annahme Schraders zum Vorschein.

allezeit treu erfundenen Montelius im Mannus, 13. Bd, 1922, einen warmen Nachruf nach, der am Schlusse lautete: „Nils Åberg war es, der mir schrieb: »Wir haben unsern Häuptling zu Grabe geführt«. Dem setze ich — und dies so recht im Geiste des alle Zeit hoffnungsreichen, zukunftsfrohen Montelius — den alten lebenskräftigen Spruch hinzu: „Der König ist tot, es lebe der König!" Und dies wieder, wie es scheint, mit besonderem Bezug auf Åberg, der sich sein uns außerordentlich nahe berührendes Arbeitsfeld, den von ihm vorliegenden Werken nach zu urteilen, weiter gesteckt hat, als dies von den älteren „eigentlichen Nachfolgern von Montelius, O. Almgren und B. Salin" geschehen ist, die sich, soweit ich dies übersehen kann, lediglich mit reinen Vorgeschichtsfragen beschäftigt haben. Und so werden wir auch mit Kossinna die Hoffnung nähren dürfen, daß die schwedische Altertumsforschung noch nicht ihre Führerschaft eingebüßt hat.

Aber auch unsere deutsche Wissenschaft hat durch den Krieg — trotz mancher unersetzlichen persönlichen Verluste — ideell keine Einbuße erlitten, haben sich die Jahre doch sogar durch das Aufkommen der „Kriegsarchäologie" als produktiv erwiesen. Und endlich: was wir in die sogenannte Friedenszeit hinübergerettet haben, ist nicht wenig. Den bekannten Zeitschriften gesellte sich 1917 noch das von der Römisch-germanischen Kommission herausgegebene „Korrespondenzblatt" hinzu, das vom 2. Jahrgange ab unter dem Titel „Germania" erschien und sich, ebenso wie die Jahresberichte, nicht einseitig auf die römisch-germanische Forschung beschränkte, wenn dieser auch das Übergewicht zukam. Ferner erschien 1917 die kleine bildgeschmückte „Deutschkunde" von Dr. Wilhelm Hofstätter, die in späteren, textlich mehr ausgeglichenen Auflagen (1921) den auf die Goethe-Herder-Zeit zurückgehenden Titel „Von deutscher Art und Kunst" annahm. Die Bearbeitung des vorgeschichtlichen Abschnitts hatte Dr. A. Kiekebusch übernommen, eine Bürgschaft für die mit unsern Leitgedanken übereinstimmende Einstellung des Werkes, das man als eine verkleinerte, stofflich aber erweiterte Parallele zu Prof. Hans Meyers „Deutschem Volkstum" betrachten kann. 1918 konnte dann noch Prof. Dr. Ludwig Schmidt seine seit 1904 in den „Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie" erschienene „Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung" mit dem 2. zusammenfassenden Bande abschließen (1. Band: 1910).

In den „Indogermanischen Jahrbüchern" (ab 1914 erschienen) sind noch folgende, mir inhaltlich nicht bekannt gewordene Arbeiten, die mit unserm Thema im Zusammenhang stehen, erwähnt:

v. Niessen, „die baltische Heimat der Indogermanen“ (Gesellschaft für Völker- und Erdkunde in Stettin), 1915.

A. v. Ow, Brahma-Wodan, Indogermanische Zusammenhänge, Regensburg, 1915.

Prof. Dr. Friedrich Kluge, „Die Entstehung des Germanentums“ in Westermanns Monatsheften, 121, I, Novbr. 1916. Prof. Kluge lehnt den Gedanken ab, daß die erste Lautverschiebung — die mit 500 v. Chr. zu spät angesetzt sei, sie habe sich um das Jahr 1000 v. Chr. vollzogen — durch den Einfluß eines sprachfremden Volkes herbeigeführt worden sei; die Nachbarschaft der Kelten sei in jener Zeit wahrscheinlich. Für das germanische Volk vor der Lautverschiebung sei „Prägermanen“ ein glücklicher Ausdruck. (Nach dem Berichte von Prof. Streitberg).

C. Wessely, „Über den Bernstein in seiner kulturhistorischen Bedeutung“. Schriften zur Verbreitung naturwiss. Kenntnisse in Wien, Bd. 53. Der Berichterstatter, Dr. S. Feist, knüpft daran die Bemerkung: „Aus Übereinstimmungen lexikalischer und grammatischer Art zwischen dem indogermanischen und finnischen Sprachstamm glaubt Verf. den Schluß auf eine nordeuropäische Urheimat der Indogermanen wagen zu dürfen.“

Der verlorene Krieg und die durch ihn geschaffene Lage haben sodann — genau wie zur Zeit der Napoleonischen Kriege — viele Herzen wieder unserer germanischen Vergangenheit zugewandt. Mit dem Jahre 1919 setzt eine Flut neuer Erscheinungen auf germanenkundlichem Gebiete ein, wie wir sie kaum je erlebt haben. Es ist, als ob noch einmal Felix Dahn vom „Wunschhort der Germanen“ gesungen hätte:

> „Er ist nicht tot, er wächst, er blüht, er steigt uns selbst entgegen,
> Er will in Geist und in Gemüt uns seinen Segen legen:
> Den Segen deutscher Herrlichkeit, die Heldenschaft der Ahnen;
> Laßt uns ihn heben allezeit: den Volkshort der Germanen!“

Zwar — das ist schon ausgesprochen worden —: einige dieser Neu-Erscheinungen gehen wunderliche Wege, aber die Mehrzahl unter ihnen ist doch eine so würdige Fortsetzung unserer Wissenschaft vor dem Kriege, daß wir schon daraus die zuversichtliche Hoffnung schöpfen dürfen: Das Reich muß uns doch bleiben!

In einer Zeit, in der Dr. Feist die Aufmerksamkeit auf die chinesischen Annalen lenken wollte, um von dort aus das Indogermanenproblem aufzurollen (s. S. 139), verdient eine Abhandlung Emil

Forrers „Die acht Sprachen der Boghazköi-Inschriften“[1]) (Sitzungsberichte der Preuß. Akad. d. Wiss. 1919) besonderes Interesse. „Um 2500 v. Chr.“ heißt es da, „kamen von Norden über den Kaukasus (also doch wohl vom europäischen Boden her) die Urinder und übten durch ihre weit überlegenen religiösen Vorstellungen, die wohl erst am Kaspischen Meere entstanden sind, auf die Kassier[2]) einen nachhaltigen Einfluß aus. Unter dem Drucke stets neu eindringender Indogermanen suchte der Teil, dessen Land in der Kur-Ebene dem Feinde offen lag, neue Wohnsitze und fand sie zuerst in Westmedien .... und dann in Babylonien. Die Urinder aber — oder wenigstens ein Rest von ihnen — müssen ihre Sitze bis in das 14. und 13. Jahrhundert behalten haben und dann ihrerseits nach Osten abgedrängt worden sein.“ Auf Grund der Boghazköi-Funde beginnen Otto Sigfrid Reuter sein „Rätsel der Edda“ (ihm sind die Sätze aus Forrers Abhandlung entnommen) und Prof. Hermann Güntert sein Werk „Der arische Weltkönig und Heiland“. Zweifellos läßt sich auf diesem Wege das Indogermanenproblem eher klären als auf dem Wege über die chinesischen Annalen.

Führen uns die Bogkazköi[1])-Funde an den Anfang der antiken Kultur, so brachte auch in der Frage des „Untergangs der antiken Welt“ gleichzeitig ein in mehrfacher Hinsicht bahnbrechendes Werk („Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung“ von Alfons Dopsch, 1. Bd. 1918, 2. Bd. 1920) eine entscheidende Wendung, die auch die Tätigkeit der Germanen auf römischem Boden in neue Beleuchtung rücken mußte. War es im 3. und 4. Jahrhundert ein „Untergang“, ein „Ausgang“ oder ein „Übergang“? Dopsch entscheidet sich für das letztere und tritt damit auch zu der Auffassung Otto Seecks (s. S. 86 unter „Otto Ammon“) in Gegensatz. Wie im Verlaufe der römischen Kaiserzeit manche Einrichtungen und besonders die religiös-kirchlichen Vorstellungen des germanischen Mittelalters vorgebildet wurden, ist äußerst spannend zu verfolgen. Einen trefflichen Überblick über alle hier hineinspielenden Fragen gab Prof. Dr. Ernst Kornemann in dem Vortrage „Das Problem des Unterganges der antiken Welt“, abgedruckt in „Vergangenheit und Gegenwart“, XII, 1922, Heft 5/6. Reiche Literaturangaben ermöglichen dem Leser, den einschlägigen Fragen in allen ihren Abzweigungen nachzugehen. Verlockend wäre ein Vergleich dieser neuen Erkenntnisse — aus denen sich für die Gegenwart bemerkenswerte Parallelen zur Zeit des sinkenden Römerreiches ziehen lassen:

[1]) Boghazköi = ein türkischer Ort in der Nähe der alten Hettiter-Hauptstadt Chatti, nordwestlich von Cäsarea in Kappadokien (Kleinasien).

[2]) Kassier, bekannter unter dem Namen „Kossäer“.

Mysterienkult, Abwandlung der Wissenschaften in ihre „Talmigeschwister“, wie Astronomie in Astrologie usw. — mit den entsprechenden Kapiteln in Chamberlains Grundlagen. In Einzelheiten ist Dopschs Auffassung übrigens nicht unbestritten geblieben.

In ferne Urzeit führt uns das lebendig geschriebene Werk Prof. Carl Schuchhardts „Alteuropa“, 1919. Der Verfasser beabsichtigte nicht, alle Fragen der Vorgeschichte aufzurollen, sondern die großen von West- und Nordeuropa ausgehenden Kulturströme, die auch Südeuropa und Vorderasien befruchteten, zu verfolgen. So bietet das Buch in der Ausdehnung des Stoffgebietes und in der Beschränkung der Stoffbehandlung eine gute Ergänzung zu Prof. Kossinnas Deutscher Vorgeschichte: das eine Werk macht das andere nicht entbehrlich. Prof. Schuchhardts Plan geht aus seinem Vorworte hervor: „Mein Buch bemüht sich, den Gang der Entwicklung rein aus den Kultur- und Stilerscheinungen abzulesen. In ihnen findet die alte, auf sprachlicher Grundlage stehende Konstruktion einer indogermanischen Urheimat in Zentralasien oder Südrußland keinerlei Stütze, ebensowenig wie die Auffassung skandinavischer Archäologen von einem südlichen Ursprung unserer nordischen Kultur. Ich habe mich aber wohl gehütet, die Ergebnisse vorwegzunehmen und etwa gleich in der Steinzeit von Iberern, Germanen, Kelten zu sprechen. In neun Zehnteln des Buches hat allein das archäologische Material das Wort, und erst, wo es in die historische Zeit ausmündet, fallen ihm wie von selbst die Völkernamen zu.“ Erst mit Schuchhardts Buche kann man Sophus Müllers Urgeschichte Europas, 1905, als abgelöst und überholt betrachten.

Einen Ausschnitt aus der ältesten nordischen Kultur, nämlich die Felsenbilder Skandinaviens, beabsichtigte der Folkwang-Verlag, Hagen (Ernst Fuhrmann), zu beleuchten und gab 1919 den 1. Band der „Werke der Urgermanen“ heraus, auf 58 Tafeln die Felsbilder von Göteborg bis Strömsted vereinigend. An der Richtigkeit der Wiedergaben der Bilder wird man nicht nötig haben zu zweifeln; zu dem vorangehenden Texte aber möchte man des öfteren sagen: Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Anders steht es mit dem zweiten, erst 1923 erschienenen Bande („Felsbilder der Provinz Ostgotland in Auswahl“, 61 Tafeln). Hier hat Arthur Nordén eine wirklich brauchbare Einführung in das Verständnis der Felsbilder gegeben. Darum sei besonders dieser Teil warm empfohlen. Eine umfassende Arbeit über die Felsbilder wird von Oskar Almgren erwartet.

1919 beginnt die Reihe „Das Werden des deutschen Volkes“ von Walther Classen, deren 2. und 3. Heft („Rassen und Völker“, „Von der Steinzeit bis zur Hermannsschlacht“) unser Gebiet berühren. Der Verfasser, ein Hamburger Oberlehrer, hat hier eine pädagogisch wertvolle Leistung vollbracht, indem seine frische, lebendige Art zu schildern, besonders die reifere Jugend fesseln und sie für die Beschäftigung mit deutscher Geschichte und Frühgeschichte erwärmen wird. Daran wird auch dadurch nichts geändert, daß der erfahrene Leser hier und da widersprechen wird, so z. B. wenn als vermutliche Urheimat der Indogermanen der Lößboden Mittel- und Osteuropas angesehen wird, und auch dies noch mit einem Seitenblick bis zum Aralsee.

Am 21. März 1919 wurde Prof. Otto Schrader aus einem arbeitsreichen Leben abberufen. Seine Werke und Abhandlungen dienten fast ausschließlich der indogermanischen Forschung; sie haben zwar, wie wir sahen, vielfachen Widerspruch erfahren, aber gerade durch diesen zur Klärung mancher Fragen beigetragen.

Beim Lesen des Buches von Max Neubert, „Die dorische Wanderung in ihren europäischen Zusammenhängen. Das prähistorische Eröffnungsstück zur indogermanischen Weltgeschichte“, 1920, verbindet sich mit der Freude an einem künstlerisch geformten Stil das Bedauern, archäologisch überlebten Anschauungen zu begegnen. Überall bringt — im Gegensatz zu Kossinna und Schuchhardt — die Methode des jüngeren Montelius und Sophus Müllers in den Vordergrund. „Der Orient in Europa“, so glaubte Neubert den kretisch-mykenischen Abschnitt der griechischen Entwicklung überschreiben zu dürfen. Es wäre für ihn schon vorteilhafter gewesen, wenn er, statt sich mit der (vermeintlichen) Widerlegung v. Lichtenbergs aufzuhalten, den freilich besser begründeten Gedankengängen Kossinnas und Schuchhardts nachgegangen wäre, und er hätte nicht einmal auf „Alteuropa“ zu warten brauchen, da die Richtlinien desselben längst festgelegt waren. So kommt man über das Gefühl: dreißig Jahre zurück! leider nicht hinweg. Es geht heute wirklich nicht mehr an, wie Neubert es tut, die Kulturtätigkeit nordischen Germanentums zu leugnen, und in Gebieten wie dem Kaukasus den Ausgangspunkt kultureller Strömungen zu erblicken, statt ihnen nur den Rang einer „Kulturperipherie“ zuzuweisen. Über die Rassenzugehörigkeit der Skythen, die Neubert zu Tschuden und Hunnen macht, mag man streiten; ich verweise auf den folgenden Abschnitt über die Germania, wo wir anderslautenden Stimmen begegnen werden. Ein dramatischer Höhepunkt des Buches — und wohl auch richtig beurteilt — ist die Schilderung des Durchbrechens der „indogermanischen Einheitsfront von Skandinavien bis Turkestan“ durch den Vorstoß asiatischer Völker um das Jahr 1100 v. Chr. (durch das kaspische Völkertor), dem aber schon

ein „Vorbeben, das um 1500 anzusetzen ist, und dem der asiatische Teil der indogermanischen Einheitsfront zum Opfer fiel“, vorausgegangen war.

Mit der „Kulturgeschichte der Urzeit Germaniens, des Frankenreiches und Deutschlands im frühen Mittelalter (bis 919 n. Chr.)“ von Rudolf Goette gewinnen wir wieder festen Boden unter den Füßen. Der Vortitel „Kulturgeschichte der Urgermanen“ entspricht dem tatsächlichen Inhalt nicht. Der Verfasser hat alles Wertvolle des neueren Schrifttums durchgearbeitet und verwertet, und dementsprechend ist auch sein Werk zu bewerten. In der Heimatsfrage entscheidet sich Goette zugunsten Muchs, Hirts, Kretschmers, Penkas, Kossinnas: „Immer mehr verdichtete sich die Erkenntnis, daß die Urheimat einer Menschenart da gesucht werden muß, wo sie in breitester Masse ansässig gefunden wird; das ist bei den Ariern nur im nödlichen und mittleren Europa der Fall“. Was in Dänemark und Schweden längst geübt wurde: heimische Geschichtsdarstellungen völlig bodenständig zu entwickeln, d. h. auch der vorgeschichtlichen Entwicklung Rechnung zu tragen, das bürgert sich allmählich auch bei uns ein. Statt einer weitschichtigen Besprechung des Werkes, das als eine angenehm lesbare und auf der Höhe der Zeit stehende Darstellung empfohlen sei, will ich nur die im Anhang, S. 351, enthaltene Selbstcharakteristik wiedergeben, da sie anscheinend auch dem Ganzen den Stempel aufdrückt: „In meinen Arbeiten wird der Gedanke hervorgehoben, daß die erzwungene Aufnahme fremden Gutes in vieler Hinsicht hemmend wirken muß, daß in einem gesunden Volkskörper der Widerstand unüberwindlich bleibt und schließlich zur Ausscheidung des nicht Ausgleichbaren führt.“ Von diesem Gesichtspunkte aus bitte ich auch zu lesen, was Goette über germanische Mythologie schreibt, besonders deshalb, weil unmittelbar neben seinem Werke ein Buch Gustav Neckels erschienen ist, „Die Überlieferungen vom Gotte Balder“, dessen Ergebnis — wider Erwarten und Neigung des Verfassers selbst — ist: „Die germanischen Überlieferungen vom Gotte Balder sind Einfuhr aus dem vorderen Orient“. Mein Urteil über dieses Buch muß ich bis zur Behandlung der Mythologie (im 4. Teile) zurückstellen.

Dr. K. Classens Schrift „Über den Ursprung der Germanen. Mit besonderer Berücksichtigung der Polygenese des Menschengeschlechts“, 1920, steht stark unter dem Einflusse Dr. S. Feists. Außerdem scheint sie mir nicht widerspruchsfrei zu sein: S. 41 wird die Bildung germanischen Volkstums und germanischer Sprache zu einer Zeit angesetzt, als zuerst ein ackerbauender und viehzüchtender indogermanischer Volksstamm mit dem Fischer- und Jägervolk der Kjökkenmöddinger zusammentraf. Darnach sollte man annehmen, haben sich die Germanen im Norden gebildet. S. 32 aber wendet sich Classen der Ansicht zu, die die Germanen aus der im Südosten Europas gelegenen Urheimat hervorgehen läßt. Daß als Vertreter dieser Ansicht auch Montelius (1920!) genannt wird, ist ein starker zeitlicher Verstoß.

Auch mit dem größeren Werke Prof. Dr. Michael Haberlandts „Die Völker Europas und Asiens“, 1920, kann ich mich nicht völlig in Einklang setzen. S. 7 scheint die asiatische Herkunft der Indogermanen auszusprechen: „. . . wie zuletzt, aber noch immer im Zeitraum der drei letzten Jahrtausende v. Chr. die indogermanische Völkerwelt in Vorderasien ethnologisch und geschichtlich in die Erscheinung tritt und in Bewegung kommt, um sowohl auf asiatischem Boden, insbesondere aber nach Europa herüber ungeheuer an Ausdehnung zu gewinnen . . .“. S. 64 „hat es schon um 2000 v. Chr. eine Gruppe von indogermanischen Stämmen gegeben, von deren Sprache die nachmaligen germanischen Mundarten die Fortsetzung sind. Im Kreise der indogermanischen Völker hatten die Urgermanen nachbarliche Beziehungen zu den Kelto-Italikern und Lettoslawen“. Darnach muß die Besiedelung Europas durch die Indogermanen ungeheuer rasch vor sich gegangen sein, zumal „die alte gemeinsame germanische Volkskultur eine nordische ist, wie sie eben in den alten, durch lange Zeiträume behaupteten norddeutschen Wohnsitzen der Urgermanen . . . sich gestalten mußte“. Das „ex oriente lux“ feiert hier wieder seine Auferstehung: „Der Osten unseres Gebietes war zu allen Zeiten der gebende, der Westen und Norden der empfangende Teil“. (S. 6.)

Just das Gegenteil kommt in der knappen, aber vorzüglichen Schrift „Söhne des Nordlands. Volk, Land und Geistesleben der Germanen in der Vorgeschichte und im Altertum“ von Dr. Ferdinand Degel, 1920, zum Ausdruck. Das lebensvolle Büchlein ist zu Bamberg als Nr. 1 der „Deutschen Volkshochschule“ erschienen. Hier heißt es wieder „ex septentrione lux!“ Eine andere „Bücherei der Volkshochschule“ gab gleichzeitig der bekannte Verlag Velhagen & Klasing heraus. Dem hier erschienenen Heft 3, „Aus unseres Volkes Werdegang. I. Die vorgeschichtliche Zeit“ von Studienrat Erich Haring kann ich nicht die gleiche Bedeutung beimessen wie der Schrift Degels. Die Heimat der Indogermanen wird an die Grenze Europa-Asien verlegt, von hier aus haben sie erst Europa besiedelt. Die „Fragen zur Selbstprüfung“, die diesen Heften eigen sind, enthalten natürlich viel Anregendes, doch möchte man hier und da den vorangehenden Text etwas anders gestaltet sehen. Aber „hart im Raume stoßen sich die Sachen“. Und so ist denn inzwischen (1923) in der gleichen Schriften-

reihe als Nr. 30 ein auf ganz anderer, bodenständiger Grundlage ruhendes Büchlein erschienen: Das vorgeschichtliche Deutschland von Dr. K. H. Wels, das seine Einstellung schon durch die Hervorhebung der Schriften Kossinnas am Schlusse bekundet. Man vergleiche z. B. S. 64 ff. (Die Indogermanen, als deren Urheimat hier das nördliche Mitteleuropa angesprochen wird) mit der Schrift Harings, um den grundlegenden Unterschied herauszufühlen.

Im September 1920 wurde zu Frankfurt a. M. aus Kreisen der römisch-germanischen Kommission der „Bund für heimische Altertumsforschung" gegründet, dessen Ziele sich ungefähr mit denen Prof. Kossinnas deckten. Kossinnas Vorstoß dagegen (Mannus Bd. 11/12) mußte umso überraschender wirken, als gerade von jener Seite aus, wie auch von der Leitung des röm.-germ. Zentralmuseums in Mainz, im letzten Jahrzehnt wertvolle Arbeiten veröffentlicht waren, denen auch Kossinna seine Anerkennung nicht versagt haben dürfte; ich erinnere an Prof. K. Schumachers Übersichten über vorgeschichtliche Perioden in den Jahresberichten der röm.-germ. Kommission, an desselben (topographisch angelegte) „Materialien zur Besiedelungsgeschichte Deutschlands", 1913, usw. Das letztgenannte Werk geht von den ältesten Zeiten aus und enthält neben zahlreichen Karten, Plänen, Grundrissen usw. gute Literaturangaben, die sich des öfteren auch auf Kossinna und die Mannus-Bibliothek beziehen.

„Die strenge Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt",

möchte man mit Goethe von dem sympathischen Büchlein Hermann Albert Prietzes „Natur und Volkstum", 1920, sagen, das die Forderung erhebt, über „der mechanischen Erfassung der menschlichen Gestalt" nicht zu vergessen, „daß der Körper ein Ausdruck der Seele ist und daß eine wahrhafte Beschreibung des Körperlichen also zugleich auch im gewissen Sinne eine Klarlegung des Geistigen sein muß". S. 15 wird der Leser aufgefordert, den Verfasser „nach dem Lande zu begleiten, das mehr als irgend ein anderes als die Urheimat indogermanischer Stämme betrachtet werden kann, nach Nordalbingien". In einer Anmerkung auf S. 83 wird gesagt, daß Sprachforschung und Untersuchung ursprünglicher Sitten und Sagen keine andere Wahl lassen, als die Indogermanen aus dem Norden Europas abzuleiten. „Im Norden aber gab es 5000 v. Chr. keine günstigere Landschaft zur Entwicklung menschlichen Lebens als den wärmsten Teil der Ostseeküste."

Ein Umschwung gegenüber früher geäußerten Ansichten ist bei Theodor Lindner (s. S. 92) für 1920 festzustellen. Nach dem Berichte

im Mannus, Band 13, steht der 10. Band der „Weltgeschichte in zehn Bänden" (nach dem Tode des Verfassers erschienen) im Zeichen der nordeuropäischen Indogermanenheimat, und seine prähistorischen Auseinandersetzungen stimmen mit Kossinnas Siedelungsarchäologie überein. Dieser 10., das Altertum behandelnde Band ist als Nachtrag erschienen, da das Werk ursprünglich auf neun Bände berechnet war.

In dem verdienstlichen Werke Prof. Dr. Adolf Rapps „Der deutsche Gedanke, seine Entwicklung im politischen und geistigen Leben seit dem 18. Jahrhundert", 1920, wird S. 296 ff. über den Rassen- und Arier-Gedanken in Verbindung mit der Lehre von der nordischen Germanenheimat berichtet. Ich weise auf die ganze Darstellung empfehlend hin und möchte mir als Verfasser eines Buches, das offen für die Selbständigkeit germanischen Wesens eintritt, nur eine Ergänzung — ich könnte deren mehrere geben — erlauben. Das Streben nach reinem Deutschtum habe, so meint Prof. Rapp S. 307, zur Auseinandersetzung mit dem aus der alten Kulturwelt aufgenommenen großen Erbe, mit der Antike und mit dem Christentum, geführt. „Und da drängen sich nun die Radikalen vor und sagen, es sei ein Unglück für unser Volk gewesen, daß es nicht aus eigener Anlage seine Kultur habe entwickeln können, daß in seiner Jugend die Religion und Bildung einer fremden, gealterten Völkerwelt mit überlegener Autorität über uns gekommen sei." Diese „Radikalen" haben aber, was Rapp anscheinend übersehen hat, einen sehr gewichtigen Ahnherrn in Richard Wagner, der sich in „Kunst und Klima", 1850, folgendermaßen aussprach: „Das Erste, was uns beim Hinblick auf die Entwicklung der modernen Nationen in die Augen leuchtet, ist, daß diese Entwicklung nur höchst bedingt unter dem Einflusse der Natur, ganz unbedingt aber unter der verwirrenden, entstellenden Einwirkung einer fremden Zivilisation stattgefunden hat; daß also unsere Kultur und Zivilisation nicht von Unten, aus dem Boden der Natur, gewachsen, sondern von Oben, aus dem Himmel der Pfaffen und dem Corpus juris Justinians eingefüllt worden ist ...[1]). Von vornherein in ihrer Selbstentfaltung verhindert, vermögen wir garnicht zu ermessen, zu welchen Gestaltungen die Ursprünglichkeit und klimatische Eigentümlichkeit jener Nationen sich hätte entwickeln können."

Ein Werk voll Gold und Güte hat uns Prof. Friedrich Kluge

[1]) Man könnte dazu Lagarde stellen: „Kein Versuch mehr, von obenher künstlich zu fabrizieren, was aus der Tiefe in vollster Freiheit wachsen muß!" (1878.) Vgl. auch das Zitat aus R. Goettes Werk.

1920 in seiner „Deutschen Sprachgeschichte. Werden und Wachsen unserer Muttersprache von ihren Anfängen bis zur Gegenwart“ geschenkt. Mit ihr „treten wir mit Andacht und Ehrfurcht an die wechselvollen Schicksale unseres Deutschtums heran und nähren in uns das Feuer der Liebe für das Erbe der Väter, das uns immerdar heilig bleiben soll“. Die Bestimmung der Urheimat umgeht Kluge, aber aus gelegentlichen Bemerkungen geht hervor, daß auch ihm die nordeuropäische Herkunft der Germanen zu Recht besteht. So S. 117: „Die neuere Anthropologie erhebt es zu einem Dogma, daß Norddeutschland und in noch höherem Maße Skandinavien dem blonden Erbtypus der Germanen am treusten geblieben sind“; S. 175: „Die Urheimat der Goten ist wohl Skandinavien gewesen“. Mit Kossinna und seiner Schule (auch K. F. Wolff) befindet sich Kluge in ungefährer Übereinstimmung, wenn er etwa um 8000 (v. Chr.) die erreichbare und erweisbar letzte Stufe der gemeinindogermanischen Grundsprache legt. (S. 30) Dem erstaunlich reichhaltigen und lebendig geschriebenen Buche ist weiteste Verbreitung zu wünschen. Neben dem Werke Kluges will ich aber auch dem älteren (schon 1895 in 1. Auflage erschienenen) Buche von Prof. O. Weise, „Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen“, den Zoll der Dankbarkeit entrichten. Beide Werke sind völlig unabhängig voneinander und eigentlich für jeden guten Deutschen unentbehrlich.

Über Prof. Eduard Nordens „Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania“, 1920, s. das folgende Kapitel.

Einen wesentlichen Schritt über seine früheren Veröffentlichungen hinaus hat Prof. Kossinna 1921 mit der Schrift „Die Indogermanen“ unternommen. Übereinstimmungen sprachlicher und anthropologischer Art machen einen engeren Zusammenhang zwischen den frühen Indogermanen und den frühen Finnen wahrscheinlich. Kossinna läßt beide aus der vor etwa 15 000 Jahren in Norddeutschland auftretenden westeuropäischen Rasse hervorgehen. Diese aus Lang- und Kurzschädeln gemischte Rasse ist für etwa 7000 v. Chr. nachweisbar aus einem bereits 1866 bei Dobbertin in Mecklenburg (etwa in der Mitte zwischen dem Schweriner und dem Müritz-See) gehobenen Funde. Von ihnen löst sich ein Jahrtausend später ein aus Langschädeln bestehender Zweig ab, archäologisch nachgewiesen durch die in den Jahren 1876—1903 in der Kieler Föhrde bei Ellerbek durch Baggerarbeiten ans Tageslicht beförderten Fundstücke. In den „Dobbertin-Leuten“, den Vertretern der „Wohnplatzzivilisation“, sieht Kossinna die Vorfinnen, in den Ellerbek-Leuten, dem aktiven, sich bald ausbreitenden und auch nach Frankreich

(Campigny!) [1]) übergreifenden Elemente, die Vorindogermanen. Archäologischer Unterschied zwischen beiden: die Dobbertiner verarbeiten besonders Knochen und Geweih, die Ellerbeker „werfen ihre ganze Kraft auf die Ausbildung der Technik des Feuersteins, der auch schon von den Dobbertinern reichlich, aber weniger kunstvoll verarbeitet wurde“. Auch tritt hier zuerst die Töpferei auf. Weiter nördlich läßt sich die Ellerbek-Kultur in dem Funde von Ertebölle am Limfjord, im Osten in Südlitauen, Südpolen und Wolhynien (7. Jahrtausend) nachweisen. Hier fügt Kossinna hinzu: „Wenn man annehmen dürfte, daß die Bevölkerung dieser Ostkolonien alsbald weiter südostwärts bis nach Mesopotamien gezogen wäre, so könnte sie den Grundstock der Sumerer abgegeben haben, die nach H. Hein (s. S. 135) mit den Indogermanen in Verwandtschaft stehen.“ Durch Heraushebung dieses Satzes will ich darauf hinweisen, wie viele Zwischenglieder noch fehlen, um den an sich gewiß sehr beachtenswerten Beweisführungen Kossinnas die volle Sicherheit zu geben. Man muß den etwas schmerzdurchhauchten Bericht Johanna Mestorfs über die Ellerbek-Funde lesen [2]) (43. Bericht des Kieler Museums, 1904), um die Überzeugung zu gewinnen, daß noch viele Schätze frühester Vorzeit ungehoben sind. Werden sie durch glückliche Zufälle erschlossen, so wird sich die Möglichkeit bieten, die Kulturen frühester Zeiten mit festeren Linien abzugrenzen. Diesem Hefte Kossinnas sollte ein zweites folgen, das bisher nicht erschienen ist. Meine Überzeugung ist, daß Prof. Kossinna mit der vorliegenden Veröffentlichung noch nicht das letzte Wort über den Ursprung der Indogermanen gesprochen hat, sintemalen m. E. manches der Ausgleichung und schärferen Begründung (z. B. in sprachwissenschaftlicher Beziehung) bedarf, und so sehe ich dem neuen Werke („Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit“), dessen Erscheinen soeben (Ende Oktober 1924) in Aussicht gestellt wird, mit besonderer Spannung entgegen. Die Meisterschaft in der Kenntnis und Behandlung des archäologischen Materials bleibt Kossinna unbestritten.

Vor etwa zwei Jahren fiel in den Buchläden ein Werk auf, dessen

[1]) Hier zeigt sich ein Unterschied gegenüber der Auffassung K. F. Wolffs (s. S. 168), dessen Forschungen Kossinna im übrigen anerkennt.

[2]) „Wir mußten uns begnügen, dankerfüllten Herzens aus den hilfreichen Händen der Baggerer das zu empfangen, was sie in Hast aus dem Schlick ausgesammelt hatten. Das gesamte Material ist in einem Schranke untergebracht. Die Freude an demselben wird gedämpft durch den Gedanken, daß es kaum ein zehntausendstel ist von dem, was noch auf dem Meeresboden ruht und was, ans Licht gefördert, wieder ins Wasser geschüttet worden ist.“

Titelumschlag auf hellem Grunde fünf Ornamente mit Hakenkreuz-Darstellungen aufwies. „Sicher ein urgermanisches Werk“, wird mancher gedacht haben, wenn er nicht schon aus dem Namen des Verfassers (es handelt sich um „Völker, Sprachen, Rassen“ von Felix v. Luschan, 1922) andere Schlüsse zog. „Einbandzeichnung von Menachim Birnbaum“ — das dämpft die Hoffnung auf ein germanisches Erzeugnis. Nach dem Vorwort des (Welt-)Verlages wollte der Verfasser „dem Laien ein Buch vermitteln, das ihn über den ganzen Komplex der Probleme in populärer Form unterrichtet, dabei aber niemand zu Leid und niemand zu Liebe, sondern mit aller nur möglichen Objektivität“. Jawohl, vor lauter Objektivität hat v. Luschan über Germanen und Indogermanen nichts berichtet, sie nur gelegentlich, und dann mit der ablehnenden Geste Max Müllers, gestreift. Die einzigen Abbildungen von Angehörigen der nordischen Rasse sind — zwei Kurden! Im Texte dazu (S. 93) heißt es sehr bezeichnend: „Wo ist nun die wirkliche Heimat der blonden, blauäugigen und langköpfigen Kurden? Doch sicher nirgends anders, als da, wo sonst allein auf der ganzen Welt blonde, blauäugige und langköpfige Menschen zu Hause sind — in Nordeuropa! Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, das arische Problem zu erörtern [1]), und ich fühle mich völlig frei von den teutonischen und pangermanischen Aspirationen eines Gobineau oder Chamberlain — aber ich glaube doch unbedingt an die Existenz eines in sich geschlossenen Typus von Menschen mit langen Köpfen, blauen Augen und hellen Haaren und glaube nicht, daß diese Eigenschaften sich auch außerhalb der europäischen Menschheit noch an einer andern Stelle »zufällig« zusammenfinden konnten“. Nimmt man nun noch die ganz eigentümlichen „Rassen-Wertungen“ am Schlusse des Buches hinzu, so lassen sich aus dem Hakenkreuz-Schmuck auf dem Titelbilde nur zweierlei Schlüsse ziehen: entweder war er auf Täuschung der Leser berechnet, oder er sollte die Aufforderung an die Juden (S. 178) verbildlichen, nun ebenfalls das Hakenkreuz zu tragen „und so der Verwendung eines auch ästhetisch so anmutigen Symbols zu einer kindischen Demonstration die Spitze abzubrechen“.

Ernster zu nehmen ist das fast gleichzeitig erschienene Werk „Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur“ von Prof.

[1]) Das ist natürlich auch viel minderwertiger als jüdische Probleme, über die der Verfasser sich Seiten lang verbreitet. Die ganze Stelle macht den Eindruck, als müsse sich v. Luschan für die Feststellung des nordeuropäischen Typus vor seinem Leserkreise entschuldigen. Welchen Zweck soll sonst wohl der völlig überflüssige Hinweis auf die „Teutonischen Aspirationen“ usw. haben?

Hermann Klaatsch, nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn (2. Aufl. 1922). Die Besprechung dieses Buches muß der Hauptsache nach dem Abschnitt über „Vorgeschichte“ vorbehalten bleiben. In der Indogermanenfrage befriedigt der von Klaatsch (angeblich nach dem Beispiele Huxleys) angenommene „australoide“ Ursprung der Indogermanen ebensowenig wie bei W. Hentschel der ozeanische. S. 139 werden sogar „auffallende Anklänge“ in den australischen Sprachen an indogermanische Worte geboten; es ist sehr zu bezweifeln, ob diese für den australischen Ursprung der Indogermanen beweiskräftig sind. Die Idee einer weitgreifenden Sprachendurchdringung ist durchaus nicht neu. Friedrich Braun macht in der Schrift „Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen“, 1922, auf den Altmeister indogermanischer Sprachwissenschaft F. Bopp aufmerksam, der durch seine Abhandlung „Über die Verwandtschaft der malaiisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen“ (Berliner Akademie, 1840) „auf dem Wege der Sprachvergleichung gar zu einer menschlichen Ursprache durchzudringen hoffte“. Etwa vier Jahrzehnte später hat Abel in mehreren Werken Wurzelverwandtschaften zwischen indogermanischen und semitischen Sprachen festgestellt oder feststellen wollen. Alle diese Gedanken gehen schließlich auf eine vermutete vorgeschichtliche Einheit der europäisch-asiatischen (der „eurasischen“) Menschheit zurück. Braun verwendet im gleichen Sinne das „Urvolkproblem“. Nach ihm gehören Pelasger (die übrigens einmal das X in einer algebraischen Gleichung genannt wurden) [1]), Basken, Etrusker, Räter, Ligurer zu einem einheitlichen Volke, für welches er den „freigewordenen“ Namen Japhetiten [2]) einführt und das wohl mit den „Kas“-Leuten Dr. Wirths so ziemlich übereinstimmen dürfte. „Das nordeuropäische Urvolk“, meint Braun, „muß mit dem südeuropäischen sprach- und stammesverwandt gewesen sein: über das Rätisch-Etruskische schlingt sich das einende Band, auch über das Ligurische, welches ja zweifellos im Südwesten auf das später germanische Gebiet hinübergreift.“ Weiter unten heißt es: „Noch ist alles Hypothese — mehr Ahnen als Wissen.“ Das meinen wir auch. Auf Grund von Grünwedels „Tuska“ war schon vor Braun Dr. O. Hoffmann-Kutschke dem „Urvolkproblem“ entgegengetreten. M. E. muß zunächst die Anthropologie befragt werden, die uns in erster Linie Aufklärung über die Verteilung der europäischen Rassen in vorgeschicht-

[1]) „Die griechische Sprache im Lichte der neuen Forschung“ von Emile Boisacq (Geisteswissenschaften, Nr. 35, 1914).

[2]) Ferdinand Bork hat in einer ablehnenden Besprechung (Mannus, 15. Bd. 1923) dafür scherzweise den Namen „Ismaeliten“ vorgeschlagen.

licher Zeit geben wird, wenn bis jetzt auch das zur Beurteilung vorliegende Material noch nicht überwältigend groß ist. Aus dem jüngst erschienenen Buche von Dr. Walter Scheidt, „Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa", 1924, habe ich nichts herausgelesen, was die Hypothese Brauns stützen könnte. Letzterer erklärt den Weg, den Feist[1]) eingeschlagen, für „den zweifellos richtigen und — einstweilen — einzig möglichen". Damit ist für uns genug gesagt, und es hat keinen Wert, die bereits S. 138 auseinandergesetzten Hypothesen noch einmal zu wiederholen. Sodann ist die Archäologie zu befragen. „Ein Volk, das mächtig genug gewesen wäre, den Germanen zur Zeit der germanischen (ersten) Lautverschiebung seine Sprache aufzuzwingen, müßte sich durch Grabfunde und Stilwanderungen in der Vorgeschichte (und zwar im 2. vorchristl. Jahrtausend) unverkennbar ausgewiesen haben. Ein solches Volk ist nicht bekannt."

So Dr. Hans Günther, der mit seiner „Rassenkunde des deutschen Volkes", 1. Auflage 1922, jetzt bereits in 7. Auflage erschienen — doch wohl ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die überwiegende Mehrheit unserer Gelehrten wie Laien die Theorien Feists und Brauns ablehnen, der anthropologischen Geschichtsauffassung den weitesten Boden erobert hat. Sein Buch gehört zu den anschaulichsten Erscheinungen, die uns das Werden, Wirken, Wandern und auch die Einbußen der nordisch-germanischen Rasse vor Augen führen. Der Verfasser legt den besonderen Ton auf die nordische Prägung, und so liefert sein Werk für die uns so nahestehenden Forschungen der beiden Much, Wilser, Hoops, Kossinna, Schuchhardt und anderer mehr die vollgültigsten Beweise aus der Anthropologie. Die Bezeichnungen „westische" Rasse für die sonst „mediterrane" genannte, und „ostische" Rasse für die sonst „alpine" genannte hat erst Günther eingeführt. Sehr wichtig ist, daß eine Zahl (der überaus reichen!) Abbildungen für Lichtbildervorträge Verwendung finden können; diese werden den Gedanken Günthers den weitesten Widerhall sichern. Aber auch ohne solche Vorträge hat das Buch schon weitgehende Anregungen gegeben, werden doch nach seinen Anleitungen schon in vielen privaten Kreisen anthropologische Messungen vorgenommen. Es ist schlechthin umfassend auf seinem Gebiete, zeitlich wie geographisch; auch die „Aufgaben" für Gegenwart und Zukunft fehlen nicht. Des Verfassers „kategorischer Imperativ" lautet im Anklang

[1]) Noch 1922 hat Dr. Feist in der „Einführung in das Gotische" seiner Ansicht Ausdruck gegeben, der Ausgangspunkt der indogermanischen Sprachbewegung sei eher in Asien zu suchen, an Nordeuropa sei wohl nicht zu denken.

an Kant: „Handle so, daß du die Richtung deines Willens jederzeit als Grundrichtung einer nordrassischen Gesetzgebung denken könntest." Einen kurzen „Abriß der Rassenkunde" gab 1924 Dieter Gerhart in Anlehnung an Günthers Rassenbuch heraus. Eine weitere „Rassenkunde mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Volkes, vor allem der Ostalpenländer" hat Dr. Gustav Kraitschek 1923 zu Wien erscheinen lassen. Sie umfaßt auf kleinerem Raum, als Günther ihn bietet, das gesamte Feld der Rassenwissenschaft, stimmt im übrigen in ihren Ergebnissen mit Günther gut überein.

Günther zur Seite stelle ich gern die Übertragung der naturwissenschaftlichen Anthropologie auf das philosophisch-religiöse Gebiet, die uns Dr. Ludwig Ferdinand Clauß in der „Nordischen Seele. Artung, Prägung, Ausdruck", 1923, geschenkt hat. Auch hier die Überzeugung, daß „indisch, persisch, griechisch, römisch, keltisch, slawisch usw. nichts anderes ist als: nordische Art mit gewandelter innerer Landschaft und also mit gewandeltem Gewirke", d. h. daß jede dieser einzelnen Bezeichnungen — wie schon Günther hervorhob — „ein Name für den Verlauf einer Entnordung" ist. Ein Nachtrag dazu erschien als „Nordische Glaubensgestaltung" 1924 in „Deutschlands Erneuerung" Heft 7 u. 8 (auch gesondert herausgegeben).

Ende 1922 erschien unter dem Titel „Deutsche Urzeit, Grundlagen der germanischen Geschichte" eine Zusammenstellung früherer Arbeiten Willy Pastors vom „Zug vom Norden" (1906) an bis zur „Kunst der Wälder" (1912). Die Gemeinde der Germanenfreunde wird diese Gabe freudig begrüßt haben, und der Verfasser hat — nebenbei bemerkt — damit einen Wunsch erfüllt, den ich selbst einmal in der Besprechung eines seiner Werke ausgedrückt habe. Jetzt liegen alle seine Erkenntnisse auf dem Gebiete germanischer Vorzeit gesammelt vor uns, und über einzelnen Wiederholungen, die die Aneinanderreihung der Stoffe mit sich bringen mußte, wird der Leser den großen Zusammenhang nicht vermissen. Die Selbständigkeit germanisch-deutscher Kultur steht für Pastor im Vordergrunde. „Immer wieder sollen wir erbettelt, entlehnt, ja erstohlen haben, was die da draußen aus eigener Vollkommenheit und unabhängig schufen. Wir haben es uns einreden lassen, so tief, daß wir heute, da ein neuer Völkerbund sich aufgetan hat, um die Gnade winseln, er möchte uns nicht länger als Ausgestoßene betrachten, sondern uns teilhaft werden lassen seiner höheren Sittlichkeit. Diese elende Gesinnung muß ausgerottet werden, und das ist sie, wenn die Lügen, die sie entstehen ließen, vor aller Welt entlarvt sind. Nur ein kleiner Kreis von Gelehrten und von Stillen im Lande weiß heute um die Wahrheit

unserer ältesten Geschichte: sein Besitz muß Allgemeingut werden, ein schlecht belehrtes Volk ist endlich besser zu belehren."[1]) (Vorwort.) Zwei Bemerkungen zu den angereihten Einzel-Aufsätzen: „Atlantis" (S. 394 ff.) möchte ich allen neuzeitlichen Atlantis-Schwärmern empfehlen. Pastor steht auf dem Standpunkte, daß, wenn es schon einmal eine Atlantis gegeben hat, diese eine Kulturprovinz von Nordeuropa, nicht umgekehrt, gewesen ist. Im Anschluß an den Aufsatz „Das heilige Schiff" (S. 423 ff.) hätte ich gern Pastors anschaulichen Bericht über die Funde im Oseberg-Schiffe (Tägl. Rundschau v. 1. Juli 1912) gesehen. Bei einer Neu-Auflage bitte ich diesen nicht zu vergessen; er ist für die Kultur der Wikingerzeit von großer Wichtigkeit.

Dem Pastorschen Buche traten später zur Seite die ebenfalls sehr empfehlenswerten, natürlich systematisch geordneten Darstellungen von Dr. K. H. Wels („Die germanische Vorzeit. Ein Buch von heimischer Art und ihrer Entwicklung", 1923) und Dr. Gustaf Wenz („Die germanische Welt. Einführung in die germanische Altertumskunde und Geisteswelt", 1923). Beide Werke vertreten die Anschauungen Kossinnas und verwandter Forscher. Dem letztgenannten Buche hätte ich einige Abbildungen mehr gewünscht (man kann deren nie genug geben), z. B. das Sonnengefährt von Trundholm, das Runenhorn von Gallehus (das m. E. früher anzusetzen ist als nach 400 n. Chr. [s. S. 141]), den Steven des Osebergschiffes usw.

Beachtenswert ist, daß die Lehre von der nordeuropäischen Herkunft der Germanen auch von anderen Disziplinen anerkannt wird. So schreibt Ewald Banse im Lexikon der Geographie, 1923, unter „Germanen": „Die Ansicht der Neueren, welche Südschweden, die dänischen Inseln und die jütische Halbinsel für die Urheimat halten, stimmt mit den geschichtlichen Ergebnissen weit besser überein, auch mit der Tatsache, daß heute die rassenhaften Kennzeichen der Germanen um so mehr verblassen, je weiter wir uns von dort entfernen." Nach der angegebenen Literatur hat Banse Chamberlain, L. Schmidt, Wilser, O. Hauser und Kossinna benutzt.

---

[1]) Derartige bgrüßenswerte Hinweise auf die Lage in der Gegenwart enthalten eigentlich alle germanistischen Werke, am hinreißendsten ist wohl der Schluß des schönen Buches von Prof. Erich Jung „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit", 1922: „dreiundzwanzig Staaten stehen auf der einen Seite jener Urkunde, die man den Frieden von Versailles nennt; auf der andern steht nur der eine Name — Deutschland. Daß wir nur nicht zu stolz werden, wir Deutsche, wenn wir an diese Urkunde denken. — Sie, die andern, haben alle Macht und alle Güter der Welt: aber sicher nicht den Ehrenpreis dieses gewaltigsten Nibelungenkriegs aller Zeiten; den haben unbestritten wir." Usw. Auf den Inhalt dieses Buches werde ich im 4. Teile zurückkommen.

Fest auf dem Boden nordeuropäischer Germanenheimat steht Hermann Kriegers Buch „Not-Wende. Vom Aufstieg des germanischen Abendlandes", 1923, ein im kräftigen Stile gehaltenes Werk, das auch mit sozialen Schäden (es ist antikapitalistisch gerichtet) und religiösen Verkümmerungen ins Gericht geht. Das Titelbild zeigt Meister Franckes „Anbetung des Christkindes" (1424, Orginial in der Hamburger Kunsthalle). Der erklärende Text (S. 23 f.) erinnert an die astralmythologische Ausdeutung Niemojewskis und Arthur Drews, allerdings auf das germanische Gebiet übertragen. Überhaupt scheinen auch hier noch einmal südlich antike und germanische Anschauung auf der Mensur zu stehen. Niemojewskis Werk („Gott Jesus") war bereits 1910 erschienen, 1921 das ebenfalls astralmythologisch ausgedeutete „Markus-Evangelium" von Arthur Drews. Und während letzterer noch an seinem Werke „Der Sternhimmel in der Dichtung und der Religion der alten Völker und des Christentums" arbeitet (erschien 1923), stürmt plötzlich aus dem nordischen Kulturkreise Otto Sigfried Reuter mit seinem „Das Rätsel der Edda und der arische Urglaube" 2. Bd. ebenfalls 1923, in das gleiche Gebiet hinein, und zwar noch so rechtzeitig, daß Drews in einem Nachtrag das Reutersche Buch als „eine erfreuliche Ergänzung und Bestätigung seiner Ausführung" bezeichnen kann. Drews fährt fort: „Reuter zeigt nämlich in überraschender Weise an der Hand der Edda den Himmels- und Sternglauben der arischen Urbevölkerung auf und zieht u. a. auch die nordischen Felsbilder aus dem zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung zum Beweise dafür heran, daß tatsächlich der Sternhimmel schon in den ältesten Glauben der Germanen hineinspielt." Es läßt sich ja heute schwer bestimmen, welches Aussehen das Werk von Drews erhalten haben würde, wenn vor seiner Niederschrift das Reutersche Werk schon vollständig vorgelegen hätte. Jedenfalls bedeutet das letztere auch auf diesem Gebiete einen Umschwung zugunsten des germanischen Nord-Europas.

Was sonst von 1923 an an bedeutenderen Werken erschienen ist, muß für die im Schlußteile zu behandelnden Gebiete „Vorgeschichte", „Stammeskunde" oder „Rassenkunde" zurückgestellt werden. Einige Titel mögen aber schon hier Erwähnung finden:

F. Adama von Scheltema, „Die altnordische Kunst. Grundprobleme vorhistorischer Kunstentwicklung", 1923.

Die 2. Auflage von Prof. Albrecht Haupts „Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen", 1923 (bereits auf S. 129 kurz gestreift).

Prof. Heinrich Wolf, „Angewandte Kulturgeschichte in Mythus, Sage, Dichtung", 1923, und frühere Werke des gleichen Verfassers.

Prof. Friedrich Kauffmann, „Deutsche Altertumskunde", 2. Band, 1923.

Dr. Ernst Wahle, „Vorgeschichte des deutschen Volkes", 1924, in Verbindung mit verschiedenen Veröffentlichungen der „Mannus-Bibliothek" aus deren Reihe:

Dr. Georg Wilke, „Die Religion der Indogermanen in archäologischer Betrachtung", 1923, hervorgehoben sei.

„Denkmäler der germanischen Frühzeit", herausgegeben von der Römisch-germanischen Kommission. Heft 1: G. Behrens, Denkmäler des Wangionengebietes, 1923.

Lebhaft begrüßt werden dürfte das im Erscheinen begriffene große „Reallexikon der Vorgeschichte", herausgegeben von Prof. Max Ebert. Die 1. Lieferung (A—Altkleinasiatische Sprachen, mit 33 Tafeln!) erschien im Sommer 1924. In seiner äußeren Form lehnt es sich an Prof. Hoops' Reallexikon der german. Altertumskunde an. Des weiteren beginnt ein völkisches Handbuch „Deutsche Politik" zu erscheinen, von dem bisher die 1. Lieferung „Rasse", verfaßt von Dr. Otmar Freiherrn v. Verschuer, vorliegt. Das Heft spricht gute Gedanken aus. Ein Gesamturteil wird man sich natürlich erst nach dem Erscheinen des ganzen Werkes bilden können.

Von Eilert Pastor (Willy Pastors Sohn) erscheint soeben bei Diederichs „Die Entwicklung der deutschen Sprache", das ich durch Mitteilung eines Satzes auf S. 103 empfehlen will: „Wir stehen mitten inne in einer germanischen Renaissance. Alles rein germanische spricht zu uns heute in gewaltiger Sprache, und wir verstehen diese Sprache ... Längst kann uns das Antike nicht mehr so viel sagen wie unser eigenes Altertum: und auf dessen Studium wird bald die höhere Bildung aufbauen ... Wo aber das germanische Altertum wieder lebendig wird, da muß auch das germanische Zusammengehörigkeitsgefühl wieder lebendig werden". Das sind Worte, die wir heute brauchen; es ist herzerfrischend, Vater und Sohn in gleicher Richtung arbeiten zu sehen.

* * *

Im Vorwort (S. 3) erwähnte ich, daß auch einige neuere Erscheinungen aus dem Gebiete der klassischen Philologie zum Einklang mit den Ergebnissen der Germanenforschung streben. Es erscheint angebracht, auch auf diese kurz einzugehen, leider nur „kurz", weil ich hier nicht für Vollständigkeit garantieren kann.

Der S. 157 erwähnte Ausspruch Prof. Oskar Fleischers aus dem Schlusse seiner Abhandlung „Die vorgeschichtliche germanisch-griechische Kulturgemeinschaft" (Mannus XIV, 1922) findet schon eine ungefähre Entsprechung bei Wolfgang Helbig, „Die Italiker in der Poebene", 1879: „Wir dürfen annehmen, daß die Graeco-Italiker nicht reicher, sondern ärmer an Kulturobjekten waren, als die Kelten oder Germanen in den Stadien, über die wir durch Schriftsteller Kunde haben". Vielleicht darf man aus Helbigs Ansicht, daß die älteste Kultur der Griechen und der Italiker einen „mitteleuropäischen Charakter" hatte, den Schluß ziehen, daß auch er der Asien-Hypothese abhold war, doch habe ich Genaues darüber nicht feststellen können.

Mehrfach war hier schon — besonders auf Grund der Untersuchungen Carl Schuchhardts — die Rede von der Übereinstimmung des nordischen mit dem ältesten griechischen Wohnhause. Diese Frage wird wiederum gestreift von Dr. Albert Kiekebusch, „Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch bei Berlin", 1923 (Bd. 1 der Büchereihe „Deutsche Urzeit"). Hier heißt es auf S. 92: Man vermutete den Ursprung des Megarons im Norden, weil man sich mit vollem Rechte den auch der Erwärmung des Hauses dienenden Herd nur in nördlichen Gegenden heimisch denken konnte. Ob die klassischen Archäologen dabei nicht nur an das nördliche Griechenland und die ihm benachbarten Landstriche, sondern sogar an den germanischen Norden gedacht haben, erscheint mir allerdings zweifelhaft". Diese Zweifel verscheucht das (bis jetzt) neueste Werk über griechische Geschichte (Prof. Ulrich Wilcken, Griechische Geschichte im Rahmen der Altertumsgeschichte, 1924), woselbst es S. 17 heißt: „Die Griechen scheinen schon aus ihrer nordischen Urheimat das den Herd umschließende rechteckige Haus mit schmaler Front, und zwar schon mit dem schrägen Giebel mitgebracht zu haben, wie es im nördlichen Europa verbreitet war, diesen Typus, den sie später kunstvoll zum Megaronstil entwickelt haben". Ferner S. 31: „Dieser rechteckige Haustypus, den wir auch in Troja II ausgebildet finden, entspricht den Bedürfnissen des kälteren Nordens, und darum haben auch die Griechen, die ihn wahrscheinlich schon aus dem Norden mitgebracht hatten, trotz aller kretischen Moden unverrückt an ihm festgehalten. Aus demselben Grunde haben die Griechen auch ihre wärmere Tracht beibehalten: während die Kreter nur einer Schurz trugen, haben die Griechen an Chiton festgehalten, ebenso auch die Frauen, die z. B. in den jüngeren Fresken von Tiryns sich dadurch von den koketten Trachten der Kreterinnen deutlich abheben".

Wichtiger erscheinen mir noch einige neuere Werke mythologischen Inhalts, die sich nicht auf mehr oder weniger haltlose Vergleichungen beschränken, sondern vor allem auch die sichtbaren Denkmäler in umfassender Weise zu Rate ziehen. Wenn auch sie das Gebiet der südlichen Antike „für die günstigste Basis für jede nach allgemeineren Zielen trachtende Forschung“ ansehen, so ist ihnen deshalb kein Vorwurf zu machen. Die Antike verfügt nun einmal über die größte Fülle von Denkmälern, von denen sich aber zurücktasten und auch die Verbindung mit der nordisch-germanischen Welt gewinnen läßt. Da werden dann auch die zeitlich so weit zurückliegenden skandinavischen Felsenbilder mit Erfolg zur Erklärung herangezogen. — Ein Kapitel für sich bildet der Herakles-Mythos in seiner indogermanischen Verzweigung. Man mag der geschichtlichen Entwicklung der Herakles-Mythen an der Hand der Darstellung von Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff (Bd. 1 von „Euripides-Herakles“, 2. Bearbeitung, 1895) mit Spannung und Hingabe folgen und wird doch Bernhard Schweitzer („Herakles, Aufsätze zur griechischen Religions- und Sagengeschichte“, 1922) Recht geben, wenn er in der Vermutung Wilamowitz', die Heraklessage sei in den Bergen Makedoniens entstanden, ein „verschleierndes Bild für das deutliche Nichtwissen“ erkennt. Nun liegt allerdings die Ausgabe des Herakles des Euripides bereits dreißig Jahre zurück und ist vielleicht nicht mehr maßgebend für den Standpunkt, den v. Wilamowitz heute einnimmt. „Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt“, meinte Nietzsche einmal, und dem Sinne dieses Verses haben noch alle großen Forscher unbewußt entsprochen. „Durch die älteste Heraklessage weht ja überhaupt wie durch das ganze Dorertum der Hauch einer nördlicheren Heimat, als es die Balkanhalbinsel ist“, meint Schweitzer; und unmittelbar vorher: „Es ist somit kein Zufall, daß sich in der Abgeschlossenheit der Berge Westschottlands, in der Grafschaft Argyllshire, die auffälligste Parallele zur frühesten Heraklessage, dem Augiaszyklus, in gälischer Sprache erhalten hat. Dort sitzen noch heute umgeben von anderen Nationen Kelten mit rein arischen Rasseneigentümlichkeiten und eigener Überlieferung.“ Leider verbietet der Raum, näher auf das reichhaltige Buch Schweitzers einzugehen, aber die wundervollen Schlußsätze desselben sollen hier doch Platz finden: „Unzählige Fäden verknüpfen noch die dorische Sage, die am letzten von allen griechischen Mythen vom Norden eingewandert ist, und ihren Helden Herakles mit der nordischen Seele, der Not ihrer Einsamkeit und ihrem Gottsuchertum. Er bleibt ein kostbares Unterpfand für die innerliche Verwandtschaft des germanischen mit dem hellenischen Geiste und für das unstillbare Sehnen, nach jenem

Glück zu suchen, das nur einmal ein kleines Volk verwandten Blutes gefunden hat.“

Nicht minder interessant ist die Wendung, die wir in den mythologischen Werken Prof. Hermann Günterts zugunsten des Nord-Indogermanischen beobachten können. Es liegen von Güntert — soweit mir bekannt — drei Werke vor: „Kalypso. Bedeutungsgeschichtliche Untersuchungen auf dem Gebiete der indogerm. Sprachen.“ 1919, „Von der Sprache der Götter und Geister. Bedeutungsgeschichtliche Untersuchungen zur homerischen und eddischen Göttersprache,“ 1921, und „Der arische Weltkönig und Heiland. Bedeutungsgeschichtliche Untersuchungen zur indoiranischen Religionsgeschichte und Altertumskunde“, 1923. In der Kalypso gab Güntert die Losung aus, anstatt über die Urheimat der Indogermanen zu disputieren „und dabei mit der Stange im Urnebel herumzutasten, vielmehr erhöhte Aufmerksamkeit auf sprachliche und kulturelle Beziehungen zu nicht-indogermanischen Völkern zu lenken, von denen angenommen werden kann, daß sie einst Nachbarn der Indogermanen gewesen sind. Von solchen präindogermanischen Beziehungen dürften neben den Einflüssen der semitischen Kulturzentren im Zweistromland in erster Linie Berührungen zwischen indogermanischen und finnisch-ugrisch-uralischen, wohl auch turko-tatarischen Sprachen in Betracht kommen ....“ Dieses Bild hat sich in dem letzten Werke Günterts völlig verwandelt und zugunsten des reinen Indogermanentums verschoben. So heißt es hier schon im Vorwort: „Ähnlichkeiten mancherlei Art in nicht-indogermanischen Kulturen, in babylonischer, ägyptischer und chinesischer Religion, die sich gelegentlich geradezu aufdrängen, wurden ausgeschlossen. Solange Entlehnungen nicht wirklich bis ins einzelne nachgewiesen sind, kann es meiner Ansicht nach so voreiligen Gleichsetzungen einer Untersuchung nur förderlich sein, wenn sie sich hier eine scharfe Grenze zieht.“[1]) Die Gründe für diesen Umschwung liegen m. E. darin, daß Güntert in der Zwischenzeit mit gesicherten Ergebnissen der germanischen Prähistorie zusammengetroffen ist, daß er besonders auch die Arbeiten über die Felsenbilder Skandinaviens von Prof. Schneider und Angehörigen der Kossinna-Schule kennen gelernt hat. Ob schon der 1. Teil von O. S. Reuters „Rätsel der Edda“ mitgewirkt hat, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls darf als ein schönes Ergebnis gebucht werden, was Güntert S. 165 schreibt: „In vorgeschichtlicher Zeit saßen zusammenhängende indogermanische Stämme die keineswegs die Fühlung miteinander

[1]) Wer die „entlehnungsbedürftige“ Wissenschaft, besonders auch auf mythologischem Gebiete, kennt, wird mit mir dieses Bekenntnis freudig begrüßen.

verloren hatten, in einem einheitlichen Gebiet, das von Schweden über Deutschland, Südrußland, dem Kaukasusgebiet bis nach Iran und dem Panjab reichte. Die dem vedischen Varuna-Savitar zugrunde liegende Vorstellung von einem Weltkönig und Weltmagier scheint mir aus diesem Gebiet durch literarische und prähistorische Zeugnisse nachgewiesen". Die prähistorischen Zeugnisse beziehen sich auf Bronzefiguren aus dem Kaukasusgebiet, den „Gott mit den großen Händen" darstellend, und gleichartige Zeichnungen auf schwedischen Felsbildern. Weiterhin (S. 341) heißt es noch einmal: „Unsere Untersuchungen lehren uns immer wieder, daß in (für uns) vorhistorischer Zeit ein engerer Zusammenhang zwischen Germanen, Thrako-Skythen (Phryger, Hethiter) und den arischen (d. h. indoiranischen) Stämmen bestanden haben muß: So erklärt es sich, daß wir die in Frage kommenden religiösen Vorstellungen zwar »voreinzelsprachlich« nennen können, ohne sie damit als gemeinsam indogermanisch anzusehen. In dieser Zeit kann auch das babylonische Zwölfersystem die idg. Zehnerrechnung beeinflußt haben. Es leuchtet ein, daß dies Resultat von grundlegender Wichtigkeit für die vergleichende idg. Mythenforschung ist, selbst für die Frage der Urheimat scheint es mir nicht gleichgültig". Leider erfahren wir nichts Genaueres über die Urheimat, aber wir haben auch so alle Ursache, uns dieses Ergebnisses zu freuen. Die Beeinflussung der Arier durch den babylonischen Kulturkreis, den Güntert hier für die Zahlenrechnung zugibt, lehnt er auf religiösem Gebiete ab, dafür seien Arier und Semiten zu scharf getrennte Rassen. Ich empfehle die prachtvollen Ausführungen auf S. 174 ff. zu lesen. Die Linie der Entwicklung, deren Endglied einstweilen Günterts Werk ist, scheint über L. v. Schroeders „Arische Religion" zu gehen, weniger über Oldenbergs Veda-Buch, das ja aus dem großen Zusammenhang nur ein Gebiet herausholt, aber auch noch nicht völlig über das Herakles-Buch Schweitzers, der nach meinem Gefühle dem Wirken nordisch-germanischen Lebens noch unbefangener gegenübersteht. Noch immer gehen (bei Güntert) die Strahlen aus der südlichen und indoiranischen Welt nach dem germanischen Norden hin, aber: so mißlich es auch sein mag, einen Wechsel auf die Zukunft zu ziehen, ich glaube doch, gerade bei Güntert Spuren zu finden, die zu einem Ausgleich zugunsten der nordisch-germanischen Welt führen können. Dieser nach meiner Auffassung richtige Ausgleich (oder „Synthese", wie man zu sagen pflegt) ist erst Otto Sigfrid Reuter mit seinem „Rätsel der Edda" geglückt. Er hat auf dem Gebiete germanischer und allgemein-arischer Weltanschauung den Standpunkt eingenommen und durchgefochten, den vor Jahrzehnten Clement, Wilh.

Lindenschmit und andere für das rein geschichtliche Gebiet vertreten haben, nämlich: die Entwicklung von heimischer Erde aus zu gestalten.

Freilich: die Berechtigung dieses Standpunktes ist nur dann gesichert, wenn alle anderen Einzelgebiete sich ebenfalls für ihn erklären. Einigkeit in der Heimatsfrage ist bis jetzt nur für die Germanen erzielt worden: ihre Urheimat an der Ostsee wird heute von keiner ernsthaft in Frage kommenden Seite mehr bestritten. Auch für die Indogermanen neigt heute die Mehrheit dem europäischen Norden zu, aber — wenn auch an Europa im allgemeinen kaum noch gezweifelt wird — die absolute Einstimmigkeit fehlt noch. Und dies: die Einmütigkeit über den Ausgangspunkt der indogermanischen Bewegung bildet auch den Angelpunkt für die Beurteilung der großen Kulturfragen. Es wäre also nicht völlig angebracht, schon jetzt mit Faust zu sagen:

„Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!"

Aber die Hoffnung ist da, daß wir dies noch einmal werden sagen können. Und in dieser freudigen Hoffnung wollen wir weiterarbeiten, bis wir die letzten Gründe, soweit dies Menschenkraft vermag, entschleiert haben.

* * *

Dieses Kapitel will ich nicht schließen, ohne einem Werke, das in den letzten Jahren mit Recht das größte Aufsehen erregt hat, einige Betrachtungen zu widmen. Ich meine Oswald Spenglers Untergang des Abendlandes. Bei aller Bewunderung des weiten Gesichtskreises des Verfassers und manch kühner Gedankenverknüpfungen wird unser Standpunkt doch im großen Ganzen ablehnend sein. Rein objektiv hat Spengler recht, wenn er die „geradlinige Geschichtsauffassung", die die ganze Geschichte willkürlich in die drei Abschnitte „Altertum, Mittelalter, Neuzeit" einteilt, bekämpft, weil sie ja nur unter dem Gesichtspunkte der abendländischen Kultur entstanden ist. Eine „kosmische" Einstellung würde die gesamte „Welt"-Geschichte zu berücksichtigen haben. Es ist auch nicht unmöglich, daß angesichts der Erweiterung des geschichtlichen Bildes — selbst in Europa — dieses Schema einmal zugunsten eines weiter gefaßten aufgegeben wird. Aber einen direkten Vorwurf wird man nicht daraus herleiten können, wenn wir unser Vaterland und unsern Erdteil in den Mittelpunkt unserer Geschichtsdarstellung rücken und die übrige „Welt"-Geschichte nur soweit berücksichtigen als sie mit uns in Beziehung getreten ist, haben uns doch unsere Untersuchungen gezeigt, wie schwierig es ist, die Geschichte unserer

eigenen Entwicklung klar und unzweideutig herauszuarbeiten, wie dieses Bild immer wieder verändert und nicht selten auch getrübt worden ist. Und hier völlige Aufklärung zu schaffen, ist doch wohl unsere erste Aufgabe.

Spenglers Einteilung der Menschheit in bestimmte, abgesonderte, sich in nichts beeinflussende Kulturkreise wird man schon deshalb mit Bedenken aufnehmen, weil bei seiner Auffassung der verbindende Rassengedanke völlig in die Brüche geht. Das zeigt sich z. B. schon in der Beurteilung der antiken griechischen Kultur, die uns nach Spengler „unermeßlich fremd und fern ist, fremder vielleicht als die mexikanischen Götter und die indische Architektur". Man hat bei solchen Sätzen — und sie türmen sich! man lese z. B. seine Auseinandersetzungen über Rassen, Nationen usw. — das Gefühl, als stände ihr Verfasser losgelöst von aller zeitgenössischen Wissenschaft da, als treibe er Sport mit allerlei seltsamen Antithesen [1]).

Einmal hat es den Anschein, als würde Spengler doch auch dem nordeuropäischen Boden in unserem Sinne gerecht: „Der Hang zum Unendlichen schlummerte tief in der nordischen Landschaft, lange bevor der erste Christ sie betrat; und als die faustische Seele erwachte, schuf sie altgermanisches Heidentum und morgenländisches Christentum gleichmäßig im Sinne ihres Ursymbols um, gerade damals, als aus den flüchtigen Völkergebilden der Goten, Franken, Langobarden, Sachsen die physiognomisch streng charakterisierten Einheiten der deutschen, französischen, englischen, italienischen Nation hervorgingen." Aber auch diese Darstellung bleibt „Relief", wir vermissen in ihr durchaus die zeitliche Vertiefung.

Gegen die Auffassung, daß Kulturen erblühen und allmählich wieder absterben, wird man objektiv nichts einwenden können. Es fragt sich nur, ob alle Kulturen nach einem Schema beurteilt werden dürfen, und ob der Ablauf einer Kultur wie der abendländischen sich irgendwie vorausbestimmen läßt. Eine „mathematisch" anmutende Lösung dieser Frage wird allseitig auf berechtigten Widerstand stoßen.

Verhängnisvoll war das selbstverständlich ungewollte Zusammentreffen der Niedergangsprophezeiung mit der Lage des deutschen Volkes nach dem verlorenen Kriege — diesem Zusammentreffen verdankt das

[1]) Zur Beurteilung des Spenglerschen Werkes empfehle ich: Prof. August Messer, Oswald Spengler als Philosoph, Stuttgart 1922, und Bruno Golz, Faustisch und deutsch, Hamburg 1922. Eine gute Einführung in die „Philosophie der Geschichte" ist das zweiteilige Werk von Prof. Hermann Schneider, Breslau 1923.

Werk auch wohl den weiten Widerhall —; doppelt verhängnisvoll wegen der nicht zu unterschätzenden Wirkung des bloßen Gedankens oder der Worte, wie dies schon unzählige Weise von Theophrastos Eresios bis zur Gegenwart betont haben. („Wie groß die Macht der Worte ist, wird selten recht bedacht" — Hebbel.) Und wie der (begründete) Optimismus das Leben fördern und steigern kann, so kann der Pessimismus, wenn er nicht rechtzeitig in die Schranken gewiesen wird, zu einer lebenvernichtenden Kraft werden.

Verstärkt wird der Eindruck des Spenglerschen Buches durch die Beobachtung, wie die Verlockungen des „modernen Lebens" eine große Schicht, nicht selten auch an sich rassisch wertvoller Elemente, in rasendem Taumel dem Untergange entgegenzutreiben scheinen. Der Vergleich unserer Zeit mit der des sinkenden Römerreiches — und bekanntlich verdankte Spengler den Titel seines Werkes gerade dem wenig germanenfreundlichen Werke Otto Seecks — liegt in der Tat nahe; es ließen sich wohl Bände darüber schreiben.

Zudem zeugen die seit einem Vierteljahrhundert emporwachsenden Erneuerungsbestrebungen bei uns dafür, daß wir uns stark von einem Leben entfernt haben, dessen wir uns in früheren Zeiten erfreuen durften und das der Gesundheit und der Erhaltung der Rasse zweifellos förderlicher war. Aber gerade in diesen Erneuerungsbestrebungen, im Verein mit dem wieder machtvoll emporblühenden nationalen Gedanken, liegt zugleich die Zurückbesinnung auf unser eigentliches Wesen beschlossen, die bewußte Rückkehr zu den Quellen unserer nationalen Kraft. Diese Kraft wird in uns wachsen und uns die Wirkungen des Spenglerschen Buches überwinden helfen; sie wird auch — so hoffen wir — uns aus der schwersten Zeit, die Deutschland erleben mußte, wieder herausführen — dem Lichte entgegen. Und gerade in diesem Sinne möchte ich Spenglers kleinere Schriften: „Neubau des deutschen Reiches" und „Politische Pflichten der deutschen Jugend" (beide 1924 erschienen) weitgehender Beachtung empfehlen.

eigenen Entwicklung klar und unzweideutig herauszuarbeiten, wie dieses Bild immer wieder verändert und nicht selten auch getrübt worden ist. Und hier völlige Aufklärung zu schaffen, ist doch wohl unsere erste Aufgabe.

Spenglers Einteilung der Menschheit in bestimmte, abgesonderte, sich in nichts beeinflussende Kulturkreise wird man schon deshalb mit Bedenken aufnehmen, weil bei seiner Auffassung der verbindende Rassengedanke völlig in die Brüche geht. Das zeigt sich z. B. schon in der Beurteilung der antiken griechischen Kultur, die uns nach Spengler „unermeßlich fremd und fern ist, fremder vielleicht als die mexikanischen Götter und die indische Architektur". Man hat bei solchen Sätzen — und sie türmen sich! man lese z. B. seine Auseinandersetzungen über Rassen, Nationen usw. — das Gefühl, als stände ihr Verfasser losgelöst von aller zeitgenössischen Wissenschaft da, als treibe er Sport mit allerlei seltsamen Antithesen [1]).

Einmal hat es den Anschein, als würde Spengler doch auch dem nordeuropäischen Boden in unserem Sinne gerecht: „Der Hang zum Unendlichen schlummerte tief in der nordischen Landschaft, lange bevor der erste Christ sie betrat; und als die faustische Seele erwachte, schuf sie altgermanisches Heidentum und morgenländisches Christentum gleichmäßig im Sinne ihres Ursymbols um, gerade damals, als aus den flüchtigen Völkergebilden der Goten, Franken, Langobarden, Sachsen die physiognomisch streng charakterisierten Einheiten der deutschen, französischen, englischen, italienischen Nation hervorgingen." Aber auch diese Darstellung bleibt „Relief", wir vermissen in ihr durchaus die zeitliche Vertiefung.

Gegen die Auffassung, daß Kulturen erblühen und allmählich wieder absterben, wird man objektiv nichts einwenden können. Es fragt sich nur, ob alle Kulturen nach einem Schema beurteilt werden dürfen, und ob der Ablauf einer Kultur wie der abendländischen sich irgendwie vorausbestimmen läßt. Eine „mathematisch" anmutende Lösung dieser Frage wird allseitig auf berechtigten Widerstand stoßen.

Verhängnisvoll war das selbstverständlich ungewollte Zusammentreffen der Niedergangsprophezeiung mit der Lage des deutschen Volkes nach dem verlorenen Kriege — diesem Zusammentreffen verdankt das

[1]) Zur Beurteilung des Spenglerschen Werkes empfehle ich: Prof. August Messer, Oswald Spengler als Philosoph, Stuttgart 1922, und Bruno Golz, Faustisch und deutsch, Hamburg 1922. Eine gute Einführung in die „Philosophie der Geschichte" ist das zweiteilige Werk von Prof. Hermann Schneider, Breslau 1923.

Werk auch wohl den weiten Widerhall —; doppelt verhängnisvoll wegen der nicht zu unterschätzenden Wirkung des bloßen Gedankens oder der Worte, wie dies schon unzählige Weise von Theophrastos Eresios bis zur Gegenwart betont haben. („Wie groß die Macht der Worte ist, wird selten recht bedacht" — Hebbel.) Und wie der (begründete) Optimismus das Leben fördern und steigern kann, so kann der Pessimismus, wenn er nicht rechtzeitig in die Schranken gewiesen wird, zu einer lebenvernichtenden Kraft werden.

Verstärkt wird der Eindruck des Spenglerschen Buches durch die Beobachtung, wie die Verlockungen des „modernen Lebens" eine große Schicht, nicht selten auch an sich rassisch wertvoller Elemente, in rasendem Taumel dem Untergange entgegenzutreiben scheinen. Der Vergleich unserer Zeit mit der des sinkenden Römerreiches — und bekanntlich verdankte Spengler den Titel seines Werkes gerade dem wenig germanenfreundlichen Werke Otto Seecks — liegt in der Tat nahe; es ließen sich wohl Bände darüber schreiben.

Zudem zeugen die seit einem Vierteljahrhundert emporwachsenden Erneuerungsbestrebungen bei uns dafür, daß wir uns stark von einem Leben entfernt haben, dessen wir uns in früheren Zeiten erfreuen durften und das der Gesundheit und der Erhaltung der Rasse zweifellos förderlicher war. Aber gerade in diesen Erneuerungsbestrebungen, im Verein mit dem wieder machtvoll emporblühenden nationalen Gedanken, liegt zugleich die Zurückbesinnung auf unser eigentliches Wesen beschlossen, die bewußte Rückkehr zu den Quellen unserer nationalen Kraft. Diese Kraft wird in uns wachsen und uns die Wirkungen des Spenglerschen Buches überwinden helfen; sie wird auch — so hoffen wir — uns aus der schwersten Zeit, die Deutschland erleben mußte, wieder herausführen — dem Lichte entgegen. Und gerade in diesem Sinne möchte ich Spenglers kleinere Schriften: „Neubau des deutschen Reiches" und „Politische Pflichten der deutschen Jugend" (beide 1924 erschienen) weitgehender Beachtung empfehlen.

---

4. Die Germania des Tacitus und ihre Stellung innerhalb des antiken Schrifttums.

Wer frischen Mutes und noch unbelastet und unbeeinflußt durch den hundertstimmigen Chor der Kritiker und Analytiker sich der germanischen Altertumskunde hingibt, erkennt in der Germania des Tacitus das für unsere Frühzeit wertvollste literarische Denkmal aus dem Altertum, eine „Kunde, der kein anderes Volk auf dem Erdenrunde etwas Ähnliches an die Seite zu stellen hat". Jeder ernster Strebende erlebt in sich selbst den ganzen Entwicklungsgang der Wissenschaft, der er sich widmet, und so wie ihm in der Germania die wunderbare „Morgenröte" urferner Zeit entgegenleuchtet, so hat dieses Schriftchen auch schon, wie wir am Beginn des 1. Teiles sehen, unsere ersten Germanisten derart entzückt, daß sie ihm den Rang eines „aureus libellus", eines goldenen Büchleins, einräumten. Mit der Vermehrung der „Vergleichsobjekte" mehrten sich auch die Kommentare, zu denen überdies die oft lakonische Kürze in der Darstellung und der offenbare Mangel an sinnfälliger Deutlichkeit an verschiedenen Stellen Veranlassung gaben. So wurde z. B. der berühmte Namenssatz im 2. Kapitel so oft und so verschiedenartig ausgelegt, daß schon vor mehr als zwei Jahrhunderten ihn Leibniz als „locus vexatissimus", zu deutsch etwa „eine arg mißhandelte Stelle" bezeichnen konnte.

Dann wurden Widersprüche in der Schrift selbst, dann wieder Abweichungen von der Auffassung in den übrigen Werken des Tacitus und derjenigen in Cäsars „Gallischem Kriege" offenbar; Beobachtungen, die die Frage wecken mußten, in wie weit den Darstellungen des Tacitus überhaupt Glauben geschenkt werden dürfe. Und so nähern wir uns allmählich dem entgegengesetzten Pole: einer äußerst geringen Einschätzung der Germania, die schließlich auch zum Zweifel an der Echtheit und an der Verfasserschaft des Tacitus führte.

Es hieße der Wissenschaft Unrecht tun, wollte man etwa behaupten, sie pendelte zwischen den beiden hier gezeichneten Extremen hin und her. Nein, sie schwankt ganz sicher nicht, sondern verfolgt eine gerade Linie, die von Erkenntnis zu Erkenntnis führt. Den antiken Schriftstellern gegenüber besteht ihre erste Aufgabe zunächst wohl in der Textkritik, der sich in neuerer Zeit die Stilkritik angeschlossen hat. Um deutlicher zu werden: ich verstehe hier unter Textkritik nicht nur die Wiederherstellung des reinen Textes, die allerdings erstes Erfordernis ist, sondern auch die Untersuchung, in wie weit der Text mit geschichtlichen Erkenntnissen und stofflichen (materiellen) Befunden harmoniert. Stilkritik eröffnet neue Wege für die Frage, welche Meister der Form dem betreffenden Schriftsteller vielleicht den Griffel geführt haben mögen; und durch diese Frage leuchtet die andere hindurch: in wie weit spiegelt seine Darstellung die Auffassungen der übrigen literarischen Welt wider?

Wir wollen von einem Buche ausgehen -- im 2. Teile auf S. 137 findet es sich flüchtig erwähnt —, das sich als bloße Verneinung der taciteischen Germania darstellt („Wanderung in das germanische Altertum" von Heinrich Künßberg, 1861) und von ihm aus die Fäden verfolgen, die zu der heutigen stilkritischen Methode führen. Wenn wir auch in den Zweifeln nicht so weit gehen wie der Verfasser jenes Buches, so scheint es uns doch als Ausgangspunkt deshalb am geeignetsten zu sein, weil es im Keime schon alle jene Fragen enthält, die in der Gegenwart dank den Arbeiten Karl Trüdingers und Eduard Nordens die Germania-Forschung im tiefsten bewegen. Dabei wollen wir schon jetzt die Hoffnung nicht unterdrücken, daß es uns gelingen möge, den Einklang mit Tacitus -- vielleicht in einer höheren Form — wiederherzustellen. Künßberg eignet sich besser zur Einführung in unser Thema als sein Vorgänger Chr. Keferstein (Ansichten über die keltischen Altertümer, Bd. III, 1851), auf den Carl Techet a. a. O. mit der Bemerkung aufmerksam macht, daß seine Angaben über die Frage der Überlieferung bis heute (1913) keine wesentliche Korrektur erfahren zu haben scheinen. Keine der überlieferten Germania-Handschriften reiche über die Mitte des 15. Jahrh. hinaus. Diese Frage dürfte jedoch bereits durch Müllenhoff (Deutsche Altertumskunde, Bd. 4) hinreichend geklärt sein. Nach Kefersteins Meinung war die Germania ein untergeschobenes Werk des 15. Jahrh.; seine Annahme aber, daß er damit eine noch von niemanden aufgestellte Ansicht ausgesprochen habe, traf nicht zu; ihm war schon Graf v. Wackerbarth in einem Zusatze zur „Geschichte der großen Teutonen", 1821, mit genau derselben Ansicht vorangegangen. Dabei zitiert der letztere

auf S. 158 aus der Germania! Im Gegensatze zu diesen beiden ist Künßberg der Ansicht, daß Tacitus wirklich eine Schrift über Germanen geschrieben habe „und daß in der vorhandenen Broschüre sich viele Stellen aus dieser Schrift befinden, welche jedoch von einem anderen verballhornt worden ist". Techet, der sich in mancher Hinsicht nicht gut unterrichtet zeigt, verweist auf Gobineau, der die Berichte des Tacitus von der germanischen Zivilisation als gefälscht bezeichnet habe, hat aber die Anmerkung von Prof. Schemann (Bd. IV, S. 375) übersehen, daß gerade diese Stelle (es handelt sich um „literarum secreta . . ." aus Kap. 19) von Gobineau mißverstanden worden ist.

Wie nahe sich ältere und neuere Forschung berühren — wenngleich nicht verkannt werden darf, daß jene nach der völligen methodischen Durcharbeitung ermangelte — möge man aus einigen dem Künßbergschen Buche (S. 74 ff.) entnommenen Sätzen erkennen. Die von Cäsar, Strabo, Seneca und Tacitus „mitgeteilten Züge von germanischer Barbarei würden sich in Produkten der älteren griechischen Literatur als Gebrauch eines der östlicheren oder südlichen Barbarenvölker aufzeigen lassen, wenn diese Literatur uns minder unvollständig erhalten wäre. Einen nicht zu verkennenden Beleg für die Übertragung solcher Züge liefert Justin, sofern bei ihm, oder vielmehr bei Trogus Pompejus, dessen Geschichtswerk jener exzerpierte, das — ohne Zweifel aus griechischer Quelle geschöpfte — Urbild derjenigen Zeichnung zu finden ist, wodurch die Germania und schon Cäsars Schrift über den gallischen Krieg die anregende Tätigkeit der Frauen in Schlachten darstellt. Das ungleich drastischere Urbild bezieht sich auf einen Kampf der Perser unter Cyrus gegen die Meder. Und ebenso scheint Herodot das Muster geliefert zu haben für Cäsars Angabe von den Göttern der Germanen, für Strabos Darstellung der Lebensweise der Sueven und das Vorgehen der Germanen bezüglich der Beratung über Staatsangelegenheiten erst im trunkenen und dann im nüchternen Zustande[1]). — So wie die Germanenschilderungen moderner Schriftsteller gewöhnlich ein Cento aus Cäsar und Tacitus, so sind diese Schilderungen bei römischen und griechischen Autoren wieder ihrerseits gewöhnlich aus

[1]) In dieser Beleuchtung erhalten Dr. Wilsers Worte bei der Schilderung persischer Gebräuche nach Herodots Angaben: „Wenn man solches liest, glaubt man die Germania vor sich zu haben" einen besonderen, von ihrem Verfasser allerdings wohl nicht beabsichtigten Sinn. Auf die Herodot-Stelle komme ich später noch einmal zurück.

älteren, die verschiedensten Barbarenvölker betreffenden Sagen zusammengestoppelt.

Auf S. 121 werden dann einige wörtliche Übereinstimmungen älterer Autoren mit der Germania wiedergegeben, von denen allerdings eine ausscheiden muß (Germania, Kap. 37: (Germani) proximis temporibus triumphati magis quam victi sunt, und Florus 4, 12: Germani victi magis quam domiti erant), weil Florus doch zweifellos erst nach Tacitus geschrieben hat. Von den a. gl. O. zusammengestellten Widersprüchen in der Überlieferung scheint mir — und zwar bei Tacitus selbst — am wichtigsten die Schilderung der Chauken in den Annalen (13, 55) und in der Germania, Kap. 35, zu sein. Dort wird berichtet, daß die Chauken die Ampsivarier vertrieben und heimatlos gemacht hätten; hier sind sie „das edelste Volk, das seine Größe lieber durch Gerechtigkeit behauptet, und, fern von Habsucht und unbezähmter Begierde, ruhig und für sich lebt und niemand zum Kriege auffordert". Müllenhoff (D. A. IV) versucht die Schwierigkeit zu überbrücken, indem er meint, es könnten ja die Ampsivarier die Angreifer gewesen sein; andererseits beruht die etwas stark aufgetragene Lobpreisung der Chauken vielleicht „auf dem Kontrast, den Tacitus zwischen ihnen und den im folgenden Kapitel behandelten Cheruskern wirksam hervortreten lassen will". Damit würde allerdings die Kunst des Stils über geschichtliche Treue gesiegt haben.

Obgleich Tacitus in der Germania unseren Vorfahren sehr viel Lob spendet, glaubt Künßberg doch in der Schilderung germanischer Lebensweise einen Abstieg gegenüber Cäsars Mitteilungen feststellen zu können. Die Geschichte des germanischen Altertums pflegt indessen „aus den Abfällen der römischen Geschichte konstruiert zu werden", und da die antiken Geschichtschreiber in sehr einseitiger Weise den Akzent auf das „Barbarentum" der Germanen legten, so bleibt uns auch nach Künßberg nichts anderes übrig, als unsere früheste Geschichte auf eigenem Boden aufzubauen. Der sich aus beiden Richtungen ergebende Widerspruch trägt schon seit bald einem Jahrhundert einen unverkennbaren Riß in unsere Wissenschaft: auf der einen Seite stehen die Forscher, die in der Tradition griechisch-römischer Literatur befangen sind (wir mögen sie die romanistische Richtung nennen), auf der anderen (im wahren Sinne germanistischen) diejenigen, die unsere Frühgeschichte von heimischer Scholle aus unter Zuhilfenahme der Anthropologie und Prähistorie zu entwickeln suchen. Es ist nicht immer gesagt, daß ein „Germanist" — im landläufigen Sinne des Wortes — Verfechter einer germanischen Anschauungsweise ist, wie es umgekehrt vorkommen kann, daß ein

„Romanist“ germanisch empfindet. Mit der Betonung des Germanischen wollen wir nicht etwa den geschichtlichen Verlauf zu unseren Gunsten umbiegen, sondern nur richtig stellen, was besonders die römische Schriftstellerwelt an dem Bilde Germaniens verschandelt hat. Die bereits vor vier Jahrhunderten ausgesprochene Klage (*Heinrich Bebel* — *Wilibald Pirkheimer*, s. Teil 1, S. 19) dringt heute wieder vernehmlich an unser Ohr. Zudem zwingen uns heute zu dem schon aus rein nationalen Gründen gebotenen germanischen Standpunkte die politischen Verhältnisse, die eigentlich nur dem Grade nach von den vor zweitausend Jahren herrschenden verschieden sind. Auf die Einkreisung germanischen Gebietes seit ältesten Zeiten habe ich — nach dem Vorbilde *Wilhelm Lindenschmits* und *Karl Felix Wolffs* — bereits am Schlusse des 2. Bandes hingewiesen. Diesem Einkreisungsgedanken entspricht es völlig, daß die römische Reichskarte des Agrippa, wie D. *Detlefsen* „Ursprung, Einrichtung und Bedeutung der Erdkarte Agrippas,“ 1906, S. 39, und *Schweizer-Sidler* im Germania-Kommentar, 1912, Einleitung, berichten, *Germanien bis zur Weichsel als römische Einflußsphäre behandelte* und mit Raetia und Noricum als *zehntes Gebiet des Reiches darstellte*. Vgl. dazu die kartographische Darstellung bei A. *Bastian*, „Die wechselnden Phasen im geschichtlichen Sehkreis occidentalischer Cultur“, I, 1900, Kartenbild III: Römische Interessen-Sphäre. 1900 Jahre später zeitigt der Weltkrieg ein ähnliches Bild. Wer dächte nicht an die bei uns veröffentlichten Karten des feindlichen Auslands, auf welchen die Verteilung Deutschlands bereits vollzogen war!

Um uns nun einmal den Unterschied zwischen der romanistischen und germanistischen Richtung an einem praktischen Beispiele klarzumachen, greifen wir eine Stelle aus dem 1. Kapitel der Germania heraus: Tacitus berichtet ganz allgemein, daß Rhein und Donau die Grenzscheide zwischen Germanien und dem Römerreiche bildeten. Der *Romanist* würde sich darüber wundern, weil ja doch der römische Grenzwall vom Main aus noch östlich des Neckars sich bis zur Donau erstreckte, Tacitus sich also zu Ungunsten Roms versehen haben müßte. Der *Germanist* würde sagen: selbst wenn die Grenzen Roms bis weit in das Gebiet der Germanen hineingeschoben waren, so ist andererseits germanisches Element schon Jahrhunderte früher weit über den Rhein hinaus vorgedrungen; Volkstum und Staatsgrenzen deckten sich somit nicht. Ein besonders drastischer Germanist drückt sich vielleicht so aus: werft das Gesindel doch wieder zum Tempel hinaus! — was hier umso unverfänglicher ist, als nach Tacitus „*levissimus* quisque Gallorum“ (levissimus wäre neuzeitlich vielleicht mit „Schieber“ oder „Schmuggler“ zu übersetzen) Ansiedler der agri decumates war.

Doch wir kehren zurück zur „liebevollen“ Schilderung germanischen Landes und Volkes durch unsere römischen Nachbarn. Bei der Beschaffenheit römischen Materials, wie wir es durch die Agrippa-Karte kennen gelernt haben, wäre es sonderbar, wenn dort ein auch von unseren gegenwärtigen Gegnern geübter Gebrauch fehlte, nämlich: die Germanen als besonders grimme Barbaren hinzustellen, deren Ausrottung sittliche Pflicht sei. Eine kleine Blütenlese solcher echt zeitgemäß wirkenden Beurteilungen der Germanen durch die Römer hat schon *Künßberg* zusammengestellt. „Kraft eines Wahns“, schreibt dieser, „der uns wie eine fixe Idee, d. i. partielle Verrücktheit, erscheinen muß, der aber selbst von den gebildetsten Römern geteilt wurde, hielt man Roms Oberherrschaft, so arg sie auch meistens in den Provinzen hauste und so sehr sie zu deren Entvölkerung beitrug, für unerläßliche Bedingung des Friedens, der Ordnung, Zivilisation und Glückseligkeit. Jenseits der Grenzen des weiten Römerreiches witterten die einbildungsvollen Südländer nichts als wüste Unordnung, Unfrieden, Roheit und Elend aller Art. So schwach auch ihr Glaube an die Götter sein mochte: dagegen stieß ihnen kein Zweifel auf, daß Diese jedes Land, das sich im Besitze barbarischer, d. i. von Rom unabhängiger Völker, befand, mit Unfruchtbarkeit, Unwirtlichkeit, mit übermäßiger Kälte oder Hitze, Nässe oder Trockenheit heimsuchen.“ Darum drückte auch nach *Seneca* (de provid. 4) auf die Germanen „ein beständiger Winter, ein trauriger Himmel, und mit boshafter Kargheit nährt sie ein unfruchtbarer Boden.“ So ähnlich lesen wir es ja auch in der Germania. Als aber nach den Feldzügen des Drusus die Römer glaubten, Germanien bis zur Elbe zu einer ihrer Provinzen gemacht zu haben, da schien mit einem Male nach *Florus* 4, 12, „die Erde eine andere und selbst das Klima milder und angenehmer zu sein“. Und wie nur irgend ein moderner englischer Diplomat drückt sich *Plinius* (hist. nat. 16, 1) aus, wenn er von der Bedürfnislosigkeit der Chauken spricht: „Und diese Völker, wenn sie heute vom römischen Volke besiegt werden, nennen sich geknechtet! So verhält es sich in der Tat. Viele werden vom Schicksal verschont zur Strafe.“

Weitere Proben römischer „Abgeklärtheit“ hat dann Prof. Dr. *Riese* in einem Vortrage in der 29. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, 1874, gebracht. Dieser Vortrag bildete die Grundlage der Schrift „Die Idealisierung der Naturvölker des Nordens in der griechischen und römischen Literatur“, 1875, nur daß hier das Haupt-

gewicht auf die „Idealisierung", und nicht wie im Vortrage lediglich auf die „Beurteilung" der Nordvölker gelegt wurde. Ein Properz wünschte, „der barbarische Rhein möge von Sueven-Blut gerötet die verstümmelten Leichen dahinführen". Und wenn Vellejus Paterculus die Germanen als „ein zur Lüge geborenes Geschlecht" bezeichnete, so klingt das doch nicht viel anders, als wenn es in Weltkriegszeiten und noch darüber hinaus von unseren westlichen Nachbarn ausgegangen wäre. Romanisches Mischblut [1]) verleugnet sich nicht, seien es vor zwei Jahrtausenden die Römer, seien es heute die Franzosen. Vielleicht steht ja — wie ich bereits im Schlußworte des 2. Bandes angedeutet habe — das merkwürdige Versiegen gerade der antiken Berichte, die die Germanen betreffen, mit den römischerseits genährten politischen und literarischen Einkreisungsgelüsten und ihren Folgeerscheinungen in Verbindung. Aber alle diese Erscheinungen machen den Vorrang einer germanischen Richtung innerhalb unserer Wissenschaft zur unbedingten Notwendigkeit.

Bei dem von den Römern den Germanen gegenüber so stark betonten Standpunkte des „quantum distamus ab illis" („welche Kluft trennt uns von jenen") scheint es angebracht zu sein, zunächst den grundlegenden Unterschied zwischen den klassischen Völkern des Altertums und den sog. barbarischen Völkern festzustellen. Es ist m. E. der, daß jene in festen staatlichen Verbänden lebten, die die besten Voraussetzungen für eine beschleunigte Kulturentwicklung schufen, diese aber — so scheint es wenigstens dem oberflächlichen Beobachter — ein wogendes, nie fertig in sich abgeschlossenes Ganzes bildeten. Das Gebiet dieser nördlichen Völker erstreckte sich für die klassische Welt natürlich von West-

[1]) Auf den Ausdruck „Mischblut" lege ich besonderes Gewicht. Die heutigen Franzosen sind weder die alten Franken, noch die älteren Kelten, sondern, wie sich Prof. G. Wolff ausdrückt, eine „rekeltisierte" Nation, und das Römertum der nachaugusteischen Zeit entsprach nicht mehr dem Römertum der früheren Jahrhunderte, in dem die Zugehörigkeit zur nordischen Rasse noch deutlich zum Ausdruck kam. Das bestätigt im Zusammenhang mit Dr. Hans Günther neuerdings Dr. Gustav Kraitscheck (Rassenkunde, Wien, 1923): „Natürlich darf man nicht an die bewegliche Masse denken, die nach Brot und Spielen gierte und dem echten Römertume ferner stand als die schwerblütigen Menschen des Nordens. Die römische gravitas, das zielbewußte, überlegte und würdevolle Wesen des echten Römers, erinnert eher an niederdeutsche als an italienische Art." (S. 86.) Der geistige Zusammenhang zwischen jenen römischen Schriftstellern und den heutigen Franzosen wurde mir durch eine Besprechung Prof. F. Koepps über E. Babélons 1916 erschienenes Werk „La grande question d'occident. Le Rhin dans l'histoire usw." (im Korr.-Blatt der röm.-germ. Komm. 1917, H. 6) besonders nahe gebracht. Gerade jenes berüchtigte Wort des Vellejus: „Germani, natum mendacio genus" hatte Babélon als Motto auf das Titelblatt seines Buches gesetzt.

europa bis nach Vorderasien hinein. Mit dieser Feststellung ist aber schon eine Grundlage geschaffen für die Nachprüfung der Beurteilung der Nordvölker, und insbesondere der Germanen, durch Griechen und Römer. Nach älteren griechischen Geschichtschreibern müssen einst, wie wir schon im 2. Bande sahen, Beziehungen zwischen Hyperboräern und Griechenland bestanden haben. Unter dem unbestimmten Namen der „Hyperboräer", in deren Reiche die Heimat des Lichtgottes Apollo sich befunden haben soll, kann selbstverständlich eine große Anzahl Völker verstanden werden. Da hat nun Prof. Dr. Riese weiterhin gezeigt, wie allmählich alle anziehenden Berichte über die, man möchte sagen: paradiesischen Zustände bei den Hyperboräern von den Griechen zunächst auf die Skythen übertragen worden sind. Um das Bild zu vervollständigen, wäre noch Erwin Rohdes „der griechische Roman und seine Vorläufer", 1876, heranzuziehen, das den psychologischen Gründen für die Vorstellungen von einem „glücklichen Volke" außerhalb des antik-klassischen Kulturbereiches nachgeht. „Bei dem gerechtesten Stolz auf die Vorzüge ihrer Natur waren die Griechen geneigt, die Blüte einer ungetrübten moralischen Reinheit, die sie daheim nicht fanden, eher bei den fernsten „Barbaren" zu suchen, welche, von den Verlockungen einer gefahrenreichen Kultur noch unberührt, die ursprüngliche Reinheit der menschlichen Natur leichter bewahren mochten. Es wurde zum festen Glaubensartikel der Griechen, daß vollkommene Gerechtigkeit und Heiligkeit nur bei einigen barbarischen Völkern am äußersten Rande der Erde zu finden sei. Schon Homer nennt die milchtrinkenden Nomaden des Nordens »die gerechtesten der Menschen« usw." — „So wiederholen sich immer wieder die Nachrichten von der Tugend und einem vollkommenen Glückzustand bald der nordischen Völker, der nomadischen Skythen, im besonderen der nördlichsten Stämme, bald der Äthiopen tief im Süden, bald der Inder im fernen Osten, endlich des äußersten aller Völker, der halb fabelhaften Serer". Natürlich zieht Rohde auch die „Hyperboräer' in den Kreis seiner Betrachtungen, aber gerade hier kann ich mich des Gefühls nicht erwehren, als sei der Verfasser zu stark im Ideenkreise des Griechentums befangen gewesen. Das nordische Germanentum hatte ebenfalls seine literarische Tradition, deren Träger in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. besonders Clement, W. Lindenschmit und Hermann Müller waren. Und diese Tradition möchte ich nicht einzig und allein als ein Spiegelbild griechischer Idealvorstellungen ansehen, ich halte es vielmehr für aussichtsreich, — vielleicht nach ähnlichen Gesetzen der „Gravitation", kraft deren vor achtzig Jahren Leverrier den noch nie gesehenen Planeten Neptun errechnen konnte -- einen festen

Punkt oder Bezirk im europäischen Norden zu finden, um den sich diese Vorstellungen der Griechen kristallisieren konnten. Einen Ausschnitt aus dem mir vorschwebenden Bilde werde ich noch im Verlaufe dieses Kapitels geben. Für den Augenblick sei auf die hochaltertümlichen Handelsbeziehungen zwischen den deutschen Meeresküsten und dem Süden hingewiesen. Der hauptsächliche „Ausfuhrartikel“ vom Norden her war bekanntlich der Bernstein. Da hat zunächst (1877) J. N. von Sadowski in einem von Albin Kohn übersetzten Buche „die Handelsstraßen der Griechen und Römer durch das Flußgebiet der Oder usw. an die Gestade des Baltischen Meeres“ auf Grund eines schon 1833 bei Schubin (Nähe Brombergs) gehobenen Fundes griechischer Münzen für etwa 450 v. Chr. eine von der Nordküste des Schwarzen Meeres nach der Ostsee ausgerüstete Handelsexpedition festgestellt. Da nun aber der Bernstein (griech. „Elektron“) bereits in den homerischen Gedichten erwähnt wird, da ferner in den Schachtgräbern Mykenaes sehr viel Bernsteinschmuck (wahrscheinlich von der Nordseeküste herstammend) gefunden wurde[1]), so müssen die Handelsbeziehungen viel weiter zurückreichen. Von einem „bronzezeitlichen Wegenetz“ spricht Prof. Dr. Karl Schumacher[2]): „Im allgemeinen waren es Naturwege, die den Hochufern der Flüsse und den Wasserscheiden folgten, großenteils schon von der Steinzeit her übernommen, unter denen sich einige wegen der wichtigen Zielpunkte und der Beschaffung hervorragender Rohstoffe (Salz, Kupfer, Zinn, Bernstein usw.) schon sehr frühe zu besonderer Bedeutung herausbildeten. Hier geben natürlich die Handelsbeziehungen, vor allem die Depotfunde, wichtige Hinweise auf das Vorhandensein von Handelsstraßen ... Zwei Depotfunde der jüngsten Bronze — bezw. früheren Hallstattzeit im Weichsel-Nogat-Delta veranlaßten R. Dorr zur berechtigten Annahme, daß die vom Süden kommende Bernsteinstraße um diese Zeit über das Delta und längs des Frischen Haffs nach dem Samlande führte, während die westliche Handelsstraße von der Weichselmündung durch Pommern und Mecklenburg nach Holstein und an die Elbmündung zog, wo Pytheas von Massilia vom Samlande als dem Ausfuhrgebiet des Bernsteins hörte“. Es waren also wohl nur in der Minderheit „sidonische Männer, die von dem frierenden Nord brachten den Bernstein, das Zinn“.

[1]) „In den Schachtgräbern von Mykenä sind allein 400 Perlen aus diesem Material gefunden worden.“ (Robert Forrer, Reallexikon der prähistor. usw. Altertümer, Art. Bernstein.)

[2]) „Stand und Aufgaben der bronzezeitlichen Forschung in Deutschland“, im 10. Berichte der Römisch-Germanischen Kommission, 1917/18.

Die Haupthandelswege weisen — wie dies schon im Tuisko-Land, S. 293 richtig vermutet wurde — auf das mitteleuropäische Festland hin. Es ist daher mit Sicherheit anzunehmen, daß Land und Volk an der deutschen Nord- und Ostseeküste den Südländern nicht völlig unbekannt waren, wenn natürlich auch aus so entlegener Zeit auf jede literarische Überlieferung verzichtet werden muß. Sollte aber von jener Berührung mit den Bewohnern des Nordens doch noch dunkle Kunde in die spätere Literatur geflossen sein, so mag ja immerhin die große zeitliche Entfernung das ihrige zur „Idealisierung“ der Nordleute beigetragen haben. Daß „die Entfernung alles Physische verkleinere und alles Moralische vergrößere“, war auch Friedrich Hebbels Ansicht. Seltsamerweise spielt die antike Ansicht eines nordischen Paradieses noch in das Mittelalter hinein, denn damals kannten, wie R. Much (Deutsche Stammeskunde, 2. Aufl., S. 63) schreibt, „die Nordleute ein solches arktisches Paradies, den Odainsakr »das Unsterblichkeitsfeld« oder die Glaésis-Glasisvellir »Glanzgefilde« des Gottes Godmundr, hinter dem sich der Sommer- und Lichtgott Freyr verbirgt[1]). Mit solchen aus dem Norden stammenden rein mythischen Vorstellungen sind aber in den Erzählungen von den Hyperboräern auch idealisierende Nachrichten über die skandinavischen Germanen selbst zusammengeflossen ...“ In der neuesten (3.) Auflage fehlt leider diese schöne Stelle. Man hat das Gefühl, als reizten heute „der Vorwelt silberne Gestalten“ nicht mehr in dem gleichen Maße wie früher. Daß gelegentlich über die Kulturzusammenhänge zwischen Germanien und Hellas nüchternere Auffassungen herrschen, zeigt u. a. Prof. Dr. Friedrich Kauffmann in der deutschen Altertumskunde I, 1913. Durch die Funde nordischen Bernsteins in Troja, Tiryns, Mykenä und Pylos sei der Kulturzusammenhang zwischen Süd- und Nordeuropa erwiesen worden. „Nun ist es auch nicht mehr zum Verwundern, wenn wir behaupten, daß man in der Heimat des nordischen Bernsteins den mykenischen Formenschatz kennen gelernt habe; wurden doch hier z. B.

[1]) „In Iotunheimis Godmundus Rex (vel princeps) salutatur, cuius habitaculum Grundia (Grund), provincia vero Glaesisvellir appellatur. Fuit idolatriis (sive ethnicis sacris) admodum deditus, vir potens et sapiens. Is et omnes sui ad tantam senectutem pervenerunt, ut multis hominum aliorum superstites forent, et pagani credebant in ejus regno esse locum dictum Odáinsakur [i. e. ager vel sedes immortalitatis], qui vero omni homini eo venienti adeo est saluber, ut aeger sanitati restituatur, senex repuerescat, nemini mori contingat.“ Finn Magnusen, Priscae veterum borealium mythologiae lexicon, 1828, S. 294. Vgl. auch O. S. Reuter, Das Rätsel der Edda, 1923, II, 91.

die vornehmeren Bernsteinperlen als kretische Doppelaxt gestaltet." Mit keinem Worte wird die uns doch noch mehr interessierende Frage berührt, ob sich nicht etwa auch Spiegelungen der nordischen Welt in der südlichen feststellen lassen, seien sie gegenständlicher oder literarischer Natur. Mir scheint sich der vielgelästerte Ernst Krause, der sich hier wie so manches Mal — allerdings ohne es zu ahnen — als Testamentsvollstrecker der vor 1848 geübten Germanenforschung erweist, im Rechte zu befinden, wenn er im Tuisko-Land, S. 293, auf die durch die Bernsteinfunde gestützte, aber „sonst unerklärliche Tatsache" hinweist, „daß sich gerade die ältesten griechischen Schriftsteller über die nordische Heimat des geschätzten Stoffes im allgemeinen wohl unterrichtet zeigten, während die späteren Schriftsteller, nachdem die Phöniker die Beschaffung von den englischen Küsten her übernommen hatten, die ältere richtigere Kenntnis eingebüßt haben." Dem Sinne nach trifft dies völlig mit den bereits 1844 von Hermann Müller ausgesprochenen Überzeugungen zusammen. Eine längst vergessene Abhandlung Franz Beckmanns „Ursprung und Bedeutung des Bernsteinnamens Elektron", 1859, die ich als Sonderdruck aus der Zeitschr. f. Gesch. u. Altertumskunde Ermlands, Bd. 1, besitze, kommt ebenfalls zu dem Schlusse, daß der Bernstein in ältester Zeit nur zu Lande aus seiner Heimat an der Ostsee nach dem Süden gelangt sein kann.

Eine vermittelnde Stellung nimmt Dr. Rudolf Petersdorff in der Schrift „Germanen und Griechen. Übereinstimmungen in ihrer ältesten Kultur im Anschluß an die Germania des Tacitus und Homer", 1902, ein. Der Verfasser erklärt die mannigfachen Übereinstimmungen aus der nahen örtlichen Verbindung der beiden Völker in indogermanischer Frühzeit, die vielleicht in das Gebiet östlich von den Karpathen und nördlich vom Schwarzen Meere anzusetzen ist. Man hat gegen dieses Buch zunächst den Einwand erhoben, daß die Entwicklung der Kultur sich auf dem Boden der Einzelvölker vollzogen habe, aber nicht aus einer Urheimat mitgebracht worden sei[1]). Ob die ja gar nicht zu bestreitende Sonderentwicklung der Völker imstande ist, alle aus der Urheimat sich herleitenden Verbindungsfäden untereinander zu lösen, ist eine Frage, die ich vorläufig noch verneinen möchte. Auch vom frühen Mittelalter aus hat man die taciteische Germania zu erhärten versucht: Theodor Schauffler hat in zwei Programm-Schriften (Ulm 1898 und 1900) „Zeugnisse zur Germania des Tacitus aus der altnordischen

[1]) Prof. Dr. Eugen Mogk in der „Deutschen Erde", 1911, Nr. 2.

und angelsächsischen Dichtung" zusammengestellt[1]). So schien denn die Stellung der Germania einstweilen unerschüttert, da sich ihre Mitteilungen sowohl durch die homerische Überlieferung als auch durch unsere altdeutsche Dichtung stützen ließen. Die Anfechtungen kamen von anderer Seite her; mit Künßberg hatten sie eingesetzt (aber wer dachte damals noch an Künßberg?), mit Prof. Riese pflanzten sie sich fort. Die idealisierende Stimmung nämlich, die von den Griechen auf die Skythen übertragen wurde, wanderte auch zu den Römern, machte aber hier bei den Skythen nicht halt, sondern ergriff auch die Germanen — und zwar merkwürdigerweise unmittelbar neben den oben geschilderten Gehässigkeitsausbrüchen. Selbst bei den Römern erschien Germanien nunmehr als Hort der Freiheit und Gerechtigkeit, und seinen Bewohnern wurde jetzt auch die Treue nachgerühmt. Mit Seneca begann wohl der Stimmungsumschwung. Wenn dann späterhin Justinus (eigentlich ja Pompejus Trogus) von den Skythen sagt: „Tanto plus in illis proficit vitiorum ignoratio quam in his (nämlich den Griechen) cognitio virtutis", so stimmt das sinngemäß völlig mit dem überein, was Tacitus in diesem Punkte über die Germanen berichtet. Da stellt sich denn von selbst die bereits am Beginn dieses Abschnitts erhobene Frage ein: vermittelt die Germania auch nur Gedanken, die zu ihrer Zeit über Skythen, Hyperboräer oder sonstige „Barbaren" im Kurse waren, oder beruhen ihre Mitteilungen auf Original-Berichten oder Beobachtungen? Die Frage ist um so mehr berechtigt, als wir in der Germania die Niederschläge beider Stimmungen, sowohl der verächtlich herabziehenden als auch der idealisierenden, vereinigt finden. Schon Theodor Mommsen hat im 5. Bande seiner Römischen Geschichte die Germania „eine schillernde und in der Gedankenschablone des sinkenden Altertums befangene, die eigentlich entscheidenden Momente nur zu oft verschweigende Darstellung" genannt, ein sehr schwer wiegendes Urteil, das nach Prof. Dr. Norden in seiner Schärfe wohl zu weit geht, aber doch einen berechtigten Kern enthält. „Es gilt, sich endlich einmal frei zu machen von der Voraussetzung, daß die Germania ausschließlich oder doch in erster Linie als Quellenbuch für germanische Altertumskunde aufzufassen sei, und für die Erklärung von der Tatsache auszugehen, daß die Schrift einen Bestandteil

[1]) Bereits 1853 erschienen als Beilage zum Konstanzer Lyzeumsprogramm „Bemerkungen zu der Germania des Tacitus aus dem Nibelungenliede und einigen anderen altdeutschen Gedichten" von J. N. Schmeißer. Das Nibelungenlied hatte bereits der Germania-Kommentar der Orellischen Tacitus-Ausgabe, 1848, mehrfach zum Vergleiche herangezogen.

der reichen antiken ethnographischen Literatur, der Versuche zur Gestaltung von Völkerbildern, darstellt und aus dem Werdegang und den Entwicklungsgesetzen dieser Gattung heraus verstanden sein will. Wir kommen damit auf eine Untersuchung der Topik der antiken Ethnographie, die freilich mit recht vielen Unbekannten rechnen muß". (Prof. Dr. G. Wissowa in seiner Besprechung des Germania-Kommentars von Alfred Gudeman, Göttingische Gel. Anzeigen, 1916, Nr. 11.)

Wie also fügt sich die Germania in die geographischen und ethnographischen Anschauungen des Altertums ein? Die moderne Begründung der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen (diese kommen in erster Linie in Betracht, weil die Römer auch auf diesem Gebiete Schüler der Griechen waren) setzt mit Dr. Hugo Berger ein („Die geographischen Fragmente des Eratosthenes", „Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde" usw.). Einen Schritt über Berger hinaus bedeuten die auf das völkerkundliche Gebiet überleitenden „Studien zur Geschichte der griechisch-römischen Ethnographie" Karl Trüdingers, 1918. „Die Untersuchung wird", so schreibt der Verfasser, „ein doppeltes Gesicht tragen. Es sollen die auftretenden Gesichtspunkte in jedem einzelnen Fall auf Inhalt und Umfang, Anordnung und gegenseitige Verknüpfung geprüft, die einzelnen Beschreibungen unter sich verglichen und auf ihre Konstanz untersucht werden. Andererseits müssen die Orientierungen verschiedener Zeiten und Personen zu diesem Lebensgebiet eindringend gewürdigt werden. Es wird sich als notwendig herausstellen, hier und da auch die monographische Gattung heranzuziehen und auch über den Rahmen ethnographischer Literatur hinauszugehen, wenn es sich darum handelt, neu auftretende Besonderheiten auf ihre geistigen Wurzeln zurückzuführen." Die Darstellung beginnt mit Hekataios von Milet und schließt eigentlich mit Poseidonios ab, denn die drei letzten Kapitel „Sulla und Pompejus Trogus", „Völkeridealisierung" und „Die Germania des Tacitus" sind nur lose mit dem vorhergehenden verbunden. Dem Verfasser gelang die Ermittlung feststehender „Topoi" in der antiken Völker- und Länderbeschreibung, wie „Ursprung" (origines), „Altertümer" (archaeologia), „Erklärung des Volksnamens", „Autochthonie oder Vermischung", „Sitten und Gebräuche" usw., die natürlich in der Überlieferung zu mancher Wiederholung, d. h. bei Schilderung anderer Völker, führten, wofern nicht wie bei Hippokrates oder Poseidonios die eigentümliche Natur des Landes, das Klima usw. einen besonderen Unterton abgaben. So nahe sich in dieser Beziehung die Forschungen Trüdingers und Prof. Nordens berühren, so erkenne

ich doch in der Beurteilung der Germania viel Gegensätzliches bei beiden, aber mir scheint, als verfügte Prof. Norden über höhere Gesichtspunkte und als flössen unter seinen Händen die philologischen Fäden geschlossener zusammen. Und das ist nur natürlich, denn für Trüdinger bedeutet jene Arbeit den Eintritt ins wissenschaftliche Leben, seine Doktor-Arbeit. Bald nach ihrem Erscheinen fiel der Verfasser einem Unglücksfalle zum Opfer. Sein Tod wurde allgemein als ein Verlust für die Wissenschaft bedauert, denn die Studien bekundeten „eine erstaunliche Reife." Nordens Forschungen sind zusammengefaßt in dem umfangreichen Werke „Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania", 1920.

Trüdinger sucht zunächst zu beweisen, daß die Germania, deren ursprünglicher Titel „de origine et situ Germaniae" gelautet haben soll, nicht als Einschaltung in das Historienwerk des Tacitus geplant war, sondern daß ihr als Buch eine selbständige Stellung zukäme. Er greift dabei zurück auf die Titel von Senecas (leider verlorenen) Schriften „de situ Indiae" und „de situ et sacris Aegyptiorum". Dem gegenüber hat Prof. Dr. G. Wissowa in einer Besprechung des Nordenschen Werkes[1]) seinen Standpunkt dahin betont, die Germania sei ursprünglich als „Exkurs" zu den Historien verfaßt worden, und nur „die Überlegung, daß dieser Exkurs im Gesamtwerke eigentlich schon bei dem ein Jahrzehnt früher fallenden, aber damals noch nicht ausgearbeiteten Chattenkriege seinen Platz hätte finden müssen, mag (neben dem stark angewachsenen Umfange) zu dem Entschlusse des Verfassers beigetragen haben, ihn als Sonderpublikation vorauszuschicken". Den Ausführungen Prof. Wissowas möchte ich abschließende Bedeutung zuschreiben.

Trüdinger hat sich sehr bestimmt über den Gegenwartswert (von römischer Seite aus betrachtet) der Germania ausgesprochen: „Die Eigenart des Ethnographen Tacitus wird wohl am schärfsten hervortreten, wenn wir ihm die größte Gestalt unter den griechischen Ethnographen gegenüberstellen: Posidonius. Posidonius hat in seiner Beschreibung der Kelten das Bild eines Volkes gezeichnet, dessen kulturelle Stufe und individuelle Eigenheiten die denkbar größte Verwandtschaft mit dem Leben des germanischen Volkes aufgewiesen haben. Aber die geistige Einstellung der beiden Männer deckt sich nicht. Tacitus bringt den Germanen aus den realen politischen Verhältnissen heraus ein besonderes Interesse entgegen: wie in einem Brennpunkte sammeln sich die Interessen

[1]) „Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum usw.", 1921, Heft 1/2, und Norden zum gleichen Thema S. 29 ff. seines Werkes.

des Römers im Menschen und seinen sozialen Beziehungen; das geschlossene Auftreten im Heer, bei Versammlungen, die Organisation der Gefolgschaft, das Familienleben, das Verhältnis von staatlicher Bindung und persönlicher Freiheit berücksichtigt Tacitus besonders ausführlich und mit entschiedener Vorliebe. Die Quellen germanischer Kraft, die Wurzeln germanischer Schwäche werden bloßgelegt: das Germanenvolk als politischer Faktor tritt scharf heraus." Allerdings weiß auch Trüdinger, daß „die meisten Gesichtspunkte, mit denen Tacitus an die Germanen herantritt, den griechischen Ethnographen geläufig waren", doch brauche er sie im einzelnen nicht zu zeigen. Aber gerade dieses, das Ergründen der griechischen Quellen für die mit Tacitus vorläufig abschließende ethnographische Wissenschaft der Römer, bildet das Rückgrat der Nordenschen Arbeit, und da zeigen sich denn auch gleich in besonders wichtigen Fragen die Unterschiede zwischen ihm und Trüdinger.

Ich greife die vielleicht wichtigste heraus; sie betrifft „die Autochthonie und Rassenreinheit der Germanen". Trüdinger stellt der taciteischen Beschreibung wiederum Seneca [1]) gegenüber und fährt dann fort: „Diese Anschauung war sicher Gemeingut der Gebildeten. Um so nachdrücklicher mußte auf das merkwürdige Phänomen hingewiesen werden, wo wirklich ein autochthones, einheitliches, unvermischtes Volk nachgewiesen werden konnte.... Diejenigen Völker, bei denen Rassenreinheit und Autochthonie zur Evidenz oder größten Wahrscheinlichkeit gebracht werden konnte, mußten also das besondere Interesse der Gebildeten, vor allem aber der Ethnographen, auf sich ziehen. Der Kampf um die origo gentis mußte hier mit besonderer Leidenschaft geführt werden." (S. 151.) Die entscheidende Stelle in der griechischen Überlieferung kennt zwar auch Trüdinger (er führt sie auf S. 38 an), aber er verwendet sie nicht bei der Germania. Es handelt sich um die Parallele (auf die schon Schweizer-Sidlers Kommentar aufmerksam gemacht hat): 1. in der Germania: die Germanen seien eine sincera et tantum sui similis gens (ein reinblütiger, nur sich selbst ähnlicher Volksstamm), 2. bei Hippokrates: „*Πολὺ ἀπήλλακται τῶν λοιπῶν ἀνθρώπων τὸ Σκυθικὸν γένος καὶ ἔοικεν αὐτὸ ἑαυτῷ ὥσπερ τὸ Αἰγύπτιον*" („Der skythische Volksstamm unterscheidet sich sehr von den übrigen Menschen und ist nur sich selbst ähnlich, wie der ägyptische").

[1]) „Totiens huius aridi et spinosi saxi mutatus est populus. Vix denique invenies ullam terram, quam etiam nunc indigenae colant; permixta omnia et insiticia sund" (Ad Helv. matr. de cons. 7 über die Besiedelung Korsikas, zu deutsch: So oft hat die Bevölkerung dieses trockenen und dornigen Felslandes gewechselt. Überhaupt wird man kaum irgend ein Land finden, das heute noch von der Urbevölkerung bewohnt wird; alles ist vermischt oder dahin verpflanzt.)

Aus dieser und noch einigen anderen Parallelen, auf die ich noch zurückkommen werde, zieht nun Prof. Dr. Norden folgenden Schluß: „Die Folgerung, die sich aus den vorgetragenen Tatsachen ergibt, ist für die germanische Altertumskunde, soweit sie sich auf der Taciteischen Germania aufbaut, nicht besonders erfreulich. Wie alle literarischen Gattungen des Altertums, so ist auch die ethnographische einer Typologie verfallen. Das von einem Beobachter über ein bestimmtes Volk Ausgesagte wurde von einem anderen auf ein anderes Volk übertragen. Eine Übertragung braucht nicht notwendigerweise die Reinheit des ursprünglichen Lichtes zu trüben, aber die Gefahr einer Trübung liegt überall nahe. Das zuletzt besprochene Diktum leuchtet in eigenem Glanze nur über demjenigen Volke, für dessen ethnische Sonderart es geprägt wurde." Für denjenigen, der nicht das ganze Werk durchgearbeitet hat, war es wohl leicht möglich, aus diesen Sätzen „eine Verringerung des quellenmäßigen Wertes der Germania" herauszulesen, wie es denn auch tatsächlich nach dem Vorwort zum 2. Abdruck geschehen ist. Aber „es wäre bedauerlich, ja schädlich, wenn diese Auffassung Boden gewönne. Die Übertragung ethnographischer Wandermotive ist, wie ich an manchen Stellen ausdrücklich bemerkt, an andern stillschweigend vorausgesetzt habe, niemals mechanisch, das hieße: verantwortungslos, vollzogen worden." Wir freuen uns dieses offen ausgesprochenen Bekenntnisses, können allerdings den Wunsch nicht unterdrücken, daß der erste oben aus Nordens Buche gebrachte Satz ein wenig anders abgefaßt worden wäre. Ein vor „nicht besonders erfreulich" eingefügtes „scheinbar" hätte wohl den vom Verfasser schließlich gewünschten Sinn ergeben.

Das Taciteische „Habitus quoque corporum quamquam in tanto hominum numero, idem omnibus . . ." trifft fast völlig mit dem Berichte Herodots (IV, 108) über den skythischen Volksstamm der Budiner zusammen. Diese Ähnlichkeit war schon dem alten Konrad Mannert aufgefallen, der die Budiner als „Deutsche" in den dritten Band seiner Geographie der Griechen und Römer, 1792, aufgenommen und sie wohl auch deshalb den übrigen germanischen Völkern vorangestellt hatte, weil er in ihnen den zuerst in der geschichtlichen Literatur erwähnten germanischen Volksstamm erblickte [1]). Allerdings habe Herodot die Budiner

[1]) Von den Budinern berichtet Herodot: „*φθειροτραγέουσι μοῦνοι τῶν ταύτῃ.*" Die 1911 bei Georg Müller, München, erschienene Übersetzung gibt diese Stelle mit „sie fressen allein in diesem Lande Läuse" wieder. Gegen diese veraltete Auffassung hat schon Karl Ritter in der Vorhalle europäischer Völkergeschichten, 1820, Ein-

östlich des Don (Tanais) gesetzt, in diesem Falle würden sie keine „Deutsche“ mehr sein; aber diese Annahme Herodots sei ein Irrtum, denn die geographische Beschreibung des von ihnen bewohnten Landes passe weit eher zu der Gegend östlich der Weichsel; ja, wenn man annähme, daß sie den von Strabo, VII, erwähnten Βούκονες entsprechen, müßten sie Nachbarn der Lygier sein. Seit Zeuß betrachtet man aber die Strabonischen Βούκονες als irrtümliche Schreibung für Γούτονες. Merkwürdigerweise setzt Spruners Atlas antiquus, 1855, die Budiner zweimal verschieden an, einmal (Karte 1) im Sinne Mannerts nördlich der Rokitno-Sümpfe, das andere Mal (Karte 2) im Sinne Herodots zwischen Don und Wolga. Karte 1 und 11 in Heinrich Kieperts Atlas antiquus rücken sie noch näher an Germanien (unmittelbar an die Weichsel) heran. Wer hat Recht? Die Frage ist vielleicht nicht unberechtigt oder bedeutungslos angesichts der auffallenden Übereinstimmung zwischen Herodot und Tacitus.

Der Bericht des Hippokrates über das nur sich selbst gleichende Volk der Skythen, aus dem man (mit Niebuhr auch Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie, S. 344 und neuerdings Neubert) auf mongolische Herkunft der Skythen geschlossen hat, scheint für sich allein dazustehen [1]). Kiepert aber muß sich darin irren, daß die Skythen erst seit kaum einem Jahrhundert in den Kreis der indogermanischen Völker aufgenommen worden seien. Wie ließe es sich sonst wohl erklären, daß man weite Zeiträume hindurch den Ursprung der Germanen an die Skythen knüpfte? Und nicht an sie allein; wie wir gesehen haben, standen auch schon Perser, Inder, Thraker, Kelten an der Spitze der arischen Völker. Rechnen wir die bei einigen dieser Völker in Betracht kommende veraltete Lehre vom östlichen Ursprung der Indogermanen ab, so ist doch dieser Umstand nur dadurch zu erklären, daß jedes dieser einzelnen Völker so manche Ähnlichkeiten mit den Germanen aufzuweisen hatte, daß man notwendig an einen inneren Zusammenhang mit letzteren glauben mußte.

---

spruch erhoben; ebenso Heinrich Stein in seiner Herodot-Ausgabe. „Φθειροτραγέουσι“ kann ebenso gut heißen: sie essen Fichtenzapfen. Vielleicht liegt in der Übersetzung „Läusefresser“ wiederum eine willkürliche „Barbarisierung“ eines nicht griechischen Volksstammes.

[1]) Nach Müllenhoff „Die Sprache der pontischen Skythen und Sarmaten“ (D. A. III, S. 101 ff.) „übergeht Hippokrates gerade die auffallendsten Merkmale des mongolischen Typus“. Auf dieses Kapitel sei besonders hingewiesen. Vgl. auch Cunos Skythen-Buch. Gleichzeitig mit Cuno schrieb Robert Rösler (Romänische Studien, 1871): „Die ursprüngliche Nationalität der Skythen ist aber wohl noch erkennbar. Ihr angebliches Mongolentum hat wissenschaftlicher Prüfung nicht lange widerstanden“.

So dürfte denn Tacitus Bericht über die Rasseneinheit der Germanen selbst im Hinblick darauf, daß er sich der in der völkerkundlichen Literatur einmal feststehenden Terminologie bediente, Glaubwürdigkeit beanspruchen. Ob nämlich die Griechen den Skythen oder die Römer den Kelten und Germanen gegenüberstanden, das kann für sie im Grunde fast auf dasselbe hinaus, denn überall zeigte sich — trotz gelegentlicher kleiner Abweichungen — das einheitliche Bild der aus dem Norden Europas hervorquellenden weißen Rasse. Man mag z. B. zu dem Buche Prof. Dr. Birts „die Germanen“, 1917, stehen wie man will und seine Erklärung des Germanennamens (wohl das hauptsächlichste in ihm) bezweifeln, an dem von ihm gebrachten Belegstellen antiker Schriftsteller, nach welchen man zunächst von Kelten und Germanen den gleichen Eindruck hatte, so daß man sie für einerlei Volk hielt, läßt sich doch nicht rütteln. Genauere Kenntnis, die eigentlich erst mit Cäsar einsetzte, führte dann allerdings zur Unterscheidung. Der nahezu einheitliche Eindruck bleibt also vom keltischen Westen bis zum skythischen Osten gewahrt. Wenn nun ein Römer aus seiner rassisch bereits sehr stark durchsetzten Umwelt heraus ein Urteil über die leibliche Erscheinung der Germanen abgeben wollte, die sich doch ihren Nachbarn zur Rechten und zur Linken gegenüber eine größere Rassenreinheit bewahrt hatten, so konnte es doch kaum anders als bei Tacitus geschehen ausfallen. Spätere römische und byzantinische Geschichtschreiber haben den Germanen ob ihrer stattlichen Erscheinung in noch höherem Maße Beifall und Lob gespendet. Wir glauben aber aus diesen Verhältnissen heraus auch erkennen zu dürfen, daß die von Prof. Riese geschilderte „Stimmungsübertragung“ von den Skythen auf die Germanen ihre sehr natürliche Grundlage hatte.

Die Überleitung von Trüdinger zu Norden brachte es mit sich, daß die übereinstimmenden Züge betreffs der Eigenartigkeit der Germanen mit herodoteischen und hippokrateischen Überlieferungen vorangestellt wurden. Prof. Norden geht viel weiter zurück: er erkennt in Homer den Vater der Ethnographie und des ethnographischen Stiles. Müllenhoff sei auf dem richtigen Wege gewesen, als er am Beginn seiner Deutschen Altertumskunde (nämlich S. 11) schrieb: „Das Vorrücken der Kunde der alten Welt, für die die Odyssee die erste und älteste Zeugin ist, bezeichnet den Weg, auf dem die Weltgeschichte die Germanen endlich erreichte.“ Aber eine Synthese der „in mühsamer Gedankenarbeit der hellenischen Literatur abgerungenen Erkenntnisse gelang Müllenhoff nicht; auch war damals die Verpflichtung, sie für die lateinische nutzbar zu machen, noch nicht so anerkannt wie jetzt.“ Auf Homer

geht — worauf bereits Rohde hingewiesen hat — die Vorstellung eines im europäischen Norden wohnenden höchst gerechten Volkes zurück:

„Zeus . . . wandte zurück die strahlenden Augen,
Seitwärts hin auf das Land gaultummelnder Thrakier schauend,
Auch nahkämpfender Myser, und trefflicher Hippomologen,
Welche bei Milch arm leben, ein Volk der gerechtesten Männer".
(Ilias XIII. Anfang.)

„Arm leben" ist Übersetzung von Ἄβιοι, ein Volk, das noch in der späteren Literatur eine große Rolle spielte. Wahrscheinlich war es noch „auf der Weltkarte des Agrippa im Nordosten Europas eingetragen." Ein späteres Scholion zu dieser Homerstelle lautet: „Man sagt, daß sie (die Abioi) den Wanderern Speise und Trank geben und sie dann von einem zum anderen geleiten". Was nun Tacitus im 21. Kapitel über germanische Gastfreundschaft schreibt, liest sich nach Norden „wie eine Paraphrase des Homerscholions, oder, wie es sich auch ausdrücken ließe: der vollständige Bericht, der im Scholion auf ein Sätzchen verkürzt ist, muß mit dem Taciteischen in weitergehender Übereinstimmung gestanden haben."

Ein anderes von Norden erwähntes Scholion (zu Ilias IX, 70) besagt: „Beim Weine sind wir leichteren Sinnes, als es sonst unsere Art ist, und die Gemeinschaftlichkeit der Mahlzeiten macht die Tischgenossen alle zu Freunden. Deswegen beraten die Perser im Rausche, überprüfen in Nüchternheit". Damit ist zusammenzustellen Germania Kap. 22: „. . . sogar Krieg und Frieden beraten sie gewöhnlich beim Trunke, als ob sie annehmen, daß gerade zu solcher Stunde die Seele besonders fähig sei, sich einem offenherzigen Gedanken zu erschließen, für einen großen sich zu erwärmen: da ist noch ein Volk ohne Arglist und Verschlagenheit, das in ungezwungenem Scherze die Geheimnisse seiner Brust erschließt. Die Gedanken, die so ein jeder nackt und offen ausgesprochen hat, werden dann am Tage darauf nachgeprüft. So kommt beides, das Gestern und das Heute, zu seinem Rechte: sie beraten, wo sie sich nicht zu verstellen, sie beschließen, wo sie nicht zu irren vermögen." Norden vermag den Nachweis zu erbringen, daß dieses Scholion auf eine Schrift über die Lebensweise der Heroen in Homerischer Zeit zurückgeht, deren Abfassung zwischen Aristarch und Poseidonios liegt. Letzterer hat den Gedankengang in seine bei Diodor erhaltene keltische Ethnographie übernommen, die wiederum die Quelle für den Bericht in der Germania zu sein scheint. So liegt denn hier *eine* Linie vor, die von Homer ausgehend Herodot berührt und über Poseidonios bis zur Germania zu verfolgen ist. Unwandelbar wie manche mytho-

logischen Vorstellungen, wie besonders die Astralmythologie von *Dupuis* bis Prof. A. *Drews* zu berichten weiß, pflanzen sich trotz aller Stürme und Veränderungen im Völkerleben auch die ethnologischen durch die Jahrhunderte hindurch fort.

In manchen Fällen wird es nicht immer leicht sein zu entscheiden, ob dem Berichte in der Germania literarische Überlieferung oder wirkliche Übereinstimmung in den Anschauungen zweier Völker zugrunde liegen. Dies trifft m. E. zu für die Parallelschilderungen der skythischen Ethnogonie bei Herodot IV, 5 ff., und der germanischen Ethnogonie in der Germania, Kap. 2. Bei den Skythen waren die Eltern des Volksvaters „Zeus und eine Tochter des Stromgottes Borysthenes. Der Volksvater war ein Mann mit Namen Targitaos. Er hatte drei Söhne, von denen die drei Volksgruppen der Skythen sich ableiteten. Neben diesen drei Gruppennamen gab es noch einen Volksnamen, mit dem sich die Gesamtheit bezeichnete . . . Diesem skythischen λόγος entspricht fast Schritt für Schritt der germanische bei Tacitus, der aus epichorischer (d. h. einheimischer) Sage abgeleitet wird." Eben deshalb, weil sich die germanische Ethnogonie die hier nicht noch einmal wiederholt zu werden braucht aus heimischer Sage ableitet, halte ich die mit Herodot angestrebte Verbindung nicht für unbedingt notwendig. In Übereinstimmung mit Müllenhoff D. A. IV, S. 115, wies der oben genannte Dr. R. *Petersdorff* auf Poseidons Erzählung (Ilias, XV, 184 ff.) hin:

„Denn wir sind drei Brüder, die Kronos zeugte mit Rheia:
Zeus, ich selbst, und Ais, der unterirdische König.
Dreifach teilte sich alles, und jeglichem ward von der Herrschaft . . . —"

Wie Petersdorff hervorhebt, stimmt die homerische Göttergenealogie — abgesehen von den Namen — genau mit derjenigen überein, welche Tacitus von den Germanen überliefert hat. Man könnte also nach Ähnlichkeitsschlüssen die germanische Ethnogonie sogar bis auf Homer zurückführen, wenn nicht einige Umstände dagegen sprächen. Zunächst findet sich in der indischen Mythe ein dem germanischen „Mannus" genau entsprechender „Manus" (es ist nicht das einige Mal, daß die indische Mythe genauer mit der germanischen übereinstimmt als mit der griechischen) und die Götterdreiheit Brahma, Vishnu, Siva. Sodann kennen auch die übrigen indogermanischen Mythologien und die späteren nordgermanischen Überlieferungen Götterdreiheiten. Man darf hier also wohl mit Recht bei den einzelnen Völkern gemeinsames indogermanisches Erbgut annehmen. *Friedrich Fischbach* hat einmal (Deutsche Zeitschrift, Dez. 1902) auch die christliche Dreifaltigkeitslehre aus dem arischen Feuer-Kultus zu erklären versucht und dabei besonders auf die ger-

manische Götterdreiheit Odin (Lebensbuch der Welt), Wili (heiliges Licht) und Wih (Feuer-Glut, welche weiht) hingewiesen. Im 1. Teile, S. 49, sahen wir bereits Philipp Clüver (1616) auf ganz ähnlichen Spuren.

Ähnlich verhält es sich vielleicht bei den Parallel-Stellen bei Herodot, wenn er von der Ankunft des Herakles bei den pontischen Hellenen berichtet, und bei Tacitus, wenn er sagt: „Fuisse apud eos et Herculem memorant primumque omnium virorum fortium ituri in proelia canunt.“ Auch hier mag eine allgemein-indogermanische Grundlage vorliegen. Herkules ist als Inbegriff alles Heroentums eine der beliebtesten mythologischen Gestalten des ganzen indogermanischen Altertums geworden. Für die weite Verbreitung seines Kults zeugen Tausende von Münzen von Spanien über Italien, Sizilien, Makedonien und das eigentliche Griechenland hinweg bis nach Phönikien. Unter den römischen Kaisern hat sich nach dem Ausweise der Numismatik besonders Commodus des Herakleskult bedient; sodann hat Caracalla auf makedonischen Münzen die Herkulesbilder Alexanders des Großen wieder aufleben lassen. Endlich hat sich der Herkuleskult nach dem gallischen Reiche des Postumus (258—267 n. Chr.) hingezogen. Wir treffen hier nicht nur fernen Lokal-Gottheiten und die zwölf Arbeiten des Herkules, wir treffen ihn hier auch in zwei besonders wichtigen Formen: nämlich als „Deusoniensis“ und „Magusanus“. Schon 1758 wurde „Deusoniensis“ auf das heutige Doesborgh im Gelderland bezogen, womit Norden, S. 494, übereinstimmt, weil in seiner Nähe die alte Station „castra Herculis“ sich befunden habe. „Magusanus“ soll mit dem mittelalterlichen „Mahusenham“ im Gebiete von Utrecht in Verbindung stehen. Der Name, über den Norden auf S. 176 ff. berichtet, findet sich auch auf einigen Votivsteinen im Bataverland. Interessant ist Nordens Bericht über das Ziel des Postumus, ein gallisch-germanisches Reich zu gründen sowie über die neueren Einsprüche dagegen von französischer Seite (natürlich!), trotz des gesicherten Berichtes des Trebellius Pollio. Die Bezeichnungen Hercules „Deusoniensis“ und „Magusanus“ lassen mit Sicherheit auf eine einheimische batavisch-fränkische Gottheit schließen, die in der interpretatio romana ohne weiteres auf den Herkules übergehen konnte. Im übrigen hat Prof. Norden auf S. 179/80 noch besonders auf die Möglichkeit einer germanischen Grundlage des von Tacitus erwähnten Herkules hingewiesen: „Den Beweis nun, daß von den bei Tacitus bezeugten Liedern auf Herkules Verbindungsfäden zu dem niederländischen Herkules der Postumus-Münzen führen, glaube ich im vorstehenden erbracht zu haben.“

Sehr fein erscheint mir der Vergleich zwischen Herkules und Siegfried und der sich daran knüpfende Satz: „Lüpfen wir hier einmal tastend den Schleier eines Geheimnisses? Dann würde die Nachricht des Tacitus zu den wertvollsten der gesamten von ihm wiedergegebenen Urgeschichte gehören.“ Warum es aber wieder ein griechischer Schriftsteller sein soll, auf den diese Mitteilung zurückgeht, ist nicht recht verständlich. Der Satz „Ἡρακλέα δέ τινα ἐπιχώριον ἥρωα usw.“ ist doch nur ein, wenn auch sehr ansprechendes, geistiges Eigentum Prof. Nordens, dem die Entsprechung in der griechischen Literatur und damit bis jetzt noch die Beweiskraft fehlt.

Bernhard Schweitzer stimmt in seinem Buche „Herakles“, 1922, Prof. Norden zu, nachdem er auf das vermutliche Zusammenfließen des Herkules mit der Gestalt eines alten keltischen Drachentöters (in Gallien) hingewiesen hat: „Ebenso wie es Ed. Norden wahrscheinlich gemacht hat, daß die Römer den Siegfried oder einen siegfriedähnlichen Helden der Bataver ihrem Herkules gleichgesetzt haben.“ Für diesen Abschnitt des Nordenschen Buches gibt das Werk Schweitzers (s. darüber auch S. 190) die beste Ergänzung nach ferner Vorzeit herüber.

Der Untersuchung über den germanischen Herkules schließt Norden die weitere über „Odysseus in Germanien“ an (beide vereinigt im 3. Kapitel, S. 171 ff.). Einen grundsätzlichen Standpunkt betont Norden gleich am Beginn dieses Kapitels. Selten habe der Dilettantismus solche Orgien gefeiert wie bei der Auslegung des 3. Kapitels der Germania. „Sagen- und völkergeschichtliche Konstruktionen von schwindelnder Höhe sind auf dieser Grundlage errichtet worden. Aber auch in den Köpfen einiger angesehener Forscher treibt der Spuk sein Wesen fort: die Heroen aus Olymp und Hades sind sie los, geraten aber in den Bann der Einherjer aus Walhalla oder der Gespenster aus Niflheim. Das alles liegt jenseits ernsthafter Erörterung und ließe sich kurzerhand mit dem Hinweise darauf beiseite schieben, daß eine regelrechte antike Ethnographie irgend eines Volkes zwischen Ceylon und Schottland, Spanien und Westsibirien ohne hellenische Heroen nun einmal nicht auskam.“ Trotz dieser nicht gerade ermutigenden Worte will ich noch einmal das Thema „Odysseus am Niederrhein“ erörtern, wobei es sich für mich in erster Linie um die Fragen handelt, ob das Land der Kimmerier am äußersten Okeanos, wohin Homer seinen Helden ziehen läßt, geographisch bestimmt werden kann, und ob sich hier verwandte germanisch-griechische Mythen begegnen.

Während nach älteren Forschungen die „mythischen“ Kimmerier an den äußersten Westen Europas verlegt wurden, ist sich die neuere

Homer-Forschung — besonders seit dem Erscheinen der Schrift von Karl Ernst von Baer „Über die homerischen Lokalitäten in der Odyssee" (nach dem Tode des Verfassers herausgg. von Prof. L. Stieda, 1878) — im großen und ganzen darüber einig geworden, die Abenteuer des Odysseus sich in größerer Nähe Griechenlands abspielen zu lassen und die Hadesfahrt nach dem Norden des Schwarzen Meeres zu verlegen. Mitbestimmend für diese Lokalisierung ist die Erwähnung einer Quelle Artakie im Lande der Lästrygonen, die die Geschichte nur in der Nähe von Kyzikos kennt. Rechnet man hinzu, 1) daß nach W. Kranz, „Die Irrfahrten des Odysseus" im „Hermes", 1915, die homerischen Erzählungen „den Entdeckungsfahrten ionischer Kauffahrer ihr Wesen verdanken" und so ein geographisches Bedürfnis zu stillen berufen waren, 2) daß nach Prof. Erich Bethe „Homer, Dichtung und Sage. 2 Bd.: Odyssee, 1922," die Komposition „unserer" Odyssee erst im 6. Jahrhundert vor Chr. erfolgt ist, so scheint in der Tat kein anderer Schluß übrig zu bleiben, als die „mythischen" Kimmerier mit den „geschichtlichen" Kimmeriern am Nordrande des Schwarzen Meeres zusammenfallen zu lassen. Dabei bleibt allerdings die Frage offen, ob die homerische Darstellung etwa ältere Vorstellungen auf damals in geographischer Sehweite liegende Örtlichkeiten übertragen hat.

Neben dieser jetzt, wie es scheint, stabil gewordenen Forschung geht eine ältere Tradition einher, die neuerdings von englischer Seite aus wieder aufgenommen ist. Das mag daran liegen, daß Britannien nach Prokops Bericht im Gotenkriege, 4. Buch, Schluß des 20. Kapitels, als „Toteninsel" erscheint („Man erzählt also, daß die Seelen der Verstorbenen immer nach dieser Insel hinüber fahren usw."), wodurch sich die Anknüpfung an die Hadesfahrt des Odysseus wie von selbst ergibt. Damit stimmen die bekannten Verse des Claudian zusammen, von denen Prokop offenbar keine Kenntnis hatte:

> „Est locus, extremum qua pandit Gallia litus,
> Oceani praetentus aquis, ubi fertur Ulixes
> sanguine libato populum movisse silentem."

„Dort steigt die Furie an die Oberwelt," schreibt Norden, „ihren Ruf hören Britannien, Gallien, der Ozean und der Rhein. Die genauen Ortsangaben ermöglichen eine genaue Bestimmung: es kann wohl nur Bononia (Boulogne-sur-mer) gemeint sein. Hier, bei dem alten Gesoriacum, endete die von Lyon ausgehende Agrippastraße."

Ich zweifle nicht an dem originalen Forschen und Denken Nordens, dem erst ein Aufsatz Prof. Kornemanns (Klio IX, 1909) „die Identifikation der Claudian-Verse" ermöglicht hat, möchte aber doch

darauf hinweisen, daß schon vor vielen Jahrzehnten ein mit reichsten Literaturangaben ausgestattetes Werk zu genau demselben Ergebnisse gelangt ist; mehr noch: es ist ihm auch gelungen, die homerischen Schilderungen damit in Einklang zu bringen. Es ist „Das nordische Griechentum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas" von Prof. Hermann Müller, über dem ich im 2. Teile ausführlicher berichtet habe. Aber Müller ist in Vergessenheit geraten, und: „Quod non est in actis, non est in mundo". Seine Beweisführung ist — kurz zusammengefaßt — folgende:

> „Hast du dann mit dem Schiff den Okeanos aber durchsegelt"
> (Ἀλλ' ὁπότ' ἂν δὴ νηὶ δι' Ὠκεανοῖο περήσῃς)
>
> Odyssee X, 508.

muß in dem Leser die Vorstellung eines kurzen Seewegs nach dem anderen Ufer hinüber erwecken. Die Verse in Odyssee XI, 155 ff.:

> „Lieber Sohn, wie kamst du hinab ins nächtliche Dunkel,
> da du noch lebst? Denn schwer wird Lebend n, dieses zu schauen,
> fließen davor doch große Ströme und schreckliche Fluten"

lassen sich ungezwungen — zumal im gedanklichen Zusammenhang mit den erwähnten Claudian-Versen — auf die gallische Küste bei Calais beziehen.

Der kurzen Beschreibung des kimmerischen Landes (Odyssee XI) geht der Vers vorauf:

> „Ἡ δ' ἐς πείραθ' ἵκανε βαθυρρόου Ὠκεανοῖο"
> (Jetzo erreichten wir des tiefen Okeanos Ende).

Der Beweis dafür, daß die Griechen unter πείρατα γαίης oder Ὠκεανοῖο nur das Gebiet der Moriner bei Bononia-Gesoriacum verstanden haben können, ist m. E. durch Müller in völliger Geschlossenheit erbracht worden. Durch die ganze antike Literatur hallt diese Auffassung wieder [1]), und noch Ammianus Marcellinus schreibt im 27. Buche, 8. Kap: „. . . eilte der tatkräftige Feldherr an die äußersten Grenzen der bekannten Welt und gelangte nach der Küste von Bononia" (orbis extrema — wer würde darin nicht die „πείρατα γαίης" wiedererkennen? — dux efficacissimus petens, cum venisset ad Bononiae litus). Diesem durch wohl ein Jahrtausend bewahrten Gedanken, „die Marken der Erde" an die morinische Küste zu verlegen, entspricht der Name Gesoriacum für Bononia (Γῆς ὁριακόν, s. Müller, S. 96 ff.). Auf S. 105 gibt Müller die Verse Claudians in freier Übersetzung wieder: „Also

[1]) Dafür noch zwei Beispiele: Vergil, Aeneis VIII, 727: „Extremique hominum Morini" und Tacitus, Hist. IV, 28: „ut Menapios et Morinos et extrema Galliarum quateret".

an dem Ende der gallischen Küste, das ist an der Enge des Ozeans, am Sunde (so nennt Müller die Straße von Calais) ist das Tor der Unterwelt, hier stürzt die Furie hervor, verdunkelt die Sonne, durchschmettert die Lüfte; Britannien vernimmt das höllische Getöse, das Gefilde der Senones — auf der Straße zu den Alpen und dem Rhodanus (alte Bernsteinstraße) — erzittert, ja Thetys, die Nordsee, wird aufgewühlt, und es stockt vor Entsetzen die Flut des hier mündenden Rheinstroms. Und dies ist dieselbe Stätte, wo Odysseus gelandet, so lautet die Sage, hier hat er geopfert, hier die Toten befragt, ja fortwährend noch vernimmt man die Jammerklage der leise schwirrenden Schatten, und wandern sieht der Landmann die blassen Bilder der Verblichenen. — Britannien gegenüber, vom Sunde umzäunt, liegt das Gebiet des Tartaros; darum sagt also Hesiodos von den Titanen, deren Nachkommen oder Nachsassen Kallimachos in diesen Wohnungen zu kennen scheint:

> Keiner vermag zu entfliehn; denn es schloß Poseidon den Ausgang
> fest mit eherner Pfort', und rings umschränkt sie die Mauer.

(τοῖχος δὲ περοίχεται ἀμφοτέρωθεν — geht das ἀμφοτέρωθεν nicht auf das von beiden Seiten sich zum Sunde verengende Meer?). — Die Pforte, die Mauer ist eben unser Kanal, ist der pagus Gesoriacus, durch welchen die Menapii, Morini und Oromonsaci gejocht sind (juncti), von dem Josephus sagt: „quis major Oceano murus atque obstaculum? . . ."

Soweit Müller, dem der Versuch, die homerische Beschreibung des Hadeseinganges im Lande der Kimmerier und die Claudian-Verse (im Zusammenhang mit vielen anderen Belegstellen) auf die Küste bei Bononia-Gesoriacum zu beziehen, wie mir scheint, vollkommen geglückt ist. Es würde sich nun noch darum handeln, ob etwa andere Forschungen die Überzeugung Müllers zu stützen imstande sind.

An ein Zusammenfließen griechischer und germanischer Elemente scheint Wilhelm Jordan in dem Aufsatze „Der Hadeseingang nach der Odyssee" (in Fleckeisens Jahrbuch 1872) zu denken, wenn er den von Homer an dieser Stelle genannten Fluß „Pyriphlegeton", den „feuerlodernden" mit der germanischen wafurlogi = Waberlohe vergleicht.

Eine Erinnerung an geschichtliche Verhältnisse glaubte auch Arbois de Joubainville (Les premiers habitants de l'Europe, 2. Aufl. 1889, Bd. 1, S. 253) der homerischen Erzählung zugrunde legen zu dürfen: „Le recit d'Homère paraît conserver le souvenir d'une époque historique, où, les Scythes n'étant pas encore maîtres des régions situées au nord de la mer Noire, la tribu thrace des Cimmériens étendait sa domination jusqu'à ces rivages brumeux de l'Océan

septentrional, sur lesquels les nuages et les brouillards voilent le plus souvent la face du soleil, et dont les habitants ne connaissent pas le ciel pur et splendide de la Grèce."

E. H. Berger (Mythische Kosmographie der Griechen, 1904) widerspricht dem allerdings und wie mir scheint, auch sich selber: „Von echt geographischer Bedeutung sind die Bemerkungen über die Kimmerier an den Pforten der Unterwelt. Sie enthalten keine Erinnerungen an eine Urheimat, wie man gemeint hat (Penka, origines ariacae, S. 58), sondern ein unverstandenes Stück von Erzählungen über die Natur der Länder des Nordens". Das ist doch wohl ein Gedanke, der schon 60 Jahre früher durch Müllers Buch überholt worden ist, und es bleibt immer bedauerlich, daß ein solches Werk, das so weittragende Erkenntnisse zu erschließen vermochte, so völlig ohne jede wissenschaftliche Nachfolge geblieben ist. Berger fährt dann fort: „Die Bekanntschaft mit dem angeblich von den Skythen aus Südrußland vertriebenen Volke kann viel älter gewesen sein als dessen historischer Feldzug gegen Lydien zur Zeit des Gyges und seines Sohnes Ardys. Die Nachricht über die unendliche Nacht, in der sie lebten, bürgt dafür, daß die Kimmerier aus dem hohen Norden gekommen waren, oder daß sie dortselbst wohnten, als man von ihnen hörte". Wenn dem so ist, warum sollen dann der homerischen Erzählung nicht „Erinnerungen aus einer Urheimat" zugrunde liegen?

Zwei Jahre nach Berger hat dann J. B. Bury („The Homeric and the historic Kimmerians", Klio VI, 1906) die Frage — eigentlich im Sinne Hermann Müllers — weitergeführt. Er untersucht die Einflüsse, die auf die Claudian-Verse und auf den Bericht des Prokopius (im Gotenkrieg) über die Toteninsel Britannien eingewirkt haben, und kommt — da Prokop sich bei seiner Erzählung nicht einmal der homerischen Nekyia erinnert habe — zu dem Schlusse: „Wir haben es mit einer Sage zu tun, die in Norddeutschland unter Völkern der Unter-Elbe oder in Dänemark oder Skandinavien lebendig war, die von dort durch Heruler nach Konstantinopel gebracht wurde. So habe Prokop diese Sage, die sehr alt gewesen sein muß (this legend must have been very ancient), erfahren. „But now we can say", fährt Bury fort, „that the world of ghosts was also located by another independent ancient tradition on the shores of Ocean. This tradition was preserved till late times on the North-Sea and in the neighbourhood of the Cimbrian peninsula, and the knowledge of it came to Constantinople direct from those regions. The equation of the Cimbri and Kimmerians, which was proposed by the distinguished

historian and traveller Poseidonios, immediately suggests itself." Zum Schlusse: „The main point of this paper, however, is to show that the Homeric Kimmerians and their setting have a double relation, on one hand to the *Κιμμέριοι* of the east, on the other to the Cimbri of the northwest. This is independent of the question wether Cimbri and *Κιμμέριοι* are one; though, perhaps, it may help to establish their identity".

Zur Ergänzung mag noch William Ridgeway („The early age of Greece", 1901) herangezogen werden: „We have already adverted to the people termed Cimmerians in the Odyssey, and we tried to show that by placing them on the Ocean stream and in a region of perpetual night, in juxtaposition to the Laestrygones (the land of the midnight sun), the poet meant the northern parts of Europe. As he makes Odysseus sail to the west he certainly did not mean the east, and he therefore cannot have referred to the Cimmerians of the Black Sea. It is then not too rash to suppose that these latter Cimmerians were but an early swarm from the motherland of the Cimbrians beside the North Sea." Die philologische Seite dieser Frage bereite keine Schwierigkeiten, denn *Κιμμέριος* verhalte sich zu *Κίμβρος* wie *μεσημέριος* zu *μεσήμβριος*.

So haben sich denn Ridgeway wie Bury bemüht, einen interessanten Zusammenhang aus mythischem Dunkel in das hellere Licht der Geschichte zu rücken, und es ist auf Grund ihrer Untersuchungen vielleicht möglich, nicht nur „die Identität von Kimbern und Kimmeriern" (für die sich schon Poseidonios ausgesprochen hatte), sondern auch einen näheren Zusammenhang zwischen Germanen und Griechen zu begründen, denn woher kam dem Homer die Kenntnis dieser „sehr alten germanischen Sage"? Nach Bury allerdings durch phönizische Seefahrer ums Jahr 1000 vor Chr. Wer wollte sich über diese Erklärung wundern? Noch immer haben, wenn in der antiken europäischen Überlieferung irgend eine Lücke klaffte, die Phönizier helfend einspringen müssen, bis sie sich vor der fortschreitenden Erkenntnis von wichtigen Vorposten zurückdrängen lassen mußten. Und so wird es ihnen vielleicht auch einmal in diesem Falle ergehen. Prof. Norden schreibt in den Nachträgen zu S. 186 ff: „Die von mir erwogene Möglichkeit, daß der Dichter (Claudian) mit fertur auf eine bestimmte Tradition der Sage hinweise, scheint sich danach zu bestätigen; aber die Annahme der genannten Gelehrten (C. Lehmann-Haupt in der Real-Enzykl. XI und Bury), daß diese Tradition sehr alt sein müsse, beruht auf Voraussetzungen, die mir einer Nachprüfung an Hand der Ent-

deckungsgeschichte des Westens bedürftig erscheinen". Gewiß, warum soll man nicht an die Frage „von außen" herankommen? Ich schlage aber vor, daneben auch das von Hermann Müller in diesem Punkte gesammelte Material und die von ihm daraus gezogenen Schlußfolgerungen zu überprüfen. Da sein Buch aber selten anzutreffen ist, kann Ukert, „Geographie der Griechen und Römer", 3. Teil, 2. Abt., 1846, S. 361 ff. als Ersatz eintreten. Für manche Fragen ist Ukert immer noch eine Fundgrube.

Es stehen also in der geographischen Ansetzung der Hadesfahrt des Odysseus zwei Richtungen einander schroff gegenüber, und der Grundlage unseres Themas — und meiner eigenen Anschauung — entsprechend, habe ich die von Hermann Müller und neueren englischen Forschern vertretene Ansicht ausführlicher behandelt. Wie sich beide Richtungen einmal zusammenfinden werden, muß die Zukunft lehren. Eine Versöhnung mag zustande kommen, wenn man den von E. H. Berger beschrittenen Weg weiter verfolgt. Die Erwähnung des Odysseus in der Germania kann demnach ebenfalls auf eine damals noch am Niederrhein herrschende Überlieferung zurückgehen. Karl Simrock (Deutsche Mythologie. 1853, S. 369 ff.) knüpft — was hier der Vollständigkeit wegen erwähnt werden mag — an den angelsächsischen (im Beowulf erhaltenen) Mythus von Skeáf an, „den schon Tacitus nach dem, was er Germ. cap. 3 von Ulixes berichtet, vernommen zu haben scheint; in seiner letzten Verjüngung ist er zur Sage vom Schwanenritter geworden . . . Hatte Tacitus die Sage vom Skeáf vernommen, so war er wohl befugt, sie auf die nahverwandte von Ulysses zu deuten, denn auch Er landet schlafend und erkennt die Heimat nicht; es war das Land der Toten, aus dem er kam. Kalypso ist wörtlich die nordische Hel, die verborgene Göttin, die personifizierte Unterwelt usw." Schüchtern wagt sich — wenn man Simrocks Darstellung am genannten Orte liest — die Vermutung hervor, es könnte vielleicht auf diesem Wege der Schwan in Stormarns Wappen gekommen sein. Sichtbare Überbleibsel der Schwanenrittersage mögen zahlreiche Schwanengiebel auf Bauernhäusern von der Rhein- bis zur Elbmündung sein. Vgl. „die Pferdeköpfe auf den Bauernhäusern" von Chr. Petersen (Jahrbücher für d. Landeskunde Schleswig-Holsteins usw. III, 1860, S. 260 ff.).

Scheinbar unbewußt hat neuerdings Hermann Güntert in seinem Kalypso-Buche (1919) an Simrock angeknüpft, indem er auf den inneren Zusammenhang zwischen Kalypso und Lohengrin hinwies (besonders S. 112 ff.). So mehren sich — trotz des Widerstrebens von mancher Seite aus — die Anzeichen für eine geistige Verbindung zwischen

dem germanischen Norden und dem griechischen Süden; es scheint sogar, als berührten sich beide Kulturkreise in der Vorzeit nicht nur, sondern als träfen sie auch in ihren Mittelpunkten zusammen. So schreibt z. B. Prof. R. Much in einer Besprechung von Schuchhardts „Alteuropa": „Für den Germanisten liegt die Versuchung nahe, da und dort einen angesponnenen Faden weiterzuspinnen. So ließe sich in dem schönen Abschnitt »Homer«, in dem gezeigt ist, wie in dem einer jüngeren Stilperiode entstammenden griechischen Epos Erinnerungen an die mykenische Kultur fortleben, eine Untersuchung der germanischen Heldendichtung auf Nachklänge aus vorausgehenden Perioden gegenüberstellen, die nicht ergebnislos wäre". (Anz. f. deutsches Altertum, Bd. 40). Wenn ein über Prähistorie unterrichtendes Werk wie „Alteuropa" Homer mit der germanischen Heldendichtung in Parallele stellen soll, so hat das doch nur dann einen Sinn, wenn zwischen beiden eine geistige und rassische Wurzelverwandtschaft festgestellt werden muß. Etwas weiter gelangen wir, wenn wir bei R. Henning in einer Besprechung des Nordenschen Buches lesen: „Hercules und Ulixes waren für das griechische Kolonistentum ein schier unentbehrliches Requisit. Norden läßt sie mit dem römischen Heere Schritt haltend nach Norden gelangen. Aber die Geschichten machen schon einen recht prähistorischen Eindruck und können leicht den ältesten Seeverbindungen der Griechen angehören". Der letzte kleine, aber wie es scheint unendlich schwere Schritt wird also auch hier nicht gewagt, nämlich das Erkennen der Möglichkeit, daß die Griechen hier verwandte Mythen vorfanden, oder aber, daß eine Mythen- (vielleicht als Folge einer Völker- oder Rassen-) Wanderung vom Norden nach dem Süden stattgefunden hat. Um sich zu einem solchen Schritte zu entschließen, ist es notwendig, die Rückschlüsse aus der Germania nicht in der Vereinzelung, sondern im Zusammenhang mit anderen Erscheinungen zu betrachten. Es sei nochmals auf die Ausführungen über „Orendel", S. 8—10, hingewiesen, desgleichen über die Wege des Bernsteinhandels und das „arktische Paradies", S 205; dazu gesellen sich die überraschenden Ergebnisse der Vorgeschichtswissenschaft, die geeignet sind, ein immer helleres Licht über die im frühesten germanischen Altertum herrschenden Kulturverhältnisse zu verbreiten. Nunmehr kann das Bestehen eines eigentümlichen, von „barbarischen" Verhältnissen weit entfernten Lebens auf germanischem Boden nicht mehr zweifelhaft sein, von dem sehr wohl auch Licht nach den Ländern des Mittelmeeres ausstrahlen konnte; doch werden wir volle Aufklärung darüber erst von der Zukunft erhoffen dürfen. Sehr viel wäre schon gewonnen, wenn die Wissenschaft der klassischen Antike auf der einen, germanische Wissenschaft auf der anderen Seite auf ihren getrennten Gebieten einmal zu einem „Gleichgewicht der Kräfte" gelangen könnten.

Das Herkules/Odysseus-Kapitel ist eingebettet zwischen zwei Abschnitte, die ebenfalls die in die Germania einlaufenden Fäden aus früheren Quellen erläutern. Der vorangehende schließt mit einer kartographischen Skizze (S. 170), die die literarischen Zusammenhänge ethnographischer Berichte (über Skythen, Kelten — Germanen, Iberer) veranschaulicht, und es verlohnt sich auf jeden Fall der Mühe, auf den vorhergehenden Seiten das Zustandekommen dieser Skizze zu verfolgen. Der folgende („Auf den Spuren der Bella Germaniae des Plinius") versucht, Teile des leider verlorenen, aber für die germanische Geschichte zweifellos sehr wichtigen Werkes auf Grund der stilkritischen Methode zurückzugewinnen. Hier kann Prof. Norden die Ausführungen F. Münzers („Die Quellen des Tacitus für die Germanenkriege") in den Bonner Jahrbüchern 104 (1899) wesentlich ergänzen, und mit Plinius gewinnen wir die Sicherheit für die Richtigkeit des rein Gegenständlichen, das uns in der Germania überliefert worden ist. Auch die Archäologie unter besonderer Mithilfe der römisch-germanischen Forschung hat die verhältnismäßig getreue Darstellung des Tacitus erkennen lassen. Prof. Dr. K. Schumacher kommt am Schlusse einer Arbeit („Die Germania des Tacitus und die erhaltenen Denkmäler" in der Mainzer Zeitschrift IV, 1909) zu folgenden Ergebnissen: „Wohl lassen sich in den geographischen und ethnologischen Angaben des Tacitus über die Westgermanen einige Irrtümer und Ungenauigkeiten nachweisen . . . aber im ganzen sind seine Schilderungen, namentlich die der Wohnweise, der Tracht und Bewaffnung, der Volkssitten usw. nach Ausweis der erhaltenen Denkmäler sogar ganz vorzüglich und beschränken sich nicht nur auf allgemeinere Bemerkungen, sondern berichten Einzelheiten, wie sie nur ein tüchtiger Sachkenner und scharfer Beobachter geben konnte". Da nun aber, wie Müllenhoff und andere längst festgestellt haben, Tacitus niemals selbst in Germanien gewesen ist, „hat die philologische Quellenforschung längst vermutet und zum Teil auch erwiesen, daß die Schriften des älteren Plinius eine Hauptquelle für die Schilderungen des Tacitus in der Germania, in den Annalen und Historien bildeten". Und so, wie Plinius, der den größten Teil seines germanischen Militärdienstes am Niederrhein zugebracht hatte, „über die Verhältnisse am Niederrhein eine viel sichere Anschauung und umfassendere Kenntnis als von den obergermanischen besaß", so spiegelt sich dieser Gegensatz auch in der Germania ab. — Dem gleichen Zwecke wie die Arbeit

Schumachers dient die ein Jahr nach Nordens Buche erschienene Schrift „Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus" von Dr. Georg Wilke. Der Verfasser bedauert, daß ein so verständnisvoller Beobachter wie Tacitus sich auf fremde Gewährsmänner verlassen mußte, und darum „bedarf die Germania einer sorgfältigen Prüfung, wenn anders wir ein einigermaßen zutreffendes Bild über die Kultur unserer Vorfahren erhalten wollen. Zwei Mittel stehen uns hierfür zur Verfügung: die Würdigung der von Tacitus benutzten Quellen und die Kontrolle seiner Angaben durch das aus dem Boden zutage geförderte archäologische Material." So ergänzen sich denn die Arbeiten Schumachers, Nordens und Wilkes auf die beste Weise. Von der Beschaffenheit des Landes an — und schon hier kann Wilke, ebenso wie Schumacher, mit manchen eingewurzelten falschen Meinungen aufräumen — und der äußeren Erscheinung der Germanen bis zu den letzten Kapiteln der Germania (wie die Schiffe der Suionen und der im 45. Kap. erwähnte Sonnengott) ist kein Gebiet außer Acht gelassen, dabei auch, wo es nötig schien, in eine weit ältere Zeit zurückgegriffen worden, ohne daß sich Dr. Wilke demselben Vorwurfe wird aussetzen dürfen, den Prof. R. Much einmal der Germania-Übersetzung Dr. Wilsers gegenüber erhoben hat, nämlich daß sie manche zeitfremde und darum das Verständnis der Germania erschwerende Bilder gebracht habe.[1])

Auch Dr. Wilke gelangt zu demselben Schlusse wie Prof. Schumacher, nämlich, „daß die Germania zwar einzelne Irrtümer und z. T. auch Lücken aufweist, die geeignet sind, irrige Vorstellungen über unser Land und seine Bewohner hervorzurufen, daß aber anderseits zahlreiche von Tacitus berichtete Einzelheiten durch die archäologischen Tatsachen in vorzüglicher Weise bestätigt wurden. Dies beweist uns, wie sorgfältig Tacitus, der selbst niemals in Deutschland gewesen ist, bei der Auswahl und Verwendung seiner Quellen zu Werke gegangen ist, und es berechtigt uns, auch seinen sonstigen Berichten volles Vertrauen entgegenzubringen. Die Bodenfunde bilden also mehr eine Ergänzung, als eine Berichtigung der Germania".

Doch wir kehren zu Nordens Buche zurück. Die beiden folgenden Kapitel dienen der Untersuchung über „Entstehung und Bedeutung des Germanennamens". Die Grundlage bildet natürlich der Schluß des 2. Kapitels der Germania, von Jakob Grimm eine „verzweifelte Stelle" genannt. In der von Norden gezeigten sechszeiligen Gliederung:

[1]) (Wiener Prähistor. Zeitschrift V, 1918, S. 92.)

Ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum,
quoniam qui primum Rhenum transgressi Gallos expulerint
ac nunc Tungri tunc Germani vocati sint;
ita nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim,
ut omnes primum a victore ob metum,
mox etiam a se ipsis invento nomine Germani vocarentur;

gewinnt der Satz an Deutlichkeit. Der Verfasser hat wohl jedes einzelne Wort desselben unter die Lupe genommen, dabei auch in der Literatur zurückgetastet und so z. B. ein dem „evaluisse" völlig entsprechendes, weil in demselben Zusammenhange gebrauchtes „ἐκνικῆσαι" bei Thukydides festgestellt. Als der Stamm über den Rhein zog, schreibt Norden, „hieß er »Germani«. Das sind dieselben, die jetzt »Tungri« heißen". Er kann auch nur unter dem „victor" verstanden werden. Diese Auffassung ist allerdings nicht neu. Den Autoren, die nach Norden S. 350 diese Stelle richtig aufgefaßt haben, möchte ich noch Carl Friedrich Barth beigesellen, dessen Übersetzung (des ganzen Tacitus) 1781 erschien. Auch Leibniz, dessen Kommentar der Germania-Ausgabe von J. Chr. Dithmar, 1725, beigefügt ist, nähert sich der Nordenschen Auffassung, nur daß er sich in der letzten Zeile für die Lesart „nomine a se ipsis invento" entscheidet. Jedenfalls aber verliert, an den zwingenden Ausführungen Nordens gemessen, die von Prof. Theodor Birt (Germanen, 1917, und in den Preußischen Jahrbüchern 1915) gegebene Erklärung dieser Stelle (germanus ein lateinisches Wort = echt oder stammecht) erheblich an Beweiskraft.

Die Namensübertragung Tungern-Germanen hat später noch Parallelen aufzuweisen, und Norden macht u. a. auf folgende aufmerksam:

„Die Bezeichnung Franci, eines Teilvolks der Germani, trat nach dem Untergange des Namens Germani an dessen Stelle. (Vgl. Prokop, Vandal. Krieg, I. 3: ‚Die . . . Vandalen zogen . . . an den Rhein zu den jetzt Franken genannten Germanen').

Die Bezeichnung Tungri, eines Teilstammes des Stammes Germani, trat nach der Auflösung dieses Stammes an dessen Stelle"

Auch die Alamannen haben, ebenso wie die Franken, den Namen Germani abgelöst.

Nun würden wir darnach den Namen „Germanen" selbst als germanisch auffassen, aber Norden stellt keine neue Etymologie auf, sondern schreibt nur: „Über die Etymologie des Namens Germanen ist unsagbar viel geschrieben worden. Der Mühe ist nur insoweit Erfolg beschieden gewesen, als sich die zuerst von Zeuß aufgestellte Annahme, er sei keltisch, besonders durch Müllenhoffs Untersuchungen bestätigt hat

Darüber hinaus ist alles Dunkel geblieben". Über den neuesten Versuch von Prof. R. Much, den Namen aus dem Germanischen zu erklären, berichtete ich bereits im 2. Bde., S. 41/42, doch will mir dieser auch jetzt noch nicht völlig beweiskräftig erscheinen, wenn man den germanischen Ursprung selbst auch anerkennen mag.

Während sich also Prof. Norden über die Etymologie des Germanennamens nicht äußert (seine Stellungnahme gegen Prof. Birt hat er u. a. in der Frankfurter „Germania" 1917, H. 6, kundgegeben), so bekennt er doch, daß dieser in sehr hohes Altertum zurückgehen müsse, weil der später „Tungern" genannte Stamm ihn bereits aus seiner rechtsrheinischen Heimat mitgebracht haben müsse [1]). Ein ähnlicher Fall läge vor bei den spanischen Oretani-Germani. Hier drangen Kelten schon viele Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung in das Gebiet der iberischen Oretaner ein, und dieser keltische Stamm, „der an der gewaltigen Expansion der Kelten über die Pyrenäenhalbinsel teilnahm und hier in dem Iberertum aufging, trug denselben Namen wie der Stamm Germani auf gallischem Boden, den wir aus Cäsar kennen. Darin liegt ein wichtiges Zeugnis für das hohe Alter des Namens . . . Wir gelangen ganz hoch in das 6. Jahrhundert (vor Chr.), ja, eher noch über dieses hinaus." Inmitten des Iberertums hat sich der Germanenname als Stammesbezeichnung bis in die römische Kaiserzeit hinein erhalten. Man wäre hier versucht zu fragen, ob sich es hier statt einer keltischen nicht vielleicht um eine germanische Völkerwelle handelt, die in so früher Zeit bis nach Süd-Spanien vorgedrungen ist. Wie noch gezeigt werden wird, spielt der Name keine wesentliche Rolle, ist es doch möglich, daß in so früher Zeit die Begriffe Kelten-Germanen in einander fließen. Eine solche Auffassung würde auch gut mit dem schon bekannten Satze Wilhelm Lindenschmits (1846) harmonieren.

Die Untersuchung des Germanennamens und sein Alter gibt Prof. Norden Veranlassung, noch einmal auf die Odysseus/Asciburgium-Frage zurückzukommen, scheint es doch durch die archäologische Forschung zweifelsfrei festzustehen, daß das Germanentum schon im 7. Jahrh. v. Chr. den Niederrhein erreicht hat. Norden erweist sich hier als eine Persönlichkeit, die nicht nur mit allerbestem philologischen Rüstzeug ausgestattet ist, sondern die auch der germanischen Archäologie das gibt, was ihr gebührt. Man entschuldige die Wiederholung aus dem 2. Bande,

[1]) In der Sache stimmt zwar Prof. Kauffmann (Deutsche Altertumskunde I, S. 229 u. 251) mit Prof. Norden überein. In der Altersbestimmung des Germanennamens scheint mir jedoch ein grundsätzlicher Unterschied zwischen beiden Forschern vorzuliegen. Nordens Ausführungen leuchten zweifellos ein.

aber sie ist hier nicht zu umgehen:" Als ich vollends bei G. Kossinna (Herkunft der Germanen) las, seiner Ansicht nach hätten die Germanen in der frühen Eisenzeit, um 700 v. Chr., den Niederrhein gewonnen, fand ich diesen Ansatz in so vollkommener Übereinstimmung mit dem ungefähren Datum, zu dem ich durch Schlüsse aus dem alten Periplus gelangt war, daß ich daraus eine gewisse Zuversichtlichkeit schöpfen zu dürfen glaubte." (Norden, S. 395.)

Mit hoher Freude dürfen wir feststellen, daß hier die romanistisch-philologische und die germanistisch-archäologische Methode den Einklang miteinander gefunden haben. Aus dem Gefühle innerer nationaler Kraft heraus, die eine solche Verbindung auslösen mußte, konnte Prof. Norden Sätze wie die folgenden schreiben: „Die Prähistorie hat die Vorstellung von der Urtümlichkeit eines nordeuropäischen Volkes (oder einer Völkerfamilie) geschaffen, das seine Eigenart in den Süden des Erdteils und über die kleinasiatische Völkerbrücke hinaus wirken ließ. Wenn nun schon in jenen unvordenklichen Zeiten die Propaganda einer nordischen Rasse auf kulturellem Gebiete kenntlich ist — der Name „germanisch" tut nichts zur Sache, denn so uralt er auch ist, so wäre doch für jene dunkeln Räume, auf die nicht einmal das Dämmerlicht geschichtlicher Kunde fällt, gegenstandslos —, so ist das Germanentum seit den Zeiten, wo es volle Daseinsrealität besaß, eben durch seine Eigenart dazu bestimmt gewesen, wie durch einen Sauerteig den Gärungsprozeß gerade der lebensfähigsten europäischen Nationen hervorzurufen . . . Wohl mag uns das von Tacitus weitergegebene Kennwort eines alten Berichterstatters über Germanisches ein Ansporn sein zur Selbstbesinnung auf unsere angestammte Art und zu deren Bestätigung: aus dem Hasse der Völker erblühe uns eine stärkere Liebe zu dem echten Wesenskern unseres eigenen Volkes".

Diese Sätze erscheinen mir als der Höhepunkt des ganzen Werkes, obgleich sie ziemlich am Anfang stehen (S. 56/57). Sie zeigen deutlich den gewaltigen Fortschritt, den die germanische Altertumskunde in fünfzig Jahren erlebt hat. Wenn Müllenhoff 1870 von der Notwendigkeit sprach, „vom deutschen Altertum aus nach allen Seiten freie Aussicht zu gewinnen", so wissen wir, wie zeitlich beschränkt für ihn der Beginn des deutschen Altertums anzusetzen war. Jetzt ist es wiederum ein Philologe, der dank vertiefter Erkenntnisse mit besonderem Nachdruck von den Wirkungswellen eines nordeuropäischen Volkes in ältester Zeit spricht, in denen das Germanentum — auch

ohne daß der Name „Germanen“ bis dahin laut geworden wäre — sich lebendig erwiesen habe.

Diese Einstellung bekundet schon an und für sich, daß die Taciteische Germania sich den neuen Erkenntnissen durchaus nicht etwa hindernd in den Weg stellt; aus der Schrift selbst geht schon eine besondere — und, vom Standpunkte des Römers aus gesehen, gehobene — Stellung des Germanentums hervor: im Westen wollen Nervier und Treverer nichts von gallischer Weichlichkeit wissen; des „levissiums quisque Gallorum“ (eine neuere Übersetzung sagt dafür: gallisches Lumpengesindel) wurde bereits oben gedacht. Im Osten der unverkennbare Kulturabstieg zu den Fenni (Finnen) und Sarmaten hin. Selbst wenn sich Tacitus der in der Ethnologie gebräuchlichen Wendungen bedient hat, behalten die Quellen, aus denen er schöpfte, immer noch unschätzbaren Wert, den die neuere Anthropologie und Prähistorie gleichermaßen bestätigen. Das bezieht sich auch auf die Aussage, daß die Germanen ein nur sich selbst gleiches Volk sind. „Die kleine Schrift des Tacitus“, sagt Norden S. 450, „in der so viel Leben pulsiert, gewinnt auch quellenkritisch betrachtet erst dann Blut und Leben, wenn wir uns darüber klar sind, daß auf den Büchern, aus denen sie in den weitaus meisten Teilen geschöpft ist, nicht bloß der Staub der Bibliotheken lag, sondern daß sich in sie, bevor sie diesen einverleibt wurden, ein Strom bewegter Gegenwart, frischer Lebendigkeit und unmittelbarer Beobachtung ergossen hatte, ja daß manche Nachrichten allem Anschein nach erst durch Tacitus in die Literatur hineingelangten“.

So wird denn auch die Germania ihren Wert als Quellenwerk niemals verlieren, und sie wird für uns immer den Rang eines „goldenen Büchleins“ bewahren.

Schlußbetrachtung.

„Was ist das Heiligste? Das, was heut und ewig die Geister, tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.“

Goethe.

Am Beginn des von uns besprochenen Zeitabschnittes steht ein Werk, das weniger für die Heimatsbestimmung des Germanentums als für seine politische Rolle in Europa in Frage kommt: „Das Germanentum und Österreich. Österreich und Ungarn“ 1870, von Arkolay, ein Deckname, hinter dem sich Waldemar Sträubel verbirgt. Für ihn kommt die germanische Welt unter zwei Gesichtspunkten in Betracht, 1. als große genetische und historische Gesamtheit, d. h. als Stamm, oder als Volk; 2. aber als das politische Deutschland, wie es zur Zeit tatsächlich besteht.

„In der zuerst genannten Bedeutung muß man sich das Germanentum unabhängig denken von der staatlichen und politischen Form, vielfach sogar unabhängig von der staatlichen und politischen Macht, insofern letztere zur Zeit weit mehr wie früher der Ausdruck äußerlicher Staatsgewalt, nicht aber jener der eigentlichen Volkskraft ist. Das Germanentum als Ganzes hat auch nichts zu schaffen mit der oft zufälligen Gestaltung der Landesgrenzen, mit den Schicksalen, den Bestrebungen und den äußerlichen Umwandlungen der deutschen Einzelstaaten Dasselbe gilt von dem zeitweiligen politischen Aufkommen dieser oder jener deutschen Staatengruppe und dem entsprechenden Niederhalten anderer. Hegemonie-Gedanken sind politische und dynastische Irrtümer; das Volk kennt sie nicht. Bürger- und Bruderkriege konnten das Germanentum vorübergehend schwächen, zumal nach Außen; allein sie waren nicht imstande, seine Bestimmung zu verändern oder sein Ziel zu verrücken. — In der anderen Bedeutung erscheint das politische Deutschland als Ausdruck für das Germanentum. Es ist nur ein ungefähres, ein höchst mangelhaftes, ein verstümmeltes, ein nicht zutreffendes Bild. An ihm sieht man Jahrtausende alte Spuren fremder Eroberungssucht; man sieht an ihm Spuren eines gewalttätigen und kampfreichen Schicksals, einheimischer Fehde, dynastischer Komplotte und diplomatischer Ränke. Man sieht daran aber auch unzählbare Spuren der mächtigen, ewigen und unvertilgbaren Kraft, die im Germanentum wohnt, der fortwährenden Siege einer hochgetragenen Kultur über die von allen Seiten anstürmende Barbarei, und des Freiheitssinnes, der den politischen Bestand Deutschlands, wenigstens in der Hauptsache, trotz der unsäglichsten Kämpfe und Anschläge Europas, bis in die Neuzeit gerettet und gesichert hat. — Indem das Germanentum trotz der

Ungunst vieler Verhältnisse sich im ganzen Jahrtausende hindurch als großes politisches Macht- und Kultur-Element behaupten konnte, ist ihm damit nicht nur eine Bürgschaft für seinen bleibenden Bestand, sondern auch für eine einstige bessere Zukunft gegeben".

Wohlgemerkt: diese Sätze sind nicht etwa 1914, sondern 1870, kurz vor dem Deutsch-Französischen Kriege geschrieben worden. Sie stimmen gut mit dem Bilde überein, daß wir uns heute auf Grund der Rassenforschung und der Archäologie von dem Wirken der nordischen Rasse entwerfen können. Vor Jahrtausenden bildete der europäische Norden den unerschöpflichen Quell, aus dem in immer erneuten Wellen die blutsverwandten Völker hervorbrachen und sich über das südliche Europa bis nach Persien und Indien ausdehnten. Mag auch das Blut sich nicht überall unvermischt erhalten haben, die ursprüngliche Verwandtschaft bleibt bestehen. Als Goethe 1779 in seiner Iphigenie „das Land der Griechen mit der Seele suchte", mochte er wohl gefühlt haben, daß ihm von dort her geistige und seelische Verwandtschaft entgegenleuchtete. In der Tat bleiben wir in unserer geistigen Heimat, einerlei ob wir Goethes Faust, das Nibelungenlied, die Lieder der Edda lesen, oder ob wir uns an den Gesängen Homers und den Dialogen Platos erfreuen. „Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön". Noch zu Goethes Lebzeiten wanderte die Romantik bis nach Indien, um auch dort die seelische Gemeinschaft mit dem Germanischen festzustellen. Die indogermanische Sprachwissenschaft ist im vollen Sinne ein Kind der Romantik, ebenso wie die deutsche Sagen- und Märchenforschung; eines greift da ins andere hinüber. Den Weitblick, den wir vor rund hundert Jahren durch die Herausarbeitung des Indogermanentums gewonnen haben und dem die neueren Forschungen rassenkundlicher und vorgeschichtlicher Art sicher nicht abträglich gewesen sind, wollen wir uns nicht verkümmern lassen. Man darf hier wohl Goethes schöne Verse auf die rein irdischen Verhältnisse übertragen und sie in diesem Sinne beherzigen:

„Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Überdruß".

Wir Deutsche stehen fest auf dem Grunde der nordisch-germanischen Rasse, deren Wurzeln sich tief in die Urzeit hinabsenken. Möge sich nur ein jeder des innigen Zusammenhangs mit allen vorangegangenen Generationen bewußt werden! Die Rasse bestimmt das uns angeborene Element, und nur das Angeborene — noch einmal sei es mit Friedrich Hebbel gesagt — ragt über den Lebenskreis des einzelnen hinaus. Aber über das eigene Sein hinaus wollen wir den Blick dafür offen halten, daß der Deutsche viele Bluts- und Geistesverwandte auf dem Erdenrunde besitzt. Die Rasse verbürgt uns erst die Einheit in der Mannigfaltigkeit. Es mögen auf indogermanischem Boden manche zeitlich und örtlich bedingte Kulturen entstanden sein, die innere Stärke und Tragfähigkeit dieser Kulturen — Heinrich Driesmans würde sagen: das Kulturfeuer — wird aber doch wohl nur durch den Anteil der nordischen Rasse bestimmt, und so wird es uns auch nicht schwer fallen, die Verbindungsfäden zwischen uns und diesen einzelnen Kulturen zu erkennen. Damit stelle ich nicht etwa die germanische Kultur über die griechische, etwa des perikleischen Zeitalters, — um Mißverständnissen vorzubeugen, erwähne ich dies besonders — aber ich stelle sie bewußt nebeneinander: es sind Parallelerscheinungen, bedingt durch die Rassengemeinschaft.

Viel der Aufklärung tut in diesen Dingen noch not, wird doch das geschichtlich-politische Bild stark durch sie beeinflußt. Was könnte nun wohl wünschenswerter sein als daß, wie das Indogermanentum seine Wurzel im europäischen Norden hat, so auch die Aufklärung über die heute noch bestehenden Zusammenhänge von hier ausginge? Noch immer sind vom Norden auch nach Deutschland hinüber entscheidende Anregungen gekommen — ich denke z. B. an die Volkshochschulbewegung —, und für die Germanenforschung insbesondere sind und bleiben die nordischen Reiche das „Paradies". Einen Beginn für die Verständigung glauben wir in der „Deutsch-schwedischen Vereinigung" zu erkennen. In einer Zeit, in der zwar die deutsche Wissenschaft ungebeugt dasteht, die politische Einbuße des deutschen Volkes aber ungeheuerlich ist, wäre es aufs wärmste zu begrüßen, wenn beispielsweise Schweden die Führerrolle in dieser Aufklärungsarbeit übernähme. Leider belehrt uns ja jeder Blick ins öffentliche Leben darüber, wie weit wir noch von einem wirklichen Verständnisse entfernt sind. Und doch: wie notwendig wäre eine solche Arbeit! „Arkolay" und neuere Schriftsteller (wie K. F. Wolff) haben uns gezeigt, wie die nordisch-germanische Rasse seit Jahrtausenden um ihren Bestand zu ringen hatte, wie sie von altersher durch fremde Rassen bedrängt und unterwühlt wurde. Und das „politische Deutschland", das auch Arkolay als „Ausdruck für das Germanentum" auffaßte, spielt ja zur Zeit keine politische Rolle mehr — dank der gemeinsamen äußeren und inneren Feinde. Diese Erkenntnis müßte alle Einsichtigen — soweit germanisches Element reicht — zu einer Einheitsfront zusammenschmieden. Aber welch ein Schauspiel setzen wir dem in unserem eigenen Vaterlande entgegen? Nichts kann ja unseren Feinden erwünschter sein als unsere ungeheure, heillose

Zersplitterung in nationaler und politischer Beziehung. Überall Parteiungen anstatt eines Verständigungswillens! Schmerzlich berührte es mich, bei einem Gesinnungsfreunde, nämlich in der letzten Auflage von R. M. *Gerstenhauers* „Rassenlehre und Rassenpflege" (1924) verdiente Männer wie Avenarius, Wilhelm Schwaner, Spengler, als „Feinde des völkischen Gedankens" und damit überhaupt als „Feinde" gebrandmarkt zu sehen. „So hat sich manches", heißt es da, „was als national galt, nicht als national erwiesen. Und das ist gut so! Jetzt haben wir eine reinliche Scheidung! Keine Feinde mehr im eigenen Lager! Jetzt sind wir, die wirklich zusammengehörigen Elemente, unter uns, gemäß dem Goethe-Worte:

„Was Euch das Inn're stört, dürft' ihr nicht leiden,
Was Euch nicht angehört, müsset ihr meiden,"

und dadurch ist es uns möglich, der *nationalen Wiedergeburt* teilhaftig zu werden"[1]). Wirklich? Mir scheint durch diese Absperrung das Gegenteil erreicht zu werden. Wahrscheinlich hat Gerstenhauer das Goethe-Wort aus Chamberlains Grundlagen (s. 5. Aufl., S. 17) übernommen, aber Chamberlain hat daraus eine ganz andere Nutzanwendung gezogen, nämlich: „Nicht aus dem Wolkenkuckucksheim einer übermenschlichen Objektivität habe ich meine Urteile gefaßt, sondern von dem Standpunkte eines *bewußten Germanen*, den Goethe nicht umsonst gewarnt hat:

Was Euch nicht angehört usw.

Vor Gott mögen alle Menschen, ja, alle Wesen gleich sein: doch das göttliche Gesetz des einzelnen ist, seine Eigenart zu wahren und zu wehren". Also: nicht Germanen gegen Germanen und Deutsche gegen Deutsche, sondern Germanen gegen Fremdrassige, das ist der Grundgedanke Chamberlains. Ich mußte, als ich Gerstenhauers Worte las, an Pastor *Albert Kalthoff* denken, der einmal (in der „Religion der Modernen", 1905) meinte, es wäre für die Religion in ihrem innersten Leben und Wesen viel gewonnen, wenn wir „die Menschen nicht in zwei Lager teilen, *um immer das, in dem wir selber stehen, für das der Guten und Reinen zu halten*". Wann werden wir denn einmal zu einer geschlossenen Front gegenüber unseren wirklichen Feinden gelangen? Dadurch gewiß nicht, daß wir jeden Deutschen, der in manchen Punkten anders denkt als wir, als unsern „Feind" betrachten. Wenn auf dem Wege über schriftstellerische Erörterungen, bei denen man erfahrungsgemäß nur zu oft aneinander

[1]) Vgl. dagegen die Schrift von Prof. M. *Wundt*, „Was heißt völkisch?", 1924.

vorbeiredet, eine Verständigung nicht zu erreichen ist, bleibt immer noch der Briefwechsel oder, besser noch, die persönliche Aussprache als letztes Mittel. Unsere wirklichen Feinde sitzen vor den Toren Deutschlands, und innerhalb Deutschlands in dem von dem Judentum geführten Internationalismus, der scheinbar das ganze öffentliche Leben beherrscht. Scheinbar — denn es gibt eine Tiefe, bis zu der er nicht gelangen kann, und in sich gefestigte Menschen, um die er vergebens wirbt. Auf der Hamburger Tagung für deutsche Nationalerziehung (Anfang Oktober 1924) meinte Dr. *Wilhelm Stapel*, niemand falle leichter auf allen modernen Schwindel hinein (s. Okkultismus!) als gerade die „gebildeten" Kreise, dem Bauer könne das nicht passieren, weil er mit der Natur und dem wirklichen Leben in engster Verbindung steht. In derselben Weise fallen auch die „Gebildeten" auf alles hinein, was das öffentliche international-jüdische Leben ihnen vorzusetzen für gut befindet, und sie glauben nicht schlafen zu können, wenn sie nicht alle „Erotika", von denen „man" oder „die Gesellschaft" spricht, gesehen oder miterlebt haben. Wo die Nachfrage aufhört, hört doch vielleicht auch einmal — so sollte man vom geschäftlichen Standpunkte aus denken — das Angebot auf. Und wie das Beispiel immer von oben nach unten wirkt, so können auch die „gebildeten" Kreise die Massen beeinflussen, indem sie dem ganzen sich in die Öffentlichkeit drängenden Schund, sei es im Theater, im Kino oder in der seichten Literatur, vornehm den Rücken kehren. So kann der innere Feind wenigstens nach einer Seite hin entwaffnet werden, und der Deutsche braucht nicht mehr zu fürchten, durch fremde Gifte „entnervt" zu werden. Damit wird natürlich nur eine einzelne Erscheinung, aber eine gewiß nicht unwesentliche, berührt. Der Abwehrbewegung bleibt alsdann noch genug zu tun übrig. Jedenfalls aber hängt jetzt ungeheuer viel, wenn nicht alles, von der *Gestaltung unseres eigenen Lebens* ab.

Lagarde hat 1878 seinen Aufsatz „Die Religion der Zukunft" folgendermaßen geschlossen: „Deutschland ist in der Lage, im hellen Lichte des 19. Jahrhunderts, vor Zeitungsschreibern und Telegraphendrähten, eine Periode zu durchleben, welche andere Nationen in tiefster Verschwiegenheit unbelauschter Jugend durchlebt haben: Heroentat in der Epoche des Papiergeldes, der Börsenjobberei, der Parteipresse, der allgemeinen Bildung zu tun". Die Aussicht auf eine „Heroentat" ist uns heute dank unseres Parteihaders, dank unseres Wütens gegen uns selbst völlig verbaut — ganz abgesehen von dem heutigen, Lagarde glücklicherweise unbekannt gebliebenen Zeitalter des Kinos und des Radios. Wahrlich, es ist für uns alle Grund genug für den äußersten

Pessimismus vorhanden, und doch dürfen wir ihn nicht Herr über uns werden lassen. Wo finden wir heute noch den unbeugsamen Trotz eines Giordano Bruno, der über sein Schicksal niemals im Zweifel war, und doch, die Augen zu den Himmelstoren erhebend, wohin „sein einsam Wandeln ging“, von seinen Neidern und Hassern sagen konnte:

„Sie schaffen's nicht, daß sich die Luft verdunkelt,
Weil doch, trotz ihrer, unverschleiert funkelt
Mein Aug' und meine schöne Sonne scheinet“.

Nur die Sache, die man aufgibt, ist verloren, solange wir alle noch unsern Mann stehen, haben wir die Hoffnung, uns doch noch einmal durchzuringen. Dazu gehört allerdings, daß wir die Worte Hermann Muthorsts, die bereits 1894 in der Hamburger „Deutschnationalen Warte“ ausgesprochen wurden, voll in uns aufnehmen und ihnen nachleben: „Viel der Selbsterziehung und Reinigung muß noch geschehen, heilige und hohe Freude an deutscher Art und Sitte muß wieder Allgemeingut des Volkes werden, ehe wir zur wirklichen Einheit fortschreiten können, ehe sich alle Brüder im neuen Deutschen Reich zusammenfinden in dem einen, alles beherrschenden Gedanken: deutsch zu werden und deutsch zu bleiben im edelsten Sinne für jetzt und alle Ewigkeit“.

Nachträge.

Zu S. 13, Anm. Über den Bericht des Tacitus über den heiligen Hain der Semnonen vgl. neuerdings Prof. H. Güntert, der arische Weltkönig und Heiland, 1923, S. 127. Güntert erblickt in der taciteischen Schilderung „eine treffliche Parallele für unsere aus dem Veda entwickelte Ansicht vom Weltherrn, der alle Untertanen in Fesseln geschlagen hat, und es ist keine Frage, daß solche urwüchsige Gedanken, die in diesem Semnonenbrauch besonders eindeutig zutage traten, auch sonst in manchen Sitten und Riten abgeschwächt und meist nicht mehr verstanden nachklingen“.

Über das „Gespensterheer der Harier“ vgl. Ludwig Weniger, Feralis exercitus im Archiv f. Religionswissenschaft, Bd. IX. Weniger vergleicht dem schwarzen Heer der Harier das weiße Heer der Phoker, über das zuerst Herodot berichtete. 600 Phoker hatten sich mit Gips bestrichen und überfielen so zur Nachtzeit das Heer der Thessaler. Auch Schweizer-Sidler zieht in seinem Germania-Kommentar diesen Vergleich heran; Weniger verfolgt das Gespensterheer bis in die germanische Mythologie hinein.

Zu S. 98. Herr Prof. Dr. Koepp macht mich auf eine Besprechung der Arbeiten von Prof. M. Much und Prof. Kossinna aufmerksam, die P. Höfer im Globus LXXXIII, Nr. 10, 1903, unter dem Titel „Die indogermanische Frage durch die Archäologie beantwortet“ veröffentlicht hat. Der Verfasser begrüßt es als eine wichtige Etappe der vorgeschichtlichen Forschung, daß zwei ernste Forscher „die archäologischen Erkenntnisse für hinreichend geklärt halten, um ein so dunkles und schwieriges Problem zu lösen, und die Übereinstimmung beider in bezug auf die Urheimat ist gegenüber den bisherigen Untersuchungen zweifellos ein wertvolles Argument für die Richtigkeit“.

Zu S. 146. Prof. Friedrich Seesselberg hat zu Willy Pastors „Altgermanischer Monumentalkunst“ ein Vorwort geschrieben, in welchem es heißt: „Je exakter die Forschung hier arbeiten lernt, um so klarer tritt es zutage, daß die Urheimat nicht nur der Germanen,

sondern auch ihrer Kultur, in Europa, und zwar im europäischen Norden zu suchen ist." Gern schließen wir Prof. Seesselberg in die stattliche Reihe derer ein, die für die nordeuropäische Heimat eintraten.

Zu S. 153/4. Ein weiteres Werk von Prof. Richard Braungart, „Die Südgermanen, die Bojer, Vindelizier, Räter, Noriker, Taurisker usw. waren nach all ihren landwirtschaftlichen Geräten und Einrichtungen keine Kelten, sondern Urgermanen, höchst wahrscheinlich das Stammvolk aller Germanen", 1914 in 2 Bänden erschienen, ist mir erst nachträglich bekannt geworden. Bereits in seinem Werke von 1912 hatte Braungart auf eine weitere, größere Schrift hingewiesen, die im Vergleiche zu der „Urheimat der Landwirtschaft usw." einen „Superlativ" darstellen würde. Damit können nur „die Südgermanen" und die soeben in dem gleichen Verlage (Winter, Heidelberg) erschienenen „Nordgermanen" gemeint sein. An dem erstaunlich reichen Inhalte der „Südgermanen" wird jeder seine Freude haben, auch wenn er den bereits im Titel gekennzeichneten ethnologischen Schlüssen nicht zustimmt. Die „Nordgermanen" sind von Friedrich Dettweiler stark verkürzt herausgegeben worden. Der Verlag hat die Originalhandschrift der Universität Heidelberg überwiesen; sie ist also der Öffentlichkeit erhalten. Beim Lesen des Auszuges regt sich der Wunsch, es möge das ganze Werk — oder einige in sich geschlossene Teile — in einer günstigeren Zeit vollständig erscheinen!

Zu S. 166. Ein von C. Rademacher in „Frühgermanische Kunst" (Deutschlands Erneuerung, Nov. 1924) erwähntes, für die Heimatsfrage wohl nicht gleichgültiges Werk: Josef Strzygowski, „Alt-Iran und Völkerwanderung", 1917, habe ich nicht einsehen können.

Zu S. 165 u. 184. Inzwischen sind erschienen von Otto Hauser „Rasse und Kultur" und von Dr. Hans Günther „Kleine Rassenkunde Europas", beide mit guten Abbildungen.

Zum Abschnitte über die Germania:

S. 218 ff. Sowohl Prof. Dr. W. Vogel als auch Arthur Nordén vermuten, daß auf den der jüngeren Steinzeit und frühen Bronzezeit angehörenden schwedischen Felsenbildern „viele Schiffe — entsprechend einem noch später vorkommenden Volksglauben — Totenschiffe darstellen sollen, die die Seelen der Erschlagenen ins Jenseits hinüberführen". Stellt man damit zusammen, was Prof. Vogel („Von den Anfängen deutscher Schiffahrt," Prähist. Zeitschrift IV, 1912, S. 3) schreibt: „Aus der auffallenden Ähnlichkeit gewisser Grabformen an der Westküste Schwedens und der Ostküste Englands muß man sogar auf einen

direkten Seeverkehr quer über die Nordsee schließen, da sich die entsprechenden Formen in Dänemark, Nordwestdeutschland und den Niederlanden nicht finden", so muß man die Möglichkeit zugeben, daß — da ja Schweden den Ausgangspunkt der Schiffahrt darstellt — Britannien schon damals als „Toteninsel" erscheinen mußte. Dadurch würden Claudians Verse und Prokops Bericht in eine merkwürdige vorgeschichtliche Beleuchtung gerückt werden. Über bloße Vermutungen wird man allerdings vorläufig nicht hinauskommen.

Herrn Prof. Dr. Friedr. Koepp verdanke ich noch folgende Hinweise:

Zu S. 215. In einer — ebenfalls dreiteiligen — Arbeit „Dreiheit" im Rhein. Museum für Philologie kommt Hermann Usener mit H. Diels zu dem Schlusse, daß die „drei" die ursprüngliche Endzahl der primitiven Menschheit war. Dadurch werden die Dreigötter-Erscheinungen indogermanischer Mythologien eines gewissen Nimbus entkleidet.

Zu S. 217 (Herkules betreffend). Hier sollte Prof. Koepps Besprechung des Nordenschen Buches in den Gött. Gel. Anzeigen herangezogen werden. Leider hat mir diese nicht zur Verfügung gestanden.

Zu S. 227 (Germanenname). In den Sitzungsberichten der Berliner Akademie, 1918, hat Prof. Norden in einer längeren Abhandlung „Germani", die eine Vorstufe zu seinem Werke zu bilden scheint, auch die etymologischen Versuche, die Germanennamen zu erklären, geprüft und ist zu einem „Ignoramus" gelangt. Diesen Standpunkt vertrete auch ich. Darüber hinaus schien mir aber ein Vortrag Prof. Nordens Anfang 1922 in der Hamburger Universität neue Aussichten zu eröffnen (Anknüpfung an die seit 1893 bekannte Göttin Garmangabis), und ich bitte Herrn Prof. Dr. Norden auf diesem Wege, die damals von ihm entwickelten Gedanken zu verfolgen und zu veröffentlichen.

„Der Namensatz in Tacitus' Germania Kap. 2" betitelt sich ein Beitrag Prof. Koepps in der Philippi-Festschrift, 1923. Der Verfasser erhebt Einspruch gegen die von Prof. Norden vermutete „doppelte Gebrauchsweise der Präposition a" (einmal im Sinne von griech. ἀπό, das andere Mal ὑπό — „a victore" — „a se ipsis"). Auch nach Prof. Koepp kann unter dem „victor" der Römer verstanden werden, dessen „Germanenfurcht" noch von dem Kimbernkriege herrühre.

Aus der Feder Prof. Dr. Georg Wolffs stammen:

1. „Antike Klassikerstellen im Lichte der römisch-germanischen Altertumsforschung" in dem Neuen Jahrb. f. d. klass. Altertum, 42, 1918. Dieser Aufsatz ist eigentlich eine Bestätigung der S. 225 genannten Arbeit von Prof. Schumacher in der Mainzer Zeitschrift. Interessant ist in ihr der Nachweis des auch durch die Völkerwanderung nicht durchbrochenen

Zusammenhangs zwischen der griechisch-römischen und der frühmittelalterlichen Kultur im rechtsrheinischen Südwestdeutschland.

2. „Tacitus' Germania und deutsche Frühgeschichte" a. gl. O., 53, 1924. Wie schon der vorige Aufsatz erkennen ließ, vertritt der Verfasser Anschauungen, die denen Dopschs verwandt sind. So baut er denn auf dem Grunde des von diesem inzwischen erschienenen Werkes und des Buches von Prof. Norden weiter. Hinzu kam dann noch die in der gleichen Zeitschrift 1922 von Ernst Maaß veröffentlichte Arbeit „Die Lebenden und die Toten". Der Verfasser verwendet dies alles zur Bestätigung der Angaben in der taciteischen Germania.

3. Eine allgemeine Besprechung des Nordenschen Buches im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins usw., 70. Jahrg., 1922. Anerkennender Standpunkt. „Überhaupt hat Norden der Quellenanalyse mehr als seine Vorgänger positive Ergebnisse abgewonnen."

Namen-Verzeichnis für den 1.—3. Teil.

Druckfehler-Verzeichnis.

Seite	Zeile		statt	
Seite 40,	Zeile 11 v. o.	seinem	statt	seinen,
„ 65,	„ 4 v. o.	zweitem	„	zweiten,
„ 113,	„ 10 v. u.	G. Wilke	„	H. Wilke,
„ 127,	„ 9 v. u.	Tiryns	„	Tirynus,
„ 128,	„ 7 v. u.	würde	„	wurde.

